Thereſens Briefe

aus

dem Süden.

Herausgegeben

von

einem Freunde der Verfaſſerinn.

Braunſchweig,
Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1841.

1921 K 145

Vorwort.

Der sinnige Leser wird, dies hofft der Herausgeber zuversichtlich, mehr als einmahl diese Mittheilungen lesen, die er wohl als von einer wahrhaft schönen Seele herrührend bezeichnen darf. — Therese ist eine Schwärmerinn: aber sie schwärmt nur für das Hohe, Edele, Gute und Schöne; und mag sie auch bisweilen an dem Phantastischen hinstreifen: auch ihre Phantasmen sind schön und edel. — Oft lebt sie in einer Welt, welche nicht die hienieden ist, und hegt dann auch wohl bisweilen Wünsche, die in diesem Erdenleben keine Erfüllung hoffen können. — Therese, die junge, schöne, geistreiche Frau, hatte das ersehnte Glück Mutter zu seyn, und liebte ihren

Sohn mit unaussprechlicher Hingebung; das Schicksal entriß ihr den Liebling, den Einzigen, für den sie so ganz lebte: daher unstreitig das Sehnen nach einer andern bessern, vollkommenern Welt, wo es, nach ihrer schönen Phantasie, keine Trennungen von dem Geliebten mehr giebt, daher die Wehmuth, welche in den Briefen der dennoch dem Leben und seinen höheren Freuden keinesweges abgestorbenen Frau an den ihr väterlich gesinnten greisen Freund fast vorherrschend zu seyn scheint. Ueberhaupt sind Theresens phantasiereiche Wünsche zu hoch gespannt. — Dem Herausgeber dieser Blätter, ihres edeln Vaters und ihres liebenswerthen Gemahls altem Freunde, der von ihrer Kindheit an auch ihr befreundet war, kann sie, selbst nach ihren äußern glänzenden Verhältnissen, nur glücklich erscheinen, und er möchte die liebe Freundinn oft einer Undankbarkeit gegen das Schicksal anklagen, wenn sie sich nicht glücklich achtet, zu sehr hingerissen durch einen allerdings harten Verlust und durch eine zu rege Phantasie, die ihr ein ideales Glück vorspiegelt, welches in der Wirklichkeit nicht zu erreichen steht. — Theresens »Reisebilder«, um einen zur Mode gewordenen Ausdruck hier anzuwenden, sind meistens treffende und lebensreiche Darstellungen. Am wenigsten glücklich

ist sie, wenn sie über Gegenstände der Architectur und Bildhauerkunst zu urtheilen übernimmt: den tiefern Sinn der Gemählde erforscht ein weibliches Auge schon eher. Dem Unterzeichneten hat es immer geschienen, als wenn der Marmor für Frauen zu kalt sey: sie wollen lebendige, selbst ideale Lichter und Farben. — Die hier folgenden Briefe sind sämmtlich Kinder des Augenblicks; sie entstanden auf der Reise selbst. Dem Herausgeber hat nur eine Art Druck-Correctur, ein zwar nothwendiges, aber nicht hoch anzuschlagendes Geschäft, obgelegen. Um etwas völlig Correctes dem Leser zu übergeben, hätte er ein strengerer Corrector seyn müssen. — Therese sollte aber nichts an ihren Eigenthümlichkeiten verlieren, und so ließ er es, mit Recht gewiß, an den Verbesserungen bewenden, die er vorgenommen hat. — Kaum wird übrigens die Bemerkung erforderlich seyn, daß er keineswegs den Aussprüchen der theuern Freundinn allenthalben seine Zustimmung geben könne. Bisweilen sind ihm solche selbst nicht ganz deutlich und klar. — Der Leser rathe nicht auf den Namen der Verfasserinn: die Anonymität zu lösen möchte ihm schwerlich glücken; aber er suche in die Tiefe ihres schönen Herzens und ihres Geistes zu dringen, und hier strebe er Räthsel zu lösen,

deren Lösung edeler ist, als die Ausforschung eines Namens, der im Dunkel zu bleiben wünscht.

Venedig, in einem heitern Zimmer an der Riva de' Schiavoni, am 1. März 1841.

Der Herausgeber.

Mainz.

Ich ſchreibe Dir gleich nach unſerer Ankunft hieſelbſt. Du weißt, daß das eben ſo wohl eine ſüße Gewohnheit als eine wirkliche Nothwendigkeit meines Daſeyns iſt, Dir zu ſchreiben, — das heißt — oft Deine Hand küſſen, — Dir zu ſagen, wie ich Dich liebe. — Aber wie viel öfter denke ich Deiner, als ich Dir ſchreibe; wie iſt nichts was mir begegnet, an das ſich nicht Dein Bild reihete.

Mein letzter Brief war aus Düſſeldorf; ſeitdem ſind wir unter Regen und Sonnenſchein bis hieher gezogen, wo es uns, nachdem wir ſo viele kleine Orte am Rhein ſahen, ganz großſtädtiſch anweht. — Schön, und ſelbſt reizend, trotz der vorgerückten Jahreszeit, in den vielen Schattirungen der Blätter, erſcheinen die Rheinufer von Cöln nach Mainz; Alles ſpricht von einer Größe, die da war, die nicht mehr iſt. — Vom Ehrenbreitſtein herab hatte ich den Blick auf den grün-

schillernden Rhein, auf die Mosel und das an Berge gelehnte Coblenz. In St. Goar und Bingen verklärten einzelne Sonnenstrahlen die schon kahl werdenden Anhöhen; friedlich und Friede verkündend erschien die Rochuskapelle hinter Bingen; ihr gegenüber erhebt sich der Johannisberg. Wir gerne unterhalte ich mich mit den gutmuthigen Rheinländern, die in Sprache und Wesen den Stempel der Offenheit tragen!

Du fragst mich in Deinem Brief, was der fünfundfunfzigjährige Goethe mit der Liebe eines Kindes beginnen konnte, und ob es nicht natürlich war, daß er dabei kalt blieb? — Ja! kalt ist er dabei geblieben, kalt wie der Gletscher im Rhonethale, dessen Eishülle allerdings Farben spielt, aber nur *spielt*, der nicht von der Sonne erwärmt wird, die sich an ihn mit Strahlen und Glut wagt, sondern an dem die Zeit und der Wanderer spurlos vorüberziehen. Ob es natürlich ist? — Ich habe eine geringe Meinung von dem Herzen, das nicht von Leidenschaft, in welchem Alter sie sich zeige, einmal, wenn auch nur auf einen Augenblick, hingerissen wird; ich halte das Gemüth für selbstsüchtig, das mehr nimmt als giebt, das sich lieben läßt und nicht wieder liebt, das weinen sieht und nicht mit-

weint, — selbstsüchtig und kalt die Seele, die wie Goethe sich die tiefen Geheimnisse des Herzens erschließen läßt, sich die Seele des glühenden Mädchens zu eigen macht, alle Knospen und Blüthen in ihr zur vollen Pracht vor sich entfaltet, und daran — die Anatomie der Seele studirt. Goethe wußte was er that, er nahm, aber die rührende Klage des liebenden Mädchens: »ich hab' Dich nicht in diesem äußern Leben; Andere haben Dein Vertrauen; ich habe nichts, bin nichts, dessen Du begehrst. — Kein Morgen weckt Dich, um nach mir zu fragen;« — die rührende Klage ließ ihn kalt. Weißt Du, was er hätte thun sollen? — Er hätte entweder das Mädchen lieben müssen, wie der fünf und zwanzigjährige Jüngling liebt und wie der fünf und funfzigjährige Mann lieben kann, wenn sich auch seine Liebe verschämt, wie Jean Paul sagt, hinter Enkel versteckt; oder auch, er hätte ihr den Briefwechsel nicht gestatten sollen. Wer aber reich und geizig ist, der ist — die Grazien mögen mir das Wort verzeihen, welches mir auf den Lippen schwebte. — Da sagt Bettina wieder: »die einsame Zeit ist allein was mir bleibt, wessen ich mich erinnere war in der Einsamkeit erlebt, und was ich erlebt habe, das hat mich einsam gemacht!« — Wie tief fühle ich, daß auch ich Augenblicke hatte und habe, wo ich alle Geheimnisse meiner

Seele ausplauderte, immer noch glaubte, nicht genug geplaudert zu haben und endlich doch einsam blieb. —

Als ich Dir zuerst von Goethe's »Briefwechsel mit einem Kinde« sprach, war ich weit entfernt, zu wissen, was ich sagte; denn ich hatte nur das Tagebuch, nicht aber die Briefe, gelesen. Diese sind es nun, die mich lebhaft angesprochen, ja! die mir eine Welt voll Geister erschlossen, die mich in ein Reich entführt haben, dem ich nicht fremd, aber entfremdet war, die mir deutschen Sinn und Deutschthum in einem Licht gezeigt haben, das mich wie mit Zauberglanz umfließt, von dem ich mich nicht trennen mag, das mir Erinnerungen aus meiner frühesten Jugend vor die Seele rückt, das mit seinem warmen Athem alle Eiszapfen des Herzens in süße Thränen zerrinnen macht. —

Denke Dir den steifen, ernsten Hofmann Goethe und das holde dreizehnjährige Kind Bettina, das nur für ihn lebt, an ihn denkt, nur liebt und webt in ihm. — Goethe, alles hinnehmend, dem Götzendienst, den sie an ihn richtet, mit vornehmem Lächeln zuschauend, aber nichts wiedergebend; eine wahre, männliche Männernatur; und sie, — Bettina, — begeistert, hoch auf den Gipfeln ihrer kühnsten Liebe, aus Regenbogenfarben zusammengewebt, reizend in dem was Scherz ist, schauerregend, wenn sich vor dem erstaunten Seelenauge

diese Tiefe und Fülle der Gedanken in seltsamen Worten erschließt; Kind und Held zugleich, eine Riesenwelle, die das Ufer zerschellt, Alles und Nichts in dieser Welt, da sie nicht geliebt wird. — Einmal sagt sie ihm: »Ja, ich glaub's, daß ich Dir lieb bin, trotz Deinem kalten Briefe; aber wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ginge, und Du bliebest ohne Kunst und ohne feines Taktgefuhl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten, wie jetzt, wenn so ein lichter Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe.« —

Und damit hat sie ihr Wesen und das seine characterisirt. — Wie geht es denn Dir in so weiter Ferne? Ich sitze in meinem Kämmerlein, höre den Wind brausen, und freue mich, daß ich viel jünger als meine Erfahrungen bin. Endlich komme ich doch noch dahin, wohin Du mich haben willst, lebe der Gegenwart, pflücke alle Blumen, und denke nicht vor der Zeit, was die Zeit bringt.

Für den mir übersandten Brief tausend Dank; erstlich ist er der Brief einer geistreichen Frau, dann ist die Frau vorherrschend. Sie muß ein sinniges Wesen seyn, dessen Verstand liebenswürdig ist, (nicht jeder Verstand ist liebenswürdig) ruhig, von Leidenschaft un-

berührt, das reine Waſſer eines Quells, das alle Gegenſtände um ſich in ſich abſpiegelt. Daß ſie aber Goethe lieben will, weil Bettina ihn liebt, das mußt Du nicht leiden, er verdient es nicht. Mir iſt Goethe ordentlich wiederwärtig geworden, eben weil ich auch etwas practiſch bin. — Was Deine Freundin Dir von den Frauen ſagt, die Männer lieben müſſen, iſt ſehr ſchön. Glücklicherweiſe liebt man, nicht den Mann, ſondern die Liebe. Wären die Männer ſo, als unſere Liebe ſie macht, ſo gäbe es über der Erde keinen Himmel, ſondern der Himmel wäre auf der Erde. Daß ich das ſage, weiß, daß Wirklichkeit und Ideal nicht Eins, ſondern Zwei ſind, das betrübt mich in dieſem Augenblick, denn auch ich möchte dreizehn Jahre alt ſein.

Auf dem Rigi.

Wie ſoll ich den Rigi beſchreiben! — Wir haben die majeſtätiſche Ausſicht auf zwölf Schweizer Seen, auf die hohe, ſchneebedeckte Alpenkette, über die nördliche und öſtliche Schweiz, bis tief in Schwaben hinein und auf den Jura! — Man ſieht die Cantone Luzern, Unterwalden, Zug, Schwiz, Zürich, Aargau, die Berge der Cantone Appenzell, St. Gallen, Thurgau, Schaffhauſen, Solothurn, Baſel, Bern und Uri. — Die

untergehende Sonne warf ihre goldenen Strahlen scheidend über die erhabene Welt unter uns, flammte noch einmal im Abendroth purpurn auf und versank dann hinter Frankreich in die Tiefe. Eine heilige Stille verbreitete sich. Die Seen zu unseren Füßen schienen in ihrem Wasser stillzustehen, kein Lüftchen regte sich. — Sonderbar, mit dieser erhabenen Abendfeier contrastirten die Menge der Reisenden, die sich auf dem Rigi versammelt hatten und die geschäftig hin und her in ihren Ameisenangelegenheiten liefen, sich zankten und sich erboßten, da das Essen nicht fertig und die Zimmer nicht angewiesen waren. — Um drei Uhr Morgens erscholl das Alpenhorn; im Nu war ich in den Kleidern. Aus den Fenstern sah ich die weiße Alpenkette vom Morgenroth erleuchtet, die Sonne schoß wie eine feurige Kugel in die Himmelshöhe, die Schneeberge brannten wie mit tausend Lichtern geschmückt. — Unser Führer nannte uns alle Berge und Seen in der Nähe und Ferne: die Jungfrau und unter uns Küßnacht und die hohle Gasse, wo Wilhelm Tell den Landvogt Geßler erschoß. — Nein, Tell darf, wie man jetzt gelehrt behauptet, keine mythische Person seyn! — Als wir den Rigi bestiegen, hatte unser Führer einen kleinen Hund bei sich. Das arme Thier hatte den ungeheuern Berg erstiegen, weil sein Herr ihn erstieg. Er lief vor

uns her, kehrte um, um einen Blick ſeines Herrn zu erſpähen; hatte er ihn erhalten, ſo war er zufrieden, er zog das Schwänzchen ein, und leckte ſeinem Herrn die Füße. Der Führer ſchalt, fluchte, verjagte den Hund, aber der Hund blieb immer gleich freundlich. Du glaubſt nicht, wie ich den Bewegungen des Hundes folgte, wie viel mir in dieſer Anhänglichkeit zu liegen ſchien. Auf einmal kam der Hund zwiſchen die Beine meines Pferdes, es ſtolperte, der Führer drehte ſich wüthend um, er drohte dem Hunde mit dem Stock und der unſchuldige Hund nahm die Flucht, weil er ſeinen Herrn böſe ſah. Armer Hund, wie gerne hätte ich dich geſtreichelt! —

Neufchatel.

Neufchatel iſt nicht bedeutend groß; aber die Lage hart am See, und die vielen Weinberge, die überall aus der Tiefe bis zu den hohen Spitzen der Felſen ſteigen, machen ſich ſehr anmuthig. — Unterwegs im Wagen las ich die Memoiren der liebenswürdigen Mahlerin Lebrun. Ich habe den erſten Theil mit großem Vergnügen durchflogen, und von Neuem die Auffaſſungsgabe der Franzoſen bewundert, die aus dem Nichts Etwas machen können, und deren Darſtellungen aus

leicht zusammengefügten Kleinigkeiten bestehen, die die angenehme Unterhaltung zu Büchern anwachsen lassen, ohne daß das irgend eine Mühe verursacht hätte. — Da sind die Deutschen, die alles viel schwerer nehmen, ganz andere Leute; sie beleuchten die Dinge moralisch, philosophisch, geschichtlich, religiös, was weiß ich, aber langweilen sich und Andere recht herzlich, daß man froh ist, wenn man sich aus lauter Leser-Gewissenhaftigkeit endlich mit Händen und Füßen, durch die langen, langen Irrwege durchgearbeitet hat. Das Buch der Lebrun las ich in einem Athem, wo wäre mir das mit einem deutschen Buche geschehen? — Aber freilich bleibt einem von einer solchen Lectüre nichts im Gedächtniß, als der angenehme Eindruck des Ganzen zurück, so daß man wohl weiß, man hat sich unterhalten, aber nicht, warum man sich unterhalten hat.

Genf.

Wir haben in Morges geschlafen und sind dann über Copet und Fernay nach Genf gefahren. Leider verhüllten dichte Nebel die Aussicht auf den Genfer See, dennoch war die Fahrt längst dem Ufer, vor lieblichen Landhäusern vorbei, überaus schön. Der Winter hat hier noch nicht sein Recht behauptet; zwar

ſtarrt es auf den Höhen des Jura und des Montblanc's in ewigem Eiſe, aber im Thale grünt es, und es wehen ſanftere Lüfte.

In Copet ließen wir uns auf das Schloß der Frau von Staël führen. Die Lage iſt reizend; vom Billardzimmer überſieht man den See und die grünſchillernde Rhone, die ihn durchſchneidet. Mit Ehrfurcht betrat ich das Zimmer der berühmten Frau, die hier, neben glänzenden Tagen, wohl auch tiefſchmerzende Augenblicke gehabt hat. Ihr Bild und das ihres Sohnes ſind hier von Meiſterhand gemalt. Neben dem Zimmer, in dem dieſe Bilder aufgeſtellt ſind, befindet ſich das Schlafzimmer der jungen Frau von Staël, die hier ihren Mann und ihr einziges Kind ſterben ſah. Das kleine Bette, das neben denen der Eltern ſteht, preßte mir wehmüthig das Herz zuſammen. Wie manche Hoffnung iſt auch hier zu Grabe getragen worden! — und wie iſt doch von all dem Glanze, der früher hier herrſchte, nichts mehr da geblieben, als eine Stille, die von der Vergangenheit redet, aber ſo wie Gräber reden, die geliebte Dahingegangene einſchließen. —

Fernay iſt das beſcheidene Landhaus, in dem Voltaire den größten Theil des Sommers zubrachte. Unberührt in ſeinen, von ihm allein bewohnten Zim-

mern, ſteht das vom Staub zerſtörte Bett, auf dem er ruhte, und daneben den einfachen Schreibtiſch, an dem ich mir Voltaire in der Fülle ſeines Geiſtes, reich an erhabenen Gedanken, mit dem Adlerblick des Genie's die Welt beherrſchend, dachte! — Und nun von alle dem nichts mehr als Staub! — die Quelle des Witzes zerronnen, verrauſcht das Wort, das entzückte oder niederſchlug, verſchwunden der Geiſt, der hier lebte, litt, ſchuf und zerſtörte! Und doch ſo viel noch übrig, und die kommenden Geſchlechter reich im Voraus durch das, was dieſer Geiſt zurückließ! —

Turin.

Seit geſtern Nachmittag bin ich in Italien. Ich ſchreibe Dir im hôtel de l'Europe, das einem Palaſte gleicht; vor mir habe ich das im großartigſten Styl gebaute Schloß, das daranſtoßende Gebäude, das eine Art Muſeum iſt, und die Ausſicht auf die ſchönen regelmäßigen Straßen, die mich in ihrer Größe überraſcht haben, und die nach allen Seiten hin den großen Platz, auf dem das Schloß ſteht, durchſchneiden. — In Genf hielt ich mich nur kurze Zeit auf und machte mich dann auf den Weg nach Sollenche und dem Chamouni Thal. Der Weg iſt wildromantiſch; der

Montblanc glühte, purpurn von der Sonne beleuchtet, unter und neben ihm zeigten sich die schneebedeckten Berge und Gletscher, die Aiguille verte und die Aiguille de Dru; der bis tief in das Thal hinabsteigende Gletscher Bossont, der in seiner Weiße blendet, entriß mir einen Schrei des Entzückens. Um und neben ihm sprossen frischgrünende Tannenhölzer, die die schroffen, dahin gestürzten Granitblöcke halb verdecken.— Wir gelangten bis zu dem Fuße des Eismeers, sahen die zwei Quellen des Averon aus seinen Eismassen sich hervorstürzen, bewunderten die Averon-Grotte, hörten das Donnern der Lawine, hatten uns im wärmsten Sonnenschein an dem Bette des Flusses gelagert und haben dann den Weg nach Aix genommen. — Du kannst Dir Savoyen gar nicht schön genug denken; es steht in nichts der Schweiz nach, ja es ist in manchen Naturscenen noch schöner, großartiger und erhabener. — Aix ist seiner warmen Quellen weit und breit berühmt, es ist eins der schönsteingerichteten Bäder, die ich je sah, umgeben von einer himmlischen Gegend, voll kuhn zerstreuter Felsmassen und voll üppiger Thäler.

Von Landebourg geht es nach dem Mont Cenis, auf dessen Höhen wir in einem einsamen Wirthshause die Nacht zubrachten. Hier las ich die Schilderungen

der Miſtriß Trollope über eine Stadt, die ich kenne, und die aus einer Feder gefloſſen ſind, die in ihrem einfachen Styl geiſtreiche Bemerkungen enthalten. Wenn alle Frauen ſo und nicht anders ſchriftſtellern wollten, wenn ſie laut denken und harmlos ſchwatzen, ſo wollte ich ihnen das Schreiben zugeſtehen. Da die meiſten aber, über ihren Horizont hinweg, von Dingen, wie der Blinde von der Farbe, reden, da ſie eitel, ſtatt wahr ſind, iſt mir ihr Schreiben im Allgemeinen immer unweiblich erſchienen. —

Turin iſt eine wunderſchöne Stadt, aber auch hier ruft überall die Stimme der Vergangenheit — »vorüber,« — auch hier iſt die Erinnerung reicher als die Gegenwart. Die Kirche der Mutter Gottes, die bei der Rückkehr des Königs erbaut wurde, liegt auf einer kleinen Anhöhe, jenſeits der Brücke, die über den Po führt und iſt in ihrer Art das Schönſte, was man ſehen kann. Ihr Inneres iſt einfach, aber erhebend, von vier herrlichen Marmorſtatuen geziert. Ueber dem Altar ſteht die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Rechts von der Kirche liegt, hoch auf der Spitze eines Berges, ein Kapuzinerkloſter, und hinter der Kirche erheben ſich Villa's und Schlöſſer. Das Theater Suterra hat uns nicht ſonderlich befriedigt, dagegen haben wir die Kathedrale nicht ohne lebhaftes Intereſſe geſehen. In

ihren zwei Seiten-Kapellen befinden sich zwei sehr schöne Marmorstatuen von Legros: die heilige Christine und die heilige Therese. — Hinter der schönen Brücke, die über den Po führt, reihen sich die Weinberge, an denen Turin reich ist und die sich um die Stadt in lieblicher Abwechslung hinziehen, an das Kloster und an die Lusthäuser Stupinigi, Giavara, Moncalieri, die die Italiener »un delizio« nennen. Die königliche Akademie und die Universitätsgebäude, in der sich eine Sammlung ägyptischer Seltenheiten von großer Schönheit, und Bruchstücke von griechischer Bildhauerkunst befinden, sind der genauesten Beachtung werth.

Zufällig fand ich in meiner Reisebibliothek »Wienbargs ästhetische Feldzüge« — die das junge Deutschland zeigen, wie es seyn sollte. Es ist ein heiliger, tiefer, auf unermüdetes Nachdenken gegründeter Ernst, der den flüchtigen Geist der Jugend in Fesseln geschlagen, und sich über die Welt erhebt, der aus diesem Buche zu uns, wie ein Gruß aus reinen Höhen, weht. Unübertrefflich ist die Lösung der Fragen in der fünften Vorlesung; durchgehends im ganzen Buch eine Schärfe des Urtheils, wie sie nur der edelste Geist besitzt. Daß Du mir das Buch mit zu den übrigen gepackt hast, freuet mich um so mehr, da sich die

Erinnerung an daſſelbe, nun mit dem Andenken an Dich vermiſcht. Wenn ich aber das Gute, Edle, Ausgezeichnete denken will, dann brauche ich die Bücher nicht, ich brauche nur auf meine Freunde, auf Dich zu blicken, ich brauche nur meine Vergangenheit, meine Gegenwart zu betrachten, überall tritt mir Deine milde Geſtalt entgegen, mir, die Du nicht beurtheilend verurtheilſt, die Du jedes Gefühl und jede Neigung hochhältſt und wohl weißt, daß der Menſch, aus tauſend Widerſprüchen zuſammengefügt, viel beſſer thut, ſeiner innern Stimme, als der Welt zu folgen. —

Mailand.

Ich habe mit Entzücken, mit Schauer der Andacht, mit Rührung und Freude den Dom von Mailand betreten; ich habe an ſeinen Säulen hinauf, zu den hochgewölbten Bogen, die ſein Dach tragen, geſchaut, ich habe an den Stufen ſeines Altars das Sonnenlicht geſehen, wie es glühend das Innere der Kirche durch bunte Fenſterſcheiben verklärte, dann hinunter zu dem Grabe des heiligen Carls, der, umgeben von den Reichthümern des Orients, in einer wunderſchönen Kapelle ruht. — Dann hinauf auf das Dach des Doms, den hundert und zwanzig kleine gothiſche Thürme

und tauſende von Statuen von weißem Marmor zieren*). — Unter mir lag das Gewirre der Menſchen, die emſig, jeder ſeinem Geſchäfte, dem kleinen Wege nachgehen, den das Leben voll Wünſche und leerer Hoffnungen vor uns hinzieht. — Neben und um mich hatte die höchſte Kunſt **), die je Menſchenhände begeiſterte, Basreliefs, Statuen und Arabesken, an deren feiner Spitzenarbeit man den Stein vergißt, hervorgezaubert; vor mir dehnte ſich die ſchön bebaute Ebene von Mailand und die Stadt ſelbſt aus und über mir wölbte ſich ein tiefblauer Himmel mit einer Sonne, ſo warm, wie ſie kaum im September im Norden ſcheint ***).

Die Frauen tragen durchgehends in Mailand ſchwarze Schleier und einen großen Fächer, den ſie bald als Schutz gegen die Sonne gebranchen, bald dahinter

---

*) Die Zahl der Statuen des Doms geht ſchon über 2000 und wird zu Ihm bei der äußern Vollendung des Doms ſich belaufen. D. H.

**) Hier geht Thereſia zu weit. D. H.

***) An recht heitern Tagen begrenzt die weiße Kette der Alpen den Horizont; und eben dieſes iſt der ſchönſte Anblick. Thereſia erwähnt dieſes nicht. Der Tag ihrer Anweſenheit auf dem Dache des Doms muß kein ganz heiterer geweſen ſein. D. H.

hervor mit ihren brennenden Augen leidenſchaftliche Blitze verſenden. Die Häuſer haben alle Fenſter, die bis tief auf den Fußboden reichen. Der Corſo iſt eine herrlich beſchattete Promenade, in der ganz Mailand Abends zwiſchen ſieben und neun Uhr im Sommer Schatten und Kühlung ſucht, und die öfters mit hunderten von Wägen gefüllt iſt. — In dem Gießhauſe wurden die zehn coloſſalen Pferde gegoſſen, die Napoleon bereits vor einigen dreißig Jahren für den arco del Sempione anfangen ließ, und die der Kaiſer von Oeſterreich wieder hat vornehmen laſſen. Der Guß dieſer rieſenhaften Pferde koſtete neun Millionen Gulden. (?) Sechſe davon kommen vor den Siegeswagen und viere ſollen auf den vier Ecken des Arco mit der Victoria prangen. Der Arco della pace iſt von weißem Marmor erbaut; ſchöne Basreliefs, Allegorien auf die neueſte Geſchichte, wundervolle Säulen, ſpitzenartige Sculptur-Arbeit machen ihn zu einem der ſchönſten Bauwerke der neuern Zeit. So wird dieſer Friedensbogen noch nach Jahrhunderten von Napoleons Geſchichte reden, er wird ſein Andenken unter dem Volke erhalten und den Urenkeln, wie ein von ihm mit Darſtellungen von Begebenheiten, die er herbeiführte, gefülltes Blatt, vor Augen ſeyn. — Die von Napoleon erbaute Arena iſt ganz im antiken Ge-

ſchmack *); alljährlich werden hier Wettrennen und Waffenſpiele gehalten. — In der Kirche Sta. Maria delle grazie zeigte man uns das Abendmahl von Leonardo da Vinci, das aber leider durch Feuchtigkeit und durch die Zeit, da es Fresco iſt, ſehr gelitten hat, das nur Stückweiſe noch ſchön iſt, und in dem hie und da nur ſchwache Conturen die verſchiedenen Farben andeuten. — Die Kirche Sta. Maria della Vittoria iſt äußerſt ſchön; ſie iſt von Oben bis Unten, bis in die kleinſten Details, in Fresco gemalt. Die Kuppel ſcheint von tauſend Engeln belebt, die auf blauem Grunde ſchwebend, vom Himmel herniederſteigen. Der Altar iſt von Lapis lazuli. Hier ſahen wir auch die vor zweihundert Jahren gemachten Stickereien der Dame Pellegrini, die ſo ſchön ſind, daß es kaum denkbar iſt, daß die Nadel den Pinſel erſetzt hat. In demſelben Chor, in dem dieſe Kunſtwerke aufbewahrt ſind, befinden ſich auch wundervolle Holzſchniß-Arbeiten.

Die Kirche St. Ambrogio iſt die älteſte Kirche in Mailand; ſie iſt im vierten Jahrhundert gebaut. Ihre

*) Nur daß ſie leider faſt ganz von Erde und Raſen iſt, ſtatt daß die Rennbahnen der Alten von Stein aufgeführt waren. D. H.

Merkwürdigkeiten sind vorzüglich Alterthümer, mit denen sie gleich einem Museum erfüllt ist.

In der Scala sah ich einen Akt der weißen Frau und ein sehr schönes Ballet. Dieses Theater ist eins der schönsten Italiens und nächst dem teatro di San Carlo zu Neapel das reichste und größte, das je gebaut worden ist. Es faßt über zweihundert Logen in sich, und schimmert in Gold. Die Logen sind tief; sie enthalten weiche schwellende Divans und verrathen das dolce far niente der Italiener. — Im Theater Carcano hörte ich die Somnambula, deren ernste Musik, in Harmonie mit dem Sujet, bald die Klage des Herzens in seinen geheimen Tiefen, bald sein Glück und den Triumph der Liebe verräth.

Die Gemäldesammlung habe ich nur im Fluge gesehen; sie enthält viele der vorzüglichsten Arbeiten von Leonardo da Vinci, von Titian, Paul Veronese, Raphael, unter diesen das wunderschöne Bild der Heirath der Maria, in deren Stellung, halb demüthig gebogen, der ganze Zauber ächter Weiblichkeit im reichsten Farbenglanz ausgegossen ist. Hagar von Guarcino, deren Augen in durchsichtigen Thränen überfließen. Dann sah ich eine reiche Sammlung von Gips-Abgüssen von Antiken, und einige Originale von Thorwaldsen und Canova. — Flora, von Zephyr ge-

krönt, in weißem Marmor; sie auf Blumen, nachläſſig lächelnd, ihres Triumphs gewiß, ruhend, er, ein Hauch, ſchmächtig, im edelſten Formenmaße, voll Liebe, liebeathmend und doch Stein!

Deine Worte, die ich hier vorfand, haben mir viel zu viel Freude gemacht, als daß ich ſie nicht auf der Stelle beantworten ſollte. Du biſt immer gut, immer freundlich, und indeß es im Leben mit Schmerz und Freude wechſelt, ſiehſt Du wechſellos, unangetaſtet über den Stürmen der Zeit, die Du benutzeſt, ohne Dich von ihnen ſtören zu laſſen, und giebſt ſo mir, uns Allen, die wir Dich lieben, ein ſeltenes Beiſpiel von dem, was der Menſch ſeyn kann, wenn er ſeyn will. Aber er will ſo wenig, er iſt ſo kleinmüthig, der Augenblick beherrſcht ihn ſo ganz. Wie da immer Muth haben, wie da nicht in Thränen ausbrechen, wo gehandelt werden ſollte? — Du haſt mir oft geſagt, daß Du nicht immer ruhig warſt, und doch kann ich Dich mir nicht anders als jetzt denken: ſo gütig, ſo fromm und ſo wohlwollend, als gäbe es in der Welt nichts als Freude oder leicht zu ſtillende Thränen. — Sage mir doch, wo haſt Du den Nachen gezimmerſt, der Dich ſo ſanft und feſt durch die wogende Fluth zum ſichern Hafen brachte, wo finde ich dergleichen, wo iſt der Hafen? — Oefters ſchon habe ich kindiſch

geträumt, ich hätte den Hafen erreicht, es sey Alles geglättet und geordnet, ich habe nichts mehr zu thun, als zu schauen, zu beobachten, zu lächeln, am Ufer hin und wieder zu gehen und wieder zu lächeln; aber ich habe auch gesehen, daß ich geträumt hatte, da ich das glaubte, und stehe nun da und frage mich, wohin das Schicksal mit allen geheimen und lauten Begebenheiten des Herzens uns führt, was Zweck ist, wofür wir handeln sollen? — Alle mir selbst geschaffenen Beschäftigungen fallen vor der heißen Sehnsucht in mir wie Tropfen ins Meer; ich weiß mich weder zu beschränken noch zu unterwerfen, bis dann den stürmischen Augenblicken im Innern der Regenbogen der Hoffnung folgt, bis die Erinnerung sich an die Gegenwart reibt, bis ich denke, Glück ist selbst dann noch schön, wenn es auch verloren ist. —

Bergamo.

Der Weg von Mailand nach Bergamo ist einzig reich an Schönheit, und in mannigfachen Bildern abwechselnd. Bergamo, dessen Gründung sich in die Nacht der ältesten Zeiten verliert, und von dem man glaubt, daß es vielleicht 800 Jahr vor Christus erbaut wurde, liegt am Fuße der Alpen, umgeben von

den ſchneeigen Häuptern der Tyroler Berge, hoch auf Felſen gebaut; nie hat uns die Sonne lebenerweckender als in Bergamo geſchienen. Die Bäume, im herbſtlichen Schmucke, warfen noch Schatten, noch ſchlang die Rebe ſich in dicken Gewinden oder wölbte ſich zu Lauben; der Hauch des Winters hatte den grünen Teppich der Wieſen nicht berührt: und welche Gegend! — Weſſen Herz hier nicht ergriffen iſt, der hat kein Herz, wer hier nicht fühlt, was Leben, Glück, Reichthum oder Entbehrung heißt, der hat keine Höhe und Tiefe, der gleitet, aber ergründet nicht.

Die Cathedrale von Bergamo enthält ſehr ſchöne Gemälde; in der Kirche Sta. Maria zeigte man mir eine heilige Familie von Angelica Kauffmann, reich an Sinn, Farben und Ausführung. — In Bergamo fand ich Zeit, einen Blick in Ludwig Börne zu thun, der mir ſeiner Wahrheit wegen außerordentlich gefallen hat. Man überſchätzt meiſt die jetzige Literatur oder zieht ſie in den Staub! — Hätte Börne in Deutſchland gelebt, ſo wäre das allgemeine Urtheil über ihn richtiger geweſen; allein in der Perſpektive einer ſolchen zweideutigen Entfernung verrücken ſich die Anſichten und die Individualität wird verkannt. — Ich nehme ſelten, wie Du weißt, ein deut-

ſches Buch zur Hand, geſchieht es aber einmal, ſo gucken gleich tauſend Erinnerungsblüthen mit hellen Augen aus der Schneedecke meines Lebens hervor. — Etwas gelächelt habe ich bei der Geſchichte der Mademoiſelle Espinaſſe. Wer wird nur gleich aus Liebe ſterben! Man leidet etwas, aber mit dem Sterben hat es Zeit, das iſt nicht ſo ernſtlich gemeint. Sie mag an der Liebe und an einer Bruſtentzündung geſtorben ſeyn — aber an der Liebe allein? — Die Eitelkeit der Männer hat dergleichen erfunden; weil wir an ihnen ohne Erfolg herumreißen, meinen ſie, wir wären ſchwach und müßten ſterben. Behüte Gott! Wir machen nur ſo, wir haben auch Fleiſch und Bein und die Luſt zum Leben; und wenn ſie denken, es iſt vorbei mit uns, ſo machen wir uns aus Rache luſtig über unſere Tyrannen und zeigen ſtatt der Lilien Roſen. Ich denke, ſo ſind wir in dieſem Kampf keineswegs der ſchwächere Theil. — Man muß, wird irgendwo geſagt, der Leidenſchaft mächtig und fähig ſeyn. — Ich halte die Leidenſchaft der Liebe für das Höchſte im Menſchen, aber wie Alles, wird auch dieſe gemißbraucht, ſie dient allen Scheintugenden, und dem Egoismus an der Spitze, als Deckmantel. — Du ſiehſt, ich weiß auch: le revers de la medaille herauszufinden. Der Nachen ſchwankt und ſchwebt, aber

die Magnetnadel des Herzens zeigt den Weg. Wer ſollte da nicht an eine höhere Beſtimmung glauben.

Brescia.

Von Bergamo nach Brescia fährt man längſt den Alpen, die ſich links am Wege hinziehen; indeß rechts ſich die Ebene von Cremona ausbreitet. — In Brescia ſahen wir unter mehreren merkwürdigen Alterthümern einen der Diana geweihten Tempel, der noch wohl erhalten iſt, desgleichen einen, der vor ſechs Jahren entdeckt wurde, und der, nach der in ihm gefundenen Inſchrift, dem Kaiſer Veſpaſian zwei und ſiebzig Jahre nach Chriſtus geweiht wurde. Er enthält die Statue der Siegesgöttin in Bronze, und mehrere andere Merkwürdigkeiten, die alle von Jahrhunderten reden, die bald die Kunſt zeigen, wie ſie, unausgebildet, im Entſtehen unſichere Verſuche machte und bald ſich mit raſchem Flügelſchlage zum Ideal der Vollendung erhob. Was aber ſind dieſe verſtümmelten Reſte von vermodertem Stein, gegen das Meiſterwerk, das die Sammlung des Grafen Toſi einſchließt und von dem ich mich ſchwer trennte. In einem eigenen Zimmer, in dem das Licht von Oben herabfällt, in einer Niſche, von den übrigen Bildern getrennt, ſteht das, von dem

ich reden will. Es ſtellt den im Thurme von Piſa mit ſeinen vier Kindern zum Hungertode verurtheilten Grafen Ugolino dar, und iſt Alles, was die Kunſt an poetiſcher Wahrheit hervorbringen kann. Der unglückliche Vater ſitzt im Gefängniſſe, er hat die Hände krampfhaft um das rechte Knie geſchloſſen, der Blick iſt vorwärts gerichtet, der Blick, der den Wahnſinn des Schmerzes neben der glühenden Rache verräth. An ihm rechts hingeſunken iſt die ſchon dem Tode nahe Tochter, in ihrem Geſicht iſt nur Duldung, Liebe und Sorge für den, der die Schmerzen des geſchloſſenen Löwen zu empfinden ſcheint. Die von der ewigen Nacht ſchon verſchleierten Augen hat ſie zu ihm gewendet, um den Mund ſpielt ein mühſam errungenes Lächeln, wie es nur die reinſte, liebevollſte Selbſtvergeſſenheit giebt, ihr blaſſes Geſicht iſt von weichen langen Locken umgeben. Weiter und näher um ihr ſind die übrigen Geſchwiſter, von denen der jüngſte im Vordergrunde bereits dem Tode anheim gefallen. Im ganzen Bilde herrſcht der Ehrfurcht gebietende Ausdruck des heiligen Unglücks, ein Schrei der Natur, tief empfunden, wahr dargeſtellt. — Dieſelbe Sammlung enthält einen Raphael, den ich nur ſchön fand, weil er ein Raphael iſt, und viele andere Gemählde, von denen mir kaum etwas im Gedächtniß geblieben iſt.

In der Kirche der heiligen Afra befinden ſich ſchöne Gemählde aus der Venetianiſchen Schule, von Titian, Paul Veroneſe ꝛc., unter ihnen die Ehebrecherin voll Leben und Schönheit.

Verona.

Der Weg von Breſcia nach Verona iſt reich an wechſelnden Eindrücken. Ueberall hin erheben ſich palaſtartige Landhäuſer, neben denen die Orangen-, die Zitronen- und Olivenbäume in zahlreicher Menge wachſen. In Deſenzano erreicht man den Garda-See, dem Lago Maggiore ähnlich, deſſen Ufer von reichbepflanzten Anhöhen begränzt ſind. Von da geht es auf unvergleichlichen Wegen in der Ebene fort, nach Verona. — Ich habe mir dieſe Stadt größer, ſchöner und in jeder Hinſicht intereſſanter, als ich ſie fand, gedacht? *) — Dennoch enthält ſie, wie faſt alle Städte Italiens, Ueberreſte der verſunkenen Größe, die die Welt beherrſchte, ſich rieſenartig erhob und in ſich ſelbſt den troſtloſen Untergang einer Herrlichkeit fand; die, obwohl dahin, dennoch Staunen erweckt. — Unter den

---

*) Nach Rom enthält Verona die meiſten architectoniſchen Reſte des römiſchen Alterthums in Italien. D. H.

Alterthümern ist die Arena, die achtzigtausend Zuschauer faßt, und deren hier und da zerfallene Mauern über 1700 Jahre stehen, am merkwürdigsten. Ich sah mit einiger Zerstreutheit in der Cathedrale die Himmelfahrt von Titian, blieb aber wehmüthig am steinernen Sarge der liebeglühenden Julie stehen, die hier lebend für ihren Romeo hinabstieg, starb um zu leben, und als sie erwachte, nicht leben konnte, weil der dem Schmerze erlegen war, für den sie alle Schauer des Grabes empfunden hatte! — Ein Menschenherz und diese Liebe, und von ihr nichts mehr übrig, als ein steinerner Sarg, und die fromme Sage, die von Mund zu Mund geht! —

Eben habe ich beim lodernden Kaminfeuer, das so wenig hier, als im Norden, zu verschmähen ist, »la recherche de l'Absolu« von Balsac gelesen. Es ist ein ergreifendes Familiengemählde, mehr wahr als schön. Ein Vater, der die Wirklichkeit der Idee opfert, eine Frau, die die heiligste Liebe des Weibes mit ihrem Tode besiegelt, Kenntniß des Herzens, vor allem Harmonie der Sprache. Balsac hat Worte, die nur er hat, Ausdrücke, die Gedanken sind, und eine Gewandtheit, Details zu geben, die ich bei keinem andern

Schriftsteller finde. Der Ausruf: »il a inventé les femmes« — ist sehr wahr, denn wahrlich, wir würden keine Frauen, wir würden Engel seyn, wenn wir wären, wie Balsac uns schildert.

Padua.

Padua ist eine der merkwürdigsten Städte Italiens; sie zählte früher achtzehntausend Studirende. Sie ist unweit der Ufer der Brenta gelegen, reich an Kirchen, Gemählden und alten Gebäuden. Das interessanteste unter diesen ist das Justiz-Gebäude, das den größten Saal der Welt — wie unser Lohnbediente versicherte — enthält, und in dem man uns die Büste des Titus Livius zeigte, der bekanntlich in Padua geboren wurde. Die Kirchen sind reich geziert; die dem heiligen Antonius geweihte ist großartig. Gerne weilte ich bei dem Grabmale des Heiligen; auch ein Guido Reni voll schöner Farbenpracht fesselte mich, so wie ein mit Statuen umgebener Platz und endlich das prachtvolle, von Zappelli gebauete Kaffeehaus Pedrocchi's.

Dein Brief, dieser mir so lang vorenthaltene Brief ist in meinen Händen. Du hast mir dadurch eine große

Freude gemacht; ich fühle mich gehoben und geehrt durch den Gedanken, daß Du mich werth hältst, »einen Blick in die geheime Geschichte Deines Innern« zu thun. Ein solcher Blick kann nicht anders als wohlthuend einwirken: denn ob es auch sehr oft kaum beachtenswerth ist, was wir erleben, so ist es immer wichtig, wie wir das, was als Begebenheit oder Erfahrung in unser Leben eingriff, aufnahmen und in uns zu höherer Blüthe trieben. Wie könnte das schöner und wichtiger erscheinen als in einem Gemüthe wie das Deine, dessen ruhiges, mit hellem Silberglanz umstrahltes Alter eine seltene Jugend verräth. Ich stehe noch wie ein Kind vor meinem Schicksal, ich habe noch Manches auszugleichen, Vieles zu verstehen, hingeworfene Fragen zu lösen, Antwort zu geben auf das, was in mir als Ahnung ruht; aber ich darf doch sagen, daß ich die Gemüths-Ereignisse Anderer mit dem Maaßstabe messe, mit dem sie gemessen werden müssen; ich habe für die verhüllten Schmerzen ein fühlendes Herz, und Unglück ist mir immer wie eine hohe Mahnung an das Unsterbliche erschienen. So ausgerüstet thue ich die Bitte, daß Du mir öfters, wie heute, so liebe Briefe schreibst. Ich will an jedem dieser Briefe ein höheres Vertrauen knüpfen, und so tausend Faden, statt einem, aus dem Labyrinthe des Lebens finden. —

Ich las in diesen Tagen Corinna zum dritten oder zum vierten Mal. Entweder ist meine Einbildungskraft geschwächt, oder mein Urtheil ist geschärft. Ich fand in dem Buche allerdings die überaus geistreiche Frau in jeder Zeile wieder, aber — ihre Gefühle sind gemacht, sie legt sie sich in wohlgeordneten Phrasen zurecht, statt daß sie von ihnen hingerissen werden sollte. Delphine ist in jeder Hinsicht bei weitem schöner; hier ist doch wenigstens Leidenschaft — dort nur Pedanterie! —

Venedig.

Wer hat nicht von den Ufern der Brenta, wer nicht von den Gärten der Venezianer gehört, die sich hier majestätisch an einander reihen! — Paläste, Statuen, reiche hochgewölbte Eingänge und die Ahnung des sich aus dem Meere emportauchenden Venedigs! —

Es war dunkel geworden, als wir Fusina erreichten. Hier ließen wir unsere Wagen und schifften in einer schwarzen Gondel voll schwellender Kissen dem dem Meere entrungenen Venedig, all der Pracht und Größe zu, von denen Hunderte von Dichtern geredet, die Keiner noch würdig beschrieben hat.

Die Lagune war ruhig und silberklar. Melancholisch tönten die Glocken von Venedig, ernst-mahnend,

als wollten sie von dem reden, was da war, was nicht mehr ist. Dann schimmerten Venedigs Lichter heller und immer heller, endlich entstiegen in nebelartigen Umrissen die Paläste feenartig der Tiefe.

Wir traten in dem Albergo Reale, wo wir landeten, ab, und wählten uns Zimmer, so die Aussicht auf das Meer zeigten. — Indeß ich Dir jetzt am frühen Morgen schreibe, ist eben die Sonne mit purpurnen Strahlen über Venedig aufgegangen, sie verklärt den Horizont, das grünliche Meer, mich, die Kirchen und Häuser jenseits; feierlich läuten die Glocken! —

Im großen Kanale.

Viele trinken aus dem Giftbecher, ohne Socrates zu seyn.

Die leidenschaftliche Liebe schafft sich eine eigene Tugend.

Die Einsamkeit ist meine Welt, die Erinnerung an meine entrissene Glückseligkeit ist meine Unterhaltung, die Hoffnung, bald ausgelebt zu haben, hält mich am Leben.

Ich bin zu fromm, um sündigen zu können, und zu stolz, um die Heilige zu spielen.

Weg mit dem Schwur der Liebe, versprecht Euch nur den Glauben.

Das Denken wird leicht zum Bedenken. Lieber Reue über eine Tollkühnheit, als das Bravo eines Magisters.

Ich werde erst dann glücklich seyn, wenn sich meine gewaltige Phantasie mit der kühlen, gar gewöhnlichen Wirklichkeit ausgesöhnt haben wird.

Rücksichtslos, wie die Natur und der Zufall, spielen die Menschen mit Gesinnung und That. Immer stiller und stiller wird es; das Alleinseyn wird sehnlichst verlangt.

Der Bettler zeigt seine Wunden, der Held seine Narben.

Es bringt kein Heil, wenn eine Nation die andere mehr als beherrschen, wenn sie sie unterdrücken will. Der Unterdrückte macht zwar eine demüthige Miene,

aber in seinem Herzen sinnt er auf Rache, und das jedem Menschen angeborene Gefühl für Freiheit und Selbstständigkeit, jenes Streben nach Entwicklung seiner intellectuellen Kräfte, kann gehemmt werden: — aber erstickt? — Die Regierungen sind wie Deiche, die sich dem empörten Meer entgegenstemmen; die Wogen können aufgehalten, aber nicht beruhigt werden. — Ein Ohngefähr, ein Nichts, und der Damm ist gebrochen. Warum da nicht lieber allmälig die Kräfte weiten und regeln, warum denn in den uralten Formen bleiben, da die jugendliche Pflanzung Licht und Wärme haben will? —

Gestern war es trübe und regnicht; wir sahen zuerst den Platz des heiligen Marcus, dessen Eingang, dem Meere zu, durch zwei Säulen bezeichnet ist, die der Doge Micheli 1125 von Griechenland herüberbrachte und deren eine den geflügelten Löwen, die andere den heiligen Theodor auf einem Krokodill trägt; dann den Palast des Dogen, der reich ist an orientalischer Pracht, an Kunstwerken und alterthümlichen Merkwürdigkeiten. Man tritt in diesen Palast, als träte man in das verwirklichte Mährchen der üppigen Feenwelt. Hinauf zu den Gemächern führt die berühmte Riesentreppe. Hier krönte man die Dogen im Ange-

ſicht des Volks, ſo wie man auch hier den Dogen Marino Falieri enthauptete. In den weitläufigen Corridoren ſieht man hin und wieder Löwenköpfe mit aufgeſperrtem Rachen, in denen ein Jeder das Recht hatte, anonyme Anklagen (denunzie secrete) zu ſtecken, die dann über Leben und Tod, Glück oder Unglück das Racheſchwerdt der Zehen ſchwangen. In den Gemächern athmet alles die höchſte Pracht; Reichthümer auf Reichthümer ſind nicht allein verſchwendet, nein, vergeudet; überall trifft man auf die herrlichſten Gemälde, die meiſtens Züge aus der venezianiſchen Geſchichte vorſtellen, und die Meiſterwerke eines Titian, eines Paul Veroneſe, eines Tintoretto ſind. In den größten Sälen des Palaſtes befinden ſich die Kunſtwerke Griechenlands, unter ihnen ragt hoch empor der ſchwebende Ganymed, von Phydias (?), der unnachahmlich an Grazie und Form iſt. Und unter demſelben Dache, wo das, was die Menſchen Glück nennen, mit vollen Händen angehäuft iſt, ſind tief im Schooße der Erde, ja tiefer denn das Meer, die ſchauerlichen Gefängniſſe der ehemahligen Staats-Inquiſition angebracht, wo Ströme von Blut floſſen und gräuliche Martern verhängt wurden; jetzt freilich zerſtört *), aber von ſchreck-

*) Nicht zerſtört, ſondern unbenutzt. D. H.

licher Erinnerung voll, beklemmend für den, der hinabsteigt, den es leise säuselnd wie Grabesstimmen anweht, wo die dicken Mauern wie vom Blute triefen, wo das Herz in angstvollem Schlage zerschmettertes Gehirn zu gewahren glaubt, wo die eisernen Thüren klagend über die Opfer seufzen, die sie verschlossen. — — Imponirend ist der Saal des Senats, nichts aber dieser, wie alle Gemächer im Dogenpalaste, gegen die St. Marcuskirche. Wie habe ich vor ihr, wie habe ich in ihr gestaunt! — Alles an ihr und in ihr schimmert von Gold und Mosaik. Ihre Kuppeln, ihre Bogen sind nicht gemahlt, wohl aber mit reichen Mosaik-Arbeiten verziert, so schön an Farbenglanz und Ausführung, daß man sie für Meisterwerke des Pinsels halten möchte. Und nun die Zeit, die verhängnißvolle Zeit, der Glanz Venedigs, die Begebenheiten in drängender Eile, das Steigen und Fallen des Menschengeschlechts, das an diesen Mauern vorübergegangen. — Sonderbares Gemisch von Schatten und Licht, von edlen Grundsätzen und tückischer Gewalt! — Venedig, in dem das Gute mit dem Schlechten sich paarte, und das der leidenschaftliche Bewunderer aller derer war, die ihm Siegeskränze flochten!

Die Säulen, die die Kirche tragen, die kleineren

Colonnen, die die Altäre umgeben, in wechselnder Form, bald Marmor, bald Jaspis, bald durchsichtig hell, bald dunkel, sind überaus schön.

Venedig besteht aus mehr als vierhundert kleinen Inseln, die, dicht an einander gedrängt, durch Brücken vereint sind. Unter ihnen die größte ist der Ponte del Rialto. Er hat nur einen Bogen, und führt über den großen Kanal. Hier herrscht, von frühem Morgen bis Abends spät, noch jetzt das reiche Leben der handelnden Welt. Ueberall Buden mit Gold, Silber und anderen Arbeiten; vor und in ihnen Griechen, Armenier, und selbst nicht selten sich ernst bewegende Türken.

Ich schreibe Dir am Abend, weil ich früh mit dem Briefe nicht fertig geworden bin. Wir haben seitdem Venedig beim wärmsten Sonnenschein unter den Gesängen der Gondelführer umschifft. Ich bin von all dem Ungewohnten, das die Phantasie auf das Tiefste anregt, wie betäubt, ich weiß nicht, träume oder wache ich! —

Die langen Stunden, die der Italiener im Theater zubringt, wo er recht eigentlich zu Hause ist, sind wohl die Ursache, warum die italienischen Theater im Allgemeinen so abweichend von den übrigen Europa's

sind. Der Vordergrund der Logen ist mit einem gleichfarbigen Seidenstoffe behangen; sind die Inhaber der Loge in Trauer, so ist die Loge mit Vorhängen zugezogen; der Plafond der Loge ist mit Arabesken und goldenen Leisten verziert, an beiden Seiten befinden sich Divans, der Hintergrund ist völlig dunkel. Wenn in Frankreich oder Deutschland eine Frau meist ins Theater geht, um in der ersten Reihe ihrer Loge alle Lichter des Saals in ihren Diamanten sich spiegeln zu lassen, wenn die Federn auf ihren Toques geheimnißvoll dem Eingeweihten einen freudebringenden Guten Abend zuwinken, wenn sie mit ihrem duftenden Blumenstrauß die Mysterien des Herzens verkündet und schalkhaft beim Riechen den mit halbem Auge sucht, den sie liebt, so versteckt sich die Italienerin in dem Hintergrunde der meist ganz dunkeln Loge, und empfängt hier die Besuche, an die sie den langen Tag hindurch träumend gedacht hat. Hier, im Theater, ist ihr Reich, hier ist sie Königinn, hier sind nicht die Töchter Sclavinnen ihrer Mutter, hier werfen sich nicht die unbequemen Kinder zwischen das feine Gespinnst, das das geistreiche Wort webt. — Der Reisende, der Fremde begreift auf den ersten Blick dieses pikante dolce far-niente nicht, das oft fünf Stunden dauert, und das die Musik zu einem hohen Genuß verklärt; ein längerer Aufenthalt

in Italien enthüllt den Sinn dieſes ſeltſamen Lebens, das ein fortgeſetzter Taumel iſt, ob es ſich auch hinter einer anſcheinenden Gleichgültigkeit verbirgt.

In dem Theater Fenice hörte ich »die Veſtalinn«, deren ſeltene Harmonie mit den Seelenaffecten übereinſtimmt; ſie ſpricht dieſe aus, nicht die Worte, ſie erzählt uns von den Leiden der Julia, ohne daß dieſe ſie klagt, ſie enthüllt geheimnißvoll den Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht, ehe noch die Liebe den Schleier zerriſſen hat. Ich höre die ergreifenden Töne des zweiten Acts, ich ſehe dieſe ſchöne reine Julia, wie ſie, von eigener Größe gehoben, wächſt, und dem Oberprieſter mit einer edlen Bewegung der Hand, verneinend, demüthig, kühn, voll hoher Leidenſchaft, antwortet: »Nie wird er Dir genannt.« —

Wie ſehr habe ich mich von Neuem in dieſem Venedig mit dem edlen Lord Byron befreundet, der hier und in Griechenland ſein undankbares Vaterland vergeſſen wollte, und der es doch ewig beweinte. Kannſt Du Dir denken, daß man in London, in der Weſtminſter-Abtei, ihm kein Monument errichtet hat! Welche Ungerechtigkeit und welche Vernachläſſigung!

Alſo hat Victor Hugo umſonſt die ſchönen Worte geſprochen:

»Pressez vous, Rois, place au grand homme!«

Wie habe ich das Monument des großen Dichters, als ich in London war, in der Abtei gesucht; ich erwartete Etwas, so groß wie sein Ruhm, und fand Nichts! — England hat selbst nach dem Tode noch die Klagen des Verbannten rechtfertigen wollen. — Welch ein Feld für die ernste Betrachtung, welche Größe, welche Macht, welche Fehler! — und nach diesen der Tod, der unerbittliche Tod, und der letzte der Handwerker tritt denjenigen mit Füßen, vor dessen Wort das Schicksal selbst hätte weichen müssen. —

Es ist schwer zu bestimmen, ob man nur lebt, um das Leben ertragen zu lernen, oder um ihm seine Herrlichkeit abzugewinnen. — Jene, welche die glücklich nennen, die nie geboren worden, und die, welche die Stunde der Geburt als das höchste Glück betrachten, haben wohl beide Recht. Jeder urtheilt nach seiner Stimmung und nach seiner Lage. Im Augenblick, wo die Leidenschaft mit den wildesten Pulsen in die Ferne schlägt, scheint jeder Gedanke und jede That erlaubt .... Einen Moment darauf, wenn das Gemüth wieder voll wird von seiner stillen Liebe, ist es so rücksichtsvoll und so gern entsagend. Und so dauert das Leben und das Wellenspiel der Empfindung fort,

bis zuweilen eine raſche That oder eine unerwartete Erfahrung andere Kreiſe beſtimmt.

Fuſina.

Noch einen Blick zurück auf die tiefgrüne Fluth des Adriatiſchen Meeres, auf den Palaſt des Dogen, auf den Marcus-Platz und die von der Sonne vergoldeten Kuppeln der Kirche, dann vorwärts nach den Ufern der Brenta zurück und über Rovigo nach Ferrara.

Was ſoll der Ruhm? — Er hat ja keine Dauer. Die Jahrtauſende vor der Geburt lautlos, die Jahrtauſende nach der Geburt lautlos! Und dieſe Weltehre, wer giebt ſie, wer nimmt ſie? — Im Andenken ſeiner Geliebten leben, das iſt ein unſterblicher Name; eine freie, hingebende Seele beſitzen, das heißt, Unſterblichkeit bewahren.

Ferrara.

Ferrara, in deſſen Mauern Torquato Taſſo dichtete, liebte und ſtarb, das Arioſt beherbergte, und von dem Glanze der Eſte umſchimmert war, Ferrara iſt

nur ſchön in der Erinnerung, die ſich an die Stadt heftet. Ihre Herrlichkeit, wie faſt Alles in Italien, iſt untergegangen im Strome der Zeit; lebt nur noch in öden Paläſten, in verfallenen Kirchen. Menſchenleer ſind die Straßen, beklemmend der Gedanke an Taſſo's Gefangenſchaft, an den herzzerreißenden Tod, der allerdings mit Lorbeer gekrönt war, der aber doch Tod, und Tod im echten Sinne, war. Da der edle Dichter ſich ſeine Flügel an den finſteren Mauern ſeines Kerkers wundgeſtoßen, nun im letzten Aufflammen der Lebenskraft nicht mehr fliegen konnte, ſondern krampfhaft getroffen von den Stacheln verwundeter Liebe und ſtolzen Selbſtgefühls, am gebrochenen Herzen ſtarb.

Bologna.

Die Stadt bietet nichts Intereſſantes, als eine reiche Gemälde-Sammlung dar, unter deren Bildern ſich die Arbeiten des Guido Reni, des Albani, Pelegrino, Dominichino und die heilige Cäcilie von Raphael hervorthun; ein Bild ſo wunderherrlich an Farbe, Ausführung und Gedanken, daß ich alles über dieſes Bild vergaß, dieſes Bild immer anſah und dabei des Gedichts von Schlegel dachte:

Da endlich kam Sanct Raphael,
In seinen Augen glänzten hell,
Die himmlischen Gestalten ꝛc.

und in diesem Bilde den Abglanz dessen zu sehen glaubte, was dem größten Meister seiner und aller Zeit in seinen schönsten Stunden vorgeschwebt haben mag.

Bemerkenswerth ist die Fontaine in der Mitte des Platzes, Neptun vorstellend, die eine der schönsten Italiens ist. — Nicht ohne Entsetzen bemerkt man dicht daneben zwei Thürme, die sich gegeneinander so schräg neigen, daß sie dem Einsturz unwiederbringlich nahe zu seyn scheinen, und doch ist in dieser schiefen Lage an ihnen seit fünfhundert Jahren kein Stein gerückt. Immer dem Einsturze scheinbar nahe und immer unerschütterlich fest!

Die Cathedrale von Bologna gefiel mir deshalb, weil sie äußerst einfach und fast ohne Schmuck ist. Ueber dem Hauptaltar, in der Kuppel, ist eine Verkündigung in Fresco von Carraggio; es war die letzte Arbeit des berühmten Meisters, der bald nachher starb*).

*) Schade, daß die Verfasserinn den Campo Santo, die Sammlungen der Universität u. s. w. nicht sah. — Sie würde gefunden haben, daß Bologna des Merkwürdigen sehr Vieles habe. D. H.

Florenz.

Ich ſchreibe Dir in einem freundlich eingerichteten Zimmer, habe Dein Bild neben mir und vor mir ein Bouquet Veilchen, Geranien, Nelken und Camelien; nichts deutet die kalte Jahrszeit án, nichts als das Feuer im Kamin, vor dem es ſich Abends traulich plaudert.

Nicht ohne tiefe Rührung habe ich Deinen letzten Brief erhalten. Du haſt, was ich nicht habe, die Gabe, ſelbſt an Unbedeutendem Bedeutendes zu finden, Du übſt die Religion der Nachſicht, Du giebſt den Armen von Deinem Reichthum, und bleibſt doch reich dabei. Was Du beſitzeſt, iſt das Reſultat eines langen, geprüften Lebens; das Reſultat aber ſelbſt eine jeder ſeltenen Erſcheinungen, die ſich über die Menge, als Beiſpiel für die Menge, erheben.

Ich danke Dir, daß Du mich einen tiefen Blick in das Gewebe thun ließeſt, an dem Du immer noch Faden anſpinnſt, obgleich es vollendet ſcheint. Ich danke Dir für den Genuß, der mir ward, für den Gewinn, den ich daraus zog, für die Weiſung, die ich darin fand. Es iſt mir oft geſchehen, muthlos in der Mitte des Wegs ſtehen zu bleiben, die Arme übereinander zu ſchlagen, und mit ſchmerzlichen Thränen an das zu denken, was verloren iſt. — Du haſt mir ge-

zeigt, daß es keinen Verluſt und keinen Schmerz giebt, daß alles Mittel zum Glück wird, wollen wir das Mittel nur brauchen. Ich danke Dir, daß Du mir das gezeigt haſt. — Meine ſelbſtſtändige Natur läßt ſelten Rath zu, weil ich nur immer überzeugt, nicht geleitet ſeyn möchte. Du haſt mir willenlos Rath ertheilt. Da er Ueberzeugung geworden iſt, will ich ihn benutzen, doch haben wir armen Frauen, trotz aller Stärke, Augenblicke ohne Faſſung, die ſo bitter ſind, daß wir uns gewaltſam zur Arbeit zwingen. Sie hilft zwar nicht zur Ergebung, aber ſie ſpannt die Kräfte und giebt dem Schmerze, was der Franzoſe le change nennt — das heißt: ein ſchwarzer Fleck deckt den rothen, aber die rothe Farbe brennt durch, ſo dick das Schwarze auch darüber gelegt iſt. —

Von Bologna nach Pianoro führt der Weg durch reiche Felder, vor ſchön bebauten Hügeln und majeſtätiſchen Villa's vorbei. Dann geht es aufwärts, auf die ſteilen ſchneebedeckten Höhen der Apenninen, wo Ochſen den Dienſt der Pferde theilen, und wo die Felſen im langſamen Schritt erklimmt werden. — In der Nacht ſahen wir den monte di Fò lodern. Dieſe Naturerſcheinung iſt ſeltſam genug und wird vom Volke fuoco di legno genannt. Man ſchaut eine Flamme, die ſich bläulich, gleich der des Weingeiſtes, aus der

Erde erhebt, und die umgränzenden Berge bei Nacht einigermaßen erleuchtet. — Nicht weit von ihr befindet sich die aqua buja, die bei der Annäherung eines Lichts zu brennen beginnt.

Der Dunkelheit und des Schneewetters wegen blieben wir auf der höchsten Höhe der Apenninen und fuhren erst am Morgen hinunter nach Florenz.

Von der Schönheit des Toscaner Landes, von dem Reichthum der Landschaft, die sich hier dem entzückten Auge darbietet, läßt sich schwer eine Schilderung machen. — Dunkle, immer grünende Alleen von Cypressen wechseln mit Oliven- und Lorbeerbäumen ab; bald wellenförmig gehoben, bald flach, zieht sich die Ebene bis zum Arno hin. Neben und hinter uns zeigten sich die schneeigen Gipfel der Apenninen, die eben vom Abendroth umleuchtet waren, als wir die Thore von Florenz erreichten. Und hier nun walten die Geister eines Dante, eines Brunelleschi, eines Michel Angelo und die Medizeische Größe. Paläste reihen sich an Paläste, Statuen seltner Schönheit schmücken die Plätze. Florenz wird mit Recht la bella genannt.

Der immergrüne Garten Boboli ist terrassenförmig angelegt; er gleicht mit seinen, selbst im Winter schattigen Alleen, mit seinen blühenden Gesträuchen, mit seinen Fontainen, mit den mit Goldfischen belebten

Bassins und den kleinen reizenden Inseln einem Zaubergarten. — Ich saß hier lange im schweigsamen Schatten eines Lorbeerbaums, ich athmete und ahnete den Frühling, die ersten zarten Hauche des Zephir, die Blumen zwischen grünen Rasen hervorlocken. Der Tag neigte sich zu Ende, er schien mit Schmerz von der Natur zu scheiden. Ich überließ meine Seele allen Entzückungen des Orts; ich fühlte den Frühling, die Natur, das Leben, dich, sanftes, süßes Leben, das überall in den Blättern, in den Gräsern, in den Tönen der Vögel herrscht. Was ist die Kunst mit ihren starren Steinblöcken, mit ihren Farben auf Leinewand, gegen deine geheimnißvolle Schönheit! —

Wir haben mit der »Galeria Reale di Firenze« unsere Wanderung unter den Kunstwerken der Stadt begonnen. Täglich bin ich fast vier Stunden in der Galerie gewesen, und bin doch noch nicht fertig mit dem Beschauen, Bewundern und Staunen geworden. Die Treppe des Museo Medico ist mit Kunstwerken aller Art, die Corridors mit Fresco-Plafonds ꝛc. geziert. Unter den Marmorwerken, die an beiden Seiten der Corridors aufgestellt sind, bemerkte ich ein Pferd von weißem Marmor, das mit fliegender Mähne, mit glühendem Auge, mit schnaubenden Nase-

löchern die Erde zermalmen und die Unermeßlichkeit verschlingen möchte.

Welche Beredsamkeit ist in den Steinen, in der Haltung Cäsars! Die ganze Gestalt ist belebt, eine reiche Zukunft ruht in diesem Antlitze. — Und dieser Bacchus! — Michel Angelo hat ihn der Menschheit angereiht. Der glühende Gott ist aus dem Olymp zur Erde gestiegen; seine Nacktheit ist Uebermuth.

Ich blieb athemlos vor der Gruppe des Laokoon stehen; eine Copie Baccio Bandinelli's; das Original ist in Rom. Auf den Antlitzen dieser von den Schlangen umstrickten Körper ist der Schmerz so wahr ausgedrückt, daß man ihn nicht allein sieht, daß man ihn auch zu hören glaubt. Fürchterlich haben sich die Zähne der Schlange in das weiche Fleisch der Kinder eingewühlt, dem Blute, das tropfenweise aus den schlagenden Adern quillt, fehlt nur die Farbe. Diese Gruppe ist vielleicht eines der höchsten Kunstwerke, die je der menschliche Geist gedacht und ausgeführt hat *).

Dieser Michel Angelo ist ein Riese; seine Werke sind voll Erhabenheit, groß und kühn ist seine Ausführung. Ueberall in Florenz ist er anzutreffen; er

*) Man hat diese Copie Bandinelli's tief hinunterwürdigen wollen: aber gewiß mit Unrecht. D. H.

geht in den Kirchen neben Donatelli und Bruneleschi einher, er tritt auf den Plätzen herrlich in den Statuen dem Wanderer entgegen. Von ihm ist vor dem Palazzo vecchio die Riesenstatue Davids aufgestellt; Bandinelli hat den Herkules geliefert, wie er den Cacus tödtet. Seitwärts ist die Loggia de' Signori, die 1355 erbaut wurde, und in deren Bogen der Perseus von Benvenuto Cellini aufgestellt ist, im Augenblick, da er auf die Leiche der Meduse tritt und die Hand den Kopf derselben, etwas aufgehoben, vom Rumpfe getrennt, zeigt; ferner der Raub einer Sabinerin von Johann von Bologna, und Judith mit dem Kopfe des Holophernes von Donatelli.

Doch nun zurück zu der Galerie, in der man von Stufe zu Stufe bis zur Vollendung der Kunst, bis zur Medizeischen Venus und zu Raphael gelangt.

Wie soll ich Dir die Gruppe der Niobe schildern, wie Dir von dem Schmerze der edlen Mutter reden, die verzweiflend ihre Kinder um sich her, von der Rache der Götter getroffen, sterben sieht, und die die jüngste heißgeliebte Tochter, in Angst erstickend, in ihrem Gewande verbirgt! — Wie schön, groß und erhaben ist das von der Verzweiflung zerrissene Gesicht der Niobe! Wie fühlt man an ihr, daß der Mutterschmerz der größte der Schmerzen ist, daß in ihm das

Herz bricht! — Wenn man die zahlreichen Säle durchwandert, wenn überall die Meisterwerke eines Titian, eines Leonardo da Vinci, eines Carlo Dolce, eines Michel Angelo, eines Benvenuto Cellini den Weg hemmen und das Auge blenden; so gelangt man endlich zu der Medizeischen Venus, die nicht beschrieben, die gesehen werden muß, wie sie ganz eingehüllt von wunderbarem Liebreiz, in ihrer Nacktheit das Bild holder Schaam zeigt, schmachtend das antike Köpfchen seitwärts beugt, sich in sich selbst hüllt, vorwärts blickt, das Auge nach einem unsichtbaren Gegenstande wendet und in ihren Formen das schönste, reichste, reinste Ebenmaaß darbietet. —

An meinem Kamine.

Weißt Du, was Glück ist? — Seine Neigung, die Vestaflamme der Gefühle, von denen gebilligt und gewürdigt zu sehen, welchen wir angehören, bringt uns auf einmal zu der süßesten Harmonie in allen unseren Empfindungen. Der leiseste Zweifel schwindet, wenn das Urtheil der Besten uns zu Hülfe kommt. Wir wissen es nicht allein durch uns, wir wissen es auch von Anderen, daß wir Recht thun, und wer bedarf nicht solcher Bestätigung, um ganz glücklich zu seyn.

Schwäche und Furcht, selbst kleinliche Rücksicht, halten die Meisten von der einfachsten Pflichterfüllung ab. Aber hoffentlich nicht die, die wissen, wie das Leben spielt und wie Niemand gut ist, der es nicht vor dem innern Richter ist.

Was ist denn dieser Hauch, der in mir wohnt? Heißt das eine poetische Seele haben? Stürmischer wie der Wind, durchsichtiger wie das Licht, immer unersättlich, immer bewegt, athemlos und außer sich. O Qual, die man Leben nennt, und die dazu dient, alles umfangen zu wollen und nichts fesseln zu können, alles zu verstehen und nichts zu besitzen. — Ach! es giebt nur noch negative Tugenden. Wir hassen nicht mehr, weil wir nicht mehr lieben können. Ich klage die Zeit an, daß alles endige, und alles sich erschöpfe. Die ungeheuere Welle der Jahrhunderte verschlingt Menschen und Welten und macht aus ihnen trockne Blätter, die vom Sturm getrieben in den Abgrund der Ewigkeit gejagt werden. — Thörichter Mensch, der du die Natur beherrschen, und sie nach deinem Sinn gestalten willst! — Kaum den Windeln entschlüpft, denkst du daran, die Berge zu versetzen, den Flüssen eine neue Richtung zu geben, die dunkeln Wälder zu Alleen umzuschaffen; du nennst das Cultur-Fortschritte. Unseeliger, ich nenne es Unersättlich-

keit. O dieſe Sehnſucht nach einem beſſern Zuſtande, wie verzehrt ſie die Seele, da ſie wie ein Adler in den höchſten Lüften kreiſ't und ſich nie auf die Erde niederläßt! Warum dieſe heilige Sympathie für untergegangene Geſchlechter! Warum dieſe liebeglühende, alles erdrückende Bewunderung für die, die ihren Namen in das Geſchichtbuch eingeſchrieben haben? — Es iſt mir zuweilen, als hätte ich ſchon einmal gelebt, als ſey das, was ich ſehe, nicht das erſtemal von mir geſehen, Das, was ich fühle, nicht zum erſtenmal empfunden worden. Oft denke ich, daß ich Dante, Michel Angelo, Raphael gekannt habe. Bei ihren Muſterwerken begrüßen mich Gefühle, die wie dunkle Erinnerungen ausſehen; es ſind Düfte entfernter Gegenden, die ich einſt bereiſ'te, es ſind Grüße aus dem unbekannten Vaterland, das uns weder geboren werden noch ſterben ſieht. Wir glauben das; arme Gläubige, was wiſſen wir? —

Jb demſelben Saale, in dem die Venus aufgeſtellt iſt und der die Tribüne genannt wird, befinden ſich l'Arrotino, der im ſechszehnten Jahrhundert gefunden wurde, la Lotta, eine unübertreffliche Gruppe, voll Leben und Lebendigkeit; und von Titian die Bildniſſe

zweier Venus, auf deren Haare die Phantasie des Malers einen goldnen Schein gestreuet hat, die Sybille von Guerchino, endlich zwei heilige Familien von Raphael, und das Bild der geliebten Fornarina. Doch kehrte ich von all den herrlichen Kunstschätzen immer wieder zu der Medizeischen Venus zurück, an der man den Götzendienst begreift.

Sehenswerth und fast überladen an Kunstschätzen und reicher Einrichtung ist der Palast Piti, in welchem die weltberühmte florentinische Gemälde-Galerie in einer langen Reihe von Sälen aufgestellt ist. Hier entzückte mich vor allem und über alles das Original der wunderlieblichen Madonna della Sedia und eine heilige Rosalie von Carlo Dolce. Canova's Venus, deren Kopf weder schön, noch nach den Regeln der alten Kunst, ist doch reizend. Diese herrliche Statue, in einem eigenen Saale, ersetzte einst die entführte Mediceerin. Halb eingehüllt in einem leichten Tuche, scheint sie mehr errathen, als gesehen werden zu wollen.

In einer Ecke der Gemäldesammlung, unscheinbar und unbemerkt, hängt ein Bild, welcher die Hinrichtung der Anna Bolen vorstellt. — Als ich es sah, blieb ich unbeweglich vor dem Bilde stehen. Ich sah

nur Anna, ich fühlte den Streich auf ihrem zarten Nacken, ich hörte den Schrei, der sie vom Leben schied. Ich begriff die herzzerreißende Qual, da sich die Unglückliche zum Tode führen ließ, und an ihren stockenden Pulsschlägen, die kurzen Minuten ihres jungen Lebens zählte. Arme Anna! auch du warst schön, jung, voll Hoffnung auf ein langes, glückliches Daseyn, auch du hattest von einer weiten Zukunft, von seltnen Genüssen geträumt! So wie dir das Beil mit einem Schlage das zarte Gewebe all deiner Seeligkeiten zerriß, so sind Millionen deiner Schwestern, wenn auch nicht am Beile gestorben, doch wie du betrogen um all ihre Träume, dem Grabe, dem einsamen Grabe zugeeilt, so hat ihnen wie dir das Leben statt Freuden nur Thränen zugezählt. — Unter den Kirchen betrat ich zuerst den von weißem und schwarzem Marmor aufgeführten Dom. Ihm gegenüber steht die Kirche des heiligen Johannes oder das Baptisterium, ein prächtiges mit Marmor bekleidetes Gebäude aus dem siebenten Jahrhundert. Der ganze Bau desselben stützt sich auf sechszehn Colonnen, das Innere der Kirche ist ein weiter Platz, auf den von oben herab durch eine einzige Oeffnung das Licht fließt; das heilige Licht des Himmels, das zur Andacht und zum Gebet einladet. Die drei kostbaren

weltberühmten Thüren an dieser Kirche sind von Andreas Ugolino und Ghiberto verfertigt. Die schönste von ihnen nannte Michel Angelo die Pforte des Paradieses. Ich bitte Goethe, alle Dichter der neuen und alten Zeit, selbst den sich selbst die Unsterblichkeit vorhersagenden Horaz, um Vergebung: aber ich glaube, diese Thüren von Erz werden länger als ihr Ruhm dauern *). Die Zeit ist seit mehreren Jahrhunderten spurlos an diesen Pforten vorübergegangen; es wird ihr schwer werden, sie aufzufressen.

Der Dom hat die Form eines Marmorberges, in dem man eine Kirche hineingeschnitten hat; aber die Colonnen, die das Dach tragen, sind kleine elende Zwirnsfaden-Colonnen, die man gothische nennt **).

Die Kirche des heiligen Laurentius ist reich an Schmuck und Kunstwerken. Ihre Seiten-Kapelle wird die Medizeische genannt. Hier ruhen die Großherzöge

*) Hieran ist doch zu zweifeln. Aus dem griechischen und römischen Alterthume sind nur sehr wenige werthvolle Broncen über, aber doch eine nicht unbedeutende Zahl herrlicher Dichterwerke. D. H.

**) Ein Urtheil, das der Herausgeber nicht unterschreiben möchte. Die Kuppel der herrlichen Kathedrale, deren Bau im Jahre 1294 begann, übertrifft in mancher Hinsicht selbst die St. Peterskirche und erregte das Erstaunen eines Michel Angelo. D. H.

von Toscana. In der neuen Sakriſtei ſind die zwei Grabmäler des Laurentius und des Julius von Medici aufgeſtellt; beide von Michel Angelo, mit den Statuen der Verſtorbenen geſchmückt, und daneben vier, welche die Dämmerung und die Morgenröthe, den Tag und die Nacht vorſtellen. Vaſari ſagt, daß dieſe Statuen, ſollte einſt die Bildhauerkunſt untergehen, hinreichen würde, ſie wieder zu voller Blüthe hervorzurufen. Ein Dichter ſchrieb unter dieſe Meiſterwerke:

»La Notte, che tu vedi in si dolci atti
»Dormir, fù da un Angelo scolpita
»In questo sasso: e perche dorme ha vita. —
»Destalla, se nol credi, parleratti. —

(Die Nacht, die Du hier mit ſo viel Anmuth ſchlafen ſiehſt, ward von einem Engel in Stein gehauen, ſie iſt voll Leben, und ihre Unbeweglichkeit iſt Schlaf; wecke ſie, wenn Du daran zweifelſt, und ſie wird mit Dir reden.)

Michel Angelo, die Seele von dem Unglück ſeines Vaterlandes zerriſſen, antwortete:

»Grato mi è il sonno, e più l'esser di sasso,
»Mentre che il danno e la vergogna dura.
»Non veder, non sentir mi è gran ventura:
»Pero non mi destar! — Deh, parla basso.«

(Süß iſt es mir, zu ſchlafen, ſüßer noch iſt es mir, von Marmor zu ſeyn. Ich bin glücklich, nichts zu ſe-

ben, nichts zu hören, da alles, was mich umgiebt, mir das Unglück und die Schande zeigen würde, ich bitte Dich, wecke mich nicht, sprich leise.)

Die Kapelle der Fürsten, deren Bau unter Ferdinand I. begonnen wurde, und der noch nicht vollendet ist, ist ganz von polirtem Marmor aufgeführt und ist überladen von Agaten, von Calzedonen und Lapis Lazuli. — Wie viel giebt ein so glänzendes Grabmal, das für gekrönte Todten gebaut ist, und in das die Lebendigen ihren Schmerz tragen, zu denken, besonders, wenn es in der Mitte einer Stadt wie Florenz, in dieser personifizirten Poesie, steht? Warum sagt uns die Muse hier nicht mitleidig, daß sie uns täuscht? Sie zeigt sich statt dessen ernst und einfach, als sey sie Wahrheit. Sie hüllt sich in tausend Formen, sie stellt sich bald als Engel, zuweilen gar als Gott dar; aber bald, sehr bald werden ihre Farben bleich, ihre Gewänder Staub, und der arme betrogene Mensch sinkt erschöpft nieder, er hat nichts mehr, er glaubt sich todtmüde und will sterben. — Ach! man sollte nicht träumen, man sollte leben, im Stillen leiden, den Himmel erwarten, aber sich vor der Zeit resigniren. Ewig klagen, ewig an den Ketten rasseln, das heißt nicht das Unglück mit Würde tragen. Es giebt nur eine Seelengröße: es ist die der Unterwerfung; aber

wer unterwirft sich denn? — Gott hat selbst den Fürsten gesagt: Ihr werdet Euch die Erde theilen, aber Ihr werdet den Himmel ersehnen, Ihr werdet mächtig seyn, aber auch Ihr werdet leiden und sterben! —

Ueberaus schön ist die Kirche l'Annunciata mit der ganz von Silber getriebenen und der Mutter Gottes geweihten Kapelle. In dem Hofe des Klosters, das zur Kirche gehört, befindet sich das weltberühmte Gemählde der Madonna von Andreas del Santo. Die Kirche Sta. Croce ist reich an Grabmählern. Zuerst das des Michel Angelo, von dreien seiner Schüler gearbeitet, die Mahlerkunst, die Architectur und die Bildhauerkunst in Stellungen des tiefen Schmerzes darstellend. Neben Michel Angelo ruht der Dichter Alfieri, an dessen Grabe Italien trauert. Weiterhin liegt Macchiavelli; voll glühender Liebe für sein Vaterland, groß in seinen Forschungen, einzig als Geschichtsschreiber, starb er arm und vergessen, bis 266 Jahre nach seinem Tode der Ritter Rimbotti dies Grabmal errichtete. Neben ihm schläft Dante! Dante, dessen Name noch in aller Mund lebt, der seine Beatrice überall verherrlicht hat, von dem Uhland sagt:

»Einem göttlichen Gedicht hat er Alles einverleibet,
Mit so ewigen Flammenzügen, wie der Blitz in Felsen schreibet.

Es ſollte eine heilige Ariſtokratie für die Todten geben; es iſt nicht Recht, daß ein Jeder profane und kalte Blicke für dieſe Ueberreſte großer Menſchen haben kann. Die Menge ſollte da nicht hinſtrömen dürfen, wo ſie, ſtatt vor dem Genie und dem Verdienſt ihre Knie zu beugen, ſtatt ihre Andacht zu halten, ſtatt Gott im Staube anzubeten, ſtatt die Geſchichte anzuſtaunen, einige Inſchriften lieſ't und zwiſchen den Todten ſpazieren geht. —

Großer Dante! die Erde mit allen ihren Genüſſen war deine Mutter, deine Geſchwiſter waren die Sterne; hinausgegangen biſt du mit der Gewalt deiner Empfindung, zerſtreuet, ausgeſäet haſt du die Goldkörner deiner Gedanken, Bewunderung war bei dir Begeiſterung, Wohlſeyn ein frommer Wahnſinn. Genährt haſt du dich von der Himmels-Manna, deine Träume waren zu erhaben, du konnteſt keine menſchlichen Bedürfniſſe faſſen; Körper und Geiſt mußten ſich theilen, du warſt berauſcht von den Verſprechungen, die deine Muſe dir zuflüſterte, ſie gab dir ungeheure, endloſe Fähigkeiten. So fand dich die Wirklichkeit zu groß, um ſich nicht in dir zu verlieren; ſo warſt auch du dem ſchrecklichen Kampfe Preis gegeben, wo die Erfahrung den Glauben Lügen ſtraft, wo Alles enthüllt wird, und der

Wille an uns wie ein reißendes Thier mit seinen Leidenschaften nagt. —

Unter den Gemählden der Kirche ist eine wunderschöne Kreuzabnahme und eine Madonna von Carlo Dolce. Glänzend an Marmor und Frescomahlerei ist die Kapelle der Familie Niccolini. — Die Kirche der Sta. Maria Novella ist im funfzehnten Jahrhundert gebauet; sie ist eine der schönsten Italiens. In ihr las Boccaccio seine Gedichte seinen zahlreichen Zuhörern vor. Alle Kirchen in Italien zu sehen ist unmöglich; und sähe man sie auch, wie wäre es möglich, sie in ihren Einzelnheiten im Gedächtniß zu bewahren! — Man sieht sie, man nimmt den Eindruck in sich auf, vermengt ihn mit anderen; nichts bleibt endlich als das richtigere Urtheil und das klare Bild der Riesenwerke eines Mailänder oder eines Florentiner Doms. — Glücklich die, die in diesen Kirchen beten, die sich dem Glauben ohne Hülfe des Verstandes unterwerfen können! Es liegt in dem katholischen Ritus, in diesen Gottesbildern eine himmlische Poesie, die die Protestanten nicht kennen, und die eine Quelle sanfter Rührungen ist. Die Form der katholischen Kirchen, die etwas theatralische Art, womit die Altäre geschmückt sind, der Prunk der Priestergewänder, der Gesang, der Weih-

rauch, dieſe heilige Stille haben mich mit Andacht, mit Liebe, mit hohem Frieden erfüllt.

Ich fühle lebhaft, daß wenn man nur ſo lebt, als es die innerſte Natur verlangt, man überall gut lebt.

Wer hat nicht Augenblicke des Ergriffenſeyns, wo die fremde Gewalt über uns rieſengroß heranwächſt und wir daneben ſtehen, wie David neben Goliath. Er hat ihn aber doch bezwungen, und ſo denke und hoffe ich, auch ich werde retten, was rettenswerth iſt, das Gute und Edle, und die Erinnerung an das, was ich gewollt habe. Das Andere mag untergehen, wir wollen es nicht betrauern.

Warum macht uns denn jede Erfahrung ſo ſchüchtern in der Liebe? Wir verſteinern uns mit den Jahren nach Außen, indeß doch unſere Seele helle Flammen ſchlägt und unabläßig die Menſchen umarmen möchte.

In allen Sprachen, die ich kenne, iſt die Tugend weiblichen Geſchlechts, vielleicht weil ſie ſchön iſt, viel-

leicht weil ihr die consequente Kraft fehlt *), und der Mann darnach ringen soll.

Wer ist immer Herr seiner Stunden? Der apathische Frömmler mag den sanguinischen Phantasiemenschen schnell verurtheilen. Nur sein Phlegma ist fromm, er selbst ist ein erbärmlicher Heuchler.

Napoleon hatte aus seinem Wörterbuch: »schwierig, unmöglich, Hinderniß,« ausgestrichen. — Sein Lieblingsausruf war: osez!

Es giebt Geheimnisse, die man sich selbst kaum offenbart, Wahrheiten, deren Tiefe und Gewaltsamkeit nur zuweilen erkannt werden. Der Mensch ist schwach, und je stärker er sich wähnt, desto schwächer. Die Neigungen spielen mit ihm, wie liebliche Kinder mit dem ernsten Manne; während er glaubt, als Selbstherrscher unter ihnen zu stehen, unterliegt er den Wünschen.

Es giebt Augenblicke, wo die ganze Kraft des Menschen kaum zum Schweigen hinreicht.

---

*) ?

D. H.

Ich habe viel in dieſer Zeit in Erziehungsſchriften geblickt. Ueberall fand ich den gigantiſchen Bau der Syſteme, nur in der Lewana fand ich die Welt des Gemüths und all die zahlloſen Beobachtungen, die ſich im Auge der Mutterliebe ſpiegeln und die der Dichter dichteriſch aufgefaßt hat. Indeß nun die meiſten Pädagogen das arme Leben in die enge Schulſtube zwiſchen dem Ge- und Verbieten mitten drin einſperren, ihm Freiheit und Selbſtſtändigkeit rauben, ihm die Erwachſenen wie wahre Popanze der Gelehrſamkeit erſcheinen laſſen, vor denen die Zöglinge ſich fürchten, ſtatt ſie zu lieben, ſpielt Jean Paul Richter in der reichen, üppigen liebevollen Natur mit den Unſchuldigen, führt ſie an ihre Quellen, läßt ſich von ihnen führen, erzieht nicht, leitet kaum und gönnt dem Kinde den göttlichen Genuß, allmälig zur freien Anſchauung ſeiner Kräfte zu gelangen, klar die Dinge um ſich, in ſich zu erkennen, und in ſeiner Schöpfung von tauſend ſchwellenden Blüthenknospen dazuſtehen, wie der erſte Menſch in der Jugend ſeiner Kräfte im Paradieſe daſtand. —

Es iſt mit der Kunſt, wie mit der Liebe; man verſteht ſie, man iſt von ihr durchdrungen, aber man kann ſie nicht beſchreiben.

Genua.

Ich schreibe Dir am offenen Fenster, erwärmt von der Frühlingssonne Italiens, umduftet von blühenden Orangenbäumen, umrauscht von den Wellen des Mittelländischen Meers, dessen Farbe so dunkelgrün wie der dunkelste Aquamarin ist. — Warum kannst Du diese Gegenwart, die die fernste Zukunft erhellen wird, nicht mit uns theilen, warum bist Du so fern, warum kann ich nicht mit den weißen Seevögeln zu Dir eilen, Dir sagen, daß ich glücklich bin! — Tausend mal in diesen Tagen habe ich Dich zu mir gesehnt, aus den Nebeln des Nordens hinweg, unter diesen tiefblauen Himmel, zu mir, wie ich das Herz geschwellt von Freude, Wehmuth und Sehnsucht habe! — Tausendmal habe ich gedacht: warum denn der bittere Tropfen wehmüthiger Erinnerung in den süßesten Genuß fallen muß! — Ich habe Dir aus Florenz einen langen, aber nicht wahr? nicht zu langen Brief geschrieben; in diesem Briefe habe ich Dir weder von der Villa Demidof, noch von den Cassinen gesprochen, welche erstere in ihrer Größe und Einrichtung wahrhaft königlich ist, und welche letztere der Hauptspaziergang der Florentinischen schönen Welt ist. Aber es giebt auch schöne einsame Plätze in diesen Cassinen, wohin der Schritt der Menschen nicht dringt, und dahin bin ich oft gegangen und

habe die Sonne geſehen, wie ſie nach und nach langſam in die Tiefe verſinkt. So lange ſie da iſt, ſcheint Alles Heiterkeit und Freude, aber ſobald an dem Himmel nur noch ein purpurrother Feuerſtreifen iſt, iſt die Natur ängſtlich und beklommen. Der Wind erhebt ſich, die Sterne kämpfen mit den weißen Nebelwolken, die Vögel ſchreien und ſuchen für die Nacht ein Obdach, ſie ſind von der Furcht, von dem Bedürfniß, von der Nothwendigkeit getrieben, grade als ſeyen ſie, wie die Menſchen, abhängig von der Schwäche und der Gewohnheit. — Es iſt der Inſtinct der innerſten Natur, die Furcht vor der erſtarrenden Dunkelheit, die ihren Trauermantel über die Erde wirft, die die Bewohner unſeres armſeligen Planeten treibt ein Obdach zu ſuchen, es iſt das ſchmerzende Gefühl der Kälte, das bis in die geiſtigen Fähigkeiten dringt und den Gedanken und den Verſtand lähmt. Anders iſt der angehende Abend mit ſeinem lauen Hauche . . . er weckt die azurnen Nachtvögel, er leckt den Blumen ihren Duft ab, ſie öffnen ihre Bruſt, ſie haben ſchlagende Pulſe, ſie ſcheinen der Liebe entgegenzuſtreben. —

Abends.

Es iſt ganz ſtille um mich, nur von Ferne höre ich das Rauſchen des Meers! daß ich Deiner gedenke, weißt Du, daß aber meine Gedanken mehr denn je Dir

zugewandt ſind, daß ich mit wehmüthigen Blicken das Jahr betrachte, das ſcheidet, — daß ich mit ſchlagendem Herzen dahin blicke, wo meine geheimſten Wünſche wohnen, das ſage ich Dir heute, denn ſicher denkſt Du heute meiner und Dein Gebet umſchließt mein Wohl. So möge denn Gott Dich, mich, uns Alle ſchützen, tiefblutende Wunden heilen, auslöſchen die zu lebhafte Erinnerung an verlornes Glück! Er möge mit gütiger Hand das Zukünftige leiten und die Ergebung mit dem Dufte der Freude umwehen! — Ach! — wie viel, wie unendlich viel muß verſchmerzt, vergeſſen, ſelbſt vergeben werden! Wie reich war das Jahr, wie ahnungsvoll die Zukunft! Indem ich Dir ſchreibe, tröſtet mich der Gedanke, daß ich die Gewißheit erlangt habe, daß Alles, ſelbſt das Härteſte, die geheimſten Leiden der Seelen nicht zwecklos empfunden werden. Endlich naht mir die Zeit, wo ich den lang unterdrückten Stolz und das eiſern gefeſſelte Selbſtgefühl wieder zu befreien hoffe. Ungeduldig ſtehe ich am Aufgang; die Thüre zum Glück iſt mir noch nicht geöffnet, aber den Paß hinein, den Schuldbrief an das Schickſal habe ich zerriſſen. — Die ſchönen Jahre der Jugend hat der unerbittliche Chronos aufgezehrt, aber an die ewig trotzende Jugendkraft, an das Palladium der Seele hat er ſich nicht gewagt. Ich habe nichts verloren als Jahre,

und nicht einmal diese. Ob ich mein Glück verdiene? O, es ist ein elend Reden um das eigene Verdienst; nur das Schaffen erfreut, das Geschaffene gehört der Welt. Abhängigkeit tödtet das Gefühl. Noth lehrt zwar beten, aber solch ein Beten giebt keinen Trost von Oben. —

Wir sind von Florenz über Pisa und Lucca hieher-gefahren, wo wir uns für Rom einzuschiffen gedenken. Der Weg von Florenz nach

Pisa

führt am linken Ufer des Arno hin, und durchschneidet den bedeutendsten Theil Toscana's. Ueberall begegnet man freundlichen Städten, blühenden Menschengesichtern und dem Anstrich der Wohlhabenheit, die angenehm aus Allem hervortritt. Pisa, das früher hundertfunfzigtau-send Einwohner zählte, hat jetzt kaum achtzehntausend; es ist eine große, prächtig gebauete Stadt, mit breiten, menschenleeren Straßen, deren Hauptmerkwürdigkeiten die Cathedrale, der seltsam schiefe, mit sieben Säulen-reihen gezierte Thurm, das Baptisterium und der Campo Santo (Friedhof) sind. — Die Cathedrale ist eine der schönsten Kirchen, die man sehen kann; sie ist am Schlusse des elften und im Beginn des zwölften Jahrhunderts gebaut, und im Innern herrlich ausge-stattet. Der Eingang hat drei prächtige Thüren von

Bronze, die Johann von Bologna gefertigt hat, und die ganz in der Art der Florentiner sind. An den Wänden hin sind überall Gemählde aufgehangen; zwei Säulenreihen laufen in der Mitte der Kirche bis zum Altar. Die Kanzel ist von Marmor. — Friedlich sprach mich in seiner Einfachheit und in seiner gothischen Bauart der Campo Santo an, in dessen Mitte sich ein großer Hügel erhebt, der aus heiliger, von den Kreuzfahrern hieher aus Jerusalem gebrachten, Erde besteht, von der die Gläubigen behaupten, daß sie die Fähigkeit besitze, binnen einer Stunde die Leichen zu verzehren. Rund um den Hügel erheben sich die Grabmäler der Verstorbenen, reich an Kunst, Marmor und wehmüthigen Anblicke.

Ich war ganz allein in diesem Campo Santo; Alles, was Du mir von der göttlichen Ruhe gesagt hast, die den Stürmen des Lebens folgt, habe ich hier empfunden, wo ich allein, durchaus allein mit den Todten war. In diesem Raum begegnete ich keinem menschlichen Wesen, in dieser Luft und in diesen Bäumen war nichts Lebendiges, nichts Lebendes. Es war, als wenn der Kirchhof sich mit poetischer Einsamkeit bekleidet hätte, um mein dürstendes Herz zu empfangen. Kein Hauch, nicht einmal der Flug einer Mücke, nur das Rauschen meines Kleides in den Gräsern, die unter

meinen Tritten zu leiden ſchienen. Ich ſtand ſtill, ich hielt den Athem an, ich ſchlug die Arme übereinander. — Wenn der Tod alſo wäre? Wenn er Ruhe, Stille, Einſamkeit, heiliges Schweigen, endloſe Anſchauung in ſich ſchloſſe? Wenn man ſich niederlegen dürfte mit dem Bewußtſeyn erlittener Schmerzen, mit der Gewißheit, nicht mehr zu leiden, wenn der Tod Ruhe allein wäre, ein ſanftes Ausruhen unter dem liebevollen Auge, das uns hervorruft und unſern Leib vernichtet? Aber wie wird das andere Leben, dieſe unbekannte Welt ſeyn, an die wir mit unzerreißbaren, wenn auch unſichtbaren Faſern hängen? Wie ich ſie mir auch denke, immer ſchlägt mein Herz vor Ungewißheit und aus Furcht, und dennoch kehrt es ewig zu dieſem Gedanken an das Jenſeit zurück; er verfolgt mich wie eine Liebe ohne Gegenſtand, wie eine endloſe Sehnſucht, die mich verzehrt, wie ein brennender Wunſch am Abhang eines Abgrunds. — Und die Todten, die hier ruhen, ſind, wie ich, dem Naturgeſetz unterworfen geweſen, ſie haben gelitten, ſie haben hohe Augenblicke des Glücks gehabt, ſie haben Verzicht leiſten müſſen auf das, was ihnen das Schönſte erſchien. Und doch ſind ſie, wie ich, kühn genug geweſen, ihr Schickſal ſich ſelbſt machen zu wollen; ſie haben ſich ſtärker als die Maſſe geträumt, ſie haben geglaubt, daß der Gedanke, der Geiſt, die

Faſſungskraft eine Macht ſey, ſo die Felsſtücke rollen, die Meere austrocknen könnten. Sie haben ſich ein Ziel geſteckt, eigenſinnig, tollkühn ſind ſie dieſem Ziel gefolgt, aber mitten im Wege hat ſie die Nacht überraſcht, mitten im Laufe ſind ſie erſchöpft niedergeſunken und haben mit Entſetzen geſehen, daß der Wunſch zerſtört, der Wille geviertheilt werden kann.

Seltſamer Anblick, dieſer Piſaer Thurm, der zuerſt den Blick auf ſich zieht, dann ihn erſchreckt! Er iſt ſo ſchief, daß er zu ſtürzen ſcheint, aber um zu ſtürzen hat er, wie große Reiche, Jahrhunderte nöthig.

Schön iſt der Weg von Piſa nach

Lucca.

Auf ihm ſah ich zuerſt Wälder von Olivenbäumen, deren Früchte eben jetzt eingeerndtet werden und deren Laub der Winter weder färbt noch tödtet. Lorbeer- und Orangenbäume wechſeln mit dem zarten Laub der Olive, ſanfte Lüfte wehen, balſamiſch duftet die Ceder. —

Wir ſahen im Fluge die mit Marmor bedeckte Cathedrale von Lucca, und fuhren dann aus der wenig intereſſanten Stadt den weltberühmten Bädern zu, die, von hohen, reichbelaubten Bergen umſchloſſen, an Schönheit der Lage vielleicht keinen der Welt gleichen. — So ſchön aber auch die Lage der Bäder, ſo reich die Vegetation iſt, ſo iſt dieſe doch nicht mit dem Wege von

Lucca nach Genua zu vergleichen. Dieser geht hart am Meere auf hohen Felsen fort, die in reicher Abwechslung die hohe Natur in ihrer Größe zeigen. Zuerst führt die Landstraße von Lucca nach Massa, in dessen Nähe der schneeige Carrara in mächtigen Marmorbrüchen gewonnen wird; dann biegt sie aufwärts und schlingt sich durch wild durcheinander geworfene Berge, die wie ein Meer voll Riesenwellen aussehen, bis zu dem Genueser Meerbusen, der sich in endloser schimmernder Ferne, in weißen schäumenden Fluthen, majestätisch von Felsen und Bergen umgürtet, vor dem entzückten Auge ausbreitet. Beklommen fuhren wir auf der hohen Felsstraße, die sich über das Meer beugt und die zwischen Himmel und Erde zu schweben scheint; gleich Luftfahrern waren wir bald in den Wolken, bald in der Ebene, durchkreuzten Oliven- und Orangenwälder, berührten Kirchen, Städte und einzelne Schlösser, und kamen endlich, von berauschender Bewunderung voll, nach Genua.

Nie, nie wird der Eindruck dieser Reise schwinden, immer werde ich entzückt, sehnsüchtig zurückschauen auf Chiaveri, auf die Himmelsstraße nach Genua, auf das Gefühl, das, zwischen Schrecken und Seligkeit getheilt, mich über alles Erlebte erhob, da ich das Mittelmeer, da ich Genua begrüßte. Wer solche Erinnerung be-

wahrt, den drückt der Schmerz nicht, den berührt er kaum, der mißt die Welt, das Leben, der fühlt vor dieser Erhabenheit verstummen die Wünsche: in dieser Größe verliert sich die Seele! —

Wir sind in dem palastartigen Hôtel der »vier Jahreszeiten« abgestiegen; es ist hart am Meere gelegen und bietet die Aussicht auf den Hafen und auf die zahllosen Schiffe; wolkenlos, fast heiß, steht die Sonne am Himmel. Ich habe vor mir einen reichen Blumenstrauß von doppelten Veilchen, Camellien und Rosen, die ich selbst im Garten Durazzo im Freien habe blühen sehen. Ich komme aus den Palästen Doria, Balbi, Spinola, ich bin betäubt, entzückt, vielleicht weiß ich selbst nicht, was ich bin. Meine Augen sind erblindet in dem Anblick so vielen Marmors, so vieler Vergoldung, so vieler Säulen; mit Mühe sammele ich in meiner Einbildungskraft einige Gemählde; Armen und Reichen, Thränen und Lächeln bin ich auf der Leinwand begegnet, und habe nicht mehr gewußt, ob es Leinwand sey. Paul Veronese hat sich in seiner Judith, die den Kopf des Holofernes hält, unsterblich gemacht. Sie hat nicht den Muth, den Kopf anzublicken, die Natur straft ihre Kraft Lügen. — Auch hier ist eine sterbende Cleo-

patra, ausgestreckt auf einem Bette; der Tod hat seine erschreckende Blässe über das holde Gesicht gleich einem weißen Nebel gezogen, und wird nichts von ihrer Schönheit als den Namen lassen.

Die schönste Straße Genua's heißt die Strada nuova. Die Häuser, die in dieser Straße Paläste sind, sind hoch; man sollte glauben, wenn man diese Marmormassen sieht, daß Genua eine Königin mit strahlendem Diadem sey. Der Palast des Senats ist mit Colonnen geziert, seine Architectur ist elegant. — Im Palast Durazzo liegt eine Magdalena Jesus zu Füßen; sie ist von Paul Veronese. Sie rührt, weil sie gerührt ist, sie weint so aufrichtige, so glühende Thränen, sie erwartet im zärtlichen Glauben, daß Jesus sie trösten, daß er ihr vergeben werde.

Die Genueserinnen tragen einen weißen Schleier, den sie Mezzaro nennen; er ist ein passe partout, mit diesen Schleier können sie überall und allein gehen, aber er verhüllt sie nicht, er verhüllt nur Manches, was der Italienerin Lebensbedürfniß ist. — Ein geistreicher Schriftsteller sagt von Genua, daß es so viele Priester darin giebt, daß keine Religion da ist; so viele Almosen darin gegeben werden, daß der Armen Unzählige sind.

Die Kirchen sind überladen, es ist kein Platz in ihnen für ein inbrünstiges Gebet; ich möchte sagen, Gott

selbst würde hier keinen Raum mehr finden! — In der Kirche Carignan steht ein heiliger Sebastian, dessen Körper mit Pfeilen durchschossen ist. Man vergißt, daß er von Marmor; man sieht die leidende Seele, die diesem sterbenden Auge entflieht.

Sehr schön sind die Genueser Gärten; der Winter unterbricht die herrliche Blumenflor keineswegs. Die schönen Cypressen, Cedern und Palmbäume schmücken überall die Gärten, die terrassenförmig angelegt sind, und von denen aus man den Meerbusen mit seinen weißen Seegeln und seiner gründaherstürmenden Fluth übersieht.

So ist es recht! — Man soll sich nicht bewundern lassen wollen, die Eitelkeit selbst die, die ihr gerechtestes Theil hat, muß von der Bescheidenheit, von jener die mit verschämtem Auge eigenes Verdienst für gering hält, ewig verdrängt werden. Je bestimmter dies Gefühl da, je wahrer es ist, daß eine Frau bei großem Verstande, über die Größe desselben zu erröthen fähig, je lieblicher, je liebenswürdiger wird sie.

»Louis onze« verräth zwar die poetiſche Sprache des berühmten Dichters, aber ſein hiſtoriſches Intereſſe iſt keineswegs groß, weil — eben nichts Großes darin vorkommt. — Wir Frauen wollen durch erhebende Gefühle angeregt, und über das kleine Daſeyn hoch in die Wolken hinaufgetragen werden. Ein ſterbender Verbrecher, der von den Qualen der Reue zerriſſen wird, kann uns beengen, und dieſes Gepreßtſeyn kann uns Thränen entlocken, aber rühren, hinreißen, entzücken, das Verborgene unſeres Herzens durchdringen, kann nur das Erhabene, das wahrhaft Große, das Großgedachte und Großdurchgeführte.

Iſt Dir das Buch über und von Charlotte Stieglitz zu Händen gekommen? Der Biograph und ſein ſchwülſtiger Poetenſtyl ſind mir nicht angenehm; aber was ſie ſelbſt ſchrieb, liebe ich, weil es wahr und einfach iſt. Wie konnte ſich eine ſo edle, ſchöne Natur, mit ſo viel Andacht und Religioſität, zur Herrſcherinn ihres Schickſals aufwerfen? — Es iſt dieſer ſeltſame Selbſtmord eine ſchauererregende Verirrung des menſchlichen Geiſtes. Aber die Idee der Liebe, der Charlotte ſich hingab, iſt ſehr rührend; ſie kannte keine andere Pflicht, als die ihrer Liebe. Der Gatte war unglücklich, er verlor ſich in dem wirren Treiben einer geiſtigen Abſpannung; ſo kam es, daß ſie, dies Herz voll

Hingebung und Zärtlichkeit, ängstlich beklemmt nach einer That suchte, die den leidenden Gatten emporrüttete, ihn sich selbst wiedergeben könnte. Endlich meinte sie (seltsamer Irrthum!), wenn sie plötzlich mit einem Schlage von ihm genommen würde, würde das Gewaltsame der Trennung ihm die Kraft frisch erwachen lassen. Sie erdolchte sich — eine wahre Märtyrinn der Liebe, ein Opfer Abrahams, aber ohne rettenden Engel, eine rührende Elegie auf die Leiden der weiblichen Seele! Sie glaubte an eine Wiedervereinigung nach dem Tode, ja, sie war überzeugt, obgleich von der Erdenhülle befreit, ihren Heinrich umgeben, für ihn sorgen, ihn lieben zu dürfen, wie sonst! Welch ein Riesenkampf, da der Instinkt des Menschen Erhaltung ist, da auch Charlotte die Erde lieben mußte, die nicht immer thränenreich für sie gewesen war. Glückliche Charlotte, dich beweine ich nicht, du bist mit deinen kindlichen Irrthümern, mit deinen jungfräulichen Leiden, mit der Ueberzeugung untergegangen, das Höchste zu geben, was die Liebe zu geben vermag. —

Bonstettens »Souvenirs« sind mit Geist und Gewandtheit geschrieben. Gedanken sprechen mich mehr an, als Thatsachen; ich habe überall mit Freude in dem mir gesandten Buch den einfachen Ausdruck eines in sich klaren und vollendeten Verstandes gefunden. Nur ein

ſolcher thut wohl, er löſt die Räthſel des Lebens und beantwortet die Fragen, die den Unreifen und Unklaren ängſtigen. Daher meine Vorliebe für Degerando. Er iſt mehr denn je der Geſellſchafter meiner einſamen Stunden; ich beſchäftige mich in ihnen, ich ſchreibe, aber ich fühle auch, daß das Nothbehelfe ſind, die die Lücke des Daſeyns nicht ausfüllen, nur leichthin überdecken.

Angelo wird dich mehr im Sehen, als im Leſen intereſſiren. Der Dichter hat ſein Talent weit mehr in die Situationen, als in die Sprache gelegt, und es iſt vielleicht recht ſo. Aber ein bischen mehr Eleganz in der Form, einige flammende, aus dem Gewöhnlichen herausſpielende Gedanken hätte ich mir doch gewünſcht. Du wirſt ſehen, ob ich Recht habe.

Mirabeau's Briefe las ich mit ſteigendem Intereſſe; ſie tragen den Ausdruck einer großen Seele, wenn dieſe Seele auch noch nicht frei, daher auch noch nicht vollkommen war. Eine vollendete Geiſtesfreiheit muß nothwendig das Princip des Guten und Böſen in ſich tragen; aber ich glaube es feſt, und weiß es, die Kraft des Menſchen richtet ſich eher dahin, wo die Sonne nebellos ſcheint, als dahin, wo die Nacht grauſend herabſank. Wenn es ſchön iſt, zu lieben, ſo iſt es göttlich, aus dem Herzen die Heimath zu machen, und in dieſer Alles, was die Sehnſucht fordert, zu finden. Aber ſo

konnte Mirabeau nicht lieben, denn seine Liebe, von irdischen Verhältnissen gebunden, gefesselt im Aeußern, wandte sich gegen ihn und gegen den Frieden seiner Seele. Daher die leidenschaftlichen Ausbrüche, die aus seinen Briefen hervorgehen, das ohnmächtige sich Emporraffen, das schreiende Niedersinken in den Abgrund der Verzweiflung.— Weil Mirabeau groß war, konnte er sich dem Unglück nicht unterwerfen, — wäre er frei gewesen, so hätte er sich darüber erhoben.

Die Gedanken der Madame Necker, die sie »melangirt« nennt, sind die einer reingeistreichen Frau, die das Gesetz aus Liebe, nicht aus sclavischer Furcht hochhielt und die mir viel mehr als ihre Tochter gefällt, vielleicht darum, weil ihre Tochter und ich an einem Fehler leiden, an der Ueberfülle der Phantasie, vielleicht weil ich lebhaft das Bedürfniß des Geregeltseyns empfinde und mit einigem Stolz fühle, daß ich es durch mich selbst befriedigen kann. Vielleicht auch, weil es Zeiten giebt, wo der Verstand geübt werden will; eben darum, weil das Herz nicht im Gleichgewicht mit ihm steht, vielleicht — doch wozu das? Ich wollte Dir nur sagen, daß ich durch mich, mit meinen Büchern, mit den Erinnerungen an das, was mir ewig heilig bleiben wird, mir eine Existenz zu schaffen fähig bin, die ich von den Umständen unabhängig machen

kann. — Ich freue mich eines Gedankens, eines Ausdrucks, als wenn es ein Freund wäre, der mich besucht. Ich kann vor einer Erinnerung auf die Knie sinken. Die Glücksfähigkeit ist also da, nur will sie verarbeitet und angewandt werden, sie soll sich auf vernünftige, auf hohe, auf ernste Gegenstände nicht werfen, aber beschränken, sie soll — ach! was soll sie nicht Alles, und was sollte man nicht überhaupt Alles thun, wenn man seine Kräfte immer gehörig zu verwenden im Stande wäre! —

Nimm mich, wie ich bin, ich zeige mich viel öfters im Negligee, als im Ballakleide, aber am Ende komme ich doch noch dahin, immer erträglich angezogen zu seyn. Hilf mir hübsch Toilette machen. —

Rom.

Kaum daß wir seit einigen Stunden hier sind, und schon habe ich alle Schreib-Materialien ausgepackt, um Dir meine dankbare Rührung für die so liebevollen Worte auszudrücken, die wir hier vorfanden, und die mich gleichsam mit ersehnter Heimathsnähe sanft überschattet haben. Nun fühle ich doppelt die Entbehrung, nicht bei Dir seyn zu können; nun muß ich Dir wenigstens schreiben, weil Du doch wissen mußt, nicht

allein daß ich Deine Liebe, sondern auch wie ich sie erkenne.

Die Briefe aus der Heimath haben mich heute aus dem Morgenschlaf, aus dem ersten Traume geweckt, den ich in Rom geträumt habe. Sie haben mir Freude und nur Freude gegeben, aber eine solche, wie der sie empfindet, der weiß, was Schmerz ist.

Ich bin in Rom, mich umweht die Erinnerung an die Größe, die hier gewaltet hat, die hier begraben liegt. Ich thue keinen Schritt, ohne daß die Geister der Helden, die hier gestritten haben und gefallen sind, sich um mich schaarenweise drängen. Jede Größe und Erhabenheit, all das Edle und Hohe, das diese geweihte Erde trug, erhebt und vergrößert auch mich. Mit Begeisterung fühle ich, was die endlose Bahn ist, die der menschliche Geist durchlaufen kann. Numa, Scipio, Julius Cäsar, Titus, alle diese Namen sind keine Namen mehr, es sind Menschen, von denen Rom erzählt, von denen es ewig reden wird. —

Und doch habe ich noch nichts von Rom gesehen, als die Peterskirche mit ihrer riesenhaften Colonnade... Ich bin ergriffen, und es thut mir wohl, erst ausruhen zu dürfen, weil es mir ist, als könnte ich diesen mächtigen Eindrücken nicht widerstehen, als würden sie mich kraftlos zu Boden drücken, wenn ich nicht erst einen

tiefen Athemzug in mich selbst hineinthäte. So schreibe ich Dir, im ersten Taumel möchte ich sagen, erfüllt von Ahnung, gerührt durch den Aberglauben der Liebe, daß Rom, da es mir Deinen Brief reichte, nicht anders als heilend wirken könne.

Wie schön wird Italien im Frühling seyn, wie schön ist es schon jetzt, wo an der Genuesischen Küste Aloe, Orangen, Oliven und selbst Palmbäume uns in Erstaunen setzten, und wo die immergrünen Wiesen von einer ewigen Jugend reden! —

Wir haben uns in Genua nach Civita vecchia eingeschifft, haben uns einige Stunden in dem mehr als traurigen Livorno aufgehalten, und sind endlich spät Abends, nachdem wir die Ermüdung einer peinlichen Seereise empfunden und vor Corsika und der Insel Elba vorbeigesegelt sind, hier angelangt.

Abends.

Wir kamen in der Nacht in Rom an; der Gedanke in Rom zu seyn, riß mir den Schlaf von den Augen; ich sah Kaiser, Nationen und Jahrhunderte über einander stürzen, und konnte den Tag nicht erwarten, der mir Rom zeigen würde.

Erschreckt blieb ich beim ersten Schritt stehen . . . ich war erdrückt in der Betrachtung, wie viel Blut hier geflossen, wie viele Tugenden hier groß gezogen, wie

viele Laſter hier gewüthet haben, wie groß die Natur in ihrer Höhe, wie zermalmend ſie ſich in ihrer Tiefe entwickelt hat.

Dieſes Rom iſt ein Ozean: eine Rieſenwelle faßt die andere, ich ſuche meine pochenden Herzſchläge zu mäßigen, ich bin unfähig zum Beſehen, ehe ich nicht Alles geſehen habe.

Mein erſter Gang war nach der Peterskirche, vor der Engelsburg vorbei über die Tiberbrücke. Auf einem ungeheuern Platz ſteht in der Mitte deſſelben der von Seſoſtris der Sonne geweihte Obelisk, den Caligula von Aegypten nach Rom brachte, und der, obwohl von dampfenden Kriegsunthaten umſtürmt, dennoch unverſehrt der Zeit Trotz geboten hat. An beiden Seiten des Obelisks ſind zwei Fontainen angebracht, deren Waſſer im Sonnenglanz wie tauſend Diamanten funkeln und dann ſchäumend, murmelnd ſich in große bronzene Baſſins ergießen. Die Colonnade der Kirche bildet einen Halbkreis; ſie beſteht aus vierhundert Säulen. Nichts kann den Eindruck wiedergeben, den die Kirche hervorruft. Es iſt unmöglich, hier unheilige oder kleine Gefühle zu hegen, man wird gezwungen an die Unermeßlichkeit, an Gott zu denken. Die höchſte Harmonie iſt in jedem einzelnen Theile ausgegoſſen, ſie hat ſich dem Ungeheuern

dieſes Baues ſo ſanft, ſo ſchmeichelnd mitgetheilt, daß es ſtatt zu ſchrecken, nur entzückt. — Ehe man in die Kirche tritt, gelangt man in die Vorhalle, die mit den Bildſäulen des Kaiſers Conſtantin und Carls des Groſſen geziert iſt. — Michel Angelo hat achtzehn Jahre ſeines Lebens dem Bau dieſer Kirche gewidmet; er hat ſich in ihr ein großes Denkmal ſeiner geiſtigen Größe errichtet. — Man ſagt, es habe viele Fehler, aber es ſind Fehler, die nicht ſtören, die das Gefühl nicht findet, die der Architekt aber mit ſeinen Zirkeln herauszurechnen vermöchte.

Als ich zuerſt die Peterskirche ſah, war ein Feſt, und der Papſt verſah die Meſſe in der Sixtiniſchen Kapelle. Die Cardinäle in vergoldeten Wägen und die Schweizerwache in ihrem uralten National-Coſtüm in und außerhalb der Kirche, machten den Anblick zu einem belebten Gemählde. — Mir, Ketzerin, die ich keine katholiſchen Augen habe, kam das Alles wie eine Theaterdecoration gar weltlich und ſchön vor. Andächtig ſeyn, mich auf die Knie werfen und mich kreuzigen, hätte ich nur dann gekonnt, wenn ich keine Cardinäle geſehen und ganz allein in dieſem Tempel Gottes geweſen wäre. Vielleicht auch dann nicht einmal, denn es giebt gar viel darin zu ſehen, und der liebe Gott wird es ſicher nicht übel nehmen, St. Petrus vielleicht

auch nicht, wenn ich so ganz profan in seinen italienischen Kirchen und unter den Herren Cardinälen einherwandle.

Die Pfarrkirche des Papstes, St. Johannes im Lateran, ist unter den anderen Kirchen Roms die schönste. Der Obelisk, der vor ihr steht; soll der höchste der Welt seyn, er wurde von Germanicus aus Aegypten nach Rom geführt. Der Eingang, mit den vier Säulen geziert, die einst Titus nach der Zerstörung Jerusalems dem Tempel des Capitolinischen Jupiters geweiht hatte, sind sehr schön; schöner noch die belebten Marmorstatuen der Apostel von Rusconi und Legros, die mit ergreifender Wahrheit dargestellt sind. — In dieser Kirche zeigte man uns den Tisch, an dem Christus sich mit seinen Jüngern vor der Kreuzigung versammelte, und nicht weit davon steht die Kapelle mit der heiligen Treppe, die nur auf den Knien erstiegen wird, weil sie für die Treppe im Palast des Pilatus gilt, die Christus erstieg. Aber ich hatte wenig Sinn für diese christlichen Heiligthümer, es trieb mich ins alte Rom nach dem Capitol, nach dem Pantheon, nach dem Colosseum, nach all' den zahllosen Tempeln der Zeit, von der nun nichts mehr da ist, als eine Handvoll Staub. — Zuerst sah ich die Säule des Trajanus, dann den Tempel des Jupiter tonans, den

Triumphbogen des Severus, das Capitol, das Rom beherrſchte. An ſeinem Eingange ſtehen zwei Roſſebändiger, in denen einige Caſtor und Pollux zu ſehen glauben. Sie blicken hinunter auf die neue Stadt, ſie ſcheinen fragend ſich nach dem alten Rom umzuſehen, von dem ſonſt aus der gewaltige Adler ſich hoch in die Lüfte ſchwang. Die eherne Bildſäule des Marcus Aurelius ſteht in der Mitte des Platzes, deſſen Treppe hinunter nach Rom führt. Entzückt ſoll dieſer Reiterſtatue Michel Angelo zugerufen haben: denke daran, daß du lebſt, ſteig hinunter. — Das Amphitheater des Flavius ſoll ſeinen jetzigen Namen »il Colosseo« nach der coloſſalen Sonnengotts-Bildſäule empfangen haben, welche einſt Nero's Palaſt zierte und ſpäter bei dieſem Theater aufgeſtellt war. Noch ſteht der ganze Umkreis des Gebäudes, das 86,000 Menſchen in ſich faßte. Es beſteht aus drei Stockwerken; und iſt mit doriſchen, joniſchen und corinthiſchen Säulen geziert. Majeſtätiſch und einfach, voll begeiſternder Erinnerungen, iſt es das größte, das erhabenſte Bruchſtück von Rom. Nicht weit von dem Coloſſeum ſteht der Triumphbogen des Conſtantin. Weiter hin zum Capitol der des Titus. Er iſt unter Pius VII. hergeſtellt, und hat ſchöne Basreliefs. In ſeiner Wölbung wird Titus von dem Adler Jupiters

in die Lüfte getragen. — Hier folgt nun ein Stück des alten Roms nach dem andern, der Tempel des Romulus und des Remus, die Säulen des Tempels des Jupiter Stator, der Tempel der Concordia, den Romulus errichten ließ, als sich die Sabiner mit den Römern versöhnten, der Tempel des Antonius und der Faustina*). Endlich kommt man aus den Ruinen in das vollkommen erhaltene, doch ziemlich fern von hier in der neuaufgebauten Stadt liegende Pantheon. Christliche Altäre füllen den Tempel, den Agrippa bauen ließ, der mit syrakusischem Erze und mit afrikanischem Stein geschmückt war, und den Plinius als hohes Meisterwerk pries. — Die Fontana di Trevi am Fuße des Monte Cavallo erregt Erstaunen. Auf dem Platze Navona steht ein ägyptischer Obelisk, den Caracalla nach Rom brachte und um den herum sich die Flußgötter des Nils, des Donaustroms, des Ganges und des Plataſtromes lagern.

Wer weiß denn eigentlich, was Schmerz ist? Man glaubt so oft, wenn man jung ist, zu leiden, weil die

---

*) Fast alle diese Ruinen empfingen in den neuesten Zeiten richtigere Bezeichnungen. D. H.

Leidenſchaft das Feuer ſchürt, weil der Schlaf mit ängſtlichen Träumen durchwebt iſt, weil die Nerven ſich dehnen, weil die Unruhe, die Ungeduld glüht: aber iſt das Schmerz? Nein, es iſt dies nur ſanfte Poeſie, nur das Bedürfniß des Lebens, nur das ſüße Zerſchmelzen in Thränen, nur die dichteriſche Klage, die tauſend Worte findet. — Aber das, was verborgen wie eine ſpitzige Nadel wühlt, was verſchwiegen wird, ängſtlich verſchwiegen, das, was kein Gebet, nur ängſtliches Verſtummen, keine Thränen, nur Todtenbläſſe hervorruft, das — das iſt Schmerz.

Oft hatte ich von Italien geträumt, wie ich als ganz junges Mädchen mich mit weißen Schleiern drapirte, in der Ecke des rothen Sopha's ſaß, und Italien, Italien rief, mit jenen Tönen der Sehnſucht, die die Liebe für den Geliebten findet. Denke Dir nun das Entzücken der Frau, die das Leben kennt und die nun endlich das Glück der Erfüllung genießt. Ich habe Flügel, wie ſonſt, ich fühle, daß ich noch jung bin, daß ich wieder Hoffnung ſchöpfen kann, daß nicht Alles im Grabe verſchüttet ruht. Weißt Du denn, was das iſt, in der Peterskirche oder in der Sixtiniſchen Kapelle ſeyn, haſt Du, wie ich, das Glockengeläut der römiſchen Kirchen, den Kanonendonner von

der Engelsburg herunter, weit über den Tiberstrom hinwegrollen gehört? Ich bin völlig betäubt von dem, was ich sehe, ich gehe träumend in Rom einher, ich denke, es muß ein Titus oder ein Scipio aufstehen, oder als käme Raphael und Michel Angelo mir irgendwo, aus diesen Tempeln des Alterthums, freundlich und bekannt entgegen. — In der Schweiz die Schrecken der Natur, auf dem Mont Cenis Schneemassen neben Italiens Frühlingslüften, und an der Genuesischen Küste ein Reichthum der Vegetation, wie sie wohl kaum je ein Dichter geträumt hat.

Der Mensch, der sich selber treu bleibt, steht allein fest; immer das Wesentliche, das Bleibende im Auge, über Vergangenes keine Klage, über Unvermeidliches kein Wort.

Es ist eigen, wenn das Wort glüht und die That kalt ist, wenn man ungewiß ist, ob die Stärke der Farben durch die Phantasie, durch die Macht der Stunden, durch guten Willen, durch unbewußte Selbsttäuschung aufgetragen ist.

Was giebt höhere Ruhe, als klare Einsicht? Jede Zukunft ist eine Zweifelsfrage, wo der Zufall sein böses Spiel treibt.

Wir zürnen dem Himmel nicht, wenn kleine Wolkenſchatten über ſein helles Gewölbe ziehen. Eben ſo wenig zürnen wir uns ſelbſt, daß wir nur immer menſchlich ſind und ſeyn wollen, und erachten mit Recht, daß Heroismus zu affectiren abgeſchmackt ſey. Ein römiſcher Komödiendichter ſagte, was Tauſende ihm nachgeſagt haben: »ich bin ein Menſch, und Alles, was menſchlich iſt, halte ich für meinen Antheil.«

Der Menſch bedarf des Unvergänglichen im eignen Innern, um den großen Wechſel der Natur und des menſchlichen Daſeyns mit Ruhe und Zuverſicht zu ertragen. Auch läßt es ſich leicht mit idealem Schmerze zu den unſterblichen Räumen erheben, wenn im eigenen Bewußtſeyn etwas Einziges und Wandelloſes ſteht.

Neben einer gewiſſen Genügſamkeit entdecke ich in mir eine zum Erſchrecken ſich ausbildende Unerſättlichkeit; ſo daß ich wohl für dieſen Fehler in einen Mäßigkeits-Verein treten möchte. — Wie fange ich es an, wenn man mir den Finger giebt, nicht die Hand zu begehren? Wie lerne ich es, zu geben, ohne wieder zu fordern? Wenn ich Alles hingab, was ich beſaß, und ſtaunend bemerkte, daß das Hingenommene aber

nur halb erwiedert wurde, blieb ich ermüdet und erſchüttert ſtehen und fühlte, was Täuſchung ſey. Dann vergaß ich die Erfahrung; gab und forderte wieder, bis ich mich arm glaubte, weil ich nicht erhielt, was ich mit vollen Händen reichte. Ach! mit einem Wort, ich wollte eben ſo geliebt werden, als ich liebte, und habe doch immer vielmehr, als Du glaubſt, gedarbt, eben weil ich zuviel fordere, weil ich wie Drosman bin, weil ich mich nicht zu beſchränken weiß. Ich will keine Rückſicht, keine Abſicht, keinen Zweck, keine Berechnung; ich will das reinſte, unumſchränkteſte Gefühl. Das aber kennen Wenige und ſo darbe ich im Reichthum, und fühle inmitten reicher Entzückungen, daß ich nicht empfange, was ich gebe. Denke aber nicht, daß ich das hochmüthig ſage, ach! nein, ich ſage es demüthig, ohne Ueberſchätzung und nur weil es wahr iſt.

Wie eine große Poeſie, wie ein wahrhaft hohes und reines Dichterwerk, liegen die Jahre der Jugend vor mir. Wenn ich dahin blicke, wo nur Sehnſucht, keine Reue war, dann preiſe ich das Glück der Freundſchaft. Jeder weiß am beſten, was er iſt, wer er iſt, und was er an heiligem Feuer beſitzt.

Wer glauben kann — entbehre. — Entbehren, nicht vorlieb nehmen.

Ich komme mir mit all meinen Ameisenangelegenheiten ganz erbärmlich, zum Beispiel neben einem Stück Peterskirche, vor. Nichts thut wohler, als an dem Großen um sich seine Kleinheit messen. — Da wird man hübsch demüthig und schlägt an seine Brust, auf daß sie unnützerweise nicht gar zu viel Luft in Seufzer verschwende. Das Leben ist kurz und schön, und wer einmal glücklich war, der sollte nicht die Vermessenheit haben über das, was nachkommt, zu klagen. — Ich habe tausend Dinge im Kopf, die mir die Gedanken zum schwarzen Knäuel verwirren.

Ich schäme mich, unglücklich zu seyn, weil ich mich für undankbar halte.

Weil er anders als die Menge ist, weil er sich auf Felshöhen tollkühn gewagt hat und fürchterlich hinunter in die Tiefe gestürzt ist, deswegen also wird er gesteinigt! So lange er noch oben auf dem Rande des Abgrundes wie eine Gemse lief, so lange er in die Wolken griff und keine Schwindel spürte, so lange stand die Menge mit offenem Munde da, so lange

wagte sie nicht, das Verdammnißwort auszusprechen: aber gestürzt, fällt Alles über den Unglücklichen her; Keiner wagt es, zu Hülfe zu eilen, Keiner streckt eine rettende Hand aus, jedes Mitleid weicht dem grassen Egoismus, der Furcht, daß die Welt an ein Einverständniß mit ihm glauben könne, daß sie glauben könne, wir könnten, wie er, auf Felsspitzen gehen und in Abgründe stürzen! Erbärmliche Menge, und man sollte dich nicht verachten? —

Immer über oder unter der Wirklichkeit, nie in dem Positiven des Lebens. Immer die innerste Stimme des Herzens, die in der Freude wehmüthig ausruft: ach! — Ist denn die Freude nicht größer als diese! Wunderbare Leiden der Seele! Sie sucht, sie erwartet, sie ersehnt, sie baut an den Ruinen des Lebens, und immer vergebens! —

Als der unglückliche Karl I. zum Tode ging, drängte sich ein holdes Mädchen durch den Volkshaufen. Sie hielt eine Rose in der Hand, sie reichte sie dem Könige, Thränen zitterten in ihren Augen, sie fielen auf die Rose. Es war das letzte Liebeszeichen, das Karl erhielt, Keiner hatte es gewagt, ihm die geringste Theilnahme zu beweisen. Keiner hatte ihm den nassen

Abſchiedsblick zugewinkt; aber die Roſe, ſchüchtern ihm dargereicht, ſie verſöhnte ihn; an ſie knüpfte er den verlornen Glauben an das Gute. —

Heute Abend nahm ich zufällig Zaïre in die Hand, und habe mich an ihr, an dieſem ſo einfach ſchönen Meiſterwerke, ſo ſehr erfreuet, daß ich es Dir, der Du jeden Funken Freude auffaſſeſt und begreifſt, durchaus ſagen mußte. — Ich liebe vielmehr Racine als Voltaire, aber Zaïre und Alzire ſprechen zu meinem Herzen, als kämen ihre Worte aus den geheimen Tiefen einer gleichgeſtimmten Seele. Sie ſagen mir, was ich weiß, denke, liebe und fühle, und ſagen es mir ſo erhebend und ſchön. — Bin ich partheiſch, können die Deutſchen mit dieſen geiſtſprühenden Franzoſen Schritt halten? Dürfen wir uns ihnen mit Wahrheit vergleichen? — Auch die Gentzeſchen Briefe machten mir Freude. Menſchen werden ſehen, ihr Inneres beſchauen, ihre Stimmungen kennen lernen, lehrt uns, daß es überall Ebbe und Fluth giebt, und daß Nachſicht und Liebe zum Weltgeſetz werden ſollten. Mit wie vielen Schwachheiten hat der Stärkſte zu kämpfen, und wie demüthig macht die Betrachtung, daß der Zufall immer einflußreicher als unſer Wille iſt.

Der Mensch lebt nur im Augenblick, er will nur unterhalten seyn, die Widersprüche wecken ihn nicht aus seinem Irrthum; begeistert spricht er von einem Ewig-dauernden und doch verliert grade das Schönste durch die Dauer. Der Regenbogen zieht zwar Aller Blicke auf sich, wann er sich bildet, aber glühen die Farben länger als Minuten, so wendet sich das Auge, schon müde geworden, nach etwas Neuem. Der Tag ist zu lockend, auch ist die Genußsucht stets an Gründen reich, in der Dialektik mehr geübt als ein Gorgias. Selbst ein Plato kommt für Augenblicke in Verlegenheit. Regellosigkeit wird zur Freiheit, Leichtsinn zur Universalität, Festigkeit zur Pedanterie umgestempelt! —

Wie sehr hat mich das Bild der Charlotte Corday angezogen! Ihre Züge contrastiren seltsam mit ihrem Verbrechen. Das Auge blickt frei und schuldlos um sich; die Stirn ist von keiner Reue umdüstert. Die ganze Gestalt ist engelgleich, ob auch ernst wie die Göttinn der Gerechtigkeit, die die Thaten der Menschen in ihrer Waage mißt und das Wort schuldig oder unschuldig ausspricht. Was ist denn Wahn, wenn solche Gestalten vom Wahn ergriffen werden? Ich

wünsche Charlotte Corday den ewigen Schlaf, weil ich vor ihrem Erwachen zittere.

Neapel.

Wir sind dem Rath mehrerer Bekannten gefolgt und haben Roms Herrlichkeiten, die Denkmäler des greisen Alterthums und den hochgewölbten Dom der Peterskirche mit dem reizenden Neapel vertauscht, um im Februar, wo Roms glänzende Zeit mit den für dieses Jahr erlaubten Masken beginnt, dorthin zurückzukehren. Einstweilen haben wir hier ein Privat-Quartier gefunden und uns für mehrere Wochen häuslich eingerichtet.

Der Weg von Rom nach Neapel führt erst durch die Campagna und die Ebene der Pontinischen Sümpfe, dann aber neben dem Vorgebirge der Circe vorüber nach Terracina, wo sich das Meer in unermeßlicher Weite ausbreitet, durch hohe Oliven- und Orangenbäume nach Gaëta, wo wir übernachteten. Ich konnte mich an dem Garten der Villa Cicerone, der sich voll Citronenbäume, voll immergrünen Lorbeer und lieblicher Myrthe bis an den Meeresstrand hinabzieht, nicht satt sehen. Das Wetter war stürmisch und die Wogen des Meers brachen sich schäumend am Ufer, aber

der Schatten der Orangen und der Blick in die Ferne erhob nur den Contraſt, und es war mir, als müſſe ich hinüber nach den Gebirgen der Inſeln Iſchia und Capri und hinauf in das Himmelsgewölbe, das die Sonne verbarg. Am Nachmittage erreichten wir Capua und Abends lag vor uns der rauchende Veſuv mit ſeiner Rieſenfeuerſäule und ſeinen rothen Strömen, und um ihn herum das lärmende Neapel mit ſeinen zahlloſen Lazzaroni's, mit den rauſchenden Meereswogen und den hochgethürmten Felsmaſſen, auf denen hie und da Forts gebaut ſind.

Es iſt ſchwer, ſich einen Begriff von dem ſchmutzigen Gewimmel im Toledo zu machen, ſchwerer noch iſt es, ſich die reizende Lage Neapels, das der von Genua ähnelt, aber weit erhabener iſt, vorzuſtellen. Die Chiaja, die Villa reale, ihr Garten, der ſich längſt dem Meere hinzieht, die Strada nuova und die Grotte des Pauſilippo's müſſen von einer andern, als meiner Feder beſchrieben werden.

Wie ſchön iſt jener Weg am Ufer des Meers, vor reichen Villen, vor Palmen und Orangenbäumen vorüber! Links hinauf ſchlängelt ſich der Weg nach Virgils Schule, rechts thürmen ſich Felſen auf Felſen. Die neunhundert Schritt lange Grotte, die den Weg

nach Puzzuoli bildet, iſt ſpärlich mit Lampen erleuchtet, und hat in der That etwas Schauerliches.

Geſtern waren wir in Pompeji. Der Weg führt durch Portici, Reſina, das auf Lavaſtrömen, die Herculanum verſchütteten, gebaut iſt, am Fuße des Veſuvs hin. — Da liegt nun dieſe menſchenleere Stadt, durch vulkaniſche Auswürflinge, vorzüglich durch Aſche verſchüttet. Zerſtört ſind ihre Kunſtwerke, ausgehaucht iſt der Geiſt, der darin herrſchte *). Und wiederum iſt dieſes Grab von Tauſenden geöffnet. Zwar ſind die Römer, die darin hauſ'ten, verſchwunden, aber die Häuſer haben noch ihre Mauern; die Wohnungen ſind verlaſſen, nicht zerſtört. — Das Forum der Stadt, das tragiſche Theater und das Odeon ſind erhalten; man fand beim Ausgraben metallene Theaterbillets, die die Benennung des Stücks trugen. Der Tempel der Iſis, das wohlerhaltene Amphitheater, manche Häuſer, die noch deutliche Spuren des bürgerlichen Lebens der Beſitzer zeigen, wurden nach und nach von uns durchgegangen. Die Stadt iſt mit breiten Steinen gepflaſtert, die Biga's haben ſich mit ihren

*) Dies möchte ich doch nicht behaupten. Eben, weil Pompeji nicht durch Lavaſtröme, ſondern größtentheils durch Aſche verſchuttet wurde, ſind ſeine Kunſtwerke zu einem ſehr bedeutenden Theile erhalten; ſelbſt die Gemählde. D. H.

ſchweren Rädern in die Lavaſteine eingedrückt. Man erſtaunt über die Friſche der Farben, mit denen die Zimmer gemalt ſind. Viele der Häuſer ſind mit Schilden bezeichnet, die das Gewerbe des Beſitzers anzeigen. Zwei Häuſer enthalten Fontainen, deren Becken mit Moſaiken geziert ſind, die werth wären, in einem Boudoir aufgeſtellt zu werden. Die öffentlichen Bäder ſind mit Bänken von Bronze verſehen. Wer kennt nicht aus Abbildungen die Grabmäler am Wege, der zum Hauptthore führt?

Der Tod überraſchte die Bewohner in der Nacht; ſie ſchliefen. Die glühende Aſche, die auf Windesflügeln hinab auf Pompeji ſtürzte, verſchüttete es in vielleicht weniger als einer Viertelſtunde. Welch ein grauſiges Ende! — Kommende Geſchlechter bauten ſich auf dieſem ungeheuern Todtenfelde an, ſie pflanzten Weinberge und Maulbeerbäume, bis eines Tages ein Landmann, der ſeinen Spaten tief in die Erde ſtieß, ein Dach und endlich eine Stadt entdeckte.

Wer hat nicht den Brief des Plinius über den Tod ſeines Oheims geleſen; wen hat dieſe Beſchreibung des Untergangs von Pompeji nicht mit Schrecken erfüllt? Es war am 23. Auguſt, als eine dunkle Wolke am Himmel vorüberzog, dieſe Wolke, die aus dem Innern des Veſuvs emporgeſtiegen war und, vom

Winde getrieben, ſich hoch in den Lüften hielt, erregte Plinius Aufmerkſamkeit; er warf ſich, er, der in Miſeno war, in ein Boot und ließ ſich nach Reſina rudern. Es war Nacht geworden, man hörte das Geſchrei der Fliehenden, glühende Aſche ſtürzte auf das Schiff, Felsſtücke lagen am Ufer, das Meer ſchäumte; — kaum angelangt, ergoß ſich ein Feuerſtrom: — Plinius und Pompeji waren in einer Nacht geſtorben.

In dem Theater St. Carlo glänzt die Malibran als Stern erſter Größe. Man wird von ihr auf Flügeln des Entzückens getragen. Welche Stimme, welche Fülle der Töne, welcher Umfang und welches Spiel! — Ich ſah ſie zuerſt im Tankred. Hier iſt die Kunſt Natur und die Natur Kunſt. Wie ergreifend das erſte Auftreten, das ſeelenvolle: o patria! dolce, ingrata patria! — Die Malibran iſt gar nicht wie die anderen Schauſpielerinnen, die ewig das Publicum vor Augen haben, die in den Augenblicken des höchſten Affects immer und immer an ihre Stellung oder daran denken, ja nicht links oder rechts zu gehen, weil dies oder das nicht regelrecht iſt. Die Malibran kümmert ſich nicht um das Publicum, ſie geht, ſteht, liegt, läuft, ſpricht und ſingt, wie wenn ſie und der liebe Gott

allein im Schauspielhause wären. Sie geht alle Affecte der Leidenschaft mit seltner Treue, aber auch mit erschütternder Heftigkeit durch. Wo Andere seufzen, schreit sie, sie rauft sich die Haare, sie zerrt sich am Boden hin, sie denkt nicht an ihre Frisur oder an ihr Kleid, sie fühlt den Schmerz, und was sie fühlt, zeigt sie. Sie ist unübertrefflich, einzig. Wenn sie singt, so möchte man, daß sie immer und ewig sänge, daß sie allein sänge; dann ist es, als würde sie entweiht, wenn diese himmlischen Töne sich mit anderen mischen. Wenn sie spricht, so vergißt man den Gesang, ihren Gesang: man möchte, daß sie ewig spräche. — Als man ihr vorwarf, daß sie, um vor Othello zu fliehen, mit zu großer Heftigkeit über die Scene liefe, sagte sie: Es ist wahr, dieses Laufen ist nicht schön, aber wann ich in der Rolle bin, denke ich nicht mehr an den Eindruck, den ich hervorbringe; ich habe Angst, wirkliche Todesangst, ich entfliehe meinem Mörder, ich fürchte den Tod!« — Die Malibran hat mir zuerst gezeigt, was eigentlich eine Oper ist. Bis dahin hatte ich meist bei dergleichen musikalischen Genüssen einige Langeweile, glaubte aber, es läge an mir. Die Malibran zeigte mir, daß es Mangel der Darstellung war, was mir dies Gefühl des Unbehagens gab, denn an ihr sah ich, wie Gemüthsbewegungen in der Oper

eben so trefflich als in der Tragödie oder Comödie dargestellt werden können; ja, daß das gesungene Wort eine höhere Poesie, als das gesprochene, entfalten kann. Freilich aber ist auch die Malibran einzig in ihrer Art; ihr ist Gesang die natürlichste Sprache.

Welch einen Lebensreichthum hat die Malibran in sich, und wie vergeudet sie diesen! Es ist eine seltne Südfrucht, feurig wie die Sonne, die sie gereift hat, zu feurig, um nicht früh unterzugehen. — Ich bin oft so hingerissen von ihr, daß ich gar nicht mehr ich bin; ich bin Gefühl und Musik, ich gehöre nicht mehr der Erde an; ich bin, was wir vielleicht einmal seyn werden, wenn wir keinen Körper, keine irdischen Bedürfnisse, keine Wünsche und keine Schmerzen mehr haben. — Wie erbärmlich, elend und klein kommt einem die Welt mit ihren Forderungen und Ansprüchen nach solchen Stunden des Genusses vor, und wie viel Zeit gehört dazu, sich wieder in das gewöhnliche Gleiß hinein zu arbeiten, da Genuß doch erst recht eigentlich Leben ist. — Wie viele Thränen habe ich in der Somnambula vergossen! Da ist ein Eindruck, der sich nicht verlöschen wird; es ist das Vollendetste, das je die dramatische Kunst geliefert hat. Noch jetzt habe

K. Landesbibliothek

ich das Herz voll süßer Rührung, wenn ich mir das liebende, unschuldige Mädchen denke, wie es, des Verbrechens angeklagt, vor dem Geliebten auf die Knie stürzt, sich an ihn klammert, von ihm nicht losläßt und nichts sagt als: non sono rea. Sie weint, sie hat keinen Zorn, denn sie liebt; denn für sie, nicht mehr geliebt seyn, heißt strafbar, schuldig seyn.

An dem Abend, da ich die Malibran zuerst hörte, war das Theater St. Carlo festlich mit tausend Wachskerzen erleuchtet. Der Hof erschien in Galla; die Logen, die elegante Salons sind und reich von Vergoldung strahlen, erloschen vor dem Glanz der mit Diamanten bedeckten Frauen. Man zeigte mir einen Schmuck von Juwelen, den eine Dame trug, und der auf eine Million geschätzt wird. — Wie arm erscheint man sich selbst, trotz allem Hab und Gut, wenn man nur einen dieser Steine betrachtet, den der Hochmuth der Menschen zum unermeßlichen Werth erhoben hat; wie reich aber neben diesen unersättlichen Menschen, wenn man, die Hand aufs Herz gelegt, sich sagt, daß alles dieses so leicht entbehrlich ist, daß Alles vor einem Blick, vor einem Händedruck der Liebe weicht.

Einem imposanten Schauspiel wohnten wir im Hafen bei, wo im Angesicht des Hofes eine Fregatte vom Stapel lief. Der Tag war sonnenwarm und wolkenleer; als nun aber die ungeheuere Schiffsmasse vor uns vorbei pfeilschnell ins Meer rauschte, da schlug dieses so ungeheuere Wellen, daß mehrere der Zuschauer in den Meeresgrund hinabgezogen wurden, und ob auch schnell Hülfe da war, fanden doch einige den Tod in der Tiefe. Ich habe lange hindurch nicht den Eindruck vergessen können, den das auf mich machte, als auf der einen Seite das Jubelgeschrei die schön schwimmende Fregatte begrüßte, und auf der andern der Schrei des Todes sich durch die Menge herzzerreißend wand.

Das Museum (Museo Burbonico) besteht fast nur aus Gegenständen, die in Pompeji und Herculanum gefunden worden sind. Das zierliche Hausgeräthe und das schöne Geschmeide liegen neben zweitausend Jahre alten Nahrungsmitteln, neben wohlerhaltenem Brot. Früchte, Korn und Eier sind der Zerstörung entgangen; sie haben die Zeit betrogen, und sind von Jahrtausenden vergessen worden.

Der Farnesische Herkules ist ein hohes Meisterwerk der Kunst, mehr wahr als schön; schön die Gruppe des

Stiers, die, in den Thermen des Caligula gefunden wurde.

»Erklärter Liebhaber« — welch ein seltsamer Ausdruck! Es hieße seine Liebe erklären, sie vor der Welt bloßstellen. Viel besser deute ich mir den »erklärten Liebhaber« — daß die Welt, die überall aufklären will, ihn einer Frau erklärt.

Ich finde, daß die meisten Menschen übertreiben; viel zu viel schwatzen, wichtig thun, und mit Gefühlen prunken. Die Regel der Natur ist einfach, und was Gesetz für Alle ist, kann nicht das Schlimmste seyn. Die Menschen machen sich das Leben schwer durch Worte, Vorstellungen und erkünstelte Empfindungen; die meisten lieben Scenen, sie wollen rühren und gerührt seyn.

Ich habe so eben die mir anvertrauten Briefe der Frau von Staël an * * durchgelesen. Es ist eine seltene Vollendung in der Frau, die überall hin ihre Strahlen sendet, deren scharfer, durchdringender Blick von Täuschung fern, das Schöne vom Nicht-Schönen, das Verständniß vom Unverstand scheidet, und sich

durch nichts Perſönliches in dem Urtheil beſtechen läßt, ſo daß ihr Urtheil Reſultat unpartheiiſcher Anſchauung wird. — * * iſt in den Augen der Frau von Stael edel und geiſtreich, nicht weil ſie ein Gefühl zärtlicher Freundſchaft für ihn hatte, das oft rührend, gleichſam blöde und verſchämt, inmitten heiterer Scherze, wehmüthig durch den Schmerz der Trennung hindurchbricht, ſondern weil ſie in jeder Minute nicht allein fühlte, ſondern auch beweiſen konnte, was * * war, und warum ſie ihn liebte. Unſere Freunde zeugen für uns; wie ſehr zeugt dieſe Freundſchaft für * *.

Alſo empfahl Dir Sophie die Gedichte von Uhland, von denen Du ſehr wahr ſagſt, daß hier ein Talent ohne Genie iſt! — Dieſe Gedichte zogen mich früher ſehr an, und wie ich ſie neulich zur Hand nahm, begriff ich mich ſelbſt in dieſen Gedichten nicht mehr; ſo wahr iſt es, daß wenn der Menſch auch nicht alle ſieben Jahre eine neue Seele bekommt, Geſchmack und Urtheil dennoch der Zeit mit allen ihren Einflüſſen unterworfen ſind. L'influence des passions habe ich vielleicht deshalb nicht goutirt (welch ſchlechtes Deutſch), weil mir der Gegenſtand zu nahe lag; man hat zu jeder Anſicht Perſpective nöthig. — Könnte man doch mit allen Büchern der Welt die bleierne Zeit ſcheuchen, wie wollte ich ſchleppen heifen! —

Ich kenne recht aus dem Grunde der Seele den Ausdruck: den Kopf benebelt zu haben.

Der Menſch muß dem Menſchen helfen, das Schickſal thut es nicht.

Wenn Du einen Blick auf die Bücher werfen könnteſt, die mich umgeben, ſo würdeſt Du recht von Herzen lachen. Dein Spott aber macht mich doch nicht irre in der gutgemeinten Abſicht, Weisheit aus Büchern zu ſchöpfen. Ein Jeder ſchlägt die Mittel ein, die ihm die leichteſten zum Zweck ſind. Mein Zweck iſt einzig, eine zweckmäßige Erziehung dem Kinde in dem Alter zu geben, da es der mütterlichen Sorgfalt ausſchließend vertraut iſt. Da ſey Gott für, daß ich das Kind nach Büchern erziehen, dieſes oder jenes Syſtem ihm anpaſſen wolle. So wie mir das höchſte irdiſche Gut ſelbſtſtändige Freiheit im Denken und Fühlen erſcheint, ſo will ich auch dem Kinde Freiheit gönnen, ſich zu entwickeln und auszubilden, wie es ſeine Individualität erfordert. Es ſey fern von mir, an ihm modeln, hobeln und arbeiten zu wollen, damit es geſchniegelt und geſtriegelt vor der Welt meine Eitelkeit befriedige. Nichts will ich aus ihm machen, was es nicht ſelbſt ſchon iſt, nur leiten will ich es, beobachten und ehren was an

ihm ſchön und menſchlich; es ruhe im Verborgenen und Stillen, oder zeige ſich offen und glänzend. Das freilich ſchöpft man nicht aus Büchern, und darum habe ich mir weder den dicken Niemeyer, noch die Lewana, noch Schwarz, oder Madame Necker kommen laſſen. Fremde Gedanken doch, die eine unſer Intereſſe lebendig anſprechende Sache betreffen, geiſtreiche Beobachtungen von Menſchenkennern, deren Studien das Entſtehen und das Entſtandene fördern, wecken eigene Gedanken, ſchärfen den Verſtand und üben das geiſtige Auge, ſchnell das Rechte vom Falſchen, das Einfache vom Gekünſtelten zu unterſcheiden. — In dieſer Hinſicht ſind alſo Bücher der Art anziehend, aber ſie ſind es noch in anderer. So giebt Niemeyer einen vollſtändigen Erziehungsplan, oder vielmehr, um mich deutlicher auszudrücken, einen Lehrplan, der im fünften Jahr beginnt und durch alle Jahre des Säens hindurch läuft. — Wenn ich nun auch das Kind nicht immer in das ernſte Gebiet des Wiſſens begleiten kann, wenn ich vor dieſer Pforte ehrfurchtsvoll, im Gefühl meiner Unwiſſenheit, ſtehen bleibe, wenn Fremden es vorbehalten ſeyn muß, der Seele des Kindes Stoff zum Nachdenken zu verſchaffen, ſeine Phantaſie Höhen und Tiefen ausmeſſen zu lehren, ſo gehöre meiner Liebe ſein Herz. Dieſes vor ſchädlichen Eindrücken zu bewahren, es zu

üben, sich stets klare Rechenschaft von seinen Regungen zu geben, nicht zu dulden, daß Unlauteres in ihm wurzele, frühe es zu gewöhnen, in der Liebe zu Gott Ruhe und Stärkung zu suchen, die äußere Welt ihm als Mittel zum Zweck zu zeigen, in ihm die Kräfte zu entwickeln, das sey meine Aufgabe, das sey der Theil der Erziehung, der mir angewiesen ist, und auf den ich mich vorbereite, indem ich mich an eine stete Aufmerksamkeit auf mich selbst gewöhne. Worte, ohne Bekräftigung durch Thaten, flößen kein Vertrauen ein; Vertrauen giebt Gehorsam, Gehorsam ist das leichteste Mittel zum Zweck.

Von einer der Merkwürdigkeiten Neapels, von den Lazzaronis, muß ich Dir doch auch noch ein Wort sagen. Es sind halbnackte, halbwilde Menschen, die sich Nachts in höhlenartigen Wohnungen verkriechen, und Tags über auf der Straße leben. Ihr Hauptnahrungszweig ist entweder Betteln, oder sie suchen durch kleine Handleistungen eine Kupfermünze zu erwerben. So z. B. hat fast jeder Fiacre seinen Lazzaroni als Lohnlakei, der hockt denn hinten auf, und ist beim Aus- oder Einsteigen bei der Hand. Ihr Wort: »ich sterbe vor Hunger« — im Munde der Männer, der Wei-

ber und der Kinder wirkt zuerſt wunderthätig auf die Taſche der Ankommenden. Man kann nicht ſchnell, nicht oft genug geben, endlich wird man hartherzig; denn es heißt doch den Glauben auf die Probe ſtellen, daß zwanzigtauſend Menſchen in Neapel am Hungertode ſterben ſollten!

Komiſch iſt es anzuſehen, wie ein Lazzaroni ſeine Portion Macaroni ißt; er nimmt einen Haufen Nudeln, wickelt ſie ſich ein paarmal um die Finger, und läßt ſie dann ſchnell, ohne ſie zu käuen, in die Gurgel hinablaufen. — Die Lage von Neapel iſt ſchön, aber die Straßen ſind zum Theil eng und dunkel, und der Schmutz in ihnen iſt unbeſchreiblich. Auch iſt es unmöglich, hier zu Fuße Wege zu machen; ja man ſollte, wäre es thunlich, in die Zimmer hineinfahren mögen, denn welche Eingänge, welche Treppen, welche Unreinlichkeit! — *)

O! wie ſehr wird man in dieſem Italien verſucht, die Vergangenheit ſtatt der Gegenwart zu lieben, und Verſtorbene den Lebendigen vorzuziehen. Es geſchieht

*) Alles dieſes jedoch nur in der naſſen Jahrszeit. Sonſt iſt es in Neapel ſehr angenehm, der Beobachtungen wegen, keine Wege zu Fuß zu machen. D. H.

mir, daß ich in heißer Liebe für ein Bild entbrenne, daß ich es Tage lang suche, daß sein Farbenglanz mich blendet, daß ich glücklich in seinem Anschauen bin. Aber freilich erzeugt das von der andern Seite die Sehnsucht in mir, die sich auf Gegenstände der Phantasie wirft, da Menschen sie nicht befriedigen können. Wenn ich einen langen unabsehbaren Tag mit allerlei Träumen vollgefüllt habe, so denke ich mit Schrecken daran, wie ich die Leere des kommenden mir verbergen werde. Dann kehre ich mit düsterer Entmuthigung zu mir selbst zurück, und Niemand ahnet, an welchem endlosen Schmerz ich leide. Ist denn keine Wahrheit in den Träumen des Menschen, und die Wahrheit, einmal enthüllt, bietet sie nichts als die Geduld der Kraftlosigkeit und den Entschluß der Verzweiflung? Wie gerne gehe ich einsam am Meeresstrand, sehe die Wellen, wie sie langsam am Ufer sich verlieren, oder schäumend sich an ihm brechen. Sie haben Stimme und Seele, oft seufzen sie, oft sind sie laut in ihrem Zorn, oft schlafen sie in den goldenen Strahlen der Sonne, und erwachen vom leisesten Lufthauch.

Es ist besser, gewisse Dinge zu vergessen, als sie bekämpfen wollen.

Die Welt ahnet nicht, daß ſich neben einem rechtſchaffenen Herzen und einem richtigen Verſtande oft ſo heftige Leidenſchaften oder ſo große Schwächen finden konnen, daß man weit von dem Wege fortgetrieben wird, den man als den beſten erkennt.

Die Welt hat das unbeſtrittene Recht, das zu beurtheilen, was ſie ſieht, aber die Freundſchaft muß dasjenige haben, zu erklären, was ſie weiß.

Was man dem Urtheil der Menge verweigert, geſteht man oft mit Freuden einem einzigen Weſen zu.

Hoffmann's Bilder, ſo kühn entworfen ihre Schatten auch ein Menſchenleben einhüllen können, ſo groß und erhaben er ſelbſt in dem Chaos daſteht, das ſeine Hand gleich einem Gotte auseinanderriß, den tiefverborgenen Keim ans Tageslicht rief und wieder in die vorige Nacht ſchleuderte — Hoffmann's kühne Bilder können nie die Seele in jenen unendlich ſüßen, von mir als den wahrhaften anerkannten Zuſtand verſetzen, in jenen Zuſtand, wo das Gefühl dem Anſchauen Platz macht, das abſtrahirt vom Aeußern, die Sache als Gegenſtand betrachtet, den Gegenſtand in ſich auffaßt, ihn durchlebt, und dann innig vereint mit ihm, ihn als ſelbſtgeſchaffenes Eigenthum begrüßt. Sobald wir uns

dem Dichter gegenüber noch fühlen, wiſſen, daß wir außer ihm, nicht in ihm leben, hat er noch nicht die richtigen Bilder gefunden, um unſere Begeiſterung zu wecken. Und die Begeiſterung iſt dem Wetterleuchten in dunkler Nacht vergleichbar, es erhellt den fernliegendſten Horizont, rückt ihn uns nahe, ſtellt uns ſchnell auf die Höhe, worauf der Dichter ſteht, und macht uns ſo innig Eins mit ihm, daß wir nicht mehr wiſſen, ob er geſprochen, oder unſer Herz, oder die ganze um uns ſich regende Natur.

O wohl gedenke ich jener reichen Tage, jener noch reicheren Stunden, welche die Gluth und die Fülle mir brachte. Wie ſollten jene himmliſchen Farben erbleichen, wie jene unvergleichlichen Gefühle ermatten, wie jene Erinnerungen ſchwinden? Leid und Freude wird das Leben uns bringen, aber dieſe muß es uns unvergänglich bewahren. Wir kennen uns, wie nur Wenige ſich kennen, wir vertrauen uns, wie nur Wenige davon die Ahnung haben, wir gehören uns, wenn auch Beſtimmung und Zufall über Länder und Meer uns auseinanderführen. Wir bedürfen des äußern Sehens nicht, denn die Seele lebt in der Seele, wir bedürfen der Zeit nicht, denn wir haben ewige Minuten durchlebt.

Die jugendliche Lebensfülle, die kühne Thatkraft und die geistig freie Phantasie zerbrechen wohl zuweilen ihre mystischen Fesseln, aber sie liefern sich selbst wieder dem stillen Glauben des Herzens aus.

Man verliert viel, wenn man erst alle Gefühle kennt und definirt.

Wenn wir die, die wir zu lieben keine Ursache haben, nur todt dächten, so würden wir nie hassen; und wenn wir die, die wir lieben, anklagen wollen, so denken wir nur an ihr Grab, um ganz Milde zu seyn.

Es giebt auch ein französisches Theater in Neapel; aber wie sehr mittelmäßig ist dieses! — Wenn man wissen will, was guter Ton ist, wenn man die conversation und die delices de la conversation kennen lernen, und auf der Bühne sehen will, was Anstand mit Witz und Heiterkeit gepaart ist, was es ist, mit Feinheit coquett, und mit Coquetterie gefühlvoll zu seyn, gehe man in das französische Theater zu Paris, das Alles einschließt, was je die große Welt an Form und Sitte hervorgebracht, was sie je zu fordern berechtigt ist. Mlle. Mars zu sehen, und nicht von der Wahr-

heit ihres Spiels, von der Größe ihrer Kunst hingerissen zu werden, ist unmöglich. Sie ist spielend und leicht wie ein Kind, groß und erhaben wie eine Heldinn, liebenswürdig und anziehend wie eine eben erst der Welt angehörende Frau. Sie ist Alles in Allem, eine Idylle und ein Heldengedicht, untertauchend in den Gluthen der Leidenschaft, und grande dame, wenn es darauf ankommt, sich mit Anstand in einem Salon die Cour machen zu lassen. Sie nimmt alle Farben an, und ist doch einzig in ihrer Art. Wie sollte da ihre Erscheinung nicht Enthusiasmus erwecken? Und sie hat diesen Enthusiasmus dadurch gerechtfertigt, daß sie über dreißig Jahre sich auf derselben Höhe der Kunst erhalten hat. Ihr Aeußeres mag allerdings die Spuren der Zeit an sich tragen, aber ihr Genius lebt fort und fort in ewiger Jugend, und wird noch oft lauten Beifall einerndten.

Ich komme noch einmal auf Mademoiselle Mars zurück, die ich mehrmals in dem Stück »Marie« von Madame Amelot sah. Marie wird im ersten Act als ein harmloses Wesen von sechszehn Jahren dargestellt, das, das Herz voll Liebe zu ihrem Vater und ihrem Bräutigam, mit Ungeduld ihren Geburtstag, als den

Tag ihrer Verlobung mit dem Geliebten ihres Herzens, entgegensieht. Aber an jenem Tage, der voll Sonnenscheins und freudiger Hoffnungen für Marie hereinbricht, findet sich der Vater zu Grunde gerichtet, und es bleibt Marien nichts anderes übrig, als einem reichen Banquier die Hand, die eben die des Geliebten sehnsüchtig suchte, zu reichen, und so den Vater vor Unehre und Schmach zu retten.

Im zweiten Act ist Marie bereits fünf Jahr verheirathet. Aus dem einfachen Mädchen ist eine, von allen Zeichen des Luxus und des Reichthums umgebene, höchst elegante Frau geworden, die fünf Jahre ihres Lebens dem Gedanken an den Verlornen, Geopferten, geweiht hat, der, die Gründe ihres Opfers nicht kennend, sie anklagt und verdammt. Aber Marie hat ihn vor drei Monaten wiedergesehen; Marie fühlt, daß es nur an einem Wort, an einem Blick hängt, um sie von ihrer Pflicht zu trennen, um sie dem Geliebten ihrer Seele wiederzugeben. Dieses Wort ist sie im Begriff auszusprechen, dieses Wort, das auf einmal den düstern Himmel ihres Innern mit hellen Farben umglühen würde, schwebt auf ihren Lippen . . . da erscheint der Gatte, und dem Fingerzeig Gottes in dieser schweren Minute ihres Daseyns folgend, sagt Marie, daß sie ihn auf einer beschwerlichen Geschäftsreise begleiten wird.

Im dritten Act ist Marie Wittwe. Ihre blühende, funfzehnjährige Tochter steht an ihrer Seite. Marie kündigt ihr an, daß sie sich wieder zu verheirathen gedenkt, daß sie den gewählt hat, dem ihr Herz sechszehn Jahr hindurch unumschränkt gehört hat. Cecilie, die Tochter, kindlich erfreuet durch das Glück der Mutter, spricht dieser von Gefühlen, die sich auch in ihrem Herzen für einen Mann regen, den sie in Abwesenheit der Mutter kennen gelernt hat. Inmitten dieser Eröffnung tritt Der ein, den Mutter und Tochter gleich heiß lieben!! Nach dem ersten heißen Schmerz siegt das Muttergefühl. Marie, die Weib ist, deren Leben nur eine Hingebung, nur ein Schmerz, nur eine Aufopferung ist, Marie kennt nichts Höheres, als das Glück ihres Kindes. — Wenn Mlle. Mars im ersten Act die ganze Unschuld eines aufblühenden Mädchens entwickelt, so wächst sie an Edelmuth und Größe im zweiten und dritten Act, aber im Moment, da sie ihr Kind umarmt, da sie mit der ganzen Weichheit ihres unübertrefflichen Organs sagt: »Nimm es hin, das Glück, das ich geträumt habe,« — in dem Augenblick ist sie hinreißend, einzig. — Wie sehr muß eine Schauspielerinn die zarten Nüancen des Herzens studiert haben, um so zu spielen! Ich kann mich irren, aber es scheint mir unmöglich, die Persönlichkeit von der Rolle zu trennen. Wer

das Große vorzustellen vermag, muß auch fähig seyn, es zu empfinden und auszuführen.

Wie oft habe ich mit dem Herzen geredet, und man hat mir mit dem Verstande geantwortet.

Der letzte Sonnenstrahl, der als Abschiedsgruß durch meine Fensterscheiben bricht, ist wie eine Hoffnung, die scheidet. — Es gab eine Zeit, wo ich weder den Untergang noch Aufgang der Sonne bemerkte, wo der Herbst und das Frühjahr mich unberührt ließen. Damals hatte ich einen Altar in meinem Herzen errichtet, und die lodernde Flamme auf ihm ward von den benebelnden Düften der heiligen Poesie genährt. Damals verschwendete ich an Kraft, Jugend und Berauschtseyn Alles, was Gott in mir an Glücksfähigkeit gelegt hatte. — Jetzt ist der Altar zertrümmert, die Flamme ist erloschen, und nur leichter Rauch bezeichnet die Stelle, worauf einst das Feuer loderte.

Zwar sind fast alle Worte hohl; aber die, welche das Vaterland oder die Freiheit bezeichnen, haben stets Klang. Auch dringen sie in mein Herz, weil ich weiß, daß, wenn der Wille oft wie in Ketten geschlagen ist, es doch Erinnerungen giebt, die den Muth verleihen,

das Feuer vom Himmel zu holen. Das Nicht zu Hülfe eilen iſt Feigheit oder Egoismus, denn Alles, was Menſchenwohl betrifft, ſoll heilig ſeyn. — Wie groß oder klein der Hochmuth iſt, ob ich bewundert oder geliebt ſeyn will, vor Allem ſoll ich lieben wie Chriſtus geliebt hat, zärtlich an alle Wunden des Herzens denken und Philantrop ſeyn, um nützlich zu werden. Geſegnet ſeyen dieſe Gedanken; ſie haben mir den Anker im Schiffbruch zugeworfen! —

Göttliche Muſik, du biſt Gebet, Glück, Glaube und Rührung zugleich, du bringſt in die Seele, du hebſt ſie auf Erzengelflügel zum Himmel, du belehrſt, begeiſterſt, du offenbarſt und breiteſt magiſch deine heiligen Schleier über die verhauchten Thränen, die in dir zu Regenbogenfarben werden. Ach! ich reiße mich nicht ohne Schmerz von dir los, um mit dem poſitiven Daſeyn, mit dem täglichen Bedürfniſſen wie mit einem Feinde zu kämpfen. Ich bliebe ſo gerne bei dir, unter deinem ſanften Flügelſchlage, und ließe mich von dir über Länder und Meere ins Unendliche forttragen.

Wenn die Menſchen, die böſen Menſchen, uns das Herz aus der Bruſt geriſſen haben, wenn die Sonne

untergegangen und der Winter des Lebens die Fühlfäden erſtarren gemacht hat, ſo bleibt doch noch der lebendige Kopf voll glühender Gedanken, voll zermalmender Erinnerungen, voll mißtönenden Lärmens. Nehmt mir doch den Kopf, da ihr mir das Herz genommen habt!

Die Schönheit des italieniſchen Himmels und die himmliſche Ruhe dieſer Nächte ſind mächtige Heilmittel für eine leidende Seele. Ich ſetze mich in ein Boot, laſſe mich ins Meer rudern und die Wellen treiben mich langſam zurück. Das Meer iſt ſo tiefblau, ſo ſpiegelglatt, daß es ſich mit dem Horizont verſchmälzt und die Sehnſucht in liebliche Schleier hüllt. Die Luft iſt rein, und auf eine Weiſe durchſichtig, daß die Sterne ſich in ihr zu Millionen Lichter verklären, und mehr Platz am Himmel als die Luft ſelbſt einnehmen. Ein ſo beſtirntes Firmament bewegt das Herz, beſtrickt die Sinne, und hat einem geiſtreichen Mann ſagen laſſen, daß man in Neapel lieben oder ſchlafen müſſe. — Ich habe auf den Stufen der villa reale, die bis ins Meer hinuntertaucht, ſtundenlang geſeſſen, ohne an etwas anderm als an die Behaglichkeit des lieblichen Orts zu denken. Es war mir dann, als ſeufzte die Erde leiſe unter dem ſanften Liebesblick des Mondes, als ſchüttele der Wind die ſchlafenden Bäume wach, und als ſeyen die tönen-

den Glocken Neapels die einzigen Stimmen in dieser himmlischen Einsamkeit.

Nein! die Welt soll nicht wissen, wie zahllos die Gedanken sind, die mir das Herz durchziehen; wie diese Gedanken, wie Glühwürmer, sich überall festsetzen; wie diese Stirn, von der Betrachtung und dem Leiden in Falten gelegt, sich nicht mehr stolz zu erheben vermag. — Wozu sollte sie es auch wissen? Oft denke ich, daß Alles ausgelöscht in mir sey, daß ich ermattet von unnützem Streben nichts mehr zu leisten, nicht mehr zu leiden vermöge, aber der geringste Anlaß zeigt mir, daß ich noch im Besitz meiner vollen Kraft bin. Doch wie sehr ist der reine Lebensquell in mir durch Gestein aller Art getrübt; wie viel dunkler Sand hat sich mit den Goldkörnern gemischt, die sonst den Grund des Quells ausmachten, in dem sich der Himmel spiegelte, und der meine Seele tränkte! — Aber dennoch wäscht sein klares Wasser noch die brennenden Wunden der Vorübergehenden, dennoch umspiegelt er mit Wonne die Füße der Wanderer, die ermüdet an seinem Ufer ruhen. — Und dieses Gute, das ich thue, es ist Gewohnheit, es ist angeborenes Bedürfniß, es ist die Pflanze, die man ausrotten will, und deren Saamenkorn, vom Winde getrieben, überall Boden findet, es ist der unvertilgbare Glaube an Gott.

Wir haben gestern einem glänzenden Balle am Hofe beigewohnt, wo ich dem König und der Königinn vorgestellt worden bin, und heute schreibe ich Dir, um Dir nicht allein davon, sondern auch von dem Vesuv zu erzählen, den wir vor wenig Tagen erstiegen. Die Reise nach diesem Feuerberge ist für mich eine der interessantesten Erinnerungen. Im Geiste bin ich noch von der glühenden Lava und dem dumpfen Schwefelgeruch des Kraters umflossen! Ich sehe die untergehende Sonne, wie sie gleich einer feurigen Kugel hinter den Gebirgen der Insel Ischia in das Meer sank; ich fühle das Erhobensеyn über alles Irdische, das dieser großen Naturscene folgte!

Wir waren gegen zwölf Uhr Mittags von Neapel ausgefahren, und hatten unterwegs das reizende Portici und das Theater von Herculanum besehen. Portici wird von dem Könige von Neapel während einiger Sommermonate bewohnt, und liegt dicht am Fuße des Vesuv. Der Blick von der Terrasse hinab auf Neapel ist sehr schön. — Das Theater von Herculanum wird mit Fackeln besucht. Es ist fast eben so groß als das von St. Carlo, aber von der Lava so wenig befreit, daß man durchaus keinen klaren Begriff von seiner Form sich machen kann.

Wir bestiegen den Vesuv, anfangs beim schönsten

Wetter, auf Eſeln, die uns im raſchen Trabe aufwärts trugen, ſpäter zu Fuß, und zuletzt im Tragſeſſel. Der Fuß des Berges iſt mit Weinbergen umgeben; die Menſchenhand hat ſich ſchmeichelnd an das grauſige Ungethüm gewagt, ſie hat es mit Kränzen und hängenden Gewinden geſchmückt. Weiter hinauf aber wird es öder und öder, die Rebe verſchwindet, der Oelbaum, in der Wurzel verdorrt, ſtrecket ſeine kahle Zweige gen Himmel; die ſchwarze Lava breitet ſich wie ein ungeheures Sargtuch meilenweit aus.

So kamen wir, ſchon beengt durch den Anblick, bei dem Eremiten an, der gaſtfreundlich ſeine Wohnung dem müden Wanderer öffnet, und auch uns mit Wein und Käſe bewirthete. Dann ging es wiederum bergan; unſere Füße verſanken in der dunklen Aſche, Tod und Vernichtung umgab uns; es war, als wenn der Geiſt der Finſterniß hier ſein Spiel getrieben und, hohnlachend über das Elend der Menſchen, Leben und Freude verſcheucht habe! Ich wurde abwechſelnd von zwölf Menſchen auf einem Seſſel, der auf ihren Schultern ruhte, getragen; ſie ſchrien, ächzten und ſchrien wieder ... mir brach faſt das Herz über ihre Anſtrengung, da rief der rüſtige Führer: Coraggio! macaroni, molti macaroni! — Wie ein Feldgeſchrei wirkte das magiſch auf die Aechzenden; ſie arbeiteten ſtärker, da hatten wir

endlich die Höhe erreicht, und ich ſtand — ſtand neben dem dampfenden Krater, hörte das Kochen in der Tiefe, ſah den Qualm, wie er gleich bläulichen Schlangen ſich in die reinere Luft wand, und fühlte den Boden unter meinen Füßen brennen, indeß neben mir die glühende Lava in Feuerſtrömen in das Thal langſam hinabfloß und das Meer im Wiederſchein wie mit Blut färbte. Aus dem Krater ſelbſt erhoben ſich Wolken von Rauch, durchzuckt von glühenden Streifen, von hüpfenden Schwefelflammen, die mir wie verdammte Seelen vorkamen.

Es herrſchte eine Todtenſtille; wie Geſpenſter in Staubhüllen irrten einzelne bleiche Menſchen auf dem Berge herum; von fernher rauſchte die Stimme des Meers, ewig beſtimmt, auf dieſen verödeten Strand ſich in Klagen zu brechen. Eben war die Sonne untergegangen, friedlich glänzte ſeitwärts der helle Mond! Hier Graus und Entſetzen, und dort oben hoch über uns Troſt und Erhebung, frommer Glaube und die Gewißheit, daß mich ſelbſt hier nicht der Tod ohne höheren Willen erreichen könne. — Lange ſtand ich auf dem Veſuv, ſah auf die Oede neben und unter mir und auf das tiefblaue Meer mit ſeinen kräuſelnden Wellen. Dann ging's in raſchen Sprüngen hinunter ins Thal, denn anders als ſpringend kommt man den Veſuv, der

tiefen Aſche wegen, nicht hinunter. Coraggio, Signora, Signorina! molti macaroni! ſchrien hinter und vor mir die luſtigen Führer; — ſelbſt ein altes bettelndes Mütterchen neben mir lief raſcher, da es den magiſchen Ruf macaroni hörte. So kamen wir ſpät nach Neapel, entzückt über das Geſehene, aber noch mehr dankbar als entzückt.

Guten Morgen! Da bin ich wieder, zwar etwas hager und mager, aber ſonſt wie Du mich kennſt: Unkraut vergeht nicht. — Die erſte Frage, die ich meinem Arzt nach ausgebliebenem Fieber machte, war die: ob ich ſchreiben dürfe; die zweite, da ich die Erlaubniß dazu erhielt, wann ich ausgehen könne. Du ſiehſt alſo, daß immer noch ein Stück Unerſättlichkeit in mir vorhanden iſt. — Meine irdiſche Natur iſt etwas mitgenommen, meine himmliſche (jeder Menſch hat eine ſolche, alſo auch ich) hat Gottlob nichts mehr mit dem Fieber und ſeinem Gefolge, den unreifen Gedanken, zu thun. Sie iſt geſammelt, ruhig und klar, und nur das drückt mich etwas, daß ich mich noch nicht beſchäftigen kann, doch habe ich indeß Tag für Tag noch einmal das vorige Jahr verlebt; ich habe tauſend Erinnerungen wach gerufen und das Heil gefühlt, das aus ſo einer Freund-

ſchaft, wie die unſere iſt, erwächſt. Aber das ſage ich Dir beſſer mündlich, und ſage Dir mehr als dies; ich ſage Dir, daß ich mich auf das Wiederſehen wie die Kinder auf den Weihnachtsbaum freuen, und bitte Dich, ſtecke mit mir recht viele Lichter daran.

Wie ſehr verſtehe ich jene Augenblicke der Entmuthigung, wo wir das lange Leben vor uns erſchreckt betrachtend, uns ſelbſt betrachten — und unſere Nichtigkeit fühlen. — Wie eine Erſcheinung aus dem alten Teſtament trifft uns in ſolchen Momenten die Stimme eines Freundes, richtet unſere zur Erde geworfene Seele wieder auf, zeigt uns, daß wenn Reſignation unſer Loos iſt, wir in dieſer Reſignation den Weg hinanfinden; daß Glück allerdings von der göttlichen Liebe überall auf unſern Weg geſtreuet iſt, daß es aber etwas Höheres als Glück in der menſchlichen Bruſt giebt, etwas das uns Flügel leiht, und einen über das Leben gerichteten Blick. — Jeder genüge dem Kreiſe, in dem ihn das Schickſal ſtellte; er frage ſich frühzeitig, was er zu leiſten vermag. Was er unternimmt, vollführe er ganz. — Mir ſchwebte es immer als das Ideal weiblicher Beſtimmung vor, Mutter zu ſeyn, glückliche, das heißt gute, Menſchen zu bilden. In der mütterlichen

Sorge lag für mich die Sorge um eigene Vervollkommnung; ich fühlte: — nicht durch Wort, ſondern durch Beiſpiel, muß gelehrt werden. Als dieſe Beſtimmung mir ward, als die Zukunft ſich vor mir ausbreitete, als ich mit dem Kinde auf dem Arm umherging, wie glücklich, wie überſchwenglich glücklich war ich da! Es war ein kurzer Traum! — Das muß erſt beſiegt, überwunden, das muß erſt, — halte das Wort nicht für Frevel — das muß erſt dem Schickſal vergeben werden.

Die lauen Lüfte, die draußen wehen, die Zweige, die geheimnißvoll rauſchen, die Wolken, die nach Norden ziehen, Alles das ruft immer lauter die Sehnſucht wach. Es iſt etwas Entſetzliches um das Heimweh! — Ich wollte es bezwingen, heiter den Reiz der Gegenwart genießen, mich freuen an dem Anblick einer üppig prangenden Natur; — es geht nicht! — Ich kann nicht glücklich ſeyn ohne Dich, ohne Dein Auge das Schöne nicht ſchauen, ohne Dein Wort nicht lauſchen auf die Stimme der Natur. Laß mich nur trauern; wo der Schmerz weilt, iſt gewiß die Liebe.

Der Frühling ist nun da! was doch der mit seinen schwellenden Knospen, seinen kleinen Sängern, seinen duftenden Blüthen und heiterm Himmel Alles wach ruft! — Ich sehe den Wolken nach, blicke auf die Blumen, die so heiter und so lebensfroh das Köpfchen aus der warmen Erde hervorstrecken, und denke, wie glücklich sind sie! Dann falte ich die Hände, sage so etwas, was einer Bitte gleicht, und warte doch so gern, so still und sanft auf eine Zukunft, die mir das Verlorne schöner wiederbringen, die mir die Hoffnungen zu Blumenkronen öffnen wird. —

Die süße Gewohnheit des Daseyns, in Anderen mein Glück wurzeln zu lassen, von Anderen mein Glück zu erwarten, lebt allerdings immer, wie ein verzogenes Kind neben mir, aber Vernunft und Erfahrung lehren mich, zu mir selbst zurückzukehren. Daß ich es kann, weiß ich; — ob ich es will? — Der schärfste Verstand beugt sich am Ende vor den Bizarrerien des Herzens. — Du siehst, daß auch ich spinnen kann, nicht wie die, die unter Deiner Leitung sich Freude und Hoffnung aus einem Faden drehen; aber doch spinnen, daß die tausend Fäden, die vom Herzen zum Kopfe, und vom Kopfe zum Herzen laufen, oft wie ein Knäuel mich umgeben,

ſo daß ich denke, es ſchnürt mir die Seele zuſammen, oder auch, ich könne daran hinauf zum Himmel fliegen.

Man muß nie vielen Werth auf einzelne geſchriebene Worte legen, denn über Jeden gebietet die Macht der Stunden. Der Totaleindruck des ganzen Menſchen, das Zeugniß der Seele müſſen das Urtheil beſtimmen.

Das Leben rauſcht ſchnell vorüber; nur zuweilen ſtört eine bittere Erfahrung; ſie wird überwunden; die Wunde vernarbt. Ein Tag treibt den andern. Der Menſch muß ſeine zwei Welten trennen. Erde und Himmel berühren ſich nicht, nur das Kind glaubt am Horizont eine Verſchmelzung zu ſehen. Das Schönſte liegt im unſchuldigen Hoffen. — Die ſinnlichen Regungen durchwühlen die Grundfeſten der Natur. In der eigenen Bruſt müſſen die zehn Gebote aufgeſchlagen liegen. Jeder hüte ſich, im Nebel zu wandeln, wenn er nicht von früh auf die Pfade kennt. Unverſtand giebt Unglück, Mißverſtand Böſes. Das Leben iſt ein Phönix, aber auch ein Chamäleon. Das Höchſte wird gegeben und genommen, und nur die heilige Erinnerung bleibt, wie eine ewige Verheißung, in der Seele.

Wir wollen nicht allzuſehr über die Sonderbarkeit unſeres Freundes klagen. Hat er mehr Verſtand als Herz, ſo iſt ja das nicht ſeine, aber des lieben Gottes Schuld; handelt er aus Ueberzeugung, ſo iſt es unſere Pflicht, dieſe zu ehren, wenn ſie uns auch noch ſo tief verwundet! Iſt es Rechthaberei, nun ſo wollen und müſſen wir ihm dadurch unſere Anhänglichkeit zeigen, daß wir ſeine Schwächen ertragen. — Viele Jahre unſeres Lebens ſind im Kampf zwiſchen dem Gefühl der Unterdrückung deſſen, was unſere Natur forderte, und dem der Unterwerfung hingegangen. Oft haben wir geglaubt, ein ſolcher Kampf würde endlich Gleichgültigkeit oder doch wenigſtens Lauheit zur Folge haben; immer aber drängte ſich der Quell der innigſten Neigung durch alle Dornen und Felsſtücke, die der rieſenhafte Freund uns auf den Weg warf: ſo glaube ich, daß dieſe Neigung, tief eingewurzelt in unſerm Leben, Beſtimmung iſt. Wir ſtemmen uns nicht mehr dagegen, wir ertragen ihre unausweichbaren Folgen, wie das dunkle Fatum, gegen das wir Sterbliche nichts vermögen.

Unter Menſchen in der Welt fühlt man am lebendigſten, wie herzenseinſam es iſt.

Abends.

Ich komme von Sorrent und Caſtelamare heim. So viel es die müden Augen erlauben, will ich erzählen. Wir hatten uns geſtern beim wärmſten Sonnenſchein aufs Meer und nach Caſtelamare und von da nach Sorrent in der Hoffnung gewagt, hinüber nach Capri ſchiffen zu können, allein der Wind iſt uns ungünſtig geworden. Dennoch bereuen wir keineswegs dieſe kleine Seereiſe, welche uns die Küſte in ihrer ganzen Pracht, in der Fülle ihres Pflanzen- und Felsreichthums gezeigt hat. Die Lage von Caſtelamare iſt ſehr ſchön; einige hundert Häuſer an dem belaubten Berge machen den Ort aus, der den Neapolitanern zum Landaufenthalt dient. Eine wunderliche Stille herrſchte in dem Orte. Bunte Blumen ſchlangen ſich um die blühenden Hecken und bildeten zuweilen über die Fußſteige Dächer. — Der Menſch hat an ihnen nichts gekünſtelt; er empfängt das aus den Händen dieſer verſchwenderiſchen Natur, was ſie bei uns ſich nur mühſam abzwingen läßt. Der ewige Frühling mit ſeinen berauſchenden Düften hat ſich über grüne Wieſenteppiche ausgebreitet. Ueber mir war der ſchönſte Himmel; ich weiß nicht, wie es kam, daß ich, ſtatt mich den bezaubernden Eindrücken der Gegenwart hinzugeben, auf einmal an den kahlen Norden, an

ſeine dürren Bäume und an ſeine Eiszapfen dachte. Sind denn die Erinnerungen ſchöner, als der Genuß des Augenblicks? Könnte ich ſie in mir tilgen? — Und warum will ich dieſes nicht? — Die Fahrt nach Sorrent iſt entzückend. Es war dämmerig geworden, als wir Caſtelamare verließen; wir ſchifften unter den Felſen hinweg und ſahen den Veſuv immer feuriger auflodern. Näher an uns glänzten die Lichter der verſchiedenen Ortſchaften am Ufer, die überall hoch auf den Felſen gebaut ſind, ganz nahe umleuchtete uns das Meer mit Funken, die ich mit den Händen und unſere Schiffer mit den Rudern aus dem Waſſer zogen. Endlich lag Sorrent himmelhoch vor uns. Umtobt von der Brandung ſtiegen wir ans Ufer, den Berg hinauf, und erreichten endlich, nach einſtündigem Marſch, das Wirthshaus. — Heute, um ſechs Uhr Morgens, haben wir auf dem Balcon im Freien gefrühſtückt. Wir hatten den Veſuv vor uns und hörten den Geſang der erwachenden Vögel. Golden umleuchtete die Sonne die olivenbepflanzten Berge und Felſen. Dann ſind wir längſt dem Meere, aber hoch auf den Bergen, nach Caſtelamare durch Orangengärten, die ſich meilenweit hinziehen, zurückgeritten. Iſt das Traum oder Wirklichkeit? Die Mandelbäume ſind in Blüthe, Rieſenaloes ſtehen neben duftenden

Levkojen, an der aquamarinartigen Farbe des Meers begreift man ſo ganz Goethe's Gedicht:

Das Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll . . .

O, wer Italien nicht geſehen hat, der hat keine Natur und keinen Gott geſehen.

Opfer bringen, aus tauſend Wunden bluten, mag Leben ſeyn; — Unthätigkeit tödtet; ſich unnütz fühlen, ſeine Kraft verlieren ſehen, nichts bekämpfen, nichts erringen können, das iſt Schmach.

Ich habe Dir neulich von der Malibran geſprochen. Ich habe ſie vorgeſtern in Romeo geſehen. Es iſt unmöglich, nicht von ihr hingeriſſen zu werden. Ich habe mit ihr an Juliettens Sarg heiße Thränen geweint, wenn aber dann Romeo Gift genommen, wenn Juliette erſieht und er, ſchon umnebelt von Todesgrauen, ſie vor ſich ſieht, wenn er ſie ergreift, trägt, an ſich drückt, wahnſinnig vor Liebe und Schmerz: dann weint man nicht mehr, dann bebt, zittert, ſtirbt man mit Romeo, man fliegt zu ihm, man vergißt die Welt, man fühlt nur eins, man hat ein Herz, das weiß, was Liebe iſt und Tod. —

Es iſt etwas Großes um die Stunden, wo die Würfel

des Lebens geworfen werden sollen. Die Furcht liegt näher als die Kühnheit. Bei der Heldenthat ist es ein kurzer Augenblick, aber bei den Entscheidungen für Pflicht und Recht, ist es die unbekannte Zukunft, die den bangen Hintergrund ausmacht.

Wenn das Leben auch keine ungestörte Freude zuläßt, wenn die Trennung dem Wiedersehen und so fort folgt, so bleibt uns doch die Erinnerung an das Genossene. Sie führt uns die Vergangenheit vor Augen, wenn die Gegenwart uns zu drücken scheint, sie tröstet uns mit der freundlichen Hoffnung auf Zukünftiges. Der ist nicht zu beklagen, der das Glück kennen lernte, wenn er es auch verlor; dem ist ein Quell der Freude geöffnet, der gewußt hat, was Freude war. Freude selbst in der Erinnerung ist schön; erst beweinen wir den Verlust, erst glauben wir, daß wir untröstlich sind, dann aber kommt eine Zeit, wo wir dankbar zurückblicken, wo es uns wehmüthig umweht, wo wir erkennen, daß Besitz auch dann noch Besitz ist, wenn er versunken.

Glücklich, wer Einem Wesen seine ganze Liebe giebt, in diesem Einen nie getäuscht wird, durchs ganze Leben in diesem Einen Alles findet, dem Einen

Alles, ewig giebt. Einem Alles: — der Gedanke iſt ſo nah und einfach; wahrſcheinlich wohnt er im Herzen. Die Treue iſt kein errungenes Gefühl, keine Pflicht, ſie liegt in der Natur der Liebe.

Meine Wünſche ſind nur die Morgenröthe des Tages; ſie müſſen dieſem weichen. Das ernſte Treiben der letzten Jahre hat, wie ein Cherub, die Bewohner meines Paradieſes geſcheucht.

Da das Schickſal rückſichtslos an uns vorüberzieht, da ſich die Grabeshügel häufen, wir mögen flehen oder gleichgültig ſeyn, ſo iſt es Sünde und Thorheit, in ſein gefundenes oder errungenes Paradies Trauerflöre hängen zu wollen. Wer ſich hat, der halte ſich feſt; wer ein theures Glück gewonnen, der bewahre es. Treibt der Menſch ein loſes verbrecheriſches Spiel mit ſeinen Heiligthümern, warum dies dem Zufall verargen? Ehe der Menſch den Himmel anklagt, frage er bei ſich ſelbſt an. Wir verſündigen uns oft ſchwer, weil es bequem iſt, die eigene Schuld zur fremden umzuwandeln.

Welch fürchterlich ſchönes Stück iſt dieſer Clavigo. Es iſt ein Gemählde bürgerlicher Tugend und bürger-

lichen Unglucks, tiefer erregend als manche Predigt, eine ernſte Lehre für alle die, welche glauben, das Wort ſei Zufälligkeiten unterworfen. Nein, das Wort iſt heilig, und wer ſein gegebenes Wort nicht für das Höchſte hält, der hat keine Tugend und keine Ehre.

Ueber die vielen Sachen vergißt der Menſch oft die Hauptſache.

Ich habe in dieſer Zeit Barnave geleſen, in dem die ſchöne Marie Antoinette eine große Rolle ſpielt. Das Buch hat mich, trotz der Fülle von Geiſt und der originellen Ideen, nicht angeſprochen, eben weil es uberfullt iſt. Das Maaß iſt bei allen Dingen gut, und wenn ſich Gedanken und Ausdrücke in dem kleinen Raume eines Buchs gar zu ſehr drängen, ſo ſchwindelt einem der Kopf, was mir wirklich bei Barnave geſchehen iſt.

Die echelle des femmes möchte ich weder geleſen, noch geſchrieben haben. Es iſt ein recht erbärmliches Buch; kein Gold, nur Schlacken, eine wahre Nachleſe auf abgeärndtetem Felde, keine Aehren, nur Stroh.

Alſo — ich bin am Hofe geweſen. Die junge Königin iſt ſehr hübſch; aber blaß wie der Tod. Der

König ist ohne allen Anstand. Die Neapolitanerinnen kußten ihm die Hand. Eben so erschienen auch seine sieben- und vierjährigen Brüder, mit mächtigen Sternen auf der Brust. Auch sie reichten gar artig die Händchen zum Kusse den Damen hin. Ich, als Fremde, hatte nur meine Verbeugung zu machen und auf einige Gemeinplätze zu antworten, dann aber die königlichen Gemächer und die glänzende Gesellschaft zu bewundern.

Natürlich haben wir die berühmten Katakomben von Neapel in Augenschein genommen. Es sind große Höhlen, die in den Felsen hinein, meilenweit unter Neapel fortführen, und, wie man sagt, den ersten Christen als Zufluchtsort dienten. Hier wird noch der kleine Altar gezeigt, an dem der heilige Januarius das Wort des Herrn las. Weiterhin sind die Schädel von Tausenden hier Beigesetzten ohne Ordnung aufeinander gehäuft. Angenehmer als dieses sprachen mich in der Kapelle des heiligen Severus drei Statuen an, von denen zwei verschleiert das Vollendetste liefern, was je die Bildhauerkunst geschaffen hat. Sie stellen die Bescheidenheit und das Laster vor, die dritte ist ein im Todtentuch ruhender Christus. Unter dem Schleier der Bescheidenheit, den man wegnehmen

zu können glaubt, lächelt ein liebliches Antlitz hervor. Das Laster iſt in einem Netze von dicken Stricken gefangen; aber dieſer Chriſtus . . . Es iſt unmöglich, dieſes Todtentuch nicht für wirklich, nicht für durchſichtig zu halten.

Der Corſo im Toledo hat ſeinen Anfang genommen. Am vergangenen Sonntag erſchien der König maskirt; neben und um ihn hatten ſich zahlloſe Equipagen verſammelt. Man bombardirte von den Altänen mit Blumen und Bonbons; man bewarf ſich mit kleinen Mehlkugeln und ſchrie und jubelte durcheinander.

Geſchieht es nicht, daß man ein Kreuz über ſich ſelbſt macht, die vergangene Glückſeligkeit ein Traum wird, und die ſtockenden Pulſe des wunden Herzens allein nur ſagen, daß hier eine reiche Quelle der Freude verſiegt iſt! Man erwartet dann kein Glück mehr, aber man nimmt dankbar jedes Intereſſe, das ſich darbietet, weil es die Bürde des Lebens leichter macht, und weil Gott will, daß wir Genuß am Daſeyn haben. Oft verſteht man ſich ſelbſt nicht, und nimmt das Leben anders, als es genommen werden muß, oft verliert man im Lauſchen auf die begeiſterten Töne der Phantaſie den richtigen Weg, oft reichen die Kräfte

nicht aus, um umzukehren, wenn man den Irrweg erkennt. So lebt man ein halbes, unverstandenes, mit zerstörenden Gedanken durchzucktes Daseyn, und fühlt sich vernichtet, wenn Augenblicke eintreten, wo man ängstlich fragt, was Recht, was Unrecht ist.

Welch ein Raum ist zu durchwandern von den Wünschen des Herzens bis zu dem Asyl, wo durch Muth und Glaube uns Resignation wird. Was liegt für eine Welt dazwischen! Meereswogen, Berge, Ebenen, wilder Sturm, gebrochene Sonnenstrahlen, Herbstesschauer, Frühlingswehen, Horizonte mit kaltem Abendroth vor dunkler Nacht, das einen Augenblick seinen Purpur über den Vordergrund leuchten läßt. Ueber das Alles zieht die unsichtbare Gottheit ihren Friedensbogen, und der reicht von einem Ende zum andern.

Rom.

Daß es Dir wohl geht, beruhigt mich, wenn ich der Meilenzahl gedenke, die uns trennt. Dennoch lastet recht oft die Entfernung auf mir; ich möchte so gern einmal Dich auf eine Stunde besuchen! Wie oft überschleicht mich die Sehnsucht, wie oft denke ich: was machen sie? — Ich sehe Dich am Theetische oder

im Sorgenſtuhl; ich ſehe ** vor dem Kamin oder mit jugendlicher Lebhaftigkeit die Straße hinankommen. Die Phantaſie muß mich für die Wirklichkeit in dieſer Hinſicht ſchadlos halten; in anderer reicht die kühnſte Phantaſie nicht an Wirklichkeit. — Wie viel habe ich in den Tagen geſehen, die wir wieder in Rom ſind, wie viel werde ich noch ſehen! — Wir haben die letzten Tage des Carnevals hier verlebt. Das iſt keine Luſt, das iſt ein Wahnſinn der Luſt, ein Laufen, ein Schreien, ein Jauchzen, daß man am Ende mit toll wird, weil man um ſich nichts als Tollheit erblickt. Denke Dir tauſende von Equipagen, voll von Masken oder eleganten Damen. Hier der Kutſcher als alte Frau maskirt, dort die Herrſchaft als Poliſchinell. Die ganze Bevölkerung von Rom auf den Beinen, und dieſe maskirte Bevölkerung im Corſo von drei bis ſechs Uhr zuſammengedrängt. Jeder Einzelne mit Gypsbonbons bewaffnet, jeder bereit, den Andern ſo weiß als möglich damit zu bewerfen. Endlich auf beiden Seiten der Straße die Balcons voll von Herren und Damen, die die Vorübergehenden in ſcherzender Wuth mit den Dragee's verfolgen, ſo daß förmliche Schlachten geliefert werden, in welchen die Gyps- und Mehl-Confetti denn doch auch mit wirklichen Bonbons und Blumen untermiſcht ſind.

Man macht sich keinen Begriff von der Lust der Römer. Ich habe ernsthafte, alte Leute, Große des Staats, ja sogar Schwarzröcke gesehen, die wie unsinnig mit ihren confetti durch die Straßen liefen. Ich bin von der allgemeinen Wuth angesteckt worden und habe auch geworfen, geschrien und gejubelt. Geringe und Vornehme sind hier gleich, der Schuster läuft mit dem Edelmann um die Wette: der Carneval hat alle Grenzen niedergetreten, die Freude findet überall die Thore geöffnet.

Das Pferderennen, das jedesmal den Carneval beschließt, scheint ein Ueberbleibsel uralter barbarischer Belustigung, denn man läßt die Pferde allein ohne Reiter durch den Corso in wüthender Eile fliegen, und macht sie durch flatternde Bänder, durch Rauschgold und angezündeten Schwamm, durch Schreien und Kanonendonner wie rasend. Der Carneval wird mit den Moccoletti (kleinen Wachskerzen) beschlossen. Die Masken laufen zu Fuß und zu Wagen mit diesen auf der Straße herum, bemüht, sie sich gegenseitig auszublasen und wieder anzuzünden. Abends macht dieses neckende Spiel den Eindruck von tausend kleinen Irrlichtern, von Tausenden fliegender Johanniswürmchen, so die Nacht zum Tage machen, die in der Luft selt-

ſam und magiſch einherſchwärmen, verlöſchen und wieder aufleben.

Geſtern haben wir in der Sixtiniſchen Kapelle der Ceremonie des Aſchermittwochs beigewohnt. Ich habe ſicher für Alles, was Religion und religiöſe Form iſt, Ehrfurcht, ja Andacht. Mir wird man nicht vorwerfen, daß ich nicht zu ſchätzen wiſſe, was Symbol des Höchſten iſt, wo aber die Form den Geiſt ausgehaucht hat, wo nichts da iſt, als Prunkſucht, wo Gott über die Menſchen vergeſſen wird, da macht die Ermüdung dem religiöſen Gefühl Platz, da drängt ſich Lächeln auf, wo Anbetung ſeyn ſollte. — Der Papſt ſitzt in der Sixtiniſchen Kapelle auf ſeinem violetten Thron, er iſt von den Cardinälen umgeben, die vor ihm die Kirche betreten, ihre Begleiter (Caudatarii) tragen ihnen die Schleppe nach, ſie breiten ſie auseinander, ſie legen ſie zuſammen. Während der Ceremonie, wo der Papſt mit einer kleinen Zange aus einem Aſchenkruge, das Kreuz mit Aſche auf die Stirne macht, um anzuzeigen, daß wir Aſche ſind und Aſche werden, wird nicht geſungen, wohl aber geſchrien; die Cardinäle küſſen dem heiligen Vater die Hand, andere Leute, die nicht ſo vornehm als die Cardinäle ſind, küſſen ihm das Knie oder gar den Pantoffel. Mehrmals geht der Papſt von ſeinem Thron hinab zum Altar

hin. Dann ſind zwei Cardinäle bei der Hand, die ihm die Gewänder ordnen, die ihm knieen helfen, ihn wieder aufrichten und zu ſeinem Sitz zurückführen. Sie grüßen ſich dabei rechts und links und werden eingeräuchert, wie ſie eingeaſcht worden ſind. Dabei gehen die Fremden in der Capelle herum, als wären ſie in in einem Salon *); es wird geſprochen, gelacht, gegähnt, es iſt von keinem Gebet und keiner Andacht die Rede. Und das heißt Gott anbeten? — Das ſoll Liebe zum Höchſten wecken? — Hier ſoll das verwundete Herz Troſt für irdiſches Leiden im göttlichen Erbarmen finden! — Ach, traure über Menſchen, die ſo wenig Gott und ſich ehren, traure über eine Kirche, die ſo den Geiſt in der Form tödtet! —

Statt der Ceremonie des Aſchermittwochs beizuwohnen, eile mit mir in die St. Peterskirche, wenn Niemand darin iſt. — Da laß uns beten, da wirf Dich mit mir in den Staub, da fühle die himmliſchen Verſprechungen in der unbekannten, nie gefühlten Seeligkeit, die Deine Seele umfließen wird. Ein unerſchütterliches Vertrauen, eine auf Gott allein gegrün-

*) Wahrſcheinlich war Thereſie, als Dame, nur in der Vorhalle der Kapelle; denn d. H. geſteht, daß er dergleichen in der Kapelle ſelbſt nicht erblickt hat, in welcher kein Zuſchauer den Platz verlaſſen darf. D. H.

dete Ruhe wird über Dich, wie über mich kommen: wir werden erfahren, daß der Fuß des Richters uns nicht zermalmt, daß er, der Schöpfer und Vater aller Dinge, nur die zernichtet, die sein Wort gemißbraucht und seine Macht verkannt haben. Ja Diejenigen, welche vor ihm nicht auf irdischem Wege gezittert, die das Allerheiligste des Gewissens im Beichtstuhl mit Füßen traten, die der moralischen Freiheit Ketten schmiedeten, die die Dämmrung genährt, den Tag in Schatten hüllten, diese werden im Schrecken vor seiner Stimme erstarren. Ihr schwarzen und violetten Priester, ihr Cardinäle in goldnen Wägen, wie habt ihr den Muth: Strenge, Armuth und Demuth zu predigen, die unser göttlicher Erlöser zur Grundlage seiner Lehre nahm? — Wie ward mir doch so eng unter Euch, wie wird mir so wohl in der heiligen Einsamkeit dieser Riesenkirche, die ihr verlassen habt, wie ergriffen fühle ich mich in Ehrfurcht und süßer Trauer! — Diese hohen Säulen, so die große Kuppel tragen, dulden das Gebet der Christen, gleichviel, welchen Namen sie führen, diese Marmorsteine, auf denen sich keine lutherischen Knie beugen, sind von glühenden Thränen erwärmt, sie haben ernste Stimmen, das Murren jener Tausende gehört, die hier ihre Seele im Todeskampf tausendmal zu Grabe getragen haben;

— sie erzählen von den kühnen Erbauern dieser großen Kirche, die in der verborgensten Falte ihrer Seele den Schatz jener einfachen Form fanden, die rein wie das griechische Alterthum, wahr wie die Weltgeschichte, die Wahrheit bezeugt, daß die Einfachheit das Gewand des Genie's ist. — Ach! in diesem Tempel wohnt das Himmelreich: wohin sich auch die Seele auf Flügeln der Andacht schwingt, wo sie von Unendlichkeit zur Unendlichkeit fliegt, wo der Donner rollt, wo der Sturm geboren wird, wo die Sonne alle Thautropfen einsaugt, wo das wunde Herz heilt, wo die gedrückte Brust sich dehnt, und wo der Gedanke in himmlischen Frieden versinkt! —

Seltsamer Contrast! indeß das römische Volk in den Tagen des Carnevals sich der ganzen Lust seiner ausgelassenen Freude hingiebt, erleuchten die Jesuiten ihre Kirchen und beten vom Morgen bis zum Abend, daß Gott denen vergeben möge, die sich so harmlos freuen. — Sie thun das, und doch ist es der Papst, ihr Oberhaupt, der diesem Volke die Carnevalsfreuden erlaubt.

Wir haben nicht ohne große Mühe auf der piazza d'Espagna ein Privat-Quartier gefunden, und wollen nun unsere Wanderungen in und durch Rom beginnen.

Wer iſt nicht einmal jung geweſen und hat geſchwärmt, wer hat nicht geſchwärmt und gefehlt? — Wenn wir den Glauben haben, daß Gott unſere Schickſale lenkt, ſo müſſen wir hoffen, daß auch unſere Irrthümer zu größerer Wahrheit führen, und endlich zu dem Zwecke, den Gott, von uns erkannt oder unerkannt, damit verbindet. Glauben wir dieſes aber auch nicht, leiten wir unſere irdiſchen Verhältniſſe von unſerm eignen Willen, oder von der Strömung des Zufalls ab, ſo erkennen wir doch endlich erſtaunt, daß unſere bitterſten Erfahrungen oft diejenigen ſind, die uns der Entwickelung näher führen. Immer alſo leitet uns das Schickſal auf das zurück, was im Grunde unſerer Herzen wohnt, auf den Glauben an eine über uns waltende Macht, auf eine liebevolle Fürſorge und den Zweck derſelben: Veredlung der Menſchheit. Hat die Jugend auch unbändige Wünſche, ſtrömt ſie in einem Athemzug ihr unendliches Leben hin, wirft ſie ſich den Extremen, der Thorheit und den Irrthümern in die Arme, ſpäter erkennt ſie gewiß auch in dieſen ungeregelten Kräften eine Gnade des Himmels. Was ihr geblieben, welche die Stärke ſey, die ſie beſeele, wohin auch der Enthuſiasmus führe, ſie ſammelt Alles ſorgfältig auf einem Punkte, der den Geiſt feſſeln, ihn üben und ihn ausbilden kann. Auf dieſen Punkt richte

die Seele ihr Augenmerk, für diesen Punkt glühe, hoffe und lebe sie, er sey groß oder klein, er fasse ein Kaiserreich oder ein Reich in sich, das von einer Hand bedeckt seyn kann. Ist dieser Punkt der innersten Natur, den Wünschen und Neigungen des Herzens angemessen, so preise ich Jeden glücklich, der einen solchen gefunden. Bemerkt oder unbemerkt, er wird einst Zeugniß ablegen von dem, was in uns gewesen, für was wir gelebt, gelitten und für was wir gestorben sind.

Ich will keinen Richter, keinen Bewunderer, keinen Tadler, ich will ein Herz, das mich anhöre in dem Augenblicke des Schmerzes, das wie ein Priester mich erhebe, das wie ein Freund mich tröste, das mir den Weg des Rechtes zeige, ohne die drohende, fürchterliche Stimme der tödtenden Verdammniß zu erheben. Wenn meine Wünsche mich überschwemmen, dann sey Du die Stütze, die mich hält, dann rufe Dir die eigene Jugend zurück, dann denke an die Wellen, die an die Seele anstürmen, ehe der Kampf beginnt, an die Ermüdung, die ihm folgt, wenn nichts gewonnen ist, als die harte Lehre, daß gewisse Dinge nicht errungen, daß sie erwartet werden müssen.

Wie viel Elend verbirgt doch die geheime Falte des Frauenherzens? — Ist das nicht eine Geschichte,

die zu erzählen unmöglich ist? — Immer zurückgedrängt, immer in tausend Schleier gehüllt, immer verletzt und immer vergebend. Es ist schauerlich, allein zu seyn mit den vielen Gedanken. Sie wachsen und wachsen wie Riesen, sie reißen mich um, sie pressen mir das Gehirn zusammen! —

Die Geschichte ist das Buch, worin Nationen und Wenige die Gegenwart und die Zukunft studiren sollten. Unsere Erfahrung ist, was die Begebenheiten des Lebens anbetrifft, unser Geschichtsbuch, und ich darf sagen, daß das meine nicht ohne Werth ist.

Wie oft geschieht es, daß man aus Ostentation denen Alles verschwendet, die Alles besitzen, und daß man die vergißt, die Alles entbehren.

Es ist vielleicht möglich, den Haß zu bezwingen, ihn zu verstecken, ihn in die innerste Seelenfalte zu bannen, aber die Verachtung bricht wider Willen überall durch.

Die porta del popolo und piazza del popolo ist mit dem wunderschönen Obelisk geziert, den der Sohn des Sesostris errichten ließ. — Die piazza Colonna schmückt eine hohe Säule, die der römische Senat dem Marcus Aurelius weihte. Der Tempel des An-

toninus Pius enthält die Douane. Ich werfe durcheinander, was ich ſah, es iſt mir unmöglich, Alles gehörig zu ordnen.

Eine ſchönere Statue als die der heiligen Thereſia von Bernini, in einer der römiſchen Kirchen, giebt es nicht. Die Heilige iſt liegend dargeſtellt, oder vielmehr in ihrer gewaltigen Extaſe, in der heißen Liebe zu Gott ſchmachtet dieſer wollüſtige Körper, an dem die Hände und die Füße ſchlaff hinabhängen.

Unter den Gemählde-Sammlungen, die wir bis jetzt ſahen, nenne ich Dir die des Palaſtes Sciarra, in der ich »die Spieler« von Michel Angelo da Caravaggio, die Beſcheidenheit und die Eitelkeit von Leonardo da Vinci und zwei herrliche Magdalenen von Guido Reni bewunderte*).

Im Palaſte Doria ſind die ſchönſten Landſchaften von Pouſſin in Guache, ein ſehr ſchönes Bild von Caſtiglione, eine türkiſche Frau zu Pferde vorſtellend, ein Sturm von Tempeſta, und Cain und Abel von

*) Die Galerie des palazzo Sciarra iſt allerdings eine der vorzüglichſten zu Rom. Hier bewundert man die herrliche Gorie der Transfiguration Raphaels von Valentin und zwei andere Bilder deſſelben Meiſters: La decollazione di S. Giovanni und Roma trionfante. — Die Architektur des Palaſtes iſt von Flaminio Ponzio. D. H.

Salvator Rosa, so wie eine sanfte Magdalena von Morillo, und die Königinn Johanna von Leonardo da Vinci aufgestellt.

Der Palast Colonna enthält einen Raphael, eine Himmelfahrt von Rubens, Davids Triumph von Guerchino, dessen Schönheit unübertrefflich ist. Im Palaste Colonna geht man aus der zweiten Etage in den schön angelegten Garten, der Ueberreste des Sonnentempels enthält.

Im Pavillon des Palastes Rospiglioni zeigte man uns Guido's Meisterstück in Fresco: Aurora, wie sie vor Apollo's Wagen her Blumen streut. Es ist ein wunderschönes Bild, das den Glanz der Farben, den Werth der Ausführung und der Composition in sich auf wundersame Weise vereinigt.

Lange stand ich auf dem Monte Cavallo vor den zwei Pferden, die an beiden Seiten eines Obelisks aufgestellt sind und die man dem Phidias und dem Praxiteles zuschreibt. Zur Seite der bäumenden Thiere stehen zwei Krieger, die die Pferde nicht halten, nur ansehen *). Sie sind siebzehn Fuß hoch.

*) Weil die Bildhauer der Alten nie Zäume, Zugriemen u. s. w. darstellten, eben weil Gegenstände solcher Art nicht in Marmor nachgebildet werden können, und sie verschmähten, Metall an ihren Statuen anzubringen. D. H.

Um zu den Thermen des Diocletian zu gelangen, führt der Weg vor der Fontaine des Moſes vorbei, wo zwei Rieſenlöwen zu den Füßen der Statue Waſſer ausſpritzen.

In den erwähnten Thermen bekommt man einen Begriff von der Größe römiſcher Bauten. Einer der Badeſäle, die Pinakothek, iſt noch völlig erhalten. Dieſe ruht auf acht Granitſäulen, die ſechszehn Fuß im Umfange und drei und vierzig in der Höhe haben. Jetzt iſt auch daraus, wie faſt aus allen erhaltenen Alterthümern der Art, eine Kirche gemacht. In den übrigen Theilen der Thermen, die ganz zu Ruinen zertrümmert ſind, vermochten ſich dreitauſend Menſchen zugleich zu baden.

Ich war ſchon oft auf dem Capitoliniſchen Berge geweſen, nicht aber im Capitol ſelbſt, das ſehr verſchieden von dem alten, ſtatt Größe und Erhabenheit, nur einen heitern Anblick gewährt. Doch ſtehen auch hier wieder zwei Statuen, ähnlich denen, die mich ſo ſehr auf dem Monte Cavallo entzückten. Zwiſchen ihnen, in der Mitte des Platzes, erhebt ſich die mächtige Bildſäule des Marcus Aurelius. Man beſchuldigte das Roß, ſeinen ſchweren Reiter ſchwer zu tragen, aber je länger man es anſieht, deſto mehr beſeelt es ſich.

In dem Muſeum des Capitols ſind Schätze auf Schätze aufgehäuft; wie Bekannte begegnet man hier der berühmten Statue der Agrippina, die nachläſſig zurück auf ihren Stuhl gelehnt iſt, einem lieblichen Mädchen, das mit einer Taube ſpielt, einem ſterbenden Fechter, der auf die Erde niedergeſtürzt, ſich emporringen zu wollen ſcheint, indeß ſein Auge bereits von den Schleiern des Todes umdüſtert iſt, und endlich der berühmten Venus des Capitols, die aber gar nicht mit der unvergleichlichen der Medici zu vergleichen iſt. Arme und Hände ſind ohne Ebenmaaß, und nur das um die Hüfte geworfene Tuch iſt ſchön *).

Im Hofe des Capitols liegen zwei Rieſenfüße, gegen die jene des Farneſiſchen Herkules Wickelkindfüße ſind. — Ein Löwe wühlt ſich wüthend in den Nacken eines Pferdes, das von dem gewaltigen Sprunge auf ihn zu Boden geſtürzt iſt. Das iſt nicht Kraft, das iſt die Rache des gereizten Königs der Thiere.

In den Sälen des Ritters Arpin ſah ich ſeine

---

*) Die capitolinische Venus iſt nach dem Urtheile aller Kenner eins der herrlichſten Ueberbleibſel des Alterthums, obwohl in ganz anderem Charakter als die Liebesgöttinn der Mediceer. Die ernſte unnahbare Göttinn des Capitols gefiel natürlich der zarteſten Thorein nicht ſo als die liebliche Mediceerin.

T. H.

ſchönen Fresco-Gemählde, die Züge aus der römiſchen Geſchichte darſtellen. Hier die Wölfinn, die die Brüder Romulus und Remus ſäugt, dort Romulus, der das Feld bearbeitet, weiterhin der Raub der Sabinerinnen, dann Numa Pompilius, der die Veſtalinnen um ſich verſammelt. Der edle Kampf der Horazier mit den Curiatiern, Mutius Scävola, der ſeine rechte Hand ins Feuer hält, die Schlacht, die Tarquin aus Roms Mauern bannte; und in der Mitte dieſer Säle die berühmte Wölfinn in Bronze, die gemeinhin für die gehalten wird, die zur Zeit der Verſchwörung Catilina's vom Blitze getroffen wurde und von der Cicero redet.

Wie gern betrachte ich die edlen Züge des Scipio! — Ueberall, wo die Büſte des Herrlichen zu finden iſt, ſtehe ich davor, denke mir den Helden, der mehr als ein Held, groß und erhaben in allen ſeinen Handlungen war, denke mir ſeine Thaten und die edle Selbſtverleugnung, die er übte, und kann nicht fort von ihm. Seine heilige Aſche aber haben ſie aufgeſtört und nach dem Vatican gebracht. Sie haben ihm nicht die Ruhe der Jahrhunderte gegönnt, Augen der Neugierde umgeben den Sarcophag, dem nur die Verehrung nahen ſollte.

In den Grabgewölben der Scipione wehen die

Schauer des Todes, es gleitet kühl an den Mauern hin, wie Geisterhauch der Verblichenen. Wer sollte nicht in ihnen »des Traums des Scipio« gedenken, den Fr. Karl von Strombeck ins Deutsche übersetzt hat, in welcher herrlichen Dichtung unter andern Cicero den Afrikaner sagen läßt:

»Das aber, was Ihr Leben nennt, ist Tod. — Da nun dies hier das Leben ist, warum weile ich auf der Erde? Warum eile ich nicht hieher zu Euch zu kommen? — Nicht also ist es, antwortete Jener. Wenn die Gottheit, deren Tempel Alles, was Du hier erblickst, ist, von den Banden des Körpers Dich nicht befreite, so steht Dir hieher der Zugang nicht offen; denn die Menschen sind mit der Verpflichtung geboren, auf jener Kugel zu verharren, die Du in dieses Tempels Mitte erblickst und welche Erde genannt wird. Die Seele empfingen sie aus jenen ewigen Feuern, die ihr Gestirne und Sterne nennet, welche kugelförmig und rund, beseelt durch göttlichen Geist, ihren Kreislauf in bewunderungswürdiger Schnelligkeit vollenden. Darum mußt Du, mein Publius, jeder Fromme muß es, die Seele in des Körpers Fesseln zurückhalten, und nicht darf sie ohne das Geheiß dessen, welcher sie Euch gab, aus dem Leben der Menschen weichen, damit es nicht scheine, als wäret Ihr

den von der Gottheit angewieſenen menſchlichen Verpflichtungen entflohen. — Alſo aber, mein Scipio, übe du (wie hier dein Großvater und wie ich ſelbſt, dein Erzeuger, thaten), Gerechtigkeit und jene Liebe, die ſchon ſo edel iſt, wenn ſie ſich auf Verwandte und Freunde bezieht, dann als das Edelſte erſcheint, wenn ihr Gegenſtand das Vaterland iſt. Dies iſt der Weg zum Himmel und zu der Verſammlung derer, die einſt lebten, und die jetzt, befreit vom Körper, den Ort, welchen Du ſchaueſt, bewohnen.«

Doch nun zurück zum Capitol. Hier befindet ſich der liebliche Schäferknabe, der ſich einen Dorn aus dem Fuße zieht, und in der Gemählde-Galerie ſah ich die Kumeiſche Sybille von Dominichino.

Sehr ſchön fand ich Canova's Denkmal, das in der Pinakothek, inmitten der Künſtler und Dichter aufgeſtellt iſt, die Italien zierten und zieren. Die Künſte haben es trauernd umſchlungen, ſie blicken auf Canova, der himmelan ſchaut. Hier iſt auch Taſſo's Büſte, an der das Geſicht die Leiden, den tiefnagenden Kummer, den Blitz des zuckenden Wahnſinns zeigt, und dort ſteht Raphael, mit dem geſcheitelten Haar und der ſanftlächelnden Miene.

Ich habe das Capitol nicht verlaſſen, ohne den Tarpejiſchen Felſen zu erſteigen. Seine Schrecken ſind

von grünenden Gemüsegärten bedeckt. Es ist nichts mehr von ihm übrig als die schauererregende Erinnerung. Aber wie schön ist von hier der Blick auf die Campagna romana, auf die im blauen Duft getränkten Apenninen und den rings umher goldig schimmernden Horizont.

Wir haben unsere Wanderungen zu den römischen Alterthümern, mit dem Theater des Marcellus begonnen, das zweite, das in Rom für die öffentlichen Spiele erbaut wurde. Seine Architektur ist so vortrefflich, daß sie noch jetzt als Muster für die neuesten Bauten gebraucht wird.

Der Bogen des Janus Quadrifrons, ist der einzig noch übrig gebliebene von jenen, die in jedem Stadttheil des alten Roms und in jedem Forum, als Schutz gegen die brennende Sonne dem Volke zu Ehren erbaut wurden. Seine aufeinander gehäuften Steinmassen sprechen von dem Genius der Alten, die in das Gewöhnlichste den Zauber der Grazie, wie den Ernst der Erhabenheit zu legen wußten.

Dicht neben diesem Bogen steht ein Triumphbogen aus weißem Marmor, klein zwar, aber schön. Er war dem Kaiser Septimius Severus geweiht*). Ueber

*) Al Velabro. D. H.

der Oeffnung ſteht Julia und Severus ihr Gatte, daneben Caracalla und Geta. Die Statue des Geta iſt verſtümmelt, und die dahin gehörende Inſchrift iſt zerſtört.

Nicht weit von dieſem Bogen zieht ſich die große Cloaca maxima hin, die von Tarquin erbaut wurde und von der alte Schriftſteller erzählen, daß ein aufgehäufter Heuwagen bequem hindurch fahren konnte. — Noch jetzt, obwohl halb verſunken, bewundert man die Wölbung, die aus großen Steinblöcken gebaut, ohne Cement, ſich durch ſich ſelbſt hält.

Getragen von neunzehn Säulen, elegant in ſeiner lieblichen Rundung, erhebt ſich der wohlerhaltene Veſtatempel *), und daneben ſteht ein der Fortuna virilis geweihter, welcher von Servius Tullius erbaut wurde.

Alle dieſe herrlichen Alterthümer ſind zu Kirchen umgeſtaltet. Man fragt ſich erſtaunt, warum Heiligenbilder und Kapuziner die weiten Hallen füllen, die die Alten in ihrer ſchönen Einfachheit Gott anbetend geweiht hatten? **)

*) Leider mit einem unförmlichen modernen Zeltdache. D. H.

**) Die Urſache hiervon liegt wohl ganz in dem Genius des Katholicismus, ſo wie er ſich im Mittelalter gebildet hatte. D. H.

Abends.

Eben lege ich die Memoiren der Mad. de Créquy aus den Händen. Wie seltsam stechen jene Mémoires gegen unsern formlosen Zeitgeist ab! Dieses Formenwesen hat eben so viel Reiz, als der Anblick eines in gothischem Styl geschmückten Zimmers, dessen Bewohner wir uns gravitätisch in ihren mächtigen Reifröcken denken. Eines heitern Lächelns kann man sich nicht erwehren, wenn Mme. de Créquy von ihrer ersten und einzigen Liebe erzählt, deren Aeußerung darin bestand, daß die Liebenden sich ansahen. Endlich wagte der junge Engländer sie zu fragen: »me pardonneriez vous, Mademoiselle, si je vous aimois?« — Worauf sie naiv genug antwortet: »j'en serais charmée!« — Was würden unsere jetzigen jungen Damen von einer solchen Anfrage halten? —

Tausendmal haben mir Deine Briefe das Gefühl gegeben, als müßte ich vor Dir hinknieen und den Saum Deines Kleides küssen. Du bist immer gut, immer lieb gegen mich, ich mag fliegen oder kriechen, melancholisch oder lustig seyn. Andere haben nicht so viel Nachsicht. Ja! ich werde öfters verwundet, ohne daß mein Stolz es zugiebt, daß ich sage wie und wodurch; aber doch so in der tiefsten Seele verwundet, grade da, wo recht eigentlich der Sitz des Herzens ist.

Wie liebe ich Deine Beschreibung des lieblichen Lorbeerhains, in dem Laura besungen wurde, wie theuer sind mir die Stellen, die in diesem Briefe den liebeglühenden Dichter bezeichnen. — Sehr schön sagst Du: »Wir haben an Gefühl verloren, was wir an Verständniß gewonnen haben, wir haben Fortschritte gemacht; die Frucht hat größern Werth als die Blume, aber die Blume ist so schön, und der Frühling hat so großen Zauber!« — Wie preise ich Dich glücklich, daß Du von der Höhe herab das Treiben der Welt mit ansehen kannst, die Leidenschaften der Menschen liebevoll beurtheilst, räthst und hilfst wo Du kannst, aber weder den Schmerz noch die Unruhe theilst, weder das Glück hier oder dort, sondern nur in Dir selbst, in dem reinen Bewußtseyn edler Thaten findest. —

Glücklich die Unabhängigen, denn nur sie kennen den Werth der Wünsche und der Entschließungen. Für die Wimpel der Ideale, für den Kiel des bloßen Verlangens sind die Pflichten Sandbänke.

Es rührt mich zuweilen, wenn ich das emsige Sorgen der Menschen für die Zukunft ansehe. Was wäre denn wirklich geworden, wie wir es grade wünschten

und erwarteten? Alles wird anders kommen, wie wir es glauben, aber heute ist nicht morgen, laßt uns das Heute genießen.

Die Nacht hat sich in graues Dunkel gehüllt, die hohen Cypressenbäume unseres Gartens heben ihre Häupter hinauf zu den in Nebel schwimmenden Sternen. Alles um mich ist Finsterniß und Geheimniß. Vielleicht weilst auch Du, wie ich, am Fenster, athmest laue Düfte ein, und denkst an mich! O, diese Nächte in Italien erregen eine tiefe Traurigkeit. Es ist, als wenn Leben und Freude stille ständen, als wenn die Seele in unendlichen Thränen sich ergießen sollte, als wenn alle schmerzenden Erinnerungen auf einmal erwachten. Weißt Du, wann man am meisten zu beklagen ist? Wann man nicht mehr klagt, und sich in tausend Schleier hüllt, um nicht beklagt zu werden. Es ist eine schreckliche Zeit, wenn die Erfahrung mit Keulenschlägen den frommen Glauben zermalmt, wenn leidenschaftliche Regungen, erschreckt vor dem Gespenst der Vergangenheit, wie Flammen verlöschen, und die Seele in unendlicher Betrübniß aufhört, sich selbst zu vertrauen. Von Furcht berührt fragt sie sich: habe ich mein Leben verfehlt, habe ich die Güter, die mir Gott vertrauete, gewissenhaft verwandt, habe ich die Tage in nutzlosen

Thränen hingebracht? — Und wenn die innere Stimme wie Donner rollt, und wenn die Antwort wie Grabesstimme klingt? — O, das ist nicht tadelnswerth, daß ich vor dir, göttliche Natur, in die Kniee sinke, daß ich vor deinem gestirnten Himmel, vor deinen kristallenen See'n, vor deinen in die Wolken ragenden Felsen in Thränen zerfließe. Die katholische Kirche und der Papst, ihr Oberhaupt, gönnen es mir, daß ich an den römischen Bächen in zurückgezogener Stille wandle, daß ich die blauen Blumen auf den reichen Wiesen oder neben den Ruinen aus der Vorwelt pflücke, daß ich in der Einsamkeit an die Wunde greife, die mir das Leben schlug. Ich bin nicht unheilbar, ich kann genesen, ich kann noch nützlich seyn, denn ich habe den Willen der Vorsehung in ihren geheimnißvollen Fügungen nicht verkannt; nur bin ich zuweilen vom Schwindel ergriffen, bin wie ein Stein in die Tiefe gerollt. Aber wenn der Schwindel mich verließ, auf welchen schwellenden Moosen habe ich geschlafen, wie viel himmlische Blumen haben mich umduftet, welche großartige Einsamkeit habe ich gefunden, um Gott darin anzubeten! — Kaum stark genug, um langsamen Schritts den Lebensweg zu verfolgen, habe ich mich athemlos gelaufen, um an allen Quellen auf einmal zu trinken. Das goldene Diadem der Jugend mit den strahlenden Diamanten, die

Glaube, Kraft, Hoffnung, Entzücken, Hingeriſſenſeyn heißen, das zwar hat die Zeit und der raſche Lauf erblinden gemacht; aber die Steine darin haben dem Nebel getrotzt. Ja! ich glaube an Gott, von dem man troſtlos ſagt, daß er die Stimme des Bittenden für zu gering hält. Ich glaube an ſeine väterliche Sorge, die der Blume den Thautropfen gönnt und den Sonnenſtrahl über Alle ſendet; ja, ich fühle die Kraft, die aus dem Glauben ſtrömt, die Schuld der Dankbarkeit, die ich in dieſen erhabenen Räumen in Thränen und Anbetung abzahle; ja ich hoffe auf ein Jenſeits, ich glaube an den Augenblick, wo der Menſch mit einem Fuße die Erde von ſich ſtößt und ins Unendliche entflieht! —

Sage mir doch, was iſt denn eigentlich dieſe Fleiſchmaſſe, die man Herz nennt, von der ſo viel Geſchrei iſt, die leidet, zittert, Blut einſaugt und ausſtrömt, die Vieles nicht ohne gewaltiges Pochen, gewiſſe Begebenheiten nicht ohne plötzliches Stillſtehen erleben kann? — Und jener Inſtinkt des Lebens iſt er nicht mächtig, treibt er nicht das Herz an, in Sprüngen den Leiden zu entfliehen, wehrt ſich die Natur nicht, der Krankheit und dem Schmerz zu erliegen; und wenn im verzweiflungsvollen Kampf mit dem Leben zuweilen der Gedanke an Selbſtmord wie ein Geſpenſt ſich erhebt, wie zittert das Herz vor der Zerſtörung! — Vielleicht

iſt die Furcht vor dem Tode eins der größten Wunderwerke Gottes, der den gequälten Menſchen an ſeine irdiſche Kette durch die Liebe zum Leben am feſteſten ſchmieden wollte. — Eben jener Wechſel, der die Erde mit Schnee bedeckt, und ſie dann mit Lorbeerhainen und duftenden Blüthen bekleidet, lebt auch in uns; auch uns bedecken zuweilen Schneemaſſen, auch wir fühlen uns erſtarrt, und wiederum ruft die warme Sonne des Glücks alle Blüthen wach, und zieht über die Furchen, die uns das Schickſal riß, eine duftende Decke vollſprießender Mooſe.

Ich unterhalte Dich heute von ernſten Dingen; wenn ich die Demuth nicht kenne gegen die, ſo meines Gleichen ſind, wenn es mir unmöglich ſcheint, vor denen meinen Nacken zu beugen, die ich durch den Gedanken beherrſche, ſo bin ich mit Seeligkeit denen unterthan, die ich als hoch über mir ſtehend anerkenne. Von ihnen laſſe ich mich zurechtweiſen, ihnen gegenüber bin ich ein blödes Kind mit verſchämten Wangen, ihnen folge ich, und ihr Wort würde mich leicht in den Tod in blinder Hingebung führen. Vielleicht iſt es Thorheit alſo zu ſeyn, vielleicht bringt dieſes Gefühl auf Irrwege, vielleicht wirft es wie das Meer die dürren Pflanzen auf ſandigen Boden: — es ſey; — ich will mich den Bedingungen meines Characters unterwerfen,

ich will aus der Richtung, die mein Seyn genommen, den beſten Theil ziehen. Vielleicht gelingt es mir meine Wünſche zu verkleinern, und die Kräfte der Seele mit dem Leben in Harmonie zu bringen. — Es iſt wahr, daß es mit mir nicht ſo iſt, als es ſeyn ſollte, daß die ſchwarzen Flügel der Melancholie alle jugendlichen Freuden ſcheuchen, daß ich inmitten der größten Hingebung dennoch ein einſames Herz behalte. Warum dieſe unſichtbare Gewalt, die ich auf meinem Haupte wie eine eiſerne Hand fühle? Warum eine weibliche Hülle, wenn das Schickſal mich wie einen nutzloſen Gegenſtand aus dem gewöhnlichen Leben zu ſtoßen beabſichtigt? — Alles um mich ſcheint mir klein, wenn ich es an die Gebilde meiner Phantaſie lege; ich habe Hinderniſſe nöthig, meine Unerſättlichkeit erheiſcht das Endloſe, das Unermeßliche, die Rieſenwellen der Gefühle, die große Kataſtrophe der Verzweiflung, der Eiferſucht, der Undankbarkeit .... Als Mann hätte ich den Krieg, den Ruhm, die Wiſſenſchaft geliebt; als Frau bleibt mir nichts übrig, als meine Thränen im Stillen zu vergießen, meinen Stolz zu verleugnen und meine Sehnſucht in den Schlaf zu lullen. In dieſem Kampf gegen meinen eigenen Willen, in dieſem Leichenzug, der den blühenden Gedanken meiner Jugend folgt, fühle ich die Schlangenbiſſe der Erfahrung. Ganze Tage, ganze

Nächte verzehren im nutzloſen Streben nach Unterwerfung; die Worte, die ich ſage, ſind auf meinen Lippen, die Gebete, die ich ſtammele, ſteigen nicht aus der Tiefe meiner Seele! — Gottlob, daß auch Stunden der Vernunft kommen, wo ich aus der Religion eine himmliſche Rührung, wo ich aus dem Borne der chriſtlichen Lehre Balſam für die brennenden Wunden meiner Seele ſchöpfe. — Dann weiß ich, daß ich, ein Funke von Oben, nach Oben zurückkehren werde, daß ich Theil an jener myſtiſchen Verbindung zwiſchen Gott und Chriſtus habe, und daß dieſe Verbindung ſich in der Kraft, im Kampf und im Sieg offenbart; dann wende ich die Blicke von den bleichen Schatten der Vergangenheit; dann laß ich mich nicht mehr von dem hüpfenden Irrlicht beherrſchen, das Zukunft genannt wird, und das vor mir in Nebel zerfließt; dann ſage ich mir, daß die irdiſche Zukunft gleichgültig, die Gegenwart eine Poſſe iſt. —

Ich höre zuweilen um mich von der wahren Liebe reden. Iſt nicht jede Liebe wahr, haben der Kopf, die Sinne und das Herz nicht gleiche Rechte? Nur ſind die Glücksbedingungen verſchieden: was dem Einen Leben wäre, iſt dem Andern Tod. — Es giebt geheimnißvolle Gefühle, die in der Stille und im Schweigen groß gezogen, überſchwengliche Seligkeit in der Entbeh-

rung gewähren. Es giebt andere, die mit Flammenküſſen, mit erſtickenden Umarmungen das Herz himmelan tragen; welche Gefühle ſind ſtärker, und giebt es ein Seelenmaaß, da keines dem andern gleicht?

Der Circus, den Romulus einſt erbauen ließ, und der ſpäter von den Conſuln und Kaiſern erweitert wurde, hat noch jetzt einen weiten Umfang. — Die Thermen des Caracalla flößen Bewunderung ein. Es waren hohe zum Himmel ſich erhebende Maſſen, ſo die Zeit niedergeriſſen, ſo die Kriege zerſtört haben, aus denen man aber wohlerhalten noch vor Kurzem Kunſtwerke zog.

Die Via Appia iſt mit Gräbern und Tempeln beſetzt. Auf dieſer Straße rollten die Triumphwagen der heimkehrenden Krieger; vor dieſen Gräbern vorbei zog der römiſche Adler an der Spitze ſiegreicher Legionen, hier empfingen die Schatten der dahingeſchiedenen Helden diejenigen, die mit Lorbeer gekrönt heimkehrten; ſchön, obwohl in Trümmer zerfallen, iſt das Grabmahl der Cecilia Metella. Die Mauern ſind mit Schlingpflanzen bekleidet, zwiſchen die Lücken der Steine drängen ſich Blumen; Gräſer und Mooſe ſprießen an der Stelle, wo Thränen floſſen, als ein liebender Vater

und Craſſus, der Gemahl, die geliebte Verſtorbene ſuchten und beſuchten. — Weiterhin murmelt der Quell der Nymphe Egeria, in deren Haine Numa Troſt und Rath ſuchte und fand; der daneben ſtehende Tempel, der dem Bacchus geweiht war, iſt eine Kirche geworden.

Die St. Paulskirche ward vor zehn Jahren ein Raub der Flammen. Sie liegt begraben unter Schutt mit den Millionen, die an ihr verſchwendet worden ſind. Was Päpſte und Fürſten an ihr an ſchimmerndem Gold vergeudeten, das haben die Flammen zerſtört oder geſchwärzt, aber die 120 Colonnen, die die Kirche in verſchiedene Theile theilen, haben noch ihre Geſtalt *).

Wir weilten nur kurze Zeit an der Pyramide des Ceſtius. Sie iſt in Form der ägyptiſchen Pyramiden in dreihundertdreißig Tagen gebaut, wie dieß die Inſchrift ſagt, und enthält ein einziges Gemach, in welchem ſich noch Fresco-Mahlereien erhalten haben.

Zweimal ſchon war ich im Vatican. Zweimal? Als wenn nicht Jahre dazu gehörten, um hier jede ein-

*) Dieſe älteſte Kirche Roms (S. Paolo fuori delle mura) wird jetzt durch Beiträge der geſammten katholiſchen Chriſtenheit hergeſtellt. Leider ſind auch ihre herrlichen antiken Säulen größtentheils durch das Feuer verdorben, ſo daß auch neue mit unermeßlichen Koſten herbeigeſchafft werden mußten. D. H.

zelne Schönheit, die Größe dieſer Schätze kennen zu lernen. Zuerſt ging ich hinauf in die Logen des unſterblichen Raphael, dann hinein in die Raphaeliſchen Zimmer. In den Darſtellungen der Feuersbrunſt in der Vorſtadt Roms, in der Krönung Kaiſers Karls des Großen, in der Schule von Athen, und gegenüber in dem Streit der Kirche über das Abendmahl, hat Raphael, erhaben in allen ſeinen Gedanken, ſich, wenn auch Heiliges und Profanes miſchend, Unſterblichkeit errungen. — Neben den Göttern des Parnaß ſtellte er ſeltſamer Weiſe das Urtheil Salomons dar, neben Adam und Eva, Apollo, wie er den Schäfer Marſias verfolgt. Er hat hier die neun Muſen auf die Wand gezaubert, und dann St. Petrus aus den Ketten befreit. — Ich bin in Wahrheit vor dem heiligen Apoſtel im Kerker beinahe in die Kniee geſunken. Der verklärte Himmelsbote neben St. Petrus ergießt ſein hohes, überirdiſches Licht über und um den Gefangenen. Sanft ſchimmert das Licht des Mondes, und ſeitwärts brennt die Fackel eines Kriegers. So viel Licht, ſagt geiſtreich irgend ein Reiſebeſchreiber, und keins von dem andern verdunkelt oder ausgelöſcht. Die Schlacht des Conſtantin beim Ponte Molle that mir wehe; wie ich aber, ſpäter in der Galerie des Vaticans, vor der Transfiguration des Heilands ſtand, wie ich ihn, emporgehoben in die Luf-

te, freundlich lächelnd auf die Jünger blicken sah, die das Auge geblendet verhüllen, da fühlte ich, daß solch ein Bild sehen, ansehen, anbeten, die Wunden des Herzens heilt, daß der Geist der Andacht über diesem Raphael schwebt, daß in ihm Alles göttlich gewesen seyn muß. Und nun, auf anderen Bildern Raphaels, diese Engel, die Mutter Gottes, diese schmachtenden, liebetrunkenen, demüthigen Augen, dieses heilige Kind! — Kann ich weg davon? Ruft es nicht ewig in mir: werdet wie die Kindlein. — Im Himmel sieht es sicher nicht schöner aus, als auf den Raphaelischen Bildern im Vatican. — Glückseliger Raphael, der mit Himmelsglanz statt mit Farben mahlte! —

Die Communion des heiligen Hieronymus vom Dominichino ist ein Meisterwerk der Kunst, mir aber gefällt der alte, hagere, magere Mann nicht, der viel mehr aus Nothwendigkeit als aus Märterthum stirbt.

Der ungeheure Corridor der Inschriften führt in das Museum Chiaramonti, in dem ich nur Tiberius und den Herkules bemerkte, die beide unter den hundert schönen Statuen, die der Vergänglichkeit und der Zerstörung hoffentlich auf ewige Zeiten entrissen sind, großartig hervorragen.

Eine zarte Venus ordnet lieblich ihr langes Haar,

und neben ihr ist der gewaltige Nil von holdlachenden Kindern umspielt.

Der berühmte Belvederische Torso, den Kenner und solche, welche gern Kenner scheinen möchten, bewundern, steht dem Meleager zur Seite, dessen Gewand vom Sturme getrieben ist.

Für sich, in einem Gemache vereint, stehen die Werke des unsterblichen Canova. Sein Perseus, der in der Hand das blutende Haupt der Medusa hält, und die Pugilatoren, die in wüthender Gebehrde gegeneinander anzurennen im Begriff sind, und denen die Anstrengung die starken Muskeln nur stärker schwellt.

Mit Schauer des Mitgefühls und des Schmerzes betrachtete ich die schlangenumwundene Gruppe des Laokoon. Der jüngste der Knaben ist bereits ein Opfer der wüthenden Schlangenbisse geworden; der älteste nur umwunden, nicht erstickt, blickt mit unterdrücktem Schmerze auf den Vater. Seine starken Arme vermögen nicht, sich, nicht die Kinder zu befreien, so kämpft er mit der Verzweiflung im heroischen Muthe. Dieser, und dieser allein hat ihm die Stimme geraubt, denn wie würde er sonst nicht in Angstgeschrei über den nahenden fürchterlichen Tod beim Anblick seiner Kinder ausbrechen. Er ist Mensch, er ist Vater, er ist Priester des schrecklichen Neptun, der also ihn straft.

Der Apollo von Belvedere verwiſcht den ſchmerzenden Eindruck, den Laokoon macht. Die Griechen hatten ſich mit den Göttern des Olymp verſchwiſtert, ſie lebten mit ihnen und konnten natürlich und ohne Uebertreibung einen Apollo oder eine Venus darſtellen, denn ſie wußten, was Schönheit, was Ideal ſey. — Der Apollo iſt das Vollendetſte, was man an Ebenmaaß und Grazie ſehen kann, aber er iſt doch nichts und immer nichts neben der Mediceiſchen Venus, nichts gegen dieſen geiſterartigen, umflorten Blick, nichts gegen dieſes geheime, ſeltſame Leben, das aus dem Steine hervor in das bewegte Herz ſtrömt *).

In einem Saale des Vaticans ſind die marmornen Candelaber, in einem zweiten Saale iſt eine Sammlung der verſchiedenartigſten Thiere von Marmor aufgeſtellt. Ein Löwe, der ein Pferd zerreißt, ein ungeheuerer Löwe, der ſich anſchickt, auf ſeine Beute loszuſpringen; wunderſchöne Hunde und ſo weiter.

*) Gewiß iſt auffallend, daß eben eine Dame dieſes Urtheil fällt; man ſollte denken, ein ſolcher Apollo als der belvederiſche müſſe ſie beſtechen. Gewiß aber iſt, daß nach dem übereinſtimmenden Urtheile der größten Kunſtkenner und Kunſtler, — unter anderen eines Winkelmann, Denon, Canova und Thorwaldſen — der belvederiſche Apollo weit über der mediceiſchen Venus ſteht.

D. H.

In dem Zimmer der Muſen, die 1774 in Tivoli gefunden wurden, ſteht Melpomene, die ſich ernſt auf das Knie ſtützt und das Schwert und die Maske trägt.

Das reizende Cabinet, das Papſt Pius VI. erbauen ließ, ſchmückt die dem Bade entſtiegene Venus.

Der ſogenannte runde Saal enthält eine flache Vaſe von Porphyr von einundvierzig Fuß im Umfang. Er iſt rund herum mit den coloſſalen Statuen des Herkules, des Auguſtus, der Ceres u. ſ. w. geziert.

Zwei Sarkophage aus Porphyr, die die Aſche der heiligen Helene und des heiligen Conſtantin enthielten, ſind in dem Saal, der in Form eines griechiſchen Kreuzes gebaut iſt, aufgeſtellt. Dieſe Sarkophage ſind ſo wundervoll gearbeitet, daß man kaum begreift, wie dieſe Rieſenmaſſen aus einem Stück verfertigt werden konnten.

In der Rotunde prangt in der Mitte die meiſterhaft ausgeführte Biga. Hier ſind in großer Menge Sarkophage, Wannen von ſchwarzem und weißem Marmor, Vaſen, Urnen, Basreliefs, Büſten und Statuen geſammelt, deren Menge ich vielleicht herzählen, die ich nie beſchreiben könnte. Es iſt ein ſinnverwirrender Reichthum! Nur wenn man täglich im Vatican ſtundenlang weilen könnte, würde man das Chaos einiger-

maßen ordnen und verstehen lernen, so aber kann man nur staunen, und abermals staunen.

Der Vatican soll elftausend Zimmer enthalten; er faßt zwanzig Höfe, acht Paradetreppen und zweihundert kleine Treppen in sich. Seine Bibliothek ist weltberühmt. In ihr werden über dreißigtausend Manuscripte aufbewahrt. Ihr Hauptsaal ist in Fresco gemahlt; die Anordnung ist großartig und geschmackvoll. Er ist zweihundertundsechszehn Fuß lang. Aus ihm tritt man in zwei Galerien, die zusammen vierhundert Fuß lang sind. Die zur Linken hat sechs Säle, in denen theils Manuscripte, theils Antiquitäten aufbewahrt werden. Die zur Rechten enthält mehrere schöne Zimmer, die fast alle in Fresco gemahlt sind. Das Zimmer, das Mengs verherrlicht hat, ist so frisch an Farben, als wäre es heute gemahlt.

In den Gärten des Vaticans, in den schattigen Lorbeer- und Cypressenhainen, unter dem Murmeln der springenden Fontainen, bei ewig warmen Sonnenschein, mit dem Blicke auf die blauen hie und da mit Schnee bedeckten Apenninen, läßt es sich sanft von der Unruhe des Tags und seiner Anstrengung ausruhen. Wie gern bin ich hier, schweigend versunken in tiefe Gedanken, hinauf und hinab gegangen, wie sehnsüchtig habe ich der Fernen und der unendlichen Glückseligkeit gedacht,

die aus der Sympathie der Seelen entſpringt! Welchem Schatten rührender Zärtlichkeit, beglückender Güte rennt das Herz in ſeinem Berauſchtſeyn nach, warum wird dieſer gränzenloſe Durſt nach Liebe nie geſtillt? Was iſt dieſer Traum, in den uns Hoffnung und Vertrauen einwiegten, und deſſen Erinnerung ſich nie verwiſcht? Warum glauben wir unaufhörlich an das Wort des Freundes, an den Blick des Mitgefühls, ſo oft wir uns auch betrogen fanden? Umſonſt lehrt uns die Erfahrung, daß der Grund, auf dem wir bauen, Sand iſt, unvorſichtig und bethört führen wir herrliche Schlöſſer auf ihm auf, und ſtehen vernichtet, wenn das Gebäude vor uns in die Tiefe ſtürzt.

Wer doch ewig unter dieſem Himmel weilen, hier Hand in Hand mit ſeinen Theueren wallen, hier leben und ſterben könnte! — Das dachte ich auch, als ich unter Taſſo's Eiche ſtand, als ich Rom und ſeine azurnen Berge überblickte, als ich mir den edlen Dichter des befreiten Jeruſalem dachte, der hier am Vorabend ſeiner Krönung im Capitol ſtarb.

Größere Sehnſucht aber fühlte ich noch auf der Ruffinella in Frascati. Es war wieder ein herrlicher warmer Frühlingstag mit duftenden Mandelbäumen und buntblühenden Wieſen. — Wir hatten Rom um Mittag verlaſſen, und waren vor dem Coloſſeum und

der Kirche des heiligen Johannes im Lateran, aus dem Johannesthor, vor dem großen Aquäduct des Claudius vorüber, nach Tusculum, jetzt Frascati genannt, gefahren, das hoch am Gebirge gelegen, einen reizenden Anblick gewährt. Dort hatten wir die bereitstehenden, nicht zu ermüdenden Esel bestiegen, und waren hinauf auf die Ruffinella, eine Villa, die früher Lucian Bonaparte gehörte, geritten. Von der Terrasse herab übersieht man Rom mit seinen duftigen Bergen, in der Ferne schimmert das Meer in Silberstreifen, und mehr hinan befinden sich die Trümmer der Villa Cicerone. Hier haben der Fabel nach die Söhne der Leda, Castor und Pollux, gelebt.

In der Villa Aldobrandini ergötzte uns das Spiel mannigfacher Wasserkünste; dann fuhren wir beim schönsten Mondschein vor dem dreitausendjährigen Obelisk der St. Johanneskirche durch das Forum Romanum zurück nach Hause *).

Es ist etwas herrliches, das Colosseum im Mondschein zu durchstreifen. Geisterartig zittert Dianens Sichel zwischen den mächtigen Bogen, in den öden Hallen. Die eine unzugänglich gewordene Seite des Baues

*) Schade, daß die liebenswürdige Verfasserinn nicht die nahen Ruinen von Tusculum auf dem Gebirge besucht hat. D. H.

ist in Schatten gehüllt, und die andere wird durch den Mond, der das Kreuz und die Altäre umher mit mattem Schein übergießt, erhellet.

Mit uns zugleich durchzog eine Gesellschaft mit Fackeln das riesengroße Gebäude. Der Effect war magisch. Wie Statuen so blaß, glitten die Menschen in den Arkaden hin und her, und schienen bald mit erschreckendem Hochmuth die Entfernung zwischen sich und dem Himmel zu messen, bald wie gefallene Engel in der Finsterniß zu verschwinden. — Wie sollte sich an alte Trümmer jener erhabenen Vorzeit nicht der Gedanke an Menschenwohl und Menschenunglück knüpfen, wie wäre es möglich, hier nicht an den Geist des Guten und an den des Bösen zu denken? — Aber diese Geister sind sie nicht Ein Geist; ist Er nicht jenes geheimnißvolle Wesen über uns, das unsern Willen beschränkt und das das Schicksal beherrscht, und kümmert ihn das Einzelne, das Mehr oder Weniger, an das wir unser Leben setzen? — Es giebt Menschen, die durch Umstände unglücklich oder vermittelst ihrer Organisation, aber es keineswegs deshalb sind, weil sie solches durch freie Willens-Handlungen verdienten. Wir verlieren in unserer Blindheit die Hälfte unseres Lebens, uns gegenseitig zu beobachten, uns miteinander zu vergleichen, unsere Kräfte zu messen, und, wie der Botaniker seine Pflanzen, uns

untereinander zu unterſuchen und zu ordnen. Aber was iſt das in den Augen Gottes? — Was gilt ihm ein Nero, ein Titus, eine Lucretia? *)

Es gefällt mir, daß man jetzt unter Titus Triumphbogen hindurch auf der alten Römerſtraße fährt, daß nicht alles Ruine und Gerippe iſt. Das Forum mit ſeinen zerfallenen Tempeln ruft gar zu ſehr das memento mori wach.

Auf dem Wege nach der Villa Pamphili bewunderte ich die Fontaine, die Paul V. errichten ließ und die ihr cryſtallenes Waſſer in ungeheuern Strömen ergießt. In der Villa entzückten mich die Blumen des Frühlings und die ſchattigen Lorbeergänge. Dort warf ich mich ins Gras, und indeß mir die Glocken der St. Peterskirche von Viertelſtunde zu Viertelſtunde die Zeit anzeigten, die mich der Ewigkeit näher und näher zuführte, und die Gegenwart unerbittlich verzehrte, ſchrieb ich, was folgt. — Das heißt leben! — So ein Athmen in der Natur, ſo ein Aufgelöſtſeyn in der Anſchauung des Höchſten, das iſt lieben! — Hörſt du den Baum über mir ſäuſeln, ſiehſt du die Blume zu

*) Das Wohlthuendſte im Coloſſeum war dem Herausgeber, daß die Scheußlichkeit der Menſchen-Schlachtungen endete, für welche es erbaut wurde. D. H.

meinen Füßen, wie ſie zitternd, entzückt den thauigen Kuß empfängt, den die von den einzelnen Strahlen der verhüllten Sonne umſäumte Wolke ihr ſendet!

Horch, halte den Athem in der Bruſt zurück, ſenke leiſe das Auge zur Erde: da, tief in dem Schooß des Grabes, da, hoch in den Lüften, wo der Adler keine Grenze in der Unendlichkeit findet, wo die Wolken pfeilſchnell den Blick von einer zur andern tragen, immer höher, vor dem flammenden Regenbogen vorüber auf das Gewitter, von dem Gewitter zur Sonne, von der Sonne zu Gott, da tönt es überall: Segen, Ruhe, Glaube, Glück!

Ihr unbekannten, nie geſehenen Menſchen der Erde, die ihr weint über die Welt und ihren Schmerz, reicht mir die Hand, die ich längſt nach euch ausgeſtreckt, ich führe euch in das Heiligthum der Natur, in den weitgeöffneten Tempel Gottes. Sorgend, damit der helle Strahl der Sonne euer mattgeweintes Auge nicht blende, haben die Gipfel der Bäume ihre Blätter zuſammengewebt, und aus dem Lichtmeer des Tages ſinken nur einzelne Tropfen hernieder; aber ſchon dieſe wenigen Tropfen rufen eine Welt aus ihrem Schlummer wach. Da hebt ſich die Erde, und die kleinen Mooſe ſproſſen ſchüchtern hervor, da öffnen ſich die Blüthenkelche und laſſen den Tropfen Licht in ihre Bruſt ſinken.

Der Menſch ſtrebt nach einem Ziel: nenne es Vollendung, Unendlichkeit, wie Du willſt. Alle Kräfte regen ſich, ſie wollen in Thätigkeit treten. Fliegend tragen ſie uns die Stufenleiter hinauf; aber wir ſinken zurück, wenn wir nicht jede Stufe feſt und ſicher beſchritten haben, die folgende Stufe nur betreten, wenn wir auf der vorhergehenden ruhten. — Die Bildung des Menſchen bindet ſich nicht an die Zeit. Mögen langſam ſich die Blüthen entfalten, nur nicht gewaltſam die Knospe erbrechen, ſonſt mißlingt die Blüthe und trägt keine Frucht. Widernatürliche Anſpannung kann augenblicklich uns über uns ſelbſt erheben, aber ihr folgt Abſpannung; wir fallen zurück, die Anſtrengung war vergebens. Ruhiges Nachdenken, kein Enthuſiasmus fördert die Entwicklung. Jeder Standpunkt befriedigt, wenn er erreicht und feſtgegründet iſt. — Selbſtſtändig denken! — Wie ſchwer. Immer ſtören die von Jugend auf mit Furcht und Gewalt uns eingeflößten Lehren: dem Kinde wird das Denken verlernt! Wie leicht bleibt es zurückgedrängt fürs ganze Leben!

In wenig Tagen verlaſſen wir Rom, um nach Neapel und Sicilien zu gehen; aber wie ſchwer wird mir das Scheiden! — Es weht hier eine ganz eigne, tief ins Herz dringende Luft. Die Bäume grünen, und die

Wieſen ſind mit duftenden, buntfarbigen Blumen bedeckt. Welche goldne Sonne, welche berauſchende Luftwellen!

Von der Schönheit der hieſigen Villa's, von dem Reichthum ihrer Laubengänge und ihrer Lagen kann man ſich keinen Begriff machen, wenn man ſie nicht geſehen hat. Wer konnte die Villa Albani oder Pamfili Doria, wer die Villa Borgheſe beſchreiben? — Aber den Eindruck jener Lorbeer- und Cypreſſenhaine bewahren, ihn mit ſich hinüber in die trüben Wintertage tragen; ſich an ihrem Andenken ſonnen, wenn das Abendroth ſtatt der Morgenröthe leuchtet: — das will ich. Ich will des Tags gedenken, wo ich den weiten Blick auf die Campagna Romana hatte, wo die kühlenden Fontainen um mich ihr luftiges Spiel trieben, wo es in den Wipfeln der dunkeln Bäume rauſchte. Wer könnte die Villa Borgheſe, wer die hellen Fluthen ihres Teiches, wer ihre Hügel und Ebenen, wer ihren Palaſt vergeſſen! — Andere reden von ihren Statuen, von dem Schmuck ihrer Gemächer, von der Kunſt, die ſich in ihr niedergelaſſen: ich will an den warmen Frühlingsathem in ihr, an ihre blauen Tage, an die melancholiſchen Weiden denken, die ihre Zweige trauernd in die Fluthen hinabſenken.

Der Weg nach Tivoli führt zuerst durch eine traurige Ebene, dann auf der alten Römerstraße, nach dem fast ganz zu Stein gewordenen See Tartarus, der immer kleiner und kleiner werdend sich bald in sich selbst verlieren wird.

Die Solfatara dünstet einen unausstehlichen Schwefelgeruch aus; nicht weit von ihrem Wasser erhebt sich das schöne Grabmahl der Familie Plautius, wohlerhalten und groß wie das der Cecilia Metella, endlich gelangt man zu der berühmten Villa Hadrians, die in ihrem Umfange, in der Masse ihrer Ruinen imponirend ist. — Hier durchstreifte ich zu Fuß das griechische Theater, die Casernen, den Tempel der Stoiker, und lagerte mich auf duftenden Rasen, dem ich und den Manen des Kaisers Hadrian ein volles Glas Champagner weihte.

Von der Villa Adriana führt der Weg über einen dicht mit uralten Olivenbäumen bepflanzten Berg nach Tivoli, das vierhundert zwei und sechszig Jahre vor Rom gegründet seyn soll, und das den Namen Tibur führte. Hier dichtete Horaz, hier lebten Cynthia und Lesbia. Donnernd stürzt sich hier der Anio mit wüthender Gebehrde in die Tiefe; hier wo Neptun und die Syrenen ihre Grotte hatten, und wo der Tempel der Sybille neben den der Vesta auf felsigem Grunde

ſtand. . . . Ach! wie ſchön, wie wunderſchön iſt Tivoli, wie ſchön die Villa d'Eſte mit ihren himmelhohen Cypreſſen, wie ſchön in der Ferne das Sabiner Gebirge und die ſilberhellen, durch Raſen und über kleines Geſtein ſich drängenden Cascatellen!

Welch eine Stadt muß dieſes Rom geweſen ſeyn, welch eine zerreißende Thätigkeit war hier, welch ein Anblick erhabener Größe! Alles übertraf hier die Erwartung, Alles ſprach zur Ueberzeugung, Alles fachte die Einbildungskraft an. Ueberall der Rieſe der vereinten Kräfte im Bewußtſeyn ſeiner Unbezwinglichkeit. Alles in Rom war groß, die Geſammtheit wie das Einzelne, die Unvollkommenheiten, die Wunderlichkeiten trugen den unzerſtörbaren Stempel der Kraft. Dieſe Römer mußten ſich wunderbar frei fühlen, um Alles zu wagen und über Alles ſich öffentlich luſtig zu machen *).

*) Ach, liebenswürdige Thereſe, wie viel hat gefehlt, daß der Römer frei geweſen ſey! Kaum einigermaßen zu den Zeiten der Republik. Aber nirgend war wohl je größere Knechtſchaft, als zu Rom unter den Kaiſern. D. H.

Besitzt auch das weibliche Herz die Kraft des Jünglings und die Ausdauer des Mannes, so verleugnet sich doch nie die Natur; das innerste Bedürfen ist: Selbstversagung und Opfer. Der höchste Besitz giebt oft nicht den Reichthum, welchen das Bewußtseyn giebt, sich untergeordnet, die Freudigkeit und den Frieden des Andern festgehalten zu haben.

Das Leben ist kurz, aber unser Erkennen nicht. Die Zeit ist wechselnd, aber unser Vertrauen nicht. Wie die Sonnen ihre Bahn durch das Universum verfolgen, von Planeten begleitet, so zieht Deine fernste Zukunft meine Seele nach, Deinen Auf- und Untergang bezeichnend. Aller Besitz ist werthlos, der nicht den Begriff der Unendlichkeit in sich trägt; darum ist auch die Liebe und Freundschaft der Leute, ob sie sie auch preisen und besingen, ein ganz erbärmliches Ding. Sie stehen zu einander wie Krämer und Waare, und all ihr Fühlen ist ein aufgeputztes Handeln.

In diesen letzten Tagen in Rom zieht es mich noch hier und dorthin. Ich möchte noch einmal Alles mit wehmüthig scheidendem Blick betrachten. So bin ich öfter nach dem Pantheon gewandert, so habe ich Ra-

phaels und Taſſo's Grabſtätte beſucht. Es iſt ein einfach erhabener Gedanke, der dieſe Kuppel, dieſe Säulen und dieſe Thüren im Pantheon errichtet hat, groß genug, um ganze Völker in ſich aufzunehmen, hinein und hinauszulaſſen. Ich liebe das halbe Licht im Pantheon, die Einſamkeit, ſo die Andacht um Raphaels Grab wach ruft. »Hier iſt Raphael,« ſagt die in die Wand gemauerte Inſchrift; aber er iſt nicht hier allein, er iſt in ſeinen Werken, im Vatican, wo er vor Allen herrſcht, er zeigt ſich in den Flügeln, die er ſeinen erhabenen Schülern lieh.

Im Kloſter St. Onofrio ruht Taſſo von den Stürmen des Lebens, von jenem Bangen des tiefſten Herzens aus, wenn es leidenſchaftlich auf und ab in der Bruſt wogt. Armer Taſſo! dich zwang dein ernſter Genius, die Spiele der harmloſen Jugend mit den ergreifenden Tönen der Muſe zu vertauſchen. Dein »befreites Jeruſalem« koſtete dir die Freude der Jugend, deine bis zum Tode treue Liebe goß heiße Schmerzen über dich und dein Leben, und als du am Ende deiner Laufbahn wiſſen ſollteſt, was Ruhm iſt, ſtarbſt du. . . Sie ſagten von dir, du ſeyſt wahnſinnig; du aber kannteſt nur den Wahnſinn der Liebe, das bis zur Durchſichtigkeit geſteigerte Gefühl, die edle Begeiſterung, die das Genie begleitet. Ruhe ſanft, vergiß deine

Klage wie deinen Schmerz, gedenke, daß mit dir um dich Tausende weinen!

Als der Kaiser Hadrian seine Villa erbauen ließ, sagte er dem Architekten: »Nimm Gold, ein Jahr und funfzigtausend meiner Sclaven.« — Dies napoleonische Wort zauberte den Tempel des Canopus und die Elyseeischen Felder hervor, — aber wie von Napoleon auf St. Helena, so ist auch hier nichts mehr von dem Riesengeist zu finden, und die verwitterten Steine, die wuchernden Kräuter sagen, daß das ewige Naturgesetz Metamorphose ist.

Ich habe am Sonntage in der St. Peterskirche den römischen Kirchengesang gehört, bin aber nicht davon, wie ich erwartete, ergriffen worden. Diese männlichen Sopranstimmen sind allerdings schön zu nennen, aber sie wecken keine Andacht, und die Macht ihrer Töne ist nur eine irdische.

Die Ateliers von Thorwaldsen und Canova sind nicht unbesucht gelassen worden. Im erstern herrscht ein etwas merkantilischer Geist, und in dem andern vermißt man den edlen bescheidenen Canova, der nicht

mehr ist. — In dem Dorfe, in dem Canova geboren wurde, hat er eine marmorne Kirche errichten lassen; sein Vater war Steinhauer in Possagno. Canova liebte, umgeben von der staunenden Bewunderung Europa's, das einfache Haus, das seine Kinderjahre umschloß; er dachte träumend der Zeit, wo er wie ein gemeiner Handwerker viereckige Steinblöcke geschnitten, und sich um keine Zukunft gekümmert hatte, er ließ das Haus schmücken und kam im Herbst nach Possagno, um von den Arbeiten des Jahrs, von den glühenden Gedanken des Künstlers, hier in ländlicher Stille auszuruhen.

Neapel.

Wir haben noch einmal die schöne Straße, die von Rom nach Neapel am Fuße der Apenninen führt, — bald am Gestade des Meeres, bald durch Aloenhecken und Olivenwälder — im Glanze des Frühlings, in seinem jungen Grün, in seinen duftenden Blüthen, und seinen Blättern bewundert. Welch ein gesegnetes Land ist Italien! rufe ich noch einmal, wehmüthig scheidend; welch Reichthum der Natur, welche Fülle, und welche Abwechslung! Von all den süßen Erinnerungen, die ich von Italien mit fortnehme, ist die die schönste, die ich

wie eine emsige Biene aus dem Aufathmen einer Blume, aus dem Murmeln eines Quells, aus dem Anblick eines Felsens oder eines Baumes eingesogen habe. Die Kunst, so herrlich in ihr die Offenbarung des großen Menschengeistes sich zeigt, der durch Jahrtausende sich gleich bedeutend hinzieht, spricht mehr den Verstand als das Herz an; aber in dem Gefühl der Bewunderung so die Natur einflößt, liegt der ganze Zauber des Empfindens verhüllt. Man kann vor Statuen, vor Frescomahlereien und Colonnen ermüden, aber in der Kühlung des Lorbeerhains, in dem Säuseln der Winde, in dem Dufte der Blüthen schöpft man nur Stärkung, nie Erschlafftseyn.

In Molo di Gaeta, wo wir übernachteten, konnte ich mich nicht von dem Balkon losreißen, der die Aussicht auf das Meer, auf die Insel Capri, auf die Orangenwälder des lieblichen Ortes bietet. Hier genoß auch Cicero öfter des Frühlings. Neben den Ruinen grauer Vergangenheit, die hohläugig aus Gemäuer hervorblickt, geht der junge Frühling, von dem tiefblauen Himmel und der mit Blumenduft durchzogenen Atmosphäre umflossen. Es ist Alles hier schön, friedlich, heimisch beseligend; man denkt nicht an das, was kom-

men könnte: der Zauber der Gegenwart wirkt berauschend, er löst eben so gut von der Vergangenheit als von der Zukunft ab. — Ich brach einen blühenden Orangenzweig; ich nahm ihn mit mir im Wagen, ich schwelgte in seinem Geruche. Unwillkührlich fielen mir die Stellen der George Sand ein: »Indem ich die Hände ans Gesicht legte, athmete ich den Duft eines Salvey, dessen Blätter ich mehrere Stunden vorher berührt hatte. Diese kleine Pflanze blühte nun viele Meilen weit von mir entfernt, auf ihrem Berge. Ich hatte sie leben lassen, und von ihr nichts als den Geruch mit fortgenommen. Woher kam es, daß sie diesen mir ließ? Welch kostbares Ding ist der Geruch, der ohne der Pflanze ihren Duft zu nehmen, von der er ausgeht, an den Händen eines Freundes haften bleibt, um ihn auf der Reise zu begleiten, um ihn zu entzücken, und ihm die Schönheit der Blume zurückzurufen, die er liebt! — Der Duft der Seele ist Erinnerung. Es ist der zarteste, der durchsichtigste Theil des Herzens, der sich loslöst, um die andere Seele zu umarmen, und um sie überall hin zu begleiten. — Die Liebe des Abwesenden ist Duft; aber wie süß, wie entzückend ist er! Wie bringt er dem erschöpften Geist wohlthätige Bilder, geliebte Hoffnungen! — Fürchte nicht, o du, der du auf meinem Wege dieses duftende Zeichen gelassen hast,

fürchte nicht, daß ich es verloren gehen laſſe. Ich will ihn wie eine feine Subſtanz in mein ſchweigſames Herz, wie in ein verſchloſſenes Gefäß, ſchließen. Niemand wird ihn einathmen, als ich; in den Tagen des Schmerzes will ich meine Lippen daran bringen, um Troſt und Kraft, die Träume der Vergangenheit, das Vergeſſen der Gegenwart daraus zu ſchöpfen.« —

Die Einfahrt bei ſinkender Nacht in Neapel gewährt ein eigenes, ſeltſames Schauſpiel. Alle Frucht- und Eßbuden, ſo wie die Luxusmagazine ſind mit kleinen Lampen hell erleuchtet. Die Arbeiter haben alleſammt ihre Werkſtätte vor den Häuſern im Freien, und dieſe Werkſtätten ſind wiederum mit Lampen erleuchtet; ſo flimmert und flackert es meilenweit hin, und mit lebhaften Gebehrden und ſchreiendem Wort drängt ſich die Straßen-Bevölkerung mit italiäniſchem Geiſte im Toledo, daß man nicht aus der Stelle kommt.

Abends.

Seit geſtern ſind wir von der Inſel Capri heim. Das Meer hat uns kaum getragen, nur gewiegt, wir haben nichts als ſchöne Erinnerungen heimgebracht.

Nachdem wir uns nahe an der Villa Reale in Neapel eingeschifft hatten, landeten wir mit sinkender Sonne an der Felseninsel Capri. — Die Häuser sind terrassenförmig, zwischen Weinbergen hie und da zerstreut angelegt. Die Stadt besteht aus wenigen, engen Straßen. Von ihr geht der Weg aufwärts nach der höchsten Höhe der Insel, zum Palaste des fürchterlichen Tiberius, der jezt nur noch Schutt ist, aber hie und da wohlerhaltene Mosaikfußböden zeigt.

Der Blick von dem auf spizen Felsen angelegten Palast, in dem jezt ein Eremit haus't, hinab in die unergründliche Tiefe des Meers ist schauererregend. Ein grosser Stein, den ich von der Höhe in die Wellen schleuderte, versank lautlos, und auf gleiche Art verhallte die Klage der Unglücklichen, die von diesem Felsen aus den Tod im Meere fanden. — Welch grausender Gedanke, voll Bangen, voll blutiger Erinnerung! Siehe da! ich wandte den Blick seitwärts, da zeigte sich das reizende Sorrent, Castelamare und die in blauer Ferne schwimmende Insel Ischia.

Als ich zurück durch die schon in Dämmrung eingehüllten Ruinen ritt, hielt ich einen Augenblick vor einem wundersamen Baum mit fleischigen Aesten und fingerlangen Stacheln, entdeckte aber bald, daß dieser Baum nichts anderes als ein ungeheurer Cactus sey,

deſſen Früchte von den Inſelbewohnern gegeſſen werden *). Es muß eine mächtige Sonne ſeyn, die alſo eine in unſerm Lande in Töpfen gehaltene Pflanze in die Höhe und Breite treibt, auch wachſen hier Palmen zwiſchen Orangen- und Citronenbäumen.

Es war mir unmöglich, im Wirthshauſe den Schlaf zu finden, den meine müden Augen vergebens ſuchten. Ich ging hinaus und ſetzte mich vor der Thüre unter einen Orangenbaum; er ſchüttelte ſeine Blüthen auf mich, rechts und links erhoben ſich die dunkeln Felſen gleich Rieſen, die Nacht war trauernd und verſchleiert, aber voll Duft, voll lockendem Gebild, voll geheimnißvoller Sehnſucht. — Unter dieſem Baume ſitzen, neben einem murmelnden Quell, umduftet von dem berauſchenden Geruch der Zweige, gab mir ein Wohlleben, eine Erquickung, eine Freude, die ich hätte Dir ſenden mögen, wenn ich ſie auch ſelbſt dann entbehrt hätte. Dieſes blaue Meer zu meinen Füßen, das ich kaum vom Himmel zu unterſcheiden wußte, erſchien mir wie die andere Welt, nach der wir uns Alle mit Schmerz ſehnen; die vergangenen Tage zerfloſſen zu einer einzigen Minute, das Geſtern verſchwand, das Heute ver-

*) Den erſten baumhohen Cactus erblickte in Italien d. H. zu Rom im Garten des Vatican. D. H.

löschte. Der kalte Widerstand, den ich dem Schmerz geleistet, machte einer sanften Gleichgiltigkeit Platz, es war, als wenn ich in die blaue Tiefe, von Engelflügeln getragen, hinabsänke.

Als die Sonne goldig aus dem Meere stieg, verließ ich meinen geliebten Orangenbaum, eine Stunde Schlaf hatte mich gestärkt, wir setzten uns in unser Boot, und ließen uns langsam von den Wellen zur Azurgrotte tragen. Wer sich einen Begriff von der Wohnung einer Fee, von jenen Wesen machen möchte, die in crystallenen Palästen in blauer Meerestiefe hausen, der braucht nur einmal diese Grotte gesehen zu haben. Wie ist doch ihr Eindruck so ganz unbeschreiblich, so seltsam umnebelnd, daß nichts, und selbst das kühnste Wort des Dichters nicht, von ihr einen schwachen Begriff zu geben vermöchte!

Als wir einen Theil der Insel umschifft hatten, und nun vor dem niedrigen Eingang der Azurgrotte uns in ein kleines schmales Boot setzten, da schlug mir das Herz, da erschien mir Alles so grausig, so dunkel, so todtenartig! Die Einfahrt ist so niedrig, daß ein verstärkter Wellenschlag sie vollkommen unsichtbar machen würde, aber das Meer war ruhig, wie ein See, und die Bootsleute schifften vorwärts. Da, wie wir gebückt durch den Eingang in die Grotte fuhren, schimmerte es

weithin und bläulich, dann, je mehr unsere Augen mit der Dunkelheit vertraut werdend, die Dunkelheit überwanden, schimmerte es blauer. Endlich war es, als wären die Felsen über uns, die ganze felsige Höhle, aus durchsichtigem blauen Crystall geformt, als glitten wir mit unserm Boote, daß sich, seltsam genug, nicht im Meere spiegelte, auf blauem Crystall, als sey Alles über und um uns und unter uns blau; aber so himmlisch himmelblau, daß ich ausrief: Hier möchte ich wohnen. Und wirklich weiß ich gar nicht, wie ich mein Entzücken schildern, womit ich diese schöne Erscheinung vergleichen soll.

Als wir die schöne Wundergrotte verlassen hatten, da wollte ich gleich noch einmal umkehren, und als das Meer uns weiter und weiter von ihr hinwegtrug, da eilten meine Gedanken sehnsüchtig immer zu ihr zurück, deren Anblick nicht in mir erlöschen wird; da fielen mir die Feenmährchen aus meiner Kindheit, all die seltsamen Sagen von Elfen und ihren Reigen ein, da umfloß es mich träumend, daß ich nicht mehr wußte, ob ich im Himmel, ob ich auf der Erde sey. — Ich habe großes Unrecht, und es ist gut, daß mich keine Gelehrte lesen, aber ich gäbe gerne alle Ruinen der Vorzeit, alle Tempel und zerbrochenen Colonnen für eine Azurgrotte hin.

Von Capri, das immer mehr und mehr in neblichte Ferne ſich hüllte, fuhren wir nach Iſchia. Es trat Windſtille ein, wir mußten rudern laſſen, da kamen neben und vor uns große Delphine zum Vorſchein, die ſich an der Sonne wärmten, und gar ſeltſame Luftſprünge machten. An der Inſel gelandet, beſtiegen wir bereitſtehende Eſel, und durchſtreiften die Inſel, die außer einem ſeit ſechshundert Jahren ausgebrannten Vulcan nichts Merkwürdiges darbietet, deren fruchtbare Wieſen, hohe Weinberge, Cypreſſen und Pinienbäume aber gar lieblich anzuſehen ſind.

Heute iſt die Hitze ſo groß, daß ich im einſamen Zimmer bleibe; ich war einen Augenblick in der Villa Reale, aber trotz dem kühlenden Seewinde brannte die Sonne, und der Staub war erſtickend. So ſchreibe ich Dir, wehmüthig bewegt durch die ſchmerzende Erinnerung an den verklärten kleinen Engel, deſſen Todestag heute iſt, aber getröſtet und gehoben durch die feſte Ueberzeugung, daß Gott es auch dann wohl meint, wenn er unſer Herz zerreißt. — Weißt Du noch, wie ſehnſüchtig Alexander in den letzten Stunden ſeines Daſeyns: Mama! rief, wie er die Hand hob, mich, ſeine Mutter, zu liebkoſen, die ihm, vor ſeinem Bette knieend, zum Trinken reichte; denkſt Du noch, wie ich, an dieſen ſanften himmliſchen Tod, der nichts war als ein

Aufhören des Athmens? — Ach, in diesem schmerzlosen Scheiden liegt für mich eine Erhebung, die ich nur fühle, nicht ausdrücken kann, es ist der Gruß des Jenseits, der Faden, der mich an die unsichtbare Welt knüpft, das Gebet, das meine bittern Thränen trocknet. — Dennoch ist der schönste Traum meines Lebens ausgeträumt, das geliebte Kind ist dahin zurückgekehrt, woher es gekommen war, zu den Engeln des Himmels, und nur seine Mutter weint über sich, über ihre verlorenen Hoffnungen, über den Reiz des Daseyns, der hier zu Grabe ging, über all die frommen Wünsche und Pläne, die sich um sein Leben schlangen, und deren Verlorenseyn auch den Verlust meines Lebensglücks, das Hinwelken aller Freude, bezeichnet. — Mit dir, geliebter Sohn, der du im Himmel weilst, ist mein Glaube an Glück untergegangen; ich lebe noch, aber ein verarmtes Leben; ich habe meine Bestimmung verloren, ich kann hier und da noch Freude verbreiten, ich kann, wieder Zwecke zu finden: aber der Zauber ist weggewischt, die Fähigkeit des reinsten Glückes ist erstickt. — Wenn ich dich ansah, wenn es sich immer heller vor mir ausbreitete, dieses Glück, dich mein nennen zu können, wenn ich die Jahre der Entbehrung betrachtete, und gerührt, mit Wonnethränen, den Besitz, das Erfülltseyn meiner kühnsten Hoffnungen, tief in mir in seliger Befriedigung

fühlte, wie ſtrömte ich dann über in Dankgebeten und Jubelgeſängen, wie empfand ich dich, als ein unmittelbares Zeichen der göttlichen Gnade, wie ſtrebte Alles in mir, dieſes Glückes würdig zu ſeyn! — Seit dem Augenblick, da ich dein Daſeyn ahnete, bis zu dem deines Todes, hat dein Beſitz mir nur Freude gegeben. Ich lebte, ich dachte, ich träumte nur dich, und wie die ganze Zeit deines unſichtbaren Wachsthums ich jede deiner Bewegungen, jedes Zeichen deines lebendigen Daſeyns mit heiliger Andacht empfand, ſo war der Augenblick deiner Geburt der Anfang eines neuen Lebens, die Auferſtehung der heiligſten und zarteſten Empfindungen meiner Seele. O, dieſer Augenblick, dieſer erſte Schrei, dieſes erſte dich Erblicken, wie überſchwemmte das Alles in Seeligkeit und überſchwenglicher Wonne mein Herz! — Und dieſes erſte Erwachen als Mutter, wo ich aus meinem grün verhangenen Bett hin nach deiner Wiege lauſchte, es ſich geheimnißvoll darin bewegte, es immer lauter in mir ward, daß ich dich hätte. Ich reichte dir die Bruſt, ich blickte auf dich nieder, ich flehte Gott an, daß dieſe Nahrung dir Segen bringe. . . . . O, ich verſuche zu beſchreiben, aber wie weit bleibt das Wort hinter dieſem Glück zurück! Es iſt dahin, es iſt mir nichts geblieben, als die heilige Erinnerung und eine tiefe, mit jedem Tage tiefer wer-

vende Sehnsucht nach dir, mein Sohn, der du, obwohl gestorben, mich dennoch öfters wie mit Flügelschlag umwehst, wenn es so dumpf in mir wird, wenn ich so trostlos frage: warum, warum? —

Jene Tage des Schmerzes, sie stehen lebendig vor mir, heute an deinem Todestage. Als ich dich niederlegte, als ich dich küßte und dir sagte: »bon soir, mon Alexandre,« da hobst du die Hand wie gewöhnlich, da zogst du sanft meinen Mund an deine Lippen. Ich zog die grünen Gardinen sorgfältig zu, ich hoffte immer bestimmter auf eine sanfte Nacht, aber du wolltest nicht einschlafen, du riefst sehnsüchtig: »maman, maman!« Die Wärterinn wieß dich zur Ruhe, dann warst du für einen Augenblick still, aber eine Minute darauf riefst du wieder: »maman, maman!« — Ich hatte mich hingelegt, ich dachte, ich hoffte, du würdest endlich einschlafen. Wie du nun immer von Neuem: »maman« riefst, wie der Ton so bittend wurde, da duldete es mich nicht mehr im Bette, ich stand auf, ich kleidete mich an, ich setzte mich an dein Lager; du hattest brennende Hände, die Töne, mit denen du mich riefst, wurden immer heller, die Stimme war kräftig, sie verrieth nicht Schmerz, nur Sehnsucht, nur die innigste Liebe. Ich fragte dich, »veux tu boire« — ganz deutlich antwortetest du, »oui maman«. Ich gab dir in deinem

ſilbernen Trinkgefäß etwas Thee, du begrüßteſt das Dargebotene mit einem freudigen: »Ah!« Ich hatte mich vor dem Bette hingekniet; es ſchien mir, als tränkeſt du mit Mühe; ich nahm deinen Kopf, leiſe, ſanft, ich hatte dein Geſicht dicht an das meine gelehnt; du richteteſt deine großen wunderſchönen Augen ſeelenvoll auf mich, bewegteſt leiſe die Lippen, ſagteſt ſanft: »maman!« Es flog wie Schmerz über das kleine Antlitz, mich berührte ein warmer Hauch, ein Strahl himmliſchen Lichts fiel auf dich, und ich hörte keinen Athemzug mehr, und kein warmer Hauch berührte mich. — —

Ich hielt mein Jammergeſchrei zurück, ich winkte den Umſtehenden zur Stille, ſie fielen neben mir auf die Kniee, wir riefen Gott an . . . . . heiliger Moment, in dem wir dir wie im Fluge folgten, in dem wir aufgehört hatten zu ſeyn. . . . Es war nur ein Moment, dann durchfuhr es mich, du könneſt nicht todt ſeyn, die Hände, die Füße waren völlig warm, es war als ſchlieſeſt du, ich horchte auf leiſe Athemzüge, ich ſuchte ängſtlich nach den Schlägen des kleinen Herzens . . . . Nach und nach verbreitete ſich Todtenbläße über dein Geſicht; — ich hatte nichts mehr zu hoffen! —

Der erſte Ausbruch des Schmerzes iſt vorüber; ich bin nicht mit dir geſtorben; je weiter aber dieſer Todestag ſich von mir entfernt, je tiefer wird meine

Sehnsucht, je unaussprechlicher ist das Gefühl, mit dem es mich zu dir, geliebter Sohn, zieht, den ich mir so gerne, mit den großen verklärten Augen spielend unter Engeln denke, der du die Thränen mir vielleicht sanft im Traume trocknest, wenn mich der Schmerz auch dahin begleitet, der du mir in jedem Augenblick des Tages vorschwebst, so daß ich mich oft in deine Gestalt versenke, oder mich bücke, dich, mein Kind, zu küssen. — O, diese Einsamkeit um mich, im schauerlichen Contrast mit sonst! Wie würde ich sie ertragen, wenn ich nicht tausend heilige Erinnerungen hätte, wenn ich mir nicht tröstend sagen dürfte, daß ich treu meinen Beruf erfüllt, daß ich dich geliebt habe, wie wenige geliebt werden, daß du mir zwar entnommen bist, und ich nichts mehr für dich thun kann, daß es aber unmöglich ist, daß ein Band, wie dieses, zerrissen werden.

Mein Kind, mein Alexander, Sohn meines Herzens, wie suche ich dich überall! . . Deinem leeren Bett, deinem bunten Spielzeug, den tausend Zeichen deines Daseyns bin ich thöricht entflohen. Aengstlich schlägt es mir in der Brust, ängstlich denke ich: es ist ein böser Traum! — Wie kann ich auch anders denken? du warst so gesund, und nun auf einmal erstarrt, die lieben Augen auf ewig geschlossen, dieser

zarte Mund nie mehr sich öffnend, nie mehr aus ihm Töne der Liebe, die sonst mein entzücktes Ohr trafen. Warum erwachtest du nicht, da ich dich festlich geschmückt in den Sarg legte, ich weinte doch so sehr, ich küßte dich doch so viel . . . Ach! und das war nicht das Schwerste als der Deckel sank, als ich noch einmal, zum letztenmal deine Füße küßte! . . . Ich begleitete dich dahin, wo es so still ist, wo der Todesengel mit der umgestürzten Fackel so sanft winkt, wo die Abendsonne golden ihre Strahlen versendet.

Messina.

Zum letztenmal, und nicht ohne Wehmuth, habe ich Neapel mit seinem rauchenden Vesuv, Puzzuoli und die reizenden Inseln Ischia und Capri sich in blaue Ferne hüllen sehen. Wann? wie, werden wir Italien wieder begrüßen? Werden wir es wiedersehen, das Land, das Entzücken und Schmerz weckt? — Werden wir den Duft seines azurblauen Himmels, seiner grünenden Lorbeer- und Cypressenhaine je wieder einathmen? Werde ich dich wiedersehen, holdes Thal, das ich vor Allem liebe, das versteckt hinter Bergen, von dem jugendlichen Frühlingsleben kräftig umflossen, mich so oft entzückt hat, wo ich die Sonne die Moose ver-

golden, und die Dämmerung wie einen blauen Flor langsam sich niedersenken sah; wo ich sehnsüchtige Thränen vergossen habe, Hoffnung, Wunsch und Ergebung in mir auf- und abstiegen, und ich dem Wasser glich, das klar über Felsen rieselt, aber leicht getrübt, nur Trauer und Unklarheit darstellt? Oder wird mir nichts, schönes Italien, von dir bleiben, als die hohe und heilige Erinnerung, die mehr Entzücken als Schmerz ist?

So lange ich Neapel sehen konnte, so lange blieb ich unverwandt nach ihm gerichtet, und meine Blicke ließen nicht von ihm.

Alles, was ich darin erlebt, gedacht, gefühlt, gehofft hatte, stieg als luftige Gestalt aus dem grünen Meer noch einmal empor; die Erinnerung wollte ihr Recht, sie verscheuchte stürmend die Gegenwart. Das hatte ich vor Allem in Neapel geliebt, daß es Felsen und Thäler hat, die unerreichbar scheinen und in denen ich stundenlang dem Geräusch der Welt, dem nutzlosen Treiben der Menschen, entflohen bin. Wenn ich, vom Zufall geleitet, meine einsamen Gänge unternahm, traf ich oft auf Orte, deren erhabene Melancholie in befreundeter Sympathie zu mir sprach, und deren Wildheit Niemand als Gott gehörte. In einem Augenblicke hatte ich mich dort von der öden Wirklichkeit getrennt, die Augen geschlossen, und dem phanta-

ſtiſchen Geiſt Zutritt geſtattet; in weniger als einer halben Stunde Welten durchſtreift, große Zweifel gelöſ't, geflügelte Gedanken in mein Gehirn gebannt, Glaube und Wille zu Eins gemacht. — Zuweilen auch leiſtete mir ein Buch Geſellſchaft, — Alfieri, den ich ſeines edlen Stolzes, ſeiner menſchlichen Schwachheit wegen, liebe, den ich bewundere, weil er mühſam die Höhe erklimmte, auf der er ſteht! Wie oft habe ich mit ihm geweint, geklagt, und das Leben ſchwer gefühlt, das er verabſcheuete; wie oft auch ſeine lieblichen Liebesträume getheilt, ſeine Täuſchung, ſeine Kränkung empfunden und mit ihm mich in das Sandmeer eines endloſen Kummers geſtürzt! — Es iſt mir aber auch geſchehen, meinen ſtummen Geſellſchafter in eine Felſenritze zu ſtecken, und ihn vergeſſen zu wollen, weil er mir Schmerz machte. Warum? weil ich überall, unter Menſchen, wie in Büchern, dieſelbe Ungewißheit, dieſelbe Entmuthigung gefunden habe! — Alle, die ſo gar ſuperklug, von ihrer Höhe herab, von den Leiden des Herzens reden, predigen in wohlgeſetzter Rede die Mittel: Vergeſſen oder Ergebung; ſie ſprechen von Syſtemen, ſie haben Alles ſorgfältig analyſirt. Alfieri hat ſeine Schmerzen in Verſe gebracht, Frau von Staël hat ihre Logik keinen Moment vergeſſen, und ich? — Die Steckenpferde, auf denen ich

herum geritten bin, ſind von Holz; was Wunder, wenn ein gewaltiger Seitenſprung ſie zu Splitter macht, und mir die Hände und das Geſicht blutig reißt. Armer Menſch! was Einer leidet, leiden Alle; Alle haben daſſelbe empfunden, Alle kennen die Laſt, die der Hochmuth, die zertrümmerten Hoffnungen, die getäuſchte Liebe uns auf die Schulter bürden. Man beklagt ſich gegenſeitig; der Eine leidet an dieſen, der Andere an jenen Schmerzen. Man ſagt: »es iſt unglaublich, was ich ausgeſtanden, was ich gelitten habe,« und hat man das geſagt, ſo glaubt man Alles geſagt zu haben.

Ich ergötzte mich an der calabriſchen Küſte, die ſich bald ernſt, bald lachend! weit in das Meer hinabzieht, deren Inneres aber unbereisbar iſt, weil Räuberhorden und Felſen es unzugänglich machen. Bey Pizzo zeigte mir der Capitain die Anhöhe, wo der kühne Murat ſein romantiſches Leben einbüßte. Das Geſetz, das er als König gegeben hatte, koſtete ihm das Leben. Er ſelbſt rief im entſcheidenden Augenblick: Feuer! Die Bruſt entblößt, die Augen heiter auf die Soldaten gerichtet, gab er ſich den Kugeln mit dem letzten Blicke preis, den er Neapel, dem Lande ſeiner ſchnell verſinkenden Träume, zuwandte.

Der Rieſe Aetna erhebt ſich mit ſeinem ſchneeigen

Greisenhaupte zwischen grünen Bergen und Felsmassen, die neben ihm nur Zwerge sind.

Messina hat vielfach durch starke Erdbeben gelitten. Im Jahre 1783 stürzte es gänzlich zusammen. Nun ist es halb wieder aufgebaut; angefangen in seinen Palästen, traurig und öde, als gedenke es des furchtbaren Unglücks, das ihm immer von Neuem droht; als habe es Muth und Frohsinn in seinen Trümmern begraben, und verwechsle hohläugig und bang, das Gestern und Morgen mit dem Heute.

Der Kai, der sich längst dem Meere hinzieht, ist schön, der Hafen soll einer der sichersten Europa's seyn; Calabrien ist ihm so nahe, als sey es mit zwei Sprüngen zu erreichen. An seiner Küste liegt Reggio; Scylla und Charybdis schrecken jetzt nur noch durch ihre verrufenen Namen. Von der Höhe des nicht weit von Messina errichteten Telegraphen, sieht man weit über das Meer und über die hügeligen Anhöhen nach Stromboli. Freundlich hat sich hier Messina, in der Mitte seiner Oliven- und Orangenbäume, am Fuße eines Berges gelagert, der mit riesenhaften Cactus bewachsen ist und Hecken liefert, deren Stacheln so drohend sind, daß selbst die Pferde sich vor ihnen scheuen.

Ich besuchte in Messina die neuerbaute Benedic-

tiner-Kirche, die in wenig Tagen eingeweiht werden ſoll. Sie iſt reich mit Blumen und koſtbaren Gold- und Silberſtickereien geziert, und durch ſo unzählige Wachskerzen erhellt, daß ſie eher einem Ballſaal als einem Gotteshauſe gleicht. Einer der Benedictiner ſpielte auf der Orgel und arbeitete fürchterlich mit Händen und Füßen und Knieen, daß es wie ein Gewitter klang. Als aber nach ihm ein junger Bruder, mit edlem Geſichte, ſich an das Inſtrument ſetzte, und mit Leichtigkeit über die Taſten fuhr, die ſo ſchrecklich eben gedröhnt hatten, als er bald klagend, bald jubelnd die Leiden ſeiner eigenen Seele in melodienreichen Worten erzählte, als ein wahrhaft römiſches Profil aus der braunen Kutte hervor mein Auge auf ſich zog, da fühlte ich die geheimſten Saiten der Seele zittern und wäre gern in dieſer phantaſtiſch geſchmückten Kirche auf die Kniee geſunken.

Seltſam genug erſchien es mir, als ein dritter Bruder Chöre aus Norma und Anna Bolena auf der Orgel vortrug, noch ſeltſamer aber war ein Frühſtück, das man uns in der Sakriſtei darreichte, wobei ſich die Mönche bemühten, liebenswürdig mit den Frauen zu ſeyn. Wehmüthig betrachtete ich die Jünglinge unter ihnen, die aus frommen Irrthum, oder aus weltlichen Gründen, ein friſches Leben alſo dem Nichts-

thun weihten. Unter diesen braunen Kutten hat wohl manches Herz vergeblich für Edles und Größeres geschlagen, hat sich ergeben und unterworfen, hat den Schmerz und den dumpfen Trübsinn für die Freude der Welt und für die Wonne der Freiheit eingetauscht und sehnt sich hinüber in die Sphären, wo es keine Klöster und keinen Irrthum giebt.

In jedem Paradiese muß die Schuld fern gehalten werden, denn nur bei Gott ist Gnade.

Wie oft folgt mein Auge sehnsüchtig den kleinen weißen Wolken, die eben jetzt, vom frischen Winde getrieben, nach meiner Heimath eilen. Ach! es ist kein Vorurtheil, kein übertriebenes Gefühl, dies Sehnen nach dem lieben heimathlichen Lande; es lebt in in uns, mit uns, und stirbt nur, wann wir sterben. Oder täusche ich mich? Bist Du meine Heimath und ist es nirgends schön als nur bei Dir? — Ich weiß es nicht: aber wenn ich sonst die Welt mit meiner Sehnsucht durchflog, pflückte ich alle Blumen, die sich auf meinem Wege fanden. Jetzt verschmähe ich Alles, was nicht Deine Nähe kennt, finde nur schön, was Dich sieht, und mag nicht mehr leben, wenn Du nicht mein Ziel bist. — Mag der Bewohner des herrlichen Ita-

liens immerhin seinen tiefblauen Himmel anpreisen, mag er stolz auf den Höhen seiner Vulkane stehen und dem Meere gebieten wollen, mag er die Riesenwerke seiner Vorfahren schauen und sich von ihrem Glanz umleuchtet glauben: ich verlange nicht nach diesem Schauspiel. Ein stilles heiliges Gefühl treibt mich dorthin, wo Du weilst; magst Du in den Eisfeldern Grönlands oder in den Sandwüsten Afrika's wohnen, dort, dort allein sey meine Heimath.

Catania.

Am Meeresufer, durch große Waldströme hindurch, nach Tauromina. Hier hatten einst die Griechen auf hohen Felsen ein Theater gebaut, das das schönste seiner Zeit gewesen seyn soll. Jetzt erklimmt der Reisende die Höhe, um von dort das Meer, den Weg nach Griechenland hin, zu erblicken.

Das Wirthshaus bot uns bei den kalten Regenströmen wenig Schutz. Fenster ohne Glas, kein Tropfen Milch, keine Butter, unausstehlich hüpfende Gesellschaft auf den harten Strohbetten, schrecklicher Schmutz, wie man ihn sicher nicht in der ärmsten deutschen Bauernhütte antreffen würde, und trauernde, verzehrte Menschengesichter sind die Ueberbleibsel jenes

Siciliens, das einſt in der Geſchichte eine ſo mächtige Rolle ſpielte.

Gleich an dem erſten Tage unſerer Ankunft hieſelbſt, haben wir eine Ausflucht nach Nicoloſi und nach dem Fuße des Rieſen Aetna gemacht. Die Art, wie man in Sicilien auf den faſt überall ungebahnten Wegen reiſ't, iſt eigenthümlich genug. Zwei Maulthiere tragen die Letiga, in der man ziemlich bequem ſitzt. Die Letiga iſt eine Art großer Tragſeſſel, Portechaiſe; die Maulthiere, hinten und vorne angeſpannt, werden von einem Führer geleitet, der ſie durch ſonderbar tönendes Geſchrei aufmuntert. Außerdem ſind ſie mit zahlloſen helltönenden Glocken behängt, deren fortwährendes Geklingel ganz betäubend ſelbſt auf die ſtärkſten Kopfnerven wirkt, an welches aber die Maulthiere ſo gewöhnt ſind, daß ſie ſich ohne daſſelbe nicht von der Stelle bewegen würden.

Unmittelbar aus dem Thore ſteigt der Weg ſanft aufwärts zu dem ſchneebedeckten Aetna und ſeiner eiſigen Region entgegen. Unter den ſieben und ſiebzig Ausbrüchen, die der Vulkan zählt, iſt der von 1669 in unverlöſchlichem Andenken bei den Einwohnern Catania's geblieben. Ein fürchterlicher Lavaſtrom überſtieg die Mauern der Stadt, und verheerte dieſe gänzlich. Er verſchüttete neun und funfzig tauſend Men-

ſchen, und richtete einen Schaden von mehr als acht Millionen Piaſter an. Damals hatte der Krater den Umfang von achtzehn Miglien. Im Jahre 1819 zeigte ſich ein neuer Vulcan auf dem Berge Roſſo. Zwanzig Oeffnungen ſpieen zugleich Flammen, Aſche und Steine. Die ſtrömende Lava bedeckte das Thal Lingua grossa, und es dauerte ihr ſchreckliches Zuſtrömen vom 21. Mai bis 2. Juli.

Die Jahrszeit iſt zu ungünſtig, um den Aetna, der nicht ohne große Mühſeligkeit erſtiegen wird, zu beſuchen. Seine Erſteigung dauert zwei Tage, in denen man mit Kälte, mit Schneegeſtöber und vielen Entbehrungen zu kämpfen hat. Wir begnügten uns mit der Höhe des Berges Roſſo und des Beſuchs der Herren Gemellaro, in denen wir die gutmüthigſten Menſchen von der Welt fanden.

Spitzige, kegelförmige Felſen bilden unweit Catania die Cyclopeninſel. Es ſind erhabene Geſtalten, die die Jahrhunderte geformt haben, und die den Grundpfeilern eines Rieſenſchloſſes gleichen. Das Meer umſpielt ſie in ſeiner ſmaragdenen Beweglichkeit. Hie und da hat die Hand einer Zauberinn einige Blumen geſtreut, im Uebrigen wird die Inſel nur von Raubvögeln bewohnt. Ihre Einſamkeit, das geheimnißvolle Leben ihrer Felſengrotten, zog mich an, ich ſetzte mich

auf einen der umgestürzten Blöcke, die in das Meer hineinragen und blickte hinunter in die tiefe Fluth, die mir mein Spiegelbild wiedergab, aber mit so viel Ironie, mit so viel Bitterkeit und ruhiger Kälte, daß mir die Thränen aus den Augen stürzten, und es mir schien, als wenn die Cyclopenwohnung Sprache und Leben gewönne, als wenn ihr Bewohner wach werden und mich mit den Fingern zerdrücken würde. Der Instinkt des Lebens hieß mich meinen Felsen und das Spiegelbild verlassen. Wie ich mich rechts wandte, fand ich eine Höhlung, in der über einem Muttergottesbilde eine Lampe brannte. Diese Lampe, die, mehrere Meilen von dem festen Lande entfernt, auf einer wüsten Insel von der Hand des Glaubens angesteckt war, hatte für mich etwas Beruhigendes. Die Träume einer erschreckten Einbildungskraft wichen, das Christenthum mit seiner Hinweisung nach Oben, mit seiner Tugendnothwendigkeit, mit seinem flammenden Glaubenslichte, wiesen mich an die ewige Gerechtigkeit, ohne die kein Haar von unserm Haupte fällt. Sonderbarer, räthselhafter Kampf, der Leben genannt wird, wo abwechselnd die Kraft erweckt und aufgerieben wird, wo das Erhabenste so oft dem Gemeinsten gleich steht, wo Glück und Ehre dem Zufall überlassen werden, und nicht selten Ruhm wie Unkraut verdorrt. —

Syrakus.

Das Meer hat uns von Catania hieher geführt. Ich komme von einem weiten Gange heim. Die auf einem Tempel der Minerva gebaute Cathedrale hat mich an die altergraue Geschichte der stolzen Syrakuser, und an die unglücklichen Athenienser erinnert. Von der Herrlichkeit dieses glänzenden Syrakus ist keine Spur, nicht einmal sind verfallene Ruinen mehr übrig; die heilige Quelle Arethusa mit ihren Fischen, die Paläste des Tyrannen Dionys sind verschwunden, nur das, was die Natur stützte, und begründete, die großen Steinbrüche jenseits Syrakus, und der majestätische Hafen, in dem die griechische Flotte ihren Untergang fand, haben der Zeit mit eiserner Stirne Trotz geboten.

In den Steinbrüchen wird »Dionys's Ohr« gezeigt, ein in ovaler Form gehauener Gang, der das leiseste hier ausgesprochene Wort hinauf in die Kammern des lauschenden Tyrannen brachte, der sich hier, wie die Geschichte sagt, sich an dem Gewimmer und an den Klagen der gefangenen Griechen weidete. — Das Labyrinth, das die Steinbrüche bilden, die Wirkungen des Lichtes, die hängenden übereinander gestürzten Felsen, der Garten der Kapuziner, die Wasserleitungen, die sich von hier nach der Stadt erstrecken, das Alles

erregt den Flug der Phantaſie, zu dem ſich der ernſte Gedanke an die Hinfälligkeit menſchlicher Größe reibt.

Es giebt Menſchen, deren eigenthümliche Natur die der Ameiſe iſt, aber ich, die ich Flügel habe, das Weltmeer mit ſchmachtendem Herzen durchmeſſe, und an der Größe des Himmelszelts die Größe der Sehnſucht erkenne: ich fühle, daß Welten zwiſchen ihnen und mir liegen. Mit Allem, was an mir an Enthuſiasmus, an Gluth, an Farbenglanz iſt, hänge ich an Dir, die Du fern biſt. Vor Jahren flogſt Du voran, und wenn ich Dir mit meinen kleinen Flügeln nicht folgen konnte, ſo ſetzte ich mich erſchöpft auf die Erde und weinte bitterlich. Ich ſah Dich, Flammengöttinn, und konnte Dir nicht folgen, ich wußte, was mir fehlte, und meine Schwäche ließ keine Vervollkommnung zu; da hatteſt Du Mitleid mit mir und ſetzteſt Dich zu mir, da erklärteſt Du mir die Wahrheit, das Recht, das Aufſtreben zum Himmel. Es waren ſchöne und bittere Augenblicke, und ich ſage mir jetzt, daß ſo eine Erinnerung allein das dürre Leben verklärt: aber ich weiß auch, was es heißt zu entbehren, was hohes, geiſtiges Eigenthum iſt, wofür die geheimſten Herzensſchläge zittern.

In Antwort auf Deinen Brief ſage ich Dir, daß

es Vorſchläge giebt, die man mit aufrichtigem Herzen und dennoch in der Ueberzeugung thut, daß ſie nicht angenommen werden können; es giebt Fälle, wo dieſe Ueberzeugung eine Nothwendigkeit, ein Glaubensartikel iſt, Fälle, wo dieſen oder jenen Vorſchlag machen, dem Herzen Sicherheit giebt, weil er ein edler Aufruf an eine edle Seele iſt. Du machſt dieſen Vorſchlag, und bis zu dem Augenblick, wo die Antwort kommt, zerrinnt das Blut in den Adern . . . Du weißſt, Du ahneſt die Antwort, Du biſt ihrer gewiß, und dennoch zitterſt Du, und dennoch kommt es Dir vor, auf einem Brette dem ungewiſſen Weltmeer zuzuſchiffen. Je mehr Energie im Charakter, je mehr Kraft des Willens, deſto größer die Qual der Erwartung. Endlich erſcheint die Antwort und — Du haſt Dich nicht getäuſcht! — Ach, dann in einem einzigen Augenblick lebſt Du wieder auf, Du ruhſt Dich aus von den verſunkenen Qualen, Du biſt ſtrahlend für Glück, ſtolz auf Dich, ſtolz auf den Freund und Du ruhſt — am Abgrund. Dein Erwachen iſt ein Donnerſchlag in der Mitte des Herzens. Alles, was Du thöricht und kurzſichtig gebaut hatteſt, war auf weichendem Sande gebaut. Du hatteſt an feſtes Erdreich geglaubt, Du hatteſt für daſſelbe all Dein Habe und Gut ausgegeben, Du hatteſt Deinen Stolz geopfert — aber

der Sturm iſt gekommen, er hat die Mauern niedergeriſſen, das Gebäude iſt in Nichts verſunken. Glaubſt Du, daß es ein Mittel gegen dies Ereigniß giebt, daß der Sphinx erwachen könnte? — Und wenn es nicht das erſtemal wäre, daß der Sturm gewüthet hätte, und wenn, um ſeine Folgen zu verhüten, Du Alles verſuchteſt, was würdeſt Du dann ſagen? Wäre es nicht der Inbegriff aller Thorheit, von Neuem denſelben Bau zu beginnen, und würdeſt Du den Architekten nicht belächeln, der alſo ſeine Erfahrung mißkennte? — Wenn hingegen, arm durch den Sturz ſeines Gebäudes, er ſich nicht gänzlich entmuthigt fühlt, wenn er ſeine ſchlafloſen Nächte anwendet, von Neuem das undankbare Erdreich zu ergründen, wenn er andere Pläne entwirft, ſo glaube mir, dieſer Architekt iſt nicht gewöhnlich, er verdient getröſtet, unterſtützt, nicht verdammt zu werden.

Malta. La Valette.

Dieſesmal iſt uns das Meer weniger günſtig als ſonſt geweſen. Wir haben von Syrakus aus drei Tage und drei Nächte auf einer Entfernung zugebracht, die man meiſtens in acht bis zehn Stunden durchſchifft. Ohne Lebensmittel, nur mit etwas Käſe und

einigem Zwieback verſehen, in einer Barke ohne Cajüte, auf hartem Stroh gelagert, umgeben von ſchmutzigen Matroſen, ſo haben wir die Oſtertage bei gänzlicher Windſtille unter einem tiefblauen wolkenloſen Himmel, auf einem zum Spiegel geglätteten Meere zugebracht. Aber alle Mühſeligkeit, alle Ermüdung, unſere brennende Ungeduld iſt bei dem majeſtätiſchen Anblick Malta's, bei dem Eintritt in dies Land der Wunder, in dem Erſtaunen über die ſonderbaren Straßen La Valette's vergeſſen worden. Africa ſo nahe war Malta ehedem ein unfruchtbarer Felſen. Die Induſtrie bedeckte den ſteinigen Boden mit der fruchtbaren Erde Siciliens, und ſiehe! er ward zu einem reizenden Garten umgeſchaffen. Ein ewig reiner Himmel blickt jetzt auf dieſes künſtlich gebildete Paradies, wie ehemals auf wüſte Felsmaſſen herab. Es grünen hier die europäiſchen, wie die tropiſchen Gewächſe, Orangen und Citronenbäume blühen mit der Baumwollenſtaude, die Färbehölzer ſtehen neben dem Granatbaume. Wie erſtaune ich über die ſchottiſche halbnackte Garniſon, über die Frauen in ihren alterthümlichen ſchwarz ſeidenen Mantillen, über die Griechen und Türken und über die herrlichen Kriegsſchiffe, die hier vor Anker liegen! Unſer Gaſthof bietet die Ausſicht auf das weite Meer; wir bewohnen ein Garten-

haus, das eine reizende Terraſſe umgiebt. Nicht genug können wir die freundliche Aufnahme rühmen, die uns hier geworden iſt. Kaum hier angelangt, ſind wir von den erſten Familien des Orts aufgeſucht und mit Zuvorkommenheit überhäuft worden. Es herrſcht hier eine Gaſtfreundſchaft, die ſich unſer civiliſirtes Europa zum Muſter nehmen könnte. Man frägt nicht nach dem Stand, nach dem Namen, nach dem Woher, nach dem Range, es genügt, ein Fremder zu ſeyn, um von Alt und Jung, von Vornehm und Gering auf den Händen getragen zu werden. Wir haben einem glänzenden Balle bei dem Gouverneur und einer Ordenseinkleidung beigewohnt; haben dann bei Lord Ponſonby zu Mittag gegeſſen und ein engliſches Kriegsſchiff, die hundert und zwanzig Kanonen führende Britannia, beſehen. Ich kann die Lebensart auf Malta, den Anblick der Stadt, die Einwohner, ihre Equipagen, das Coſtüm der Frauen mit nichts, was ich bis jetzt geſehen, vergleichen. Lord Ponſonby bewohnt das Schloß, das einſt den Malteſer-Rittern gehörte. Ueberall in den Gemächern ſind noch Spuren der ehemaligen Beſitzer zu finden. Intereſſanter noch iſt die Johannis-Kirche, in der die Großmeiſter begraben liegen. Ihr Fußboden iſt mit herrlichem Moſaik belegt, ihre hochgewölbten Hallen geben den Eindruck des Ernſtes, und

verſenken die Seele in die Ruhe innerer Zurückgezogenheit. Wie gern habe ich mich auf eine der Bänke in der Kirche niedergelaſſen, habe um mich die Frauen, in ihren ſchwarzen Verhüllungen, ſich auf die Knie werfen geſehen, habe das leiſe Beten der Prieſter am Altare gehört, und bin mit dem Gedanken gen Himmel und weit in die Ferne geeilt. Friede ſey mit den edlen Rittern, die hier von dem Getümmel der Welt, von der drückenden Entbehrung, in heiliger Grabesſtille ruhen! Friede ſey auch mit denen, die unter dem Glockengeläute der Sonntags-Meſſe den Troſt und das mildernde Gebet nicht umſonſt ſuchen! — Friede vor allen mit den Herzen, die den Schmerz an den Wunden ihrer Seele ausgelitten haben, und die wiſſen, was Sehnſucht, was Entſagung, was Thränen ſind!

Das Luſtſchloß der Malteſer-Ritter, Sanct Antonio, iſt ſechs Miglien von der Stadt entfernt. Dort weilte ich unter dem Schatten blühender Orangen- und Citronen-Alleen; der betäubende Duft derſelben ward durch den friſchen Wind des Meers gemildert, der, von Afrika herwehend, die Zweige, die unter der Laſt der Blüthen und Früchte faſt erlagen, bewegte. Geranien haben hier die Größe junger Bäume, die Centifolien ſtehen in voller Pracht, es iſt eine Energie in der Pflanzenwelt, die ſchwer mit der Dürre der hie-

figen Felsen sich zu vereinigen scheint. Kunst und Anstrengung haben den Stein fruchtbar gemacht, der Mensch hat die Natur bezwungen.

Das Lustschloß St. Antonio, das jetzt der Gouverneur im Sommer bewohnt, ist äußerst zweckmäßig und schön eingerichtet. Es ist unmöglich, dort selbst mitten im Sommer von der Hitze zu leiden. Wie sanft läßt es sich hier von der Erschöpfung ausruhen, die das Reisen, dieses von einem Gegenstand zum andern Fortgerissenseyn, mit sich bringt! — Wo sind diese edlen Ritter, diese glühenden Herzen, die einst hier in diesen Alleen auf- und abgingen, wo sind die stolzen Frauen, die ihre Sehnsucht rege machten, die sich in schwere Stoffe kleideten und durch ihre Haare Gold und Perlen flochten, wo sind diese Helden der Entsagung, die weder an die vergangenen, noch an die künftigen Generationen dachten, und die jetzt in kalter Vergessenheit im Grabe ruhen? — O, ihr bleichen Schatten versunkener Zeiten, werft euch nicht zwischen mich und meine Lebensträume, laßt mich an der Seeligkeit eines Worts, eines Blicks schwelgen, gönnt meinem Herzen die Freiheit, einem unbekannten Ziele zuzufliegen; stört mich nicht in diesem Genuß ohne Form, ohne Namen, der hier in der Luft, im Meere, am Himmel wohnt. Habt ihr nie vor den Sternen,

vor dem Mond auf den Knieen gelegen, habt ihr sie nicht vom Himmel herabzuziehen gewähnt, diese leuchtenden Welten, und seyd also glücklich gewesen? —

Die Art, wie die hiesigen Equipagen gebaut sind, ist sehr sonderbar. Es sind zweirädrige kleine bedeckte Kutschen, mit einem Pferde bespannt, das der Kutscher, nebenherlaufend, leitet; meist bedient man sich hier der Maulthiere.

Ich habe einige Mühe gehabt, mich an die Ziegenmilch zu gewöhnen. Kühe werden weder in Sicilien noch Malta gehalten. Dafür sieht man Heerden von Ziegen die Stadt durchwandern. Sie werden bergauf, bergab getrieben, überall vor den Häusern gemolken, und ihre Euter schleppen fast auf der Erde.

Auf dem Balle im Schlosse zog ein schottischer Offizier, in seiner Nationalkleidung, unsere Blicke auf sich. Es war ein schöner junger Mann in kurzem Röckchen, mit nackten Knieen und buntkarirten Strümpfen; die Uniform im Uebrigen ganz dem jetzigen Zeitalter und der üblichen Eleganz angemessen.

Das Kriegsschiff, das wir besehen haben, hat achthundert Mann Besatzung am Bord. Es ist ein Muster der Reinlichkeit und des Luxus. Hospital, Apotheke, Magazine, Küche, Schlachterei, die Zimmer der

Offiziere, des ersten Capitains, der fünf Aerzte, der Aspiranten, Alles vereinigt Nutzen mit Annehmlichkeit. Wenn man auf solch einem Schiffe und in den Zimmern ist, ist es fast unmöglich, zu glauben, daß dieser Riesenbau vom Wasser getragen werden könne. Die stolze Inschrift: »England erwartet, daß Jedermann seine Pflicht thue,« ruft dem Soldaten den Helden Nelson ins Gedächtniß; Ordnung und Disciplin sind die Seele des Ganzen. Der Soldat wird gut gehalten, er bekommt Morgens und Abends Thee, Rum und ein gutes Mittagsessen; seine Kleidung ist schön, die Waffenkammer glänzt im Reichthum des polirten Stahls und des Messings.

Am Bord unseres Schiffes zwischen Malta und Smyrna.

Durst des Glücks, Sehnsucht nach Genuß, Hoffnung auf Befriedigung, wo wäre da ein Ende! — Das Schicksal beglückt uns heute, und morgen entreißt es uns, was wir aus Mißverstand, aus Laune gespendet bekamen.

Wo bleibt denn diese Seele, in die die Sehnsucht Feuerströme gießt, in der der Durst nach Wissen und Erkenntniß überströmt, die zu entzücken und zu zernich-

ten fähig iſt? — Was kümmert es dich, wo ſie bleibt, woher ſie iſt, wohin ſie geht! — Ich bin wie du mit Schmerz geboren, wie du weine ich, wie du ſinke ich in den Staub: glaubſt du, daß ich weniger leide als du, weil ich anders leide! — Welches Glück liegt im Vertrauen, wie groß iſt das Unglück, das keine Sprache findet, wie beſeeligt iſt die Liebe, die die Laſt des Andern theilt, welcher Zauber liegt in dieſem ſüßen ſich Hingeben, das ganz andere Bande der Sympathie um uns ſchlingt als die, ſo die Natur ſchafft! — Wenn ich an das bewegte, ſtürmiſche Leben der letzten Jahre denke, wenn ich die getödteten Hoffnungen um mich, wie auf einem Schlachtfelde, erblicke, dann wundere ich mich, daß die Gedanken in mir nicht mit ſchwarzen Flören verhangen ſind, daß noch nicht Alles erſchlafft, nicht Alles verwittert iſt.

Das Meer iſt zum Spiegel geworden; leichte Nebel erheben ſich aus ſeiner Tiefe, ſie verhüllen die fernliegenden Höhen der griechiſchen Inſeln. Kein äuſſerer Gegenſtand erregt die Seele, ſie iſt, von der Außenwelt hinweg auf ſich ſelbſt zurückgewieſen. So iſt Ruhe und Einſamkeit möglich, ſo kommt die Erinnerung ungeſtört, und betrachtet die Gegenwart. Es iſt der Zuſtand, der dem Gebrochenſeyn nach einer

langen Krankheit folgt. Ich lebe langsam, ohne Anstrengung, ich denke im halben Schlaf der Zeit, wo der Alp mich drückte, wo Flammen meinen Schlummer durchzuckten, wo ich nichts mehr vom Tage, nichts von der Nacht wußte. Damals hatte ich eine seltsame Vision: ich sah ein Wesen in zwei Hälften getheilt, ein menschliches Wesen; die eine Hälfte war rein geistig, ein erhabener Gedanke, eine große Hoffnung; sie erhob sich über Alle, sie war unbiegsam, unzerstörbar, sie wies mit ihren großen, himmelblauen Augen dorthin, wo das Glück sich auf Sternen einen Thron gebaut hat. Ergreifend war dieses Wesen, denn es beherrschte die Masse, denn es flößte durch unerschütterlichen Stolz Bewunderung ein. Die andere Hälfte war ein Gespenst, ein Gerippe, aus dessen hohlen Augenhöhlen der Spott, die Mißgunst, die Lüge lachte. O wie habe ich gelitten, wenn ich diese Vision scheuchen wollte und ich ihr überall begegnete, an meinem Schreibtisch, wo sie sich vor mir auf den Lehnsessel gesetzt, und in meine Hefte seltsam verwirrende Buchstaben, Worte ohne Sinn, geschrieben hatte, in der Kirche, wo sie statt des Priesters auf die Stufen des Altars trat, mein Gebet, das sich auf weißen Flügeln erheben wollte, zu Boden schlug und ich umsonst den Namen Gottes suchte, an meinem Bette

endlich, wo ſie ſich in die Vorhänge verwickelte und mich anſah, unverwandt, geiſterartig, ſo daß ich den Verſtand zu verlieren glaubte, und endlich nicht mehr die zwei Hälften, ſondern ein neues Weſen ſah. — Und ich lebe! und ſtatt die Himmelswohlthat »Vergeſſen« anzunehmen, ſtatt den Giftbecher weit wegzuſtoßen, habe ich ihn bis auf den Grund geleert. —

Glaubſt Du, daß unſere Träume allein Zufall ſind? Sind es nicht vielmehr Erinnerungen früherer Zeiten, vergoſſene und vergeſſene Thränen, die in unſerm Gehirn brennen und uns andeuten, daß wir aus den Grabesſchauern wiederum in die gemüthliche Wärme einer Kinderwiege geſtiegen ſind? — Wie glücklich war der Menſch, als er noch in ſeiner erſten Jugend daſtand und nicht daran dachte, ſich an jenes Ungeheuer zu wagen, das überall hinaus Flammen und Gift ſpeit, und das Civiliſation genannt wird! — Dieſer Mißbrauch der Gedankens, dieſe tauſend Irrthümer, die ſie in poetiſche Form hüllen, ſie werden untergehen und die Grabeshügel dieſer Epoche werden anderen Generationen eine Hinweiſung auf die Wahrheit ſeyn. Was hilft es mir, daß ich reiſe, daß ich vor mir Griechenland, Aſien und das ſchwarze Meer habe, daß hinter mir Afrika, Frankreich und Italien liegen,

habe ich je Etwas gefunden, das dem Flug meiner Phantasie, den goldenen Träumen nahe käme, die ich schlafend gewebt habe? — Ich habe träumend die schnellsten Schiffe überflügelt, bin in einer Stunde von der Sonne Griechenlands zu der Nacht der Pole geflogen, habe unter mir Reiche und Völker gesehen, und finde nun in der Wirklichkeit den südlichen Himmel grau, die Sonne blasser als den Mond, die Natur arm und kalt, und sehe, was mich nicht fesselt, weil es mich nicht befriedigt, weil ich, wie eine unersättliche Bettlerinn, immer von Neuem einen Almosen begehre, der mich doch arm läßt. So lebe ich seit Jahren, so verzehrt sich meine Seele in sich selbst, so zerstreut sie ihre Kräfte in den unnützen Nachtträumen und steht nun erstaunt vor der Gegenwart, deren schönste Blüthen sie voreilig im Schlafe gepflückt hat.

Nein! Alles wird nicht untergehen; dieser Himmel, diese goldene Sonne, diese fernen griechischen Inseln, Candia, vor dem wir jetzt eben vorüberfegeln, sie werden den Jahrtausenden Trotz bieten. Und was kümmert es den Menschen, daß seine staubige Hülle untergeht, wenn er den Gedanken vor dem Untergang rettet. Und dieser Gedanke, ist er nicht wie Himmelsäther aus den Ruinen Griechenlands, aus dem Aschen-

grabe Pompeji's beglückend über die Erde gezogen, leben wir nicht mit Homer und Virgil, ob sie auch gestorben sind, wissen wir nicht, daß es eine Unvergänglichkeit, gleich der der ägyptischen Pyramide, giebt? Hat das neugierige Auge in den Mumien der ältesten Zeit nicht den Papyrus entdeckt, ihn auseinander gerollt und staunend sich in die Jahrtausende hinter sich verloren, die hier von einer verschütteten Welt in unzerstörbaren Schriftzügen erzählen. —

Smyrna.

Seit gestern bin ich in Asien. Ich bin von einer neuen Welt umgeben, ich denke wieder: es ist ein Traum! — Wir wohnen in einem griechischen Hause, ich sehe um mich Türken, Griechen und Armenier wandeln. Die himmelhohen Cypressen, die das Gärtchen am Hause beschatten, blicken ernst zwischen dem jugendlichen Grün des Frühlings in das mit Jalousien versehene Fenster meines Zimmers. Unter mir höre ich die Stimme der rüstigen Wirthinn, die in ihrem neugriechischen Costüm, mit den Spuren ehemaliger Schönheit, in der harmonischen Sprache des Landes, den Mägden gebietet; ich sehe sie die Seidenwürmer futtern und sich hastig auf dem kleinen mosaikartig ge-

pflaſterten Hofe hin- und herbewegen. Die platten Dächer der kleinen Häuſer geſtatten die Ausſicht auf die Ferne . . . Wie herrlich ſind die Berge bewachſen, wie treibt Alles in die Höhe und Breite, welch eine mächtige Natur, die hier waltet! Ich ſammle mit Mühe meine Gedanken; es treibt mich poetiſch und phantaſtiſch in die Höhe, und ich vergeſſe, daß ich ſchreiben und beſchreiben ſoll.

Wenn Du hier wäreſt, wenn ich Dich über das Meer eben ſo ſanft tragen könnte, als es uns hin- und hergeworfen und faſt zerſchmettert hat, wie glücklich wäre ich! —

In mir wogt eine Welt voll neuer Bilder. Aſien, Afrika, Europa drängen ſich um mich, hier die Türkei und dort das verarmte Griechenland. Kannſt Du denn in Deinem ſchwarzen Sorgenſtuhl im grünen Zimmer wiſſen, wie Dein Kind ſchaut, ſtaunt und glücklich iſt? — Ach! begreife es, fühle, wie ich Deine Hände an mein Herz, an meine Lippen drücke, wie ich tauſendmal denke: Dir habe ich dieſen Genuß, der die kommenden Jahre in der Erinnerung wie mit Sonnenglanz überſchütten ſoll, zu verdanken, Du haſt mir dieſe Reiſe nicht allein mit rührender Selbſtvergeſſenheit geſtattet, Du haſt meine Seele von früheſter Kindheit an für das Schöne und Große empfänglich und

weit gemacht, Du haſt mir den Sinn dafür und die Sehnſucht darnach gegeben, und nun, da die Erfüllung da iſt, da der Genuß mich wie mit tauſend Farben umfließt, blicke ich hinüber zu Dir und möchte danken, und kann nicht danken, da ich in Wahrheit das Herz und die Augen voll ſüßer Thränen habe! —

Wir haben Malta vor acht Tagen verlaſſen; bald, mit ſinkender Nacht, hatten wir La Valette aus dem Geſichte verloren. Am zweiten Tage erreichten wir Griechenland; in der Ferne zeigte ſich die Inſel Candia, dann liefen wir in den Archipelagus ein. Am dritten Tage erhob ſich Sturm, wir wurden von den Meeresbergen, denn es waren dies keine Wellen zu nennen, hin- und hergeworfen, als wären wir in einer Nußſchaale. Fürchterlich brachen die rieſigen Wogen ſich an den Fenſtern unſerer Cajüte; es heulte der Sturm in den Seegeln, wie wenn tauſend Stimmen auf einmal klagend ſich erhüben; dann trat Windſtille ein, dann hatten wir wieder einen Sturm zu beſtehen; endlich liefen wir in den Meerbuſen, an dem Smyrna wie eine Königskrone ruht, ein. — Mit Entzücken athmeten wir die Landluft, ſahen vor uns die aſiatiſchen Felſengruppen, hie und da mit Schnee bedeckt, aus dem Meere ſteigen; entdeckten nach und nach Bäume, dann das erſte türkiſche Dorf, dann Smyrna

hart an Berge gelehnt, und zwischen zahllosen Häu-
fermassen die Kuppeln der Moscheen.

Wenn unsere Reise, die Seekrankheit und das Ge-
witter am letzten Morgen uns peinlich gewesen wa-
ren, wenn wir zuweilen Ungeduld gespürt hatten, und
das Meer uns drohend und fürchterlich erschien, so
hatten wir diese trüben Eindrücke im ersten Augenblick
vergessen, da wir das Land erreichten. Bald waren wir
von Türken umringt, sie neugierig uns zu sehen, wir
begierig und unersättlich sie anzuschauen und zu be-
obachten. Ein Drageman führte uns in das Haus
der Dame Maracini, einige Türken wurden mit un-
sern Effecten, wie Lastthiere, bepackt. Nie sah ich schö-
nere Männer, groß, stämmig, das Auge voll Feuer,
mit edler Stirne und schön geformter Nase. Der
Turban, der Shawl, der als Gürtel dient, die darin
gesteckten Waffen, die weiten Beinkleider und die far-
bigen spitzigen Schuhe hoben in ihrer Seltsamkeit die
natürliche Schönheit hervor. Die griechischen Frauen
mit ihren dicken Haarflechten, die sie um den Turban
winden, sind nicht minder schön. Eng und schmutzig
sind die Straßen von Smyrna; es ist unmöglich hier
anders als zu Fuße seine Wege zu machen. Wie in
Constantinopel, so auch hier, wohnen die Türken in
einem, und die Christen in einem anderen Stadttheile.

Die Zimmer unſeres Gaſthofs ſind reinlich und auf europäiſche Weiſe eingerichtet. Ein jedes hat ſeinen Divan, das Bett iſt mit den, dem Lande eigenthümlichen Gardinen, die vor den Muskitos bewahren, verhangen. Unſere Wirthin ſpricht franzöſiſch, nahm geſtern ihren Platz am Tiſche ein und machte die Honneurs auf feine und freundliche Art. Ihre Tracht iſt ſehr kleidend; ſie hat ein ſchwarzes Barett von Gaze, weite Hemdärmel von Seidenzeug, durchſichtig und luftig wie unſere Ballkleider, und ein mit Pelz beſetztes Mieder. Sehr ſchön gearbeitet ſind die breiten Goldſpangen an den Armen, ſchöner noch ſind die blitzenden etwas ſtrengen Augen der Frau, die mich erſt nicht aufnehmen wollte, weil ſie ganz naiv erklärte: ſie liebe die Weiber nicht!

Abends.

Ich rube mich aus, indem ich Dir ſchreibe. Was ich heute geſehen habe, ſchwebt mir jetzt, da ich es niederſchreiben will, wie flüchtige Erſcheinungen einer magiſchen Laterne vor. Ich möchte eine neue Sprache erfinden, um Dir das Neue natürlich und begreifbar zu machen. Die hergebrachten Ausdrücke, die oft verbrauchten Worte genügen mir nicht, da ich ſie nur ge-

zwungen dem füge, was mich erfüllt. Ich bin erschöpft, der Kopf schwindelt mir; so war mir auch heute früh, als ich den ersten Gang durch die Stadt machte; ich stand still, ich ging, ich stand wieder still. Hier Hunderte von Türken, dort Griechen, Armenier, Neger, Juden und Christen, ernst daher schreitende Kameele, schwer beladen, kleine aber zierlich gebaute Pferde, hier ein türkisches Kaffeehaus, dort eine Moschee!

Unser Dragoman führte uns in den Bazar, der in verdeckten und offenen Gängen aus Hunderten von kleinen Buden besteht, in denen die türkischen Händler mit untergeschlagenen Beinen rauchend am Boden sitzen und in unnachahmlichem Phlegma die Kauflustigen erwarten. Die Buden sind voll von neuen, uns völlig unbekannten Gegenständen, voll Stoffe, wie ich sie nie gesehen, voll Geschirre, Pfeifen und Kleidungsstücke, die mir in meiner Einfalt ganz unbrauchbar vorkommen. Dazwischen sind Kaffeehäuser angebracht, in denen die Türken auf Bänken rund herum mehr liegen als sitzen, und aus ellenlangen Pfeifen rauchen.

Sehr ehrwürdig erschienen mir die Greise in ihren schneeweißen Bärten, feurig und schön die jugendlichen Männer mit ihren buntfarbigen Turbanen. Selten begegne ich einer türkischen Frau; sie halten sich

meiſt zu Hauſe und ſind auf der Straße in weiße Tücher ſo tief verhüllt, daß man kaum ihre Augen erblickt. Die armeniſchen Frauen tragen zwar dieſelben weißen Tücher, aber ſie verhüllen das Antlitz nicht. Die griechiſchen Frauen haben auf der Straße, wie im Hauſe, als Kopfputz das Barett und ſcheinen unter allen übrigen Einwohnerinnen Smyrna's, die am meiſten dem Leben und der Freude geweiheten zu ſeyn.

Ein in der Mitte des Bazars gelegener Begräbnißplatz, deſſen Grabſteine Turbane tragen, lud zu ernſter Betrachtung, neben dem verzehrenden Leben Aſiens, ein. Gern hätte ich gleich heute die Moſchee beſucht, allein es wurden in ihr die üblichen Gebete verrichtet, und dann darf kein Fremder das Heiligthum betreten. Sonſt aber auch nur ohne Schuhe, die man am Eingange zurücklößt.

Lächerlich kam mir in einer Barbierſtube der eingeſalbte Kopf eines Türken vor, der ſich das Haar ſcheeren ließ; widerlich und nicht zum Anſehen ſind die Eßbuden, in denen einem aller Sinn fürs Eſſen auf ewig vertrieben werden könnte.

Wenn ich mir Smyrna im Sommer, in der Hitze, voll von jenen unreinlichen Menſchen, in den engen Straßen und den luftloſen Häuſern denke, wenn ich mir die Wuth der Peſt, ihre Gräuel, ihre Verzweif-

lung, ihre Todesscenen vorstelle, dann schwindet der Zauber, den die Kühle der jetzigen Jahrszeit über diese seltsame Stadt ausbreitet, dann weiß ich, daß diese fremdartigen Erscheinungen allerdings mächtig die Phantasie anregen, daß sie aber nicht Stich halten vor dem Genusse der civilisirten Welt, vor der Ordnung und der gesetzmäßigen Ruhe, die Europa vor den übrigen Welttheilen auszeichnet.

Unsere Wirthin erzählte uns heute bei Tische, wie eine türkische Heirath gefeiert und geschlossen wird. Der Bräutigam sieht die Braut vor der Hochzeit nicht; die Eltern beschließen den Bund, und das oft erst neunjährige Mädchen wird dem Manne, ohne ihn je erblickt zu haben, übergeben. Die Hochzeit beginnt an einem Freitag, der Bräutigam ist in einem, die Braut in einem anderen Zimmer. Der Priester frägt die Braut, ob sie gesonnen sey, dem Manne, den sie nie gesehen, Gehorsam und Treue zu schwören. Die Braut antwortet: ja! — Selbst wenn er verwachsen, selbst wenn er einäugig, selbst wenn er hinkend ist? — Sie sagt wieder: ja! — Dann zerschneidet der Priester ein Tuch, giebt die zwei Hälften dem Paare, bricht ein Stück Zucker über dem Haupte der Braut entzwei, reicht die Stücke der Braut, dem Bräutigam, und die Heirath ist geschlossen. Statt nun die Braut

zu sehen, und Theil an den Festlichkeiten zu nehmen, entfernt sich der Bräutigam und die Hochzeitsfeierlichkeiten, die in Essen und Tanzen bestehen, dauern sieben Tage. Am siebenten Tage wird die Braut in reiche Gallakleider gehüllt, das Gesicht wird ihr mit Eiweiß bestrichen, die Augen werden ihr verklebt, die Wangen und die Stirne mit Goldschaum bedeckt, auf dessen Grunde man Blumen mahlt, die Hände werden mit rother Farbe gefärbt. Während dieser seltsamen Toilette sagen die Eltern dem Kinde, daß es nun keinen Vater und keine Mutter mehr habe, daß es dem Manne, dem es übergeben, Gehorsam und Treue schuldig sey, daß es Niemand mehr auf der Welt habe, als ihn, und ihn allein. Dann, wenn das Opfer geschmückt ist, bindet der Vater der Tochter die Hände, und so blind und gebunden wird die Braut in einem rothen Sacke entweder zu Pferde, oder in einem mit Ochsen bespannten Wagen, dem Bräutigam zugeführt. Dieser empfängt die Braut an der Schwelle seines Hauses, nimmt sie in die Arme und trägt sie hinauf in die Zimmer. Hier enthüllt er sie, und sieht sie zuerst. Er löst ihr die Hände und bittet sie, ihm ihren Namen zu sagen; sie schweigt, und wäscht sich schweigend die Hände und das Gesicht. Die Bitten um den Namen werden dringender; der Bräutigam,

um ihn zu erfahren, bietet ihr Olivenbäume, einen Weinberg, ein Haus. Endlich, wenn das Geschenk das er giebt, groß genug erscheint, öffnet die Braut die Lippen und mit dem Namen, den sie nennt, hat sie ihre Freiheit verwirkt.

Heute früh haben wir dem Gouverneur von Smyrna Tahir Bey, einen Besuch abgestattet. Er wohnt in dem türkischen Stadttheil, in einem hart am Meere gebauten hölzernen Palaste, umgeben von Casernen und zahllosen Dienern. Als wir in das Audienzzimmer traten, empfing uns der Policeidirector, ein unförmlich dicker Türke, der mich vielleicht mit eben der Neugierde, als ich ihn, betrachtete. — Unmittelbar darauf erschien Tahir Bey. Er ist ein alter sehr freundlicher Mann, der mich sogleich zum Sitzen nöthigte, indem er sich selbst auf den längs den Wänden hinlaufenden Divan, mit untergeschlagenen Beinen mehr warf, als setzte. Unser Dragoman ließ sich in der Mitte des Zimmers am Boden nieder, und die Unterhaltung begann, nachdem den Männern köstliche Pfeifen gebracht waren, Pfeifen, deren Werth sich auf mehrere hundert Piaster belief, wie man uns sagte, und deren jede einen eigenen Diener hatte. Tahir Bey war entzückt, als auch ich, der Höflichkeit wegen, zu rauchen verlangte. Er ließ mir sagen, er habe immer

eine hohe Meinung von den europäiſchen Frauen gehabt, die Ehre, mich zu bewirthen, ſey groß, er wünſche mir gefällig zu ſeyn. — Ich war nicht minder höflich als er, ich bewunderte ſeine Pfeifen, er befahl die Pferde vorzuführen; er fragte, wie viel Stunden Wegs Smyrna von unſerm Wohnort entfernt ſey, wie viel Zeit wir auf die Reiſe verwandt. Dann: — er hoffe mich noch in Conſtantinopel zu ſehen, da wolle er mir ſeinen Harem und Alles zeigen, was mir nur irgend genehm ſeyn könne. Der Beſuch endigte ſich damit, daß er uns ſagte, er würde uns ein Papier mit dem Befehl ausfertigen laſſen, daß wir überall auf dem Wege von Smyrna nach Conſtantinopel gute Pferde und gutes Nachtlager fänden. Wir dankten, indem wir die Hand an das Knie und an die Stirn legten und verfügten uns, nachdem wir Kaffee und Limonade getrunken, nach der Caſerne, wo man uns mit Muſik empfing, beſahen dann die wirklich ſehr ſchönen Pferde, und ſetzten unſeren Wegnach einer Moſchee fort, in die einzutreten uns als beſondere Gunſt erlaubt wurde.

Eine Moſchee hat in der Mitte eine Kuppel, in der ein mit unzähligen Lampen behängter Kronleuchter angebracht iſt, und an dem als Verzierung Straußeneier hängen. Die Moſchee iſt mit bunten Farben bemalt,

und hat an beiden Seiten vergoldete Kanzeln. Die Säulen, die sie tragen, sind dünn und ohne Geschmack, der Boden ist mit Teppichen oder feinen Matten belegt. Kein Türke betritt sie mit Schuhen; sie werfen sich mit sklavischer Demuth vor dem Angesicht des Allmächtigen in den Staub.

Burnabat ist ein kleiner Ort, in dem die Bewohner Smyrna's den Sommer zubringen. Die Gegend, von herrlichen Bergen umgeben, ist üppig und schön, die Häuser, die nur ein Stock haben, freundlich und bequem. Ihre Gärten sind in kleine Quadrate getheilt und duften von Blumen und hochstämmigen Orangenbäumen. — Wir machten einen Theil des Weges von Smyrna nach Burnabat zu Esel. Diese, die aus Aegypten kommen, sind wenigstens eben so muthig und rasch, als unsere Pferde. Ein jeder derselben hat einen Führer, der nebenher laufend sie am Zaume hält. Man bewirthete uns auch hier, wie uberall, mit Kaffee. — Dieser, der mit dem Satz gereicht wird, ist wohlschmeckend und befindet sich in kleinen Tassen, die in goldenen und silbernen Schaalen ruhen und unseren Eierbechern gleichen.

Es giebt so tiefwurzelnde Gewohnheiten, daß die Entbehrung allein uns ihre Stärke erkennen läßt. —

Ueberall wo Thränen fließen, eilt das Weib herbei, die ſanfte Hand auf die ſchmerzende Stelle zu legen. Sie lockt vielleicht viele Thränen, aber mehr noch trocknet ſie.

Ach! gieb mir keinen Rath, gieb mir nur die Kraft den Rath zu befolgen. — Dir will ich es ſagen, dieſe Exiſtenz auf Reiſen, wo ich mich um Niemand zu kümmern habe, wo ich träumend auf dem weichen breiten Divan liege, und im Schlafrock denke, und denke, bis Alles um mich Geſpinnſt wird, dieſe Exiſtenz iſt mir unendlich lieb. Ich führe alſo zweierlei Art Leben; das eine führe ich daheim, wenn ich gar ſchön angezogen auf ſeidenen Lehnſtühlen vor dem ſilbernen Theetopf ſitze und dumme Salonsgeſpräche halte, und das andere, wenn ich auf der Reiſe unbekannt und ungekannt von Allen, mich nicht zum Reden zwinge, Dir ſchreibe, wie heute, leſe oder träume. Niemand kann mir einen größern Gefallen thun, als wenn er mich unbemerkt läßt; freilich habe ich groſſe und brennende Sehnſucht nach denen, die mich verſtehen, und die nicht den Maaßſtab der Welt an mich legen, aber da ich nicht mit ihnen ſeyn, da ich den Himmel ſehen, ihn aber nicht erreichen kann, ſo gehören ſeinem Anblick wenigſtens meine ſchönſten Stunden; ſo nähre ich das heilige Feuer, und warte, wie die Juden, auf eine beſſere

Zeit, die nie erſcheint. Ich ſehe gar nicht ein, warum man ſo viele edle Zeit mit leerem Geſchwätz und Langerweile hinbringen ſoll. Was hat man von den gewöhnlichen Geſellſchaften? Man hat Mühe geſcheut zu bleiben und nicht die Geduld darin zu verlieren. — Unglücklich die, die ihr Herz an eine Idee hängen, unglücklich das Herz, das durch Erfahrung bezwungen, an kein wahres Glück mehr glaubt. Es iſt ſo ſüß, zu hoffen, — unwillkürlich ziehen die bunten Farben des glänzenden Hoffnungsſchimmers das Auge von den Gräbern um uns ab; verhüllen aber Wolkenſchatten jenen Schimmer, ſo fühlt ſich auch doppelt die Kälte, die überall vorherrſcht. Wie wenig im Leben iſt von Beſtand, man iſt gezwungen, am Ende ſchmerzerfüllt, wie Albano im Titan, auszurufen: nichts iſt da geblieben, als ich ſelbſt! —

Athiſſar. Kleinaſien.

Wir haben die Nacht in einem griechiſchen Kloſter zugebracht. — Unſere vorgeſtrige Tagereiſe beſtand aus zwölf Stunden, geſtern waren wir vierzehn Stunden zu Pferde, heute haben wir eine Tagereiſe von ſechs Stunden vor, da es unmöglich iſt, in der felſigten Gegend mehr Weges zu machen. Der Dragoman Abro

und ein Janitſchar, die jetzt Kavas genannt werden, und der dazu dient, die Führer der Packpferde in Ordnung zu halten, ſind unſere Reiſegefährten. Die Caravane beſteht aus zehn Pferden; ich bin faſt nicht ermüdet, nur der Nordwind, der unerbittlich bläſt, nimmt mir das Geſicht etwas mit.

Wir haben uns am Sonnabend um eilf Uhr, unter einem großen Auflauf von Menſchen, in Bewegung geſetzt. Bald hatten wir Smyrna im Rücken, dann ging es über die Caravanen-Brücke, durch den Cypreſſenhain, in deſſen Schatten die Grabſteine der Türken aufgerichtet ſind, landeinwärts, durch ungebahnte Wege, oft durch kleine Flüſſe, über hohe Felſen nach Magneſia *), wo wir Abends beim hellſten Mondſchein bei dem griechiſchen Erzbiſchof anlangten. Dieſer Erdboden iſt nichts mehr, als das ungeheure Grab verſunkener Völker, ſein Anblick beklemmt. Die Einſamkeit um mich läßt mich mit größerer Zärtlichkeit an die denken, die ich verlaſſen habe, es iſt mir, als ſey es unrecht geweſen, mich in Aſien auf ungebahnten Wegen der Laune des Zufalls zu überlaſſen; ich fühle mich bewegt und

*) Magnesia ad Sipylum, jetzt Manissa, am Fuß des Sipylus, mit 12,000 Einwohnern, Türken, Griechen, Armeniern und Juden. D. H.

rede zu Dir, um mich zu beruhigen. Da ich Dich so lebendig in mir fühle, da ich in Schmerz und Freude mich zu Dir wende, so glaube ich Dich zu sehen, Dich zu hören, in Wahrheit mit Dir zu seyn. Dieses lebendige Dich Erfassen läßt keine Trennung zu; ich würde Dich noch im Tode besitzen, wie ich Dich jetzt mit beiden Armen ergreife. Mein Leben ist gesammelt, mein Herz besitzt wenig Gegenstände, viele Liebe; meine Erinnerung läßt sich schwermüthig auf Gräber nieder; ich löse mich immer mehr von mir selbst ab, immer tiefer senke ich mich in Deine Seele. — Als Kind war ich egoistisch; ich bezog Vieles auf mich, weil ich das Leben nicht kannte: aber jetzt? — Was sind, großer Gott, deine Menschen, was ist ihr Hoffen, ihr Sehnen, ihr Zweck? Wie gering ist der Platz, den wir einnehmen, wie klein die Wichtigkeit von dem, was wir fühlen, denken und schreiben! — Würde ich etwa eine Lücke lassen, wenn ich schiede? — Fülle ich einen Raum? — Zwei oder drei Herzen würden mich zwei oder drei Tage suchen; die Nachbaren würden aus dem Fenster sehen, und denken, daß ich einen andern Wohnort gewählt habe. Sonst würde Niemand das Warum, Niemand das Wohin erforschen, und diese Entbehrlichkeit, dieses Fortklappern in der Mühle, wenn auch ein

Span am Rade fehlt, das könnte, sollte unsern Hochmuth nicht in den Staub ziehen? —

Den Vorabend, des Sonntags wegen, war Magnesia erleuchtet, das heißt, hie und da waren Stangen mit Lampen aufgesteckt, die den ernsten dunkeln Felsen, an den die Stadt angelehnt ist, zum hellen Vordergrund dienten. Auf dem ganzen Wege nach Magnesia fanden wir kein einziges bebautes Feld, nichts, das Menschen und Menschenseyn verriethe. Einmal auf dem Wege machten wir Halt in einer der Hütten, so die Türken »Kaffee« nennen, die an den Weg gebaut sind und den Reisenden als Obdach dienen. Zuweilen begegnen wir einer Karawane; die Kameele sind hintereinander angebunden, und ein Esel, auf dem der Führer sitzt, eröffnet den Zug. Meist sind die Führer Neger, nie Griechen, denn diese verstehen sich nicht dazu, Kameele zu treiben, sie halten dieses Geschäft für herabwürdigend.

Man führte uns in Magnesia in das griechische Kloster, und wieß uns in demselben ein mit Divans versehenes Zimmer an. Als man uns das Essen reichte, lagerten wir uns um einen kleinen niedrigen Tisch, und schliefen dann später auf dem Divan, der hier, wie überall in der Türkei, zugleich Bett ist.

Wir verließen Magnesia mit Tagesanbruch; die

Packpferde, die durch Geschrei angetrieben werden, zogen voran, wir folgten auf guten, obgleich nicht schönen Pferden. — Die Gegend hinter Magnesia ist weniger bergigt. Die Nähe eines Dorfes wird allemal durch den Friedhof angedeutet, der hart am Wege liegt, weil die Türken vor Allen das Andenken ihrer Todten ehren, und sie der Vergessenheit zu entziehen suchen. — Die Sitten der Türken sind seltsam genug. Als mir in Smyrna ein Kaufmann die von ihm erhandelte Waare brachte, und ich ihm andeutete, er müsse etwas warten, rief er aus: »Ich soll warten, und man giebt mir keine Pfeife!« — Da man sie ihm gab, setzte er sich sofort auf den Boden, und als er sah, daß einer der Männer mir die Hand küßte, meinte er, das sey ein Verbrechen in der muhamedanischen Religion, ich solle es nicht leiden, ich solle dem Manne die Hand küssen, und als ich es scherzend that, gab er mir seine Freude zu erkennen und lobte mich. — In Akhissar angelangt, waren wir alsbald von Neugierigen umringt. Man betastete mich, meinen Körper, die Kleider, die ich trug. Bei der Mahlzeit, die wir kniend an einem kleinen niedrigen Tische einnahmen, war die Bevölkerung der halben Stadt unser Zuschauer. Sie drückten über Alles, was sie sahen, ihre Verwunderung aus, sie wollten nicht essen, nicht schlafen, sie wollten die europäische

Frau sehen, die von so weit hergekommen war. Auf allen diesen Menschengesichtern, auf diesen Felsen, auf diesen unabsehbaren Strecken Landes, die unbebaut da liegen, ist das schreckliche Wort des Nichts eingeprägt! — Die heilige Erde, auf der einst die Apostel wandelten, hat der Fluch der Sünde, des Unglaubens, der Vernichtung getroffen. Statt, von dem sanften Licht des Christenthums umflossen, fruchtbar zu seyn, hat sich über sie eine Wildniß ausgebreitet, die der Reisende seufzend und erschöpft durchzieht. Und dennoch ist Gott unerschöpflich gütig, und seine Liebe ist in demselben Augenblick in der Sandwüste Arabiens und in den Straßen bevölkerter Städte gegenwärtig. Nur will er, daß der stürmende Wille des Menschen sich vor seinem Thron beuge, er will, daß Religion und Dankbarkeit die Irrthümer der Vergangenheit verwischen .... Wo er Widerstand findet, straft er; wo er straft, da sind die heiligen Spuren seiner Trauer in der Dürre der Natur melancholisch eingeprägt *).

*) Der Philosoph möge der jungen Frau diese doch wohl zu anthropomorphische Vorstellungen von der Gottheit nachsehen. Cultur und Barbarei wandeln nach uns unbekannten Gesetzen über die Fläche der Erde, und hängen nicht vom Glauben ab. Griechenland und Kleinasien waren hoch cultivirt, als hier die Götter des Olymp angebetet wurden, und in

Muhalitsch.

Wir haben sechszig deutsche Meilen zu Pferde zurückgelegt. Das Haus, das uns heute als Obdach dient, gehört einem Armenier. Unser Kavas war, wie immer, bei sinkender Nacht vorausgeeilt, um uns, vermittelst unseres Firmans, ein Unterkommen zu verschaffen. Nirgend sind wir besser, als gerade hier aufgenommen worden. Man hat uns mit bereitwilliger Freundlichkeit das Mittagsessen auf europäische Weise gereicht, und uns so vortrefflich gebettet, daß ich sehnsüchtige Blicke auf die schwellende Matratze neben mir werfe. Der Hausherr hatte uns seinen Sohn zu Pferde entgegengesandt. Als ich hier abstieg, empfing mich die Frau des Hauses und führte mich in ihr bestes Gemach. Alle bemühten sich, uns zu bedienen, Allen schien es eine Freude, uns aufzunehmen und für unsere Bequemlichkeit zu sorgen. Das Haus, von Holz gebaut, hat einen mauriſchen Anstrich; die zwei Etagen, um die rund herum Galerien, mit Schnitzwerk geziert, laufen, werden von dünnen Säulen getragen. Eine Fontaine murmelt in der Mitte des Hofes, um den die Stallungen angebracht sind. Das Zimmer des Hausherrn ist ein

---

welchen Zustand kam Rom, als das Christenthum seine Religion ward! D. H.

großer Saal, mit Schnitzwerk und Goldmahlereien geschmückt. Es ist ein schöner Mann, dessen Gesicht Edelsinn, Sanftmuth und jene religiöse Unterwerfung andeuten, so die Orientalen im Fatalismus schöpfen. Und dieser Fatalismus, ist er so zu verwerfen, als wir es gemeiniglich thun? — Immer wirkt Gottes Güte in unsere Verhältnisse ein. Ist es Gottes Schuld, wenn wir unser Leben getrübt, verdorben haben? Sind wir nicht gerade diejenigen, die kindischen Widerstand leisten und im Ungehorsam Energie erblicken? Wenn wir uns dem göttlichen Willen über uns gänzlich überließen, wie viel weniger würden wir zu leiden, wie viel mehr Freudenthränen zu vergießen haben! —

Unsere Hausfrau ist eine der schönsten Frauen, die ich je sah, sie hat schwarze italienische Augen, deren Feuer durch Zärtlichkeit gedämpft ist, die grade edle Nase erinnert an die griechischen Meisterwerke, ihr Körper ist voll Rundung. Wenn sie mit der Grazie ihrer Bewegungen vor mir kniet und bemüht ist, mir die Schuhbänder zu lösen, oder wenn sie mir mit sanftem Lächeln die Schaale mit Wasser zum Waschen darreicht, wie gerne kniete ich dann neben ihr und liebkos'te das holde Antlitz, dessen Hauptausdruck jene Sanftmuth ist, von der die Bibel redet, und die wir umsonst in unsern

Salons, in jenen gezwungenen Physionomien der europäischen Frauen suchen.

Modania.

Wir sind am Ziele unserer asiatischen Reise; in wenig Stunden schiffen wir uns nach Constantinopel ein. Das Wetter begünstigt uns; nur gestern hatten wir einen starken Regen zu überstehen. Allein jetzt, wo die achtzig Meilen zu Pferde zurückgelegt, sind wir dankbar dafür, das uns kein Unfall begegnet, und wir trotz allen Hindernissen, die dem Reisenden in einem uncivilisirten Lande aufstoßen, glücklich hier angelangten. — Wir wissen erst jetzt, was es heißt, in der Türkei zu reisen. Trotz der freundlichen Aufnahme, die wir in den Orten fanden, die etwas beträchtlicher als Dörfer sind, haben wir harte Entbehrungen erduldet. Drei oder vier Nächte haben wir auf Heu oder auf so hartem Lager geschlafen, daß es einem Brette glich; ferner keine Fensterscheiben, nur Luken, gänzlicher Mangel an Reinlichkeit und zur Nahrung frischgeschlachtete fast ungenießbare Hühner. — Wir brachten vorgestern die Nacht in einem türkischen Bauernhause zu. Hier verbergen sich die Frauen und nur der Mann erscheint. Mir als Frau ward erlaubt, in das Innere des Hau-

ſes zu bringen; da fand ich die Kinder um eine große Schüſſel voll Eſſen verſammelt, und die Frauen, mit den Kleinſten auf den Armen, freundlich und zuvorkommend, obwohl nur durch Zeichen mit mir redend. Intereſſant, wenn auch etwas barbariſch, erſchien mir die Wiege der Kleinen, die aus einem Brette beſteht, auf dem das Kind feſtgebunden wird, und zwar ſo feſt, daß es nur den Kopf rühren kann. In dieſer Stellung gab ihm die Mutter die Bruſt.

Der Weg von Muhalitſch nach Modania führt durch reichbepflanzte Olivenberge, über grünende Hügel dem Meere zu, das zwei Stunden vor Modania, von den europäiſchen Bergen wie bekränzt, ſich in unabſehbarer Weite ausbreitet. Modania liegt hart am Meere; es gleicht mehr einem Dorfe als einer Stadt. Der Aga ließ uns das Haus eines reichen Griechen als Wohnung anbieten. — Als ich es betrat, empfing mich die ſehr ſchöne Beſitzerinn deſſelben, und brachte mir Süßigkeiten, wie das Sitte iſt, dann kniete eine Magd vor mir nieder, um mir das Waſchbecken zu reichen, endlich wurden wir mit Seeprodukten aller Art bewirthet, die uns nach überſtandener Reiſe vortrefflich mundeten.

Auf dem Wege hieher fanden wir überall große Schildkröten, die ſich an der Sonne labten, und die wir ohne Mühe fingen. Zweimal ſah ich einen him-

mehlblauen Vogel, dessen Namen ich vergebens erforschte, der die Größe eines Raben hatte, und dessen Gefieder so wunderherrlich glänzte, daß ich versucht war, ihn für einen verzauberten Prinzen zu halten.

Die Postillons reisen in der Türkei, so wie in der Regel die Einwohner, bewaffnet. Um zwölf Uhr verrichtet jeder Türke sein Gebet. In den Städten schreit ein Kirchendiener die Stunde aus, dann wirft der Türke die Waffen und einen Theil der Kleidungsstücke von sich, kniet nieder und verrichtet sein Gebet. Die Minarets, die an den Moscheen angebracht sind, und die die Form dünner spitziger Thürme haben, werden von den Priestern zu gewissen Stunden bestiegen, um von dort die Einwohner zum Gebet einzuladen. Sie thun es, indem sie aus Leibeskräften mehr heulen als schreien.

Unter Muhalitsch sah ich einen Knaben von vier Jahren aus einer Pfeife rauchen, die zweimal so lang als er war. Er saß gravitätisch mit untergeschlagenen Beinen auf dem Divan, und schien nicht wenig stolz, so wohl auf sein Rauchen, als auf den grünen Turban, den er trug, zu seyn, denn dieser beweist, daß er von Mahomets Familie herstammt.

Um Mittag lagerten wir uns meist unter schattigen Platanen an murmelnden Fontainen. Die Pferde grasten, der Mundvorrath ward ausgepackt und verzehrt;

der Rauch der duftenden Pfeifen stieg in graziösen Windungen in die Höhe. Je näher an Modania, je mehr schwindet der melancholische Anblick des Landes. Es erheben sich hohe Platanen und Pinien, die ihre Häupter in der Form eines Fächers so mächtig ausbreiten, daß ich öfters darunter ganze Karavanen sich lagern sah. Der Rasen breitet seinen mit bunten Blumen des Frühlings bestreuten Teppich meilenweit aus, die Pferde schreiten darauf sicher und muthig, statt daß sie näher an Smyrna öfters im glühenden Sande, wie erschöpft stille standen.

In Modania erhebt sich in der Mitte eines Gartens ein Haus, welches das schönste türkische ist, das ich bis jetzt gesehen habe. Der Garten ist reich mit Cypressen, Platanen und Cedernbäumen bepflanzt, um die sich Weinranken schlangen. Von einem nahe liegenden Felsen stürzt sich ein Waldbach in ein marmornes Becken; das Haus ist inwendig mit Marmor bekleidet, goldene Gitter bewahren die Galerien, in denen zu ebener Erde kleine Springbrunnen plätschern. Die obern Galerien sind den Frauen bestimmt, die hier den entzückenden Blick auf das Meer haben, und die, ohne gesehen zu werden, in melancholischen Träumen den Tag im Nichtsthun und in der Erwartung eines Gnadenblicks hinbringen, den der Gebieter für sie haben wird.

— Welche erdrückende Seelenereigniſſe ohne Thatſachen mögen hinter dieſen goldenen Gittern die zarten Frauenherzen zum Ekel, zum Verzweifeln, zur Rache antreiben! Wie mag hier ſich der Mann in ſeiner rohen Wolluſt, das Weib in ſeiner erniedrigenden Feigheit zeigen! Iſt denn die Sclaverei ſo tief in der Natur begründet, daß ſie überall ſich, nur in der Form verändert, zeigt, daß ſie ſich in Europa, in Aſien, Afrika und Amerika wie ein reißendes Thier des Höchſten im Menſchen bemächtigt? Und iſt es zu verwundern, wenn in dem Weibe, in der Unterdrückung ihrer heiligſten Selbſtſtändigkeit, die Reſignation Apathie, die Gedankenthätigkeit Verwirrung wird? — Das Leben in den Harems muß ein verzehrendes Feuer wecken, das unmöglich in der ſchaalen Gegenwart Nahrung finden kann. Eine unbeſtimmte Sehnſucht flattert wie ein Geſpenſt in den Träumen des Herzens, ſie quält den Verſtand, ſie verſchließt umſonſt den unruhigen Gedanken hinter goldene Gitter, erhebt ſich mit Adlerflug gegen die verlorenen oder gegen die noch zu erwartenden Freuden, ſucht das Weite, glaubt die Unermeßlichkeit ihr Vaterland. — Iſt es nicht eben ſo in Europa? — Haben unſere katholiſchen Klöſter viel vor den Harems voraus? — Dieſe Schmerzen, die in den Cellen einer Nonne geboren werden und ſterben, dieſe übermenſch-

liche Entſagung, dieſes Märtyrthum des Herzens, was ſind ſie anders als Sclaverei, Vernichtung der edelſten Kräfte, Aſche, die auf die duftenden Blumen der Seele geſtreuet wird!

In wenig Stunden verlaſſen wir Aſien, um Stambul, um Byzanz zu zuſchiffen. Ich werfe einen letzten Blick nach dir, Jeruſalem, auf die geſegnete Erde Jehovahs, nach den Cypreſſen des heiligen Grabes, in deren Schatten auch ich ſo gerne mein glühendes Herz gelabt hätte. Mein Mund ſtammelt den Namen, der in mir wie Glockengeläute tönt, meine Kindererinnerungen erwachen, ich ſehe mich als kleines Mädchen vor der großen Bilderbibel, ich höre die erſte Erzählung über den Gotteſohn, ich fühle, wie mein weiches Herz entzückt über ſeine Geburt ſchlägt, wie es in Thränen überfließt, da der Heiligſte unter den Heiligen an das Kreuz geſchlagen wurde. Unter dieſem Himmel, in einem kleinen Thal, umgeben von Felſen, ward der Gott-Menſch geboren; ſein Vaterland war zwar die Welt, aber in dem engen Raum zwiſchen Nazareth und Jeruſalem, in der Luft, die ſein Grab umſpielt, in den großen Erinnerungen, deren Wellen ſich ſilberweiß an dieſem Stücke Erde gebrochen haben, muß doch ein Zauber liegen, der tröſtend, ſanft beruhigend, wie Himmelsgruß, um die brennende Stirne weht. — Ja, gerne

wäre ich mit den frommen Pilgern, denen ich unterwegs begegnete, nach Nazareth gezogen; gerne würde auch ich jene eiserne Pforte öffnen gesehen haben, die jetzt Maria's Haus verschließt. Hinauf wäre ich dann auf den Berg Tabor gestiegen, von wo aus die geblendeten Jünger Christus sich in die Lüfte erheben sahen. In den Fluthen des Jordans hätte ich mich gebadet, dann hätte ich in Canaan geruht. Aber diese frommen Träume haben mich weit abwärts geführt, ich bin der Wirklichkeit entfremdet, mit Mühe finde ich mich in Moldania zurecht. So fliegt meine Seele immer dahin, wo sie nicht seyn kann, so ist das, was sie sich denkt, schöner als das, was sie sieht.

Konstantinopel.

Die freundliche Hausfrau trug mir an, mit mir in einem Zimmer zu schlafen, sie entkleidete mich selbst, und drückte mir vielfach durch Zeichen ihr Wohlwollen aus. Um drei Uhr Morgens schifften wir uns in einem Boote nach Konstantinopel ein. Das Morgenroth stieg purpurfarben aus den Meeresfluthen, ihm folgte golden die Sonne. Erst bei den Prinzeninseln verloren wir die asiatische Küste aus dem Gesicht, und wandten uns dann hinüber nach Byzanz. Es war vier

Uhr Nachmittags geworden, als die ehemalige Kaiserstadt herrlich und groß aus den Wellen des Bosphorus hervortauchte. Ich begrüßte sie mit schlagendem Pulse, mit einem freudigen Ach! mit dem leuchtenden Blick des Entzückens, das ihr entgegenflog.

Erst waren die Formen der Häuser und der Moscheen, die Ufer, Skutari, Pera und Konstantinopel in nebelartigen Umrissen unsicher zu erkennen, dann aber entwirrte sich das Gemählde, und wir erkannten deutlich die Sophien-Kirche in ihren vielfachen Kuppeln, mit den vier daranstoßenden Minarets und den feenartigen Lustpavillon der Sultanstochter im Meere, der auch »Leandersthurm« genannt wird. Zwischen hohen Cypressenwäldern zeigte sich das Serail und seine vergoldete Pforte, die den Eingang von der Seite des Meeres, wo das Serail in einer Spitze zuläuft, verschließt. Zu tausenden glitten die schmalen Barken, die hier Kaik genannt werden, zwischen Skutari, Konstantinopel und Pera hinüber und herüber. An dem Horizonte lief der von christlichen Kaisern errichtete Aquädukt. — Immer größer erschien die Stadt, immer bunter und klarer ward das Gewirre. — Bei sinkender Abenddämmerung in Pera gelandet, fanden wir nicht ohne Mühe eine Wohnung. Wir folgten durch dunkle, enge und stinkende Straßen den Trägern, die unser Gepäck leu-

chend die Anhöhe von Pera hinanſchleppten, und langten endlich erſchöpft im Hôtel de l'Europe an, das ein Italiener bewirthſchaftet, und in dem wir uns auf vortrefflichen Betten von der langen Reiſe und dem letzten mühſamen Gange ausruhten.

Am Morgen in Pera.

Ich habe aus meinem Fenſter die herrliche Ausſicht auf den Kanal, den eine Menge Kaiks beleben, und ſehe mir gegenüber Konſtantinopel, das wie an einer Anhöhe aufſteigend gebaut ſcheint. Hinter der Spitze des Serails, in einiger Entfernung, zeigen ſich die Prinzeninſeln azurblau im Meere ſchwimmend. Ueber dem Meere reicht der ſchneebedeckte Olymp hoch in die Wolken. Mir gegenüber liegt die mahleriſche Küſte von Natolien. — Geſtern, wo die Luft ganz beſonders klar war, erſchienen die Gipfel des Olymps ſo ſchneeig weiß, als wenn ſich das weißeſte Tuch darüber ausgebreitet hätte; das Abendroth tauchte die Höhe in purpurrothe Farbe und blendete, indem ſie zur Flamme zu werden ſchien, die kaskadenartig in das Thal herabzuſtrömen drohte. — Der Blick auf Skutari iſt überaus mahleriſch; dieſe ganze Küſte erhebt ſich, mit grünem Teppich bezogen, und zeigt die Pracht der aſiatiſchen

Vegetation. Dazwiſchen wird das Auge von dem leuchtenden Leanderthurm angezogen, deſſen goldene Spitze ſich im Bosphorus abſpiegelt. Wenn nur der Gedanke an das Verderben, das hier überall durch Willkühr droht, wo die individuelle Sicherheit ewig in Gefahr, und der Einzelne durch kein Geſetz geſchützt wird, nicht ſtörend in dieſes herrliche Bild träte und ſeine reizenden Züge verzerrte! — Ich bin früh aufgeſtanden, ich bereite mich vor, nach Konſtantinopel hinüberzuſchiffen; zuerſt aber muß ich Dir ſchreiben. Eben iſt die Sonne über Skutari aufgegangen, ſie hat die Nebel zertheilt, die auf der aſiatiſchen Küſte florartig ruhten, und wirft ihre glühenden Strahlen auf die Spitze des Serails, das mit ſeinen ſeltſamen Kioſks am Ufer ſich hinzieht. Ein ſolcher Anblick verwirklicht wenigſtens auf Augenblicke das Ideal des Schönen, das wir Alle in uns tragen, er erhebt und befriedigt und lehrt uns ſehen, da wir meiſt nur flüchtig ſchauen, und gefühllos gaffen. Und ſo hat mich denn der Verluſt eines geliebten Weſens, der Schmerz über den Tod, bis hieher nach Konſtantinopel geführt! Gott, das fühle ich hier im Angeſicht der heiligen Sophienkirche, wird uns in dem Entzücken ſeiner Ewigkeit vereinigen; wir werden ſeine Worte vernehmen, die Wahrheit ohne Betäubung begreifen, wir werden erfahren, warum wir hienieden ge-

trennt wurden, und in den Schauern des Verſtändniſſes werden unſere Schmerzen ſich in Freuden wandeln. Warum klage ich alſo? Du haſt deinen Weg vollendet; ich gehe ernſt dem Ziel entgegen; biſt du nicht glücklicher als ich, der du die lügenhaften Worte der Menge nicht hörſt, der du nicht weißt, was Täuſchung, was Betrug iſt? — Gewiß liebt dich Gott, da er dich hinwegnahm, da er deine zarten ſchwankenden Füße auf goldene Wolken ſtellte, da er dich der irdiſchen Hülle entführte, die ſo ſchmerzerfüllt iſt. Die Länge unſerer Pilgerſchaft wird nach unſern Kräften gemeſſen: ich will die meinen nutzen, die Wunden, die ich an mir trage, ausheilen laſſen, und denken, daß das Licht der Erfahrung nicht zu theuer bezahlt werden kann.

Viele Reiſende vergleichen die Lage von Konſtantinopel mit der von Neapel. Ich liebe dieſe Vergleiche nicht; ſelbſtſtändig, ohne Nebengedanken die Wunder der Schöpfung anſtaunen, ſcheint mir würdiger, als alle Größen und Weiten mit mathematiſcher Genauigkeit zu meſſen.

Das Serail wird von mächtigen Mauern umſchloſſen; rund um dieſelben herum läuft ein kleiner ſchmaler gepflaſterter Weg, den die Wellen des blauen Bosphorus umſpielen. Ueber die hohen Mauern hinaus ragen die majeſtätiſchen Cypreſſen, und die vergoldeten Kup-

peln des eigentlichen Sultanpalaſtes, der in ſeiner Größe, umgeben von Kiosks, von Häuſern und Fontainen, einer Stadt gleicht. Von der Spitze des Serails aus überſieht man Pera, das in großer Häuſerzahl terraſſenförmig in die Höhe ſteigt, und hie und da von Cypreſſen, in bunter Unregelmäßigkeit, beſchattet wird. Wir landeten nicht weit von einer Kaſerne, dicht neben einer Fontaine, die in Form einer indiſchen Pagode ihr kühlendes Waſſer dem ſchweißbedeckten Wanderer bietet. — Die türkiſchen Bootsleute, die alsbald uns als Laſtträger dienten, ſind ausgezeichnet ſchöne Männer, deren poetiſcher Anzug noch die Poeſie ihrer regelmäßigen Züge erhöht. Sie tragen weite faltenreiche Beinkleider, die durch einen bunten Gürtel über den Hüften gehalten werden, der Hals und die Bruſt bleiben von dem aus roher Seide gewirkten, im Winde mit ſeinen weiten Aermeln flatternden Hemde unbedeckt. Auf dem Kopf, der bis auf etwas Haar in der Mitte ſo glatt geſchoren wie eine Hand iſt, tragen ſie das rothe Feß, das den Turban erſetzt, und eine anſchließende Müze von Tuch mit einer ſeidenen Troddel iſt. Ihre Kaiks gleichen ganz den Böten der Wilden, ſie ſind lang und ſchmal, von verſchiedener Größe, aber ſo leicht umzuwerfen, daß die Franken ſich bequemen müſſen, in ihnen wie die Türken auf dem Boden zu ſitzen, um ſo das

Gleichgewicht zu erhalten. Da die Communication von Pera nach Konſtantinopel vermittelſt dieſer Kaiks bewerkſtelligt wird, ſo ſind ſie zu tauſenden in dem Bosphorus anzutreffen. — Gleich beim Eingange in Pera, das ganz einer kleinen elenden Provinzſtadt gleicht, trifft man auf Eßläden, Barbier- und Tabackbuden, die gleichſam einen Bazar bilden, und vor denen die herrenloſen Hunde, die ſchaarenweiſe herumlaufen, eben ſo ihr Weſen als die Türken treiben.

Abends.

Wir haben uns vielfach in der Stadt umgeſehen. Zuerſt die Moſchee des Sultan Mahmud, dann vor lieblichen Fontainen vorbei, die unſern Gartenpavillons mit vergoldeten Gitterfenſtern gleichen, hinüber nach Konſtantinopel. — Ich hatte Mühe, das Zimmer zu verlaſſen; die Sehnſucht nach Ruhe war vorherrſchend, die Krankheit, die Neugierde heißt, ſchwieg vor dem Gefühle einmal wieder, abgewendet von der Unruhe der Reiſe, einen Blick in ſich ſelbſt thun zu können. Zwar kann auch innere Sammlung auf dem Pferde und im Wagen ſtattfinden, aber ſie iſt anders wie die, die der Divan in träumender Ruhe zuläßt. Wenn dort die Erinnerung, öfters durch äußere Gegenſtände abgezogen,

die Seele nicht erdrückt, nur berührt, wenn die Thätigkeit der Bewegung, das Wechseln der Außenwelt den Abgrund nicht ergründen läßt, den der Schmerz in unſere zerſtörten Hoffnungen gegraben hat, ſo erhebt alsbald die Vergangenheit ihre bunte Geſtalt in der Stille eines Zimmers, in der Gewißheit, viele Tage der Sammlung vor ſich zu haben, ſo findet ſich die Seele auf einmal wieder allem Erduldeten gegenüber, und es koſtet ihr Mühe, von ihren Gebilden hinweg auf das materielle Leben zurück zu kommen. Das Erſte, was mir in Konſtantinopel aufſtieß, war der Begräbnißort der Sultane, in Form eines viereckten Zimmers, in deſſen Raum die Särge neben einander aufgeſtellt ſind. An dem Haupte der Särge ſind die Turbane angebracht, türkiſche Shawls dienen als Decken. Ehrerbietig bleiben die Türken vor den Begräbniſſen ihrer Herrſcher, inmitten der Stadt gelegen, ſtehen. Sie weihen ihnen nicht ſelten ein Gebet, öfters noch Blicke der Neugierde.

Das Serail des Sultans iſt von den Mauern des ehemaligen Byzanz umgeben. Wenn dieſe Steine Leben und Sprache gewännen, wie groß wäre unſer Entſetzen über die Gräuel, die in dieſem Serail verübt worden ſind! Mein Auge haftet unwillkürlich auf dem blutigen Punkt in der neueſten türkiſchen Geſchichte, auf

der Ausrottung der Janitscharen, die, vierzigtausend an der Zahl, in einer Nacht das Leben einbüßten. Dieser Janitscharen-Mord, der längst in der Politik Mahmuds beschlossen war, weil er ihm das Morgenroth einer neuen Epoche, der große Schritt der Barbarei zur Civilisation schien, ward durch einen unbedeutenden Vorfall, durch einen Streit zwischen einem ägyptischen Officier und einem türkischen Soldaten herbeigeführt. Der Sultan setzt sich an die Spitze seiner Truppen, er durchreitet die Reihen der aufgeregten Janitscharen, die sich weigern, ihre Aga's anzuerkennen; ihre Zahl beläuft sich auf vierzigtausend, sie haben sich auf dem Hippodrome versammelt, der Sultan gebietet Feuer, ... vom Kugelregen auseinander getrieben, eilen sie in die Kasernen; diese werden verrammelt und angezündet, nicht ein einziger Janitschar entrinnt. Der Sultan glaubt sich frei, weil er einen Feind bezwungen, er nimmt den Gedanken für die That: aber wie der Kopf der Hyder, wächst aus diesem Grab eine neue Macht hervor. Er ist gezwungen, sein Volk zu zermalmen, um seine Wiedergeburt zu fördern.

Ich trete in den ersten Hof des Serails, dann in den zweiten. Er ist von mehreren Kiosks, von den Wohnungen der Wächter, der Eunuchen und Sclaven umgeben. Springbrunnen und hochstämmige Platanen

wehren hier der ermattenden Hitze des Tages; aber so sehnsüchtige Blicke ich hinüber nach den ernsten Cypressengängen sende, so berauschend auch der Südwind mir die Düfte fremdartiger Blumen aus den vergitterten Gärten bringt, so gern ich das Innere des Gebäudes sehen würde, es ist mir nur erlaubt, im Vorhofe zu weilen. Hier ruhe ich auf einer Bank, indeß die Männer, von einem Soldaten geführt, mit Limonade bewirthet werden. Als ich so dasitze, verloren in der Betrachtung, was Konstantinopel einst gewesen, was es jetzt ist, nähert sich mir ein Eunuche, so gräßlich häßlich, daß ich kaum ihn für einen Menschen halte. Ich muß aufstehen, ihn zu grüßen, er grinst mich fürchterlich an. Unmittelbar darauf sehe ich eine Sclavinn des Sultans in einem Wagen, von einem Eunuchen bewacht, in den Hof rollen. Dieser Wagen, in länglichter Form, völlig wie ein Kasten verschlossen, in dem von hinten eine kleine Treppe hinaufführt, hat nichts mit der Form unserer Wägen gemein.

Die türkische Münze, dicht an den ersten Vorhof des Serails stoßend, interessirte mich wenig; es zog mich zur Sophienkirche. Unwillkürlich drängt sich der Gedanke bei ihrem Anblick auf, daß sie ihr Daseyn einer sinkenden Periode der Kunst verdankt; riesenartig aufgethürmt, eine Masse ohne schöne Form, gleicht sie

zwar in ihrer Größe faſt der St. Peterskirche zu Rom, aber die ſpitzigen, in Holz künſtlich geſchnittenen (?) Minarets, die ſich weit über die Kuppeln hinaus in die Lüfte wie Schiffsmaſten erheben, verwiſchen den Gedanken an einen chriſtlichen Tempel, und prägen in ihrer außergewöhnlichen Erſcheinung das Bild Mahomeds und ſeiner Religion in die Seele. Der Vorhof der Moſchee iſt mit herrlichen Bäumen und mit mehreren Fontainen geziert, an denen die Türken ihre Waſchungen vornehmen, ehe ſie die Moſchee betreten.

In dem Vorhofe der Moſchee von Bajazet befindet ſich Conſtantins leeres Grab. Es iſt von Porphyr, und ſcheint ein Ueberreſt aus Epheſus zu ſeyn. Die Aſche des Erbauers Konſtantinopels iſt mit den türkiſchen Herrſchern zuſammen in einem jener Monumente verſchloſſen, die wie Kiosks geformt ſind, und die die Türken alltäglich mit Blumen ſchmücken.

Gräulich und herzzerreißend war mir der Anblick des Sclavenmarkts. — Die unglücklichen Geſchöpfe, Weiße und Schwarze, werden öffentlich an den Meiſtbietenden verkauft, und ſchlechter als bei uns die Thiere behandelt. Viele, die ich hier ſah, trugen ſchwere Ketten an den Füßen, weil ſie zu entfliehen geſucht hatten. Die Häßlichen gehen unverhüllt einher, die ſchönen Frauen werden in kleinen Löchern, gleich Käfigen, ver-

ſchloſſen gehalten und durch Makler verkauft, da ſie ſelbſt nicht gezeigt werden. — Ohne Schauder betritt wohl kein Europäer einen Ort, wo aus dem Leben und der Freiheit der entehrendſte Handel gemacht wird. — Auch dieſer Markt bildet einen Hof, in deſſen Mitte eine Fontaine plätſchert, und um den rund herum kleine hölzerne Behältniſſe angebracht ſind, in denen der Kaufmann dieſe fremdartige Waare hält. Nicht ſelten ſieht man unter dieſen erhandelten und zu erhandelnden Frauen ſchöne ausdrucksvolle Geſichter, mit langen herunterhängenden pechſchwarzen Haaren und einem vollendeten Körperbau. Ihre Arme beſonders ſind ausgezeichnet ſchön; ſie tragen weite grobe Hemden, und hüllen ſich, wenn es kalt iſt, in wollene Decken. Sie ſind das Bild der Bewußtloſigkeit und der Apathie; groß gezogen in dem Gedanken, daß ſie zum Verkaufen geboren ſind, finden ſie ihr Schickſal keineswegs bedauernswerth, und nur wenn eine Mutter von ihrem Kinde getrennt werden ſoll, fließen Thränen. Der Käufer unterſucht die Sclaven, die er kaufen will, wie wir etwa ein Pferd unterſuchen würden, er blickt ihnen in den Mund, um die Güte ihrer Zähne, ihr Alter und ihre Geſundheit zu erforſchen, er befühlt ihnen den Kopf, die Bruſt, die Hüften, und nur wenn er ſich hinlänglich von ihrer Brauchbarkeit überzeugt hat, kauft er

sie. Neger und Negerinnen sind zu den geringsten Preisen zu haben. Theuerer sind die Abyssinierinnen, am theuersten werden die Circassierinnen verkauft, die sich durch ihre majestätische Schönheit auszeichnen. Ist man unzufrieden mit einem Sclaven, so schickt ihn die Herrschaft auf den Markt, wo er dann einer andern anheim fällt. Zuweilen kaufen Türken alte unbrauchbare Sclaven, und ernähren und pflegen sie, um Gott wohlgefällig zu seyn. — Der Preis einer schönen Circassierinn ist zwischen drei bis fünftausend Franken. Die Neger werden mit drei bis fünfhundert Franken bezahlt.

Dieser Sclavenmarkt läßt mir einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Meine Augen füllen sich mit Thränen, wenn ich mir die Menschen, diese Abbilder Gottes, in dieser Verwilderung denke. Zwar wird den hier Handelnden vergeben werden, denn sie wissen nicht, was sie thun, aber wie sollten wir, die wir an das Fortschreiten der Menschheit glauben, nicht verletzt durch den Gedanken seyn, daß es in Europa ein Stück Erde giebt, worauf die Jahrhunderte noch keinen Stein vorgerückt haben!

Nicht weit von dem Sclavenmarkt befindet sich der Bazar, der noch ein Bau aus der Römerzeit ist, und in dem die türkischen, armenischen und persischen Kauf-

leute unbeweglich neben einander an beiden Seiten rauchend ſitzen, und in völliger Geiſtesruhe abwarten, bis ſich ein Käufer ihnen nähert. Hie und da weiten ſich die Galericen, die von einem gepflaſterten Weg durchſchnitten ſind, und bilden einen runden Platz, auf dem eine Fontaine plätſchert. Die Maſſe von Waffen, von Lederarbeiten, türkiſchen Shawls und Teppichen, Pfeifen, Geſchmeide, golddurchwirkten Stoffen, Zucker- und Parfümeriebuden iſt nicht zu zählen. Schweigend drängt ſich hier tagtäglich die Menſchenmenge durch, die mehr gafft als kauft, und die meiſt aus verſchleierten Frauen beſteht, die zu Fuß oder zu Wagen ihr Auge auf dem bunten Gewirre mit Wohlgefallen ruhen laſſen. Mehrmals wurde ich von ihnen angehalten, betaſtet und belächelt. Die Säule des Konſtantin und der Obelisk des Theodoſius ſtechen ſeltſam gegen die Wohnungen der Ungläubigen ab, daneben ziehen ſich die Begräbnißplätze, in der Mitte der verſchiedenen Stadttheile gelegen, bis hart ans Meer hinab, und verſammeln unter ihren melancholiſchen Cypreſſen die rauchenden Frauen, die auf Teppiche gelagert, von kleinen Negerſclaven bedient, ihren Kaffee in behaglicher Ruhe einſchlürfen.

Von dem Seraskierthurm hinab überſieht man ganz Konſtantinopel, Pera, Skutari und Galata, deſſen Häuſermaſſe ſich am fernſten Horizonte hinzieht. Ein ma-

gischer Anblick! Dieſes Meer, dieſer Hafen, dieſe Stadt, dieſe reich verzierten Moſcheen von himmelhohen Cypreſſen beſchattet, geben immer neue Bilder, neue Eindrücke. — Die Häuſer ſind entweder roth oder ſchwarz angeſtrichen, und werden meiſt von Feigenbäumen oder Cypreſſen überragt, die in dem kleinen Gärtchen, das jedes Haus beſitzt, gepflanzt ſind. Sie ſtechen von dem Hippodrome und dem Atmeidan ab, als wenn ſich hier Europa von Aſien ſcheiden wollte. Das Meer Marmora und daneben der Kanal, den unzählige Barken beleben, umſpielt das Serail, und bietet an Schönheit Alles, was ein Landſchaftsmahler je von grünlichem Waſſer, durchſichtiger Luft und himmelhohen Bäumen geträumt haben mag.

Am Morgen.

Nach achttägigem Aufenthalt hieſelbſt habe ich eine ziemlich richtige Idee von dem Innern einer Stadt bekommen, die die Neugierde der Europäer ſo oft ſchon gereizt hat, und deren geheimnißvolles Treiben ihnen doch immer verborgen bleiben wird, denn das, was ſie wie wir davon geſehen, ſind Bruchſtücke, von denen man auf das Ganze ſchließt. — Dieſes jedoch wird uns ewig Geheimniß bleiben, eingehüllt in dunkele Schleier

des Aberglaubens und unbezwinglicher Vorurtheile, verborgen dem Auge der Ungetreuen, wie die Türken die Christen nennen, vor diesen um so sorgsamer verborgen, als sie uns, trotz unserer Civilisation, mit Verachtung, als weit unter ihnen stehend, ansehen. Kleine Knaben warfen mich neulich mit Kieselsteinen, weil ich mit einem grünen Schleier auf der Straße ging. Sie riefen unwillig, mit Rache erfüllt: eine Ungetreue trüge Mahomeds Farben. — Türkische Frauen blieben stehen, lachten und zeigten mit Fingern auf mich, da ich meinem Mann den Arm gab. »Wie unanständig,« sagten sie, »eine Frau mit einem Manne, und so zärtlich!« — Vielleicht war ihr Spott auch Neid; denn ihre Stellung ist so sclavisch, daß sie sich unmöglich zufrieden fühlen können, wenn sie das Bessere auch nur ahnen, nicht kennen. Diese verhüllten Gestalten auf den Gassen, diese Gesichter, von denen nichts als die Augen zu sehen, diese langen Gewänder, die gänzlich den Wuchs verstecken, machen den Eindruck von Nonnen, die dem Leben und der Freiheit Lebewohl gesagt haben.

Man hatte uns zwar versprochen, uns die Erlaubniß auszuwirken, die St. Sophienkirche zu sehen, aber nicht Wort gehalten. Als wir nun eines Tages die Straßen von Konstantinopel durchstreiften, stand die

Thüre der Moſchee offen, und da es grade die Stunde des Gebets war, und die Anweſenden auf den Knieen in Andacht verſunken lagen, traten wir leiſe und unbemerkt ein. So genoß ich den herrlichen Anblick einer tauſend fünfhundertjährigen Kirche, deren Erbauer Reichthum, Kunſt und Zeit an ihr verſchwendet hatten, deren Erinnerungen groß und erhaben, ob auch herzzerreiſſend ſind, an deren Altären einſt chriſtliche Kaiſer betend gekrönt wurden, und deſſen heiliges Kreuz von Mahomed eigenhändig von der geweihten Stätte herabgeriſſen wurde. So habe ich jene Kuppeln geſehen, von denen das Licht in dieſe Rieſenkirche fließt, jene Moſaike auf Goldgrund, von denen alte Geſchichtsſchreiber reden, die Säulen, die Kaiſer Juſtinian erbauen ließ; ſo habe ich nun das Denkmahl geſehen, das faſt allein noch aus der alten Kaiſerzeit übrig iſt, an dem der Glaube wie der Aberglaube geriſſen hat, und das unvergeßlich in meiner Phantaſie wie ein brennender Punkt daſteht. — Welch einen Eindruck mögen dieſe tauſend Lampen in ihrer buntfarbigen Pracht, mit ihren goldenen und ſilbernen Zierrathen in den Feſtnächten und in den Stunden des Abendgebetes machen! — Wie herrlich würde hier der Geſang der chriſtlichen Sänger und eine helltönende Orgel das Ohr erquicken!

Als ich am andern Tage wieder vor jener offenſte-

henden Thüre vorbeiging, zog es mich hinein, und ich glaubte unbemerkt wie geſtern zu ſeyn. Schon hatte ich die Schwelle erreicht, als ein Thürſteher mit fürchterlichem Schreien und drohender Gebehrde auf mich losſprang, und mich ſicher unſanft berührt haben würde, wenn nicht unſer Dragoman ſofort mich in Schutz genommen hätte.

Zuweilen Abends, wenn der Mond ſein ſchneeiges Licht auf die Erde goß, habe ich mich auf den Peraſchen Begräbnißplatz, der bis in das Meer hinabreicht, unter dem Schatten der hohen Cypreſſen niedergelaſſen und ſchwermüthige Blicke auf die Grabſteine um mich mit ihren geheimnißvollen Inſchriften geworfen. Wenn dann der Lärm des Tages ſich in ſanfte Stille aufgelöſt hatte, das Rauſchen des Meeres zu mir drang, und mir hie und da ein Muetzlin die Stunde von den Minarets herabrief, wie wohl ward mir dann! — In leichten Schattenbildern zog ein Ereigniß nach dem andern an mir vorüber; ich vergaß mich, indem ich an Andere dachte. Vorzugsweiſe dachte ich an Soliman, deſſen Seele wohl zarte Gefühlsfäden gehabt hat, da er um das Andenken ſeines Sohnes, den ihm die ſchöne Roxelane gegeben, noch im Tode zu ehren, einem Haufen Sklaven und Sklavinnen die Freiheit gab, damit ſie

Thränen der Dankbarkeit in die ſeines Schmerzes miſchen möchten.

Ich begreife die Schmermuth der meiſten hier anſäſſigen Fremden. Tiefeingreifend ſind die Entbehrungen, die der Europäer täglich und ſtündlich erduldet; alle Communicationen ſind erſchwert, und die Entfernungen ſind ſo groß, daß man Jahrelang auf Bücher und dergleichen zu warten hat. Die Schönheit und der Reichthum der Natur, die dunkelblaue Farbe des Meeres, das Rauſchen der Cypreſſen, die betäubenden Wohlgerüche des Jaemins, der Olymp, das Singen der ſchmachtenden Nachtigall in den hochſtämmigen Roſenbuſchen — das Alles entſchädigt nicht für das, was ein an geiſtige Genuſſe gewöhntes Herz hier jeden Augenblick ſchmerzlich und immer ſchmerzlicher entbehrt. Es macht nicht die Sehnſucht ſchweigen, die vergebens nach einer gleichgeſtimmten Seele ſucht, es macht nur ſtechender den Contraſt, mit dem was iſt, und mit dem was ſeyn könnte. Ein Paradies und keine Menſchen, menſchenähnliche Weſen, deren Leben kein Leben, nur Begierde nach dem iſt, was bei uns kaum der Betrachtung werth ſcheint.

Die Türkei, als Land, iſt vielleicht eines der geſegnetſten der Erde. Es iſt das ſchönſte und reichſte, das man ſich denken kann, wenn man das Land als Erdſtrich

betrachtet. Menschenhände aber haben nichts für die reiche Natur gethan, die allein schaffend und groß gewesen ist. Ganze Strecken sind unbewohnt und selten bebaut. Was die Landschaft reizend macht, was sie belebt, das sind jene Karawanen, die sich langsam vorwärts bewegen, jene buntfarbigen Gewänder der Einwohner, die im Winde flattern, jene hohe Cypressen, welche die Grabsteine mit dem Turban und der bunten Inschrift umgeben, die überall rieselnden Fontainen, an denen der Reisende Erquickung findet, und die nicht selten von betenden Muselmännern um die Mittagsstunde umgeben sind, nachdem sie sich vom Staube in ihrem krystallenen Wasser gereinigt haben. — Die Entfernung von einem Ort zum andern wird nach Stunden gezählt, und zwar nach denen, die der langsame Schritt eines Kameels zurücklegt. Hie und da befindet sich ein Khan oder Kaffee, wo die Pferde ausruhen und der Reisende von seinem Mundvorrath zehrt. — Oft haben wir die Schönheit der Einwohner, mehr aber die der Griechen als der Türken, bewundert. Die Greise, mit ihren weißen, tief hinabfließenden Bärten, ihre Stellungen, wie ihre Gewänder, erinnern an die biblischen Gemählde, welche die italienische Schule liefert. Die blühende Gesichtsfarbe, die Regelmäßigkeit der Züge, die Formen der Griechen in der Jugend und

Kraft, haben mich mehr als einmahl entzückt. Widerlich ist die Gewohnheit der Türkinnen, sich die Nägel, zuweilen auch das Gesicht, zu färben. Ihre Apathie und ein gänzlich erloschenes Auge, Müssiggang und Unwissenheit, von denen wir in diesem Maaße keinen Begriff haben, geben den Einwohnern oft den Anstrich traueriger Entnervung.

Fürchterlich mag die Pest unter diesen Menschen wüthen, fürchterlicher noch sind die Feuersbrünste, die wie Lavaströme sich in die engen Straßen ergießen.

Von der Schönheit der Lage dieser bunten Moscheen und ihrer zahllosen Minarets kann sich nur der einen Begriff machen, der dies Alles selbst gesehen hat. Wie hat mich das Serail mit seinen goldenen Thoren entzückt, wie wunderschön erscheinen mir die Kiosks am Ufer, die Gärten, von hohen Mauern umgeben, und die vergitterten und vergoldeten Fenster, die die Eifersucht bewacht, und hinter denen wohl manches zitternde Herz verschmachtet ist. Schauerlich und trübe Ahnungen erregend trieben Leichname dicht an den Ufern des Serails, auf denen Raubvögel sich krächzend ein Mahl suchten. Barbarei und wilde Eifersucht bieten sich hier täglich die Hände, Gräuelthaten werden verübt, geduldet und gerechtfertigt. Es ist, als wenn der Zufall

regiere, als wenn von keinem Geſetze und von keinem Rechte die Rede ſeyn könne.

Die Frauen des Sultans ſind meiſt vollendete Schönheiten. Er hat ſieben legitime, und zahlloſe Sklavinnen, die ihm zum Theil bei ſeiner Thronbeſteigung geſchenkt ſind. Der Koran verſpricht dieſen gequälten Geſchöpfen im Paradieſe ewige Schönheit, und ſagt, daß ſie, wahrſcheinlich als Lohn für ausgeſtandene Leiden, nicht mit ihren früheren Gebietern vereinigt werden ſollen.

Die Feſtlichkeiten für die Vermählung der jungen Sultaninn mit Halil-Paſcha ſind angeordnet. Der Bosphorus wird dreizehn Tage hindurch erleuchtet; es ſollen glänzende Feſte gegeben werden. Der feierliche Zug, der die Geſchenke des Bräutigams der Braut zuführte, und die aus türkiſchen Shawls, aus koſtbaren Stoffen, aus goldenen mit Diamanten gezierten Pantoffeln, aus zahlloſen Schüſſeln voll Confitüren, aus ſilbernen Schüſſeln und Gefäßen beſtanden, wurden von hundert Trägern getragen, welche die Gaben, die mit Flor und Bändern geziert waren, auf den Köpfen hielten, und ſo die Stadt durchzogen. Auf dem Rückwege begegneten wir dem Sultan, von ſeinen Paſcha's umgeben, zu Pferde. Ein ſchöner, braunbärtiger, obgleich ſtreng ausſehender Held, der unſern Gruß nur bemerkte,

nicht erwiderte. Wie lange wird er noch leben? — Da er in ewigem Streit mit ſeinem Volke, unverſtandene Neuerungen einführen will, die ihm, vom Glück verlaſſen, mißlingen, die ihm mißlingen müſſen, da ſeine Paſcha's ihn verrathen, die Gränzvölker empört ſind, und er mit brennenden Augen den Verfall ſeines Reichs anſieht, ohne Kraft genug zu haben, die Träume ſeines Genies in die Wirklichkeit treten zu laſſen.

Ich komme von einer Fahrt nach Bujukderé zurück. Am frühen Morgen in Pera eingeſchifft, glitten wir, vor Tophana und ſeiner Kaſerne vorüber, aus dem Hafen hinaus, der voll flaggender Schiffe, heute mehr als ſonſt durch Kaiks belebt war. Die Matroſen der Kriegsſchiffe ſind wie die türkiſchen Soldaten mit rothen oder blauen Jacken bekleidet, die Officiere tragen braune Ueberröcke und den Feß, der bei denen, die im Dienſte des Sultans ſtehen, jezt den Turban erſezt. Jenſeits Tophana an der aſiatiſchen Küſte liegt das Luſtſchloß Beglierbey, das der Sultan vorzugsweiſe gerne bewohnt. Nichts in Europa iſt mit dieſen feenartigen Paläſten zu vergleichen, die von mauriſchem Zierrathe von goldenen Gittern und Galerien umgeben, eine verwirklichte Mährchenwelt vorführen. — Wir

haben uns nahe genug am Ufer halten können, um hie und da einen Blick in die Gärten und in die Häuser zu thun. Von fünf zu fünf Minuten wechselt das Gemählde. Der Bosphorus hat Stellen, wo er, zwischen zwei hohe Felsenreihen eingeklemmt, einem reißenden Strome gleicht. Er schlingt sich in zahllosen Wendungen um die hohen, reich bebauten Ufer, und wird erst bei Terapia und Bujukderé wieder breiter, wo er dann im raschen Laufe dem schwarzen Meere zueilt. Hohe Bäume erheben sich auf den Bergen Terapia's, und beschatten die Paläste des französischen und des englischen Ambassadeurs. Daneben breitet sich die schöne Wiese von Bujukderé mit ihrer Platanengruppe aus. Elegante Quais ziehen sich an dem breiter werdenden Ufer hin. Der Riesenberg und der Olymp erheben sich auf der asiatischen Seite, der Palast des russischen Ambassadeurs lehnt an einen Garten, der in Terrassen eingetheilt, den Berg umzieht. Jenseits hatte sich eine Menge türkischer Weiber auf dem Rasen gelagert: sie belebten die Landschaft, indem sie sich, umflossen von ihren langen weißen Schleiern, wie schneeige Blumen auf dunkelm Grunde ausnahmen.

Die Anhöhen hinter Konstantinopel, die Pera und Galata tragen, drängen sich nicht weit von der Stadt zusammen, und erlauben dem Meere, nur mit einem

Arme in ihre grünenden Wiesen hinein zu greifen. — Ganz am Ende von Konstantinopel zeigt sich zuerst eine Moschee, dann ein schöner Palast, der den Sultaninnen bestimmt ist. — Garten und Kiosks bedecken das Ufer. Das Meer wird immer schmaler und schmaler, es wird zum plätschernden Bach, der sich zwischen Blumen verliert. Dieser bezaubernde Ort, mit seiner idyllischen Ruhe, heißt die süßen Wasser. Er ladet zum Nachdenken, zum Schweigen, zum Träumen ein. Früher liebte Mahmut diesen Ort, allein seitdem in dem Kiosk, der am Ufer steht, seine Favoritinn starb, hat er ihn nicht mehr betreten. Die Gärten sind klein, aber blumenreich. Eine Gesellschaft türkischer Frauen hatte sich hier für den Tag niedergelassen, weiterhin schwammen Schwäne, Kinder tanzten nach den Tönen eines Dudelsacks. Unser Drageman declamirte uns einige türkische Liebeserklärungen, nach denen zu urtheilen, die Türken allerdings eines poetischen Aufschwungs fähig sind. Hier ein Bruchstück:

„Mein Blatt ist heilig genug für deinen Namen.
„Am Gewölbe des Himmels prangt er in Sternen.
„Ihnen bringe ich meine Gebete, zu ihnen hebe ich
„meine thränenschweren Augen empor; sie blitzen immer
„neue Flammen und Gluth in meine, von dir allein er-
„griffene Seele, die in dieser einzigen unaustilgbaren

»Leidenſchaft ihres Daſeyns ihre Beſtimmung findet.
»Die Sterne ſind allgegenwärtig: darum wird, wo
»ich auch athmen mag, der Altar meiner Anbetung
»flammen. — Ueberall kann ich vor ihm die Seligkeit
»und die Schmerzen meiner Liebe ausweinen. Wie lo-
»ckend ſpricht der Frühling mit ſeinen tauſend Zungen
»zu allem Leben! — Komm, Biene, liſpelt die Linden-
»blüthe, ſauge mir Honig aus dem duftenden Buſen.
»Komm in meine Schatten mit deiner Klage, o Nach-
»tigall, ruft die zitternde Cypreße; — zu ſich winkt
»den fröhlichen Schmetterling die Roſe, die Lilie. Zu
»mir — ſpricht nur das Grab.«

Am Bord des engliſchen Schiffes Lavinia.

Seit faſt vierzehn Tagen warten wir vergebens auf den Südwind, der uns in das ſchwarze Meer führen ſoll. Wir hatten uns mit einem griechiſchen Schiffer beſprochen, unſere Effekten an Bord bringen laſſen, und uns endlich bei einem ſchwacher Süd, der ſich erhob, ſelbſt dorthin begeben. Allein die Strömungen im Bosphorus waren ſtärker, als der Wind; unſer griechiſches Schiff ward ergriffen, und ſtatt den Kanal hinauf, zurück nach den Prinzeninſeln geführt, wo es ankern mußte. Der Südwind dauerte einige Stunden,

dann trat wiederum Nordwind ein, der alltäglich und aufs ſtärkſte bläſt. Einige Tage blieben wir auf dem griechiſchen Schiffe, dann entſchloſſen wir uns, in einer Barke den Kanal zu befahren, und ein anderes, beſſeres Schiff zu wählen, das wir endlich nach vielen Mühſeligkeiten vor Bujukdere fanden. Von ihm ſchreibe ich Dir. Wir hatten gegen Abend das engliſche Schiff Lavinia erreicht, das vor Bujukdere wieder hatte vor Anker gehen müſſen, und das, günſtiger im Kanal gelegen, uns hoffen läßt, bald das ſchwarze Meer zu erreichen. Schnell mit dem freundlichen Kapitain einig geworden, eilten wir in unſerm Kaik zurück, um unſere Effekten aus und wieder einſchiffen zu laſſen. — Ehe wir Pera erreicht hatten, wo wir ein größeres Boot nehmen wollten, war es gänzlich dunkel geworden. Unſer Begleiter, ein Bedienter aus dem Gaſthofe, ſprach kaum drei Worte türkiſch. Unſere muſelmänniſchen Bootsleute gaben uns durch Zeichen, und mit Worten, die man uns überſetzte, zu verſtehen, ſie wollten uns nach den Prinzeninſeln, nicht aber unſeren Begleiter bringen. Darüber hatten ſich mancherlei Matroſen am Ufer verſammelt, und da ſie engliſch und italieniſch ſprachen, konnten wir uns leicht mit ihnen verſtändigen. Die ſagten dann, wir ſollten uns unſeren türkiſchen Bootsleuten nicht anvertrauen, ſie hätten es auf unſer

Leben abgesehen, es sey nichts Ungewöhnliches, daß man die Christen plündere und ins Meer würfe, wobei sie fortwährend die Gebehrde des Strangulirens machten. Als wir so, ungewiß was zu thun, unter diesen Haufen halbwilder Menschen in der Dunkelheit dastanden, sahen wir uns plötzlich von vier bewaffneten Soldaten umringt, die uns zwangen, mit ihnen in die Wache zu kommen. Wahrscheinlich hielten sie uns für verdächtiges Gesindel. Als wir in der Wache anlangten, wollten uns die Soldaten veranlassen, unsere Schuhe auszuziehen, und so baarfuß, in tiefster Unterwürfigkeit, vor ihren Obern zu erscheinen. Wir protestirten stark, und es ward uns gestattet, chauffirt vor dem rauchenden Herrn Lieutenant zu treten. Dieser verwies uns auf die Polizei, wo sich denn endlich das Mißverständniß dahin aufklärte, daß es nicht erlaubt ist, in der Dunkelheit die Spitze des Serails zu umschiffen. Man gab uns mit unserer Freiheit die Weisung, in Pera zu übernachten. Tags darauf hatten wir unsere Reiseanstalten getroffen, und die Lavinia nahm uns auf. Seitdem haben wir einmal die Anker gelichtet, haben vergeblich gesucht, das wenige Meilen von hier gelegene Meer zu erreichen, und warten von Neuem auf den Südwind.

Herrlich liegt vor uns ausgebreitet Buyukdere und

die asiatische Küste. Die Lustschlösser des Sultans schimmern in aller reichen Vergoldung. Nicht weit vom Ufer befindet sich die Wiese, auf der Gottfried von Bouillon unter den Platanen lagerte. Schneebedeckt zeigt sich in der Ferne der Olymp, — kaum aber habe ich Sinn für alles dieses: ich kann nur an die Trennung von Dir denken, die immer schwerer auf mir lastet, je weiter sie sich vor mir ausdehnt.

Es giebt Augenblicke der Selbstsucht, wo man nur das eine Gefühl hat, sich in sich selbst zu verschließen, und wo man kein höheres Glück kennt, als das, seinen Mitmenschen zu entfliehen. — Du bist das einzige Herz, an dem ich mich unbedingt zuweilen ausgesprochen und ausgeweint habe; dennoch sind es nur Augenblicke gewesen, weil ich meistens aus mir und meinem Gefühl ein Geheimniß gemacht, welches ich Gott allein anvertrauen zu können glaubte. — „Seit einiger Zeit fühle ich mich befriedigter, und bin deshalb gesprächiger; es ist, als wenn die Flamme, die manchmal nur Rauch war, von Neuem hell auflodern wollte, — als wenn diese magische Natur um mir mich zur Freude erweckte. Heute Morgen athmete ich mit Wonne die Frühlingsluft ein, die den Jasmin und die Rose vol-

lig erſchließen. Die Sonne brennt wie im Sommer, die Luftwellen um mich duften nach Veilchen, Schmetterlinge flattern vom Ufer bis zu meinem ſchwimmenden Hauſe. Alles redet mir von Hoffnung und Glück; ich habe groſſe Luſt, hoch in den Bergen hinter Belgrad Gott mit einem überfließenden Herzen für ſeine Wohlthat zu danken. Wer noch Erwartungen und Wünſche hat, der iſt weit davon, mit dem Leben fertig zu ſeyn. ... So will auch ich denken, daß die Zukunft mir noch Güter bewahre, daß auch ich noch beſitzen, auch ich noch gewinnen könne. Das Unglück iſt wie eine dröhnende Muſik, deren Töne nach und nach verhallen, und die endlich dem Ohr nur eine Aeolsharfe ſind; — ich fühle dieſe Wahrheit, und will ſie benutzen. Warum ſollte ich nicht die Freude, die das Heute mir bietet, annehmen, und die Furcht von mir weiſen, die das Morgen erweckt.

Wie wenig vermag der Menſch über und für den Menſchen; wie gering iſt ſein Einfluß, wenn er mit Beiſpiel, mit Erfahrung, mit Wort und That vorausgehen ſoll. Der einzige wahre Wegweiſer iſt die innere Stimme, die ein Jeder von uns in ſich trägt, und die bald Gewiſſen, bald Tugend, bald Stolz iſt.

Der größte Zauber, der in den Erinnerungen liegt, iſt derjenige, der uns unſere Kindheit wieder vorführt. Wir lieben uns in dieſer ſchuldloſen Vergangenheit, in den Träumen einer zwölfjährigen Einbildungskraft, in den Hoffnungen, die wir damals ins Leben hinaustrugen. Später bemitleiden wir uns, aber wir lieben uns nicht mehr.

Ich habe oft im Leben die Bemerkung gemacht, daß die Frauen im Allgemeinen eine wahre Wuth haben, ihre Seele in Thränen und Klagen auszubauchen, daß ſie »Scenen« lieben und nur zu gerne ſich ſelbſt rühren, um ihr Publikum weinen zu machen. Wird denn dieſes Laſter des Scheinen-Wollens nie aufhören, wird es nie ernſte und wahre Naturen geben, die ſchweigend ihren Schmerz tragen, und gleich muthigen Reiſenden auf dem ſteinigten Lebensweg ohne Klage fortſchreiten?

Weiſt Du, was mich bis zu Thränen bringen und mein Herz krampfhaft zuſammenziehen kann? — Das macht mich weinen, wenn auf theuern Lippen der Vorwurf ſich gelagert hat, und ſie ſchüchtern ihn nicht ausſprechen, weil ſie nicht verwunden wollen. O dieſer Vorwurf, der wie ein heißes Eiſen in die Seele fährt, iſt deshalb ſo bitter, weil er unverdient iſt, weil ich

fühle, daß ich bereit bin, in jeder Minute mein Leben für ein Lächeln, für einen Händedruck hinzugeben.

Es ist ein trauriges Gesetz der Natur, daß einjeder, nachdem er den Tag in Thränen, in unnützem Geschwätz, in Glück oder Armuth hingebracht, Tiraden ausgesprochen und Scenen gemacht hat, die Nachtmütze übers Ohr ziehen muß. Mir däucht, es ist nichts Demüthigenderes für eine auf Poesie Anspruch machende Seele, als das Gebundenseyn an die Materie, das im höchsten Gemüthsaffect, Essen, Trinken und Schlaf befiehlt.

In diesen Tagen der Erwartung bin ich oft nach dem Rosenthal gewandert, das kaum eine halbe Stunde von Bujukdere, voll krystallreinem Wasser, voll Rosenduft und Nachtigallengesang ist. Neben einer Gruppe Platanen ist ein Kaffee angelegt, wo die Armenier mit ihren Frauen und Kindern die Abendkühle suchen. Etwas weiter oben im Thal befinden sich zwei kleine Seen, deren Oberfläche vom Winde gekräuselt wird und in denen Goldfische schwimmen. — Die Natur, die Stille, die meist in ihr herrscht, der Gesang der Nachtigallen, die sich zu tausenden in den Gipfeln der Bäume sammeln, die wunderbar mondhellen Nächte, das Leuchten

des Bosphorus, das Alles ladet zur Betrachtung und zur innern Einkehr, zu jenem dolce far niente ein, das der Südländer überall, der Türke aber vorzugsweise, übt. — Es ist eigen, wie überall am Ufer des Kanals, sich Gruppen von Männern, von Frauen, von Kindern lagern, die stumm auf das Plätschern der Wogen, oder auf den Gesang der Vögel achten. Rauschende Vergnügungen kennt der Türke nicht, — seine Hauptwonne ist Ruhe. Er sitzt da, stundenlang fast ohne Bewegung, und schlürft bald eine Tasse Kaffee, bald den duftenden Rauch seiner Pfeife ein.

Ich habe eine Fahrt nach Constantinopel und in die öffentlichen Dampfbäder gemacht, in denen die türkischen Frauen ganze Tage zubringen, in denen sie essen, trinken und rauchen, und die ihnen ein Asyl für ihre Tyrannen sind. Die Bäder bestehen aus verschiedenen mit Marmor belegten Sälen, von denen der eine der Abkühlungssaal ist, und der die Frauen, nach abgehaltenem Bade, auf weichen Divans empfängt. Was man im Orient ein Bad nennt, hat nichts mit unsern europäischen Bädern gemein; es ist von keiner Wanne die Rede; die Männern haben Hähne, so die Badenden öffnen, sich darunter stellen, und sich so lange mit Wasser begießen, als sie Lust haben. — In diesen Bädern, deren letzter Saal unausstehlich heiß

war, und in dem die nackten Geſtalten mir faſt widerlich erſchienen, ſah ich zuerſt das türkiſche Coſtüm der reichen Claſſe. Es beſteht aus einem weiten faltenreichen Beinkleide, das am Fuße mit einer goldnen Spange gehalten wird, und worüber ein von Gold- oder Silberſtoff gewebtes Kleid fällt. Die Bruſt iſt ganz entblößt; je mehr Buſen und Bauch eine Frau hat, für deſto ſchöner gilt ſie. Ueber das Kleid wird eine reichgeſtickte Goldjacke gezogen, die, eng anſchließend, geſchlitzte Aermel hat. Der Haarputz beſteht aus Perlen und Goldketten, die aber ſo geſchmacklos angebracht ſind, daß ſie eher entſtellen, als ſchmücken. Die Füße ſind nackend, und nur mit reichgeſtickten Pantoffeln bekleidet. Meiſtens hört man in dieſen Badſtuben ein unanſtändiges Gelächter, oder auch eine übeltönende Muſik, die einem vollends die Ohren zerreißt. Oft werden Spiele vorgenommen, an denen jedoch nur die Jüngern Theil nehmen. Weniger als ſechs bis acht Stunden dauert kein türkiſches Bad.

Bujukderé.

Wir haben unſer Schiff verlaſſen und bewohnen die ruſſiſche Ambaſſade. Hinter dem Palaſte erhebt ſich der Garten, in dem ich mehr als in den Zimmern

lebe. — Die türkiſchen Dichter nennen die Nachtigall Bülbüll, »den Geliebten der Roſe.« Für dieſe Blume, ſagen ſie, flötet der Sänger lauer Sommernächte ſeine zärtlichſten Lieder. Die Roſe, Königinn der Gärten, lauſcht erröthend ſeinem Geſange. Fern von den Winden des Nordens wird ſie von dem Hauche ewiger Frühlingsluft umſpielt.

Wirklich habe ich an den Ufern des Meers, umleuchtet von dem Glanze des Mondlichts, öfters den Duft der Roſe, deren Stämme ſich über zwölf Fuß erheben, wie berauſchend, eingeathmet, und die ſchmachtende Nachtigal beym Plätſchern der Wogen melancholiſch in den blüthenſchweren Zweigen der Frucht- und Syringabäume flöten gehört. — Wenn ich zwiſchen den Büſchen der Myrthe und des Oleanders einherging, wenn der Bosphorus und ſeine leuchtende Fluth ſich vor mir ausbreiteten, wenn die Delphine in gewaltigen Sprüngen das Meer theilten, wenn es rauſchte in den Wipfeln der Cypreſſen, dann fühlte ich mit Byron, der ſagt:

»Ich habe wenig gelebt, aber ich habe oft den Kelch der Freude, öfter noch den des Schmerzes geleert!« —

Verſchwenderiſch hat die Natur die Ufer des Bosphorus, den Kanal, der von der Spize des Serails bis

weit über Bujukdere hinausgeht, und das Meer Marmora mit dem Schwarzen Meer verbindet, mit hohen Bergen, mit blüthenschweren Bäumen, mit Landspitzen, tief in die Fluthen hineinreichend, und mit Landhäusern und Kiocks aller Art so mannigfach geschmückt, daß dieser Strich Landes mit nichts in der Welt, selbst nicht mit Genua, Neapel und Messina, zu vergleichen ist.

Fürchterlich, als wenn es in der Tiefe koche, sind die Strömungen im Kanal. Leicht wie Nußschaalen die schnabelartigen Böte der Türken, die in den verschiedenen Richtungen den Kanal durchschiffen; nicht ohne Gefahr, und oft dem Umwerfen ausgesetzt, sind diese Fahrzeuge, die eher für das unzerstörbare Phlegma der Muselmänner, als für die Franken gebaut scheinen, denen es wohl unmöglich wäre, stundenlang in derselben Stellung am Boden des Fahrzeugs zu sitzen.

Von Tophana aus kommt man vor dem Lustschlosse des Sultans Dulmah Bakschee vorbei, das im chinesischen Geschmack gebaut ist, und an das sich ein herrlicher Cypressenhain (in ihm Bäume von sechs Fuß im Umfange) anreiht. Hier befindet sich auch der Palast der Sultaninn-Tochter, die Halil-Pascha heirathet. Der Sultan schickte seinem künftigen Schwiegersohn einen Dolch und folgenden Brief an seine Tochter:

»Fürstinn! ich gebe Dir diesen Mann für Dein Vergnügen, und diesen Dolch für Deine Rache!« —

Mit dem Brief und dem Dolch versehen, dringt der Bräutigam in das Zimmer der Sultaninn. Er erklärt ihr kniend seine Leidenschaft, sie erhebt sich mit Verachtung; aber nachdem sie den Brief des Vaters gelesen, ruft sie: sein Wille geschehe! — Darauf zieht sie sich in ihr Gemach zurück, der Bräutigam folgt ihr im Staube kriechend, bis an die Stufen ihres Bettes. — Er wird bei der leisesten Klage der Sultaninn verurtheilt: bei einem Anschein von Untreue hat sie alsbald das Recht, ihn erdrosseln zu lassen. Er darf keine andere, als sie zur Frau haben, und ist seines Harems vor der Hochzeit beraubt.

Einmal waren wir in Belgrad und sahen dort das große Behältniß, welches das süße Wasser nach Constantinopel durch hochgewölbte Leitungen bringt. Der Wald von Belgrad zieht sich über dreißig Meilen am Meere hin, und besteht meist aus Eichen, Kastanien und Platanen von seltner Schönheit. — An seinem Eingange liegt ein griechisches Dorf mit reichen Wiesen, die ein Flüßchen bewässert.

Die Festlichkeiten, die der Hochzeit Halil-Pascha's vorangehen, haben ihren Anfang genommen. Wenn es dunkel geworden ist, entsteigen die Häuser,

dicht am Meere gelegen, zu hunderten im hellſten Lichterglanze, von bunten Lampen umflimmert, den rauſchenden Fluthen, gleich Feenſchlöſſern, und ſchimmern und glühen, daß es an Zauberglanz gränzt. — Die Illumination beginnt an der Spitze des Serails, und endet erſt weit über Bujukdere hinaus. Von der Terraſſe der ruſſiſchen Ambaſſade kann ich von der einen Seite nach Conſtantinopel, von der andern nach dem Schwarzen Meere blicken. Der Garten iſt mit buntfarbigen Lampen erhellt, die in den Zweigen der Bäume und der Roſenbüſche hängen. Die türkiſche Flotte iſt ausgelaufen; ſie bildet eine Feuerlinie, die meilenweit reicht. Die Maſten und die Strickleitern ſind mit Lichtern geſchmückt und haben faſt das Anſehen, als ſtünden ſie in Flammen. Auf den aſiatiſchen Bergen ſind groſſe Feuer angezündet, die Kuppeln der Moſcheen lodern, hie und da hört man lärmende, türkiſche Muſik, eine Rakete ſauſt in die Lüfte, der Himmel zeigt ſich in wunderbarer Abwechslung, bald feurig und hell, bald graulich und ſchwarz, endlich erliſcht die magiſche Beleuchtung und das ſanfte Licht des Mondes, der ſich hinter dem Rieſenberg erhebt, gewinnt die Oberhand.

Wenn es kalt in der Türkei iſt, bringt man die

Hälfte des Tags am Kohlenbecken zu. Dieſes ſteht unter einem großen viereckigen Tiſche, der mit Blech gefüttert iſt, und der mithin nicht in Flammen gerathen kann. Ueber den Tiſch fällt eine dickwattirte Decke bis auf den Boden hinab, die Tandur heißt. Um dieſen Tiſch herum ſitzt meiſt die ganze Hausgenoſſenſchaft, indem ſie mit den Händen die Decke aufhebt, und ſich darunter mit dem untern Leib, den Füßen und den Händen ſteckt. — Wenn die Frauen nicht rauchen, ſo käuen ſie einen erweichten, wohlriechenden Maſtir, mit dem ſie wunderliche Töne zum Vorſchein bringen.

Wir ſind heute Abend, umweht von den Sommerdüften einer mondhellen Nacht, nach jener Wieſe hinüber geſchifft, auf der Gottfried von Bouillon im Jahre 1097, vor ſeiner Ankunft in Jeruſalem, lagerte. Mit Bewunderung habe ich jene ungeheuern Platanen betrachtet, an denen die Jahrhunderte vorübergegangen ſind, und die in ihrem Schatten den frommen Gedanken an die Helden des Chriſtenthums aufnehmen, die mit dem Kreuz auf der Bruſt und dem Muth in der Seele, Habe und Gut, Frau und Kind verließen, um das Grab des Erlöſers zu befreien, und die heilige Erde vor jedem fremden Eingriff zu wahren. Ich liebe

dieſe Helden, die für ihre Religion Opfer zu bringen wußten; ich preiſe ſie glücklich; ſie haben das Entzücken genoſſen, das den ergreift, der für ſeine Ueberzeugung, für ſeinen Glauben ſtirbt. Gewiß hat Gott ſie vorzugsweiſe mit Liebesblicken umleuchtet, denn die da glauben, werden ſchauen, es wird denen viel vergolten werden, die viel geliebt haben. — Die Nacht war ſo ſchön, ſo friedlich und ſo duftend, daß ich mich unwillkürlich von meinen Begleitern entfernte. Kein König der Erde beſitzt einen reizendern Garten als dieſen, Bäume von dieſer Pracht, und einen ſo ſanft auf- und abſteigenden Raſen. — Es war mir, als ſey ich in irgend einem Zauberlande angelangt; der Horizont wetterleuchtete, der Rieſenberg mir zur Seite ward zuweilen wie mit Licht übergoſſen. Ich fiel bald in einen träumenden Zuſtand; mit Schmerz dachte ich, daß dieſe ſchöne Erde, auf der einſt ſo groſſe Menſchen gewandelt haben, entheiligt iſt, und die ernſten Angelegenheiten der geiſtigen Entwicklung dem Gewinn und dem Eigennutz gewichen ſind. Zwar erheben ſich zuweilen mahnende Stimmen, zwar dringt der leuchtende Strahl der Wahrheit in unſere Bruſt, aber er verliſcht, da der Augenblick wirkt.

Morgens.

Die Delphine ſpringen dem ſchwarzen Meere zu, der Südwind bläſt, wir eilen auf unſer Schiff, das die Seegel öffnet und den Anker lichtet. Mit naſſen Augen nehme ich Abſchied von der edlen Fürſtin H. und ihrem Manne. Ihre Bekanntſchaft, die Gaſtfreundlichkeit, mit der ſie uns ihr Haus geöffnet, die Liebe, Sorge und Aufmerkſamkeit, mit der ſie uns umgeben haben, die vielen Stunden, die wir in ihrer erquickenden Nähe genoſſen, bleiben unverlöſchlich in meinem Gedächtniß. — Wenn ich meiner Pilgerſchaft gedenke, wenn die Wunder Stambuls und ſeiner Umgebung, der dunkele Bosphorus und die Düfte des Roſenthals ſich meinem innern Auge darbieten werden, dann werde ich vor Allem der liebenswürdigen, geiſtreichen Menſchen gedenken, die ich hier traf. Sehnſuchtig werde ich auf die Abende blicken, wo ich mit der lieblichen Fürſtinn am Ufer des Meers wandelte oder an ihrer Seite im traulichen Zimmer ſaß; gerührt werde ich mich ihrer Worte, ihrer Wünſche, ihrer Theilnahme erinnern. — Ich bin am Bord; unſere Freunde von wenig Wochen ſtehen abſchiedwinkend am Ufer, langſam bewegt ſich unſer Schiff vorwärts. Ich fühle mich beengt, ich ſcheide ungern von dieſer ſchönen Erde, meine Gedanken fliegen zurück,

ich überblicke noch einmal das herrliche Aſien. Es verdient von einer andern, als von meiner Feder beſchrieben zu werden, es hat einen Dichter, die begeiſterten Geſänge eines Genies, verdient.

Und ſo nimm mich denn auf, brauſendes Meer, das meine Heimath für eine kurze Zeit ſeyn wird, trage mich ſanft an die ruſſiſche Küſte, beſchütze die ſchwimmende Wohnung, welche über die Wellen hinweggleitet, vor Allem aber beſchütze die, die mit mir ſind und die ich liebe.

Verbesserungen.

Seite 5 Zeile 10, statt lichter lies: kühler.
— 11 — 2, st. den einfachen lies: der einfache.
— 11 — 2, von unten, st. Sollenche lies: Gallenche.
— 12 — 8, von unten ist hinter Quellen wegen einzuschalten.
— 12 — 3, von unten, st. Landebourg lies: Lans le Bourg.
— 20 — 4, von unten, st. gezimmerst lies: gezimmert.
— 23 — 3, von unten, st. jedem lies: jeden.
— 29 letzte Zeile, st. einem lies: eines.
— 37 — 10, st. ihren Toques lies: ihrer Toque.
— 41 — 8, st. war. Da lies: war, da.
— 57 — 9, st. Santo lies: Sarto.
— 63 — 3, von unten, st. ist, lies: sind.
— 68 — 11, st. an die, lies: an der.
— 72 — 8, st. diesen lies: diesem.
— 83 — 11, st. sind, lies: ist.
— 107 — 4, von unten, st. Lazeroni, lies: Lazerone.
— 113 — 4, von unten, st. Ancelot, lies: Amelot.
— 116 — 1, st. vorzustellen lies: darzustellen.
— 119 — 7, von unten, st. umspiegelt lies: umspielt.
— 148 — 2, st. Morillo lies: Murillo.
— 150 — 2, st. Bekannte lies: Bekennte.
— 163 — 1, st. verzehren lies: verzehre ich.

Vom zwölften Bogen an haben die Aushänge-Bogen nicht nachgesehen werden können, daher die in diesen vielleicht übrig gebliebenen, von einer nicht ganz deutlichen Handschrift herrührenden Fehler entschuldigt werden.

[illegible] 3772

Ein Tagebuch.

Von

Therese.

Verfasserin der Briefe aus dem Bade.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1842.

Die Sterne sind erloschen, frische Morgendüfte spielen mit den erwachten Lerchen, der ferne Himmel glänzt in jugendlichem Roth. Ich gehe langsam die Höhe hinan; mein Gesicht glüht, meine Augen sind voll Thränen. »Also heute soll ich Dich wiedersehen, meine Schwester« — mehr vermochte ich nicht auszurufen. Mein Herz war zu voll, meine Liebe zu groß. Mir war wohl, wie dem ersten Menschen beim Aufgang des Schöpfungsmorgens; alle Adern des Lebens glaubte ich in meinem Herzschlag zu fühlen, jedes Lüftchen hätte ich küssen, über einen Schmetterling weinen können. Als ich oben war, begrüßten mich die ersten Strahlen der heraufbrechenden Sonne; bis zur Hälfte sah ich sie kommen, dann wandte ich mich. So oft mich schon als Kind das Schauspiel des Aufgangs auf die höchsten Berge gezogen hatte, so war es mir nur selten möglich zu warten, bis die volle Sonnenscheibe herauf war. Ich eile fort, hinab in ein Gärtchen, wo

mir beim Eingang Veilchendufte entgegendringen. Zwei Beete zeigen weiße und blaue Crocus, die gelben umschließen sie. Etwas weiter bemerke ich eine kleine Erhöhung, wo Kresse die Worte bildet: Gedenke mein! — »O treten Sie nicht darauf,« tönt eine liebliche Kindesstimme. Ich bemerke ein schönes Mädchen, das in einem Buche liest. »Was ist Dir das Liebste, gutes Kind?« »Mein Berg,« erwiederte sie; »meine Mutter haben sie auf dem Kirchhof begraben und einen Stein darauf gesetzt und Worte darauf geschrieben; weil ich mich aber auf dem Kirchhofe fürchte, so habe ich mir dies da gemacht, wobei ich recht oft sitze und aus diesem Gesangbuche lese, das mir meine liebe Mutter vor ihrem Tode geschenkt hat.« — »Gieb mir einige Veilchen und nenne mir Deinen Namen.« — »Mein Name ist Marie, und wenn Sie mehr Veilchen haben wollen, so kommen Sie wieder, wenn die Knospen sich geöffnet haben.« — Schweigend nahm ich die Veilchen; die Erinnerung an Vergangenes zog lustig vorüber, sie führte mich in meine Jugend zurück. »Je jünger der Mensch,« hatte damals ein greiser Freund mir gesagt, »desto größer ist seine Sehnsucht nach dem Tode, gleichsam eine Sehnsucht nach der fernen Heimath, die er noch nicht lange verlassen hat. Später, wenn die Ideale nicht mehr die Welt um-

ſchwärmen, wenn auch die Erde zum Wohnort geworden iſt, wenn die eigene und die fremde Liebe, die eigene und die fremde That eine irdiſche Zukunft verkünden, dann wird die Anhänglichkeit an das Leben warm und wärmer. — Wenn Du getrennt von mir biſt, und ich allein bin mit meinen Erinnerungen und mit meiner Hoffnung, dann laß mir den Glauben, daß Du gut bleibſt, tugendhaft und wahr. Schütze die Ideale, die wie Sterne an Deinem innern Himmel glänzen, laß ſie Dir nicht rauben durch den Verſucher. Deiner Pflicht bleibe ergeben mit Deinem ganzen Weſen; bemühe Dich, durch glückliche, durch beglückende Handlungen in Deinem nächſten Kreiſe ihrer hohen Anforderung Dich würdig zu zeigen. Bewahre Dich vor dem flachen Geſchwätze der Welt, gewinne wegen der Blume den Sumpf nicht lieb . . . Wahrheit im Fühlen und im Denken ſey Dein Ziel, denn nur ſie kann glücklich machen.« — So hatte der greiſe Freund geſprochen. Hatte ich ſein Wort hoch gehalten? war ich den Weg, den er mir zeigte, gegangen? . . . Stürmiſche Fragen drängten ſich, ich ſprang von meinem Sitze auf, rief von geheimer Sehnſucht getrieben: »Helene!« »Thereſe« erwiederte das Echo — wir lagen uns in den Armen.

Welche die Gewalt iſt, die die Seele zu Grübeleien antreibt, immer däucht mir, iſt es die Aufgabe des Lebens, die Wahrheit zu ſuchen, nicht an menſchlichen und kirchlichen Geſetzen allein zu hangen, ſondern die Größe, die Gerechtigkeit Gottes im Nachdenken, in der Ueberzeugung zu finden. Nicht ſelten entſteht durch dieſes Suchen Widerſpruch und Zweifel, ein ſich Losringen vom Gewöhnlichen und Hergebrachten, das Schmerz gebiert, aber wie viel öfters entſteht auch Glaube und Hingebung, die wie himmliſche Tropfen tagtäglich auf die dürſtende Seele fallen und in ihr Knospen höherer Art zur Bluthe bringen. Die Vorgänger Chriſti, die großen heidniſchen Philoſophen, haben den Gott der Gnade, des Lichts und der Größe nur auf andern Wegen wie ihre Nachfolger gefunden. Geht daraus nicht Hochachtung für das menſchliche Geſchlecht hervor, das, in welchem Jahrhundert es gelebt, dennoch das Hohe erſehnt, das Bedürfniß der Wahrheit empfunden hat? Der menſchliche Geiſt gelangt dahin, ſich in verſchiedenartige Formen zu zwängen, aber ſein eigentliches Weſen, der Kern ſeines Weſens bleibt ewig derſelbe.

Was ſchön, aber was zugleich erſchreckend im katholiſchen Glauben iſt, iſt, daß es keine Mittelſtraße in ihm für ſeine Anhänger giebt. Sie ſind entweder

ganz Katholiken, d. h. sie gehören ihrer Kirche in allen ihren Symbolen an, oder auch sie sind ungläubig und voll Zweifel; denn wenn ihr Glaube ihnen nicht der allein wahre, der allein selig machende erscheint, so hören sie auf Katholiken zu seyn.

Wer könnte den Schmerz einer schmachtenden Seele schildern, die, zwischen Glauben und Unglauben schwankend, die Lehren der Kirche, der sie angehört, nicht mehr begreift; wie möchte ich ausdrücken können, was auch in mir vorgeht, wenn meine Gebete, von Zweifel durchzogen, statt zum Himmel zu steigen, auf die Erde zurücksinken!

Und doch liegt im Gebet, in dem Gespräch mit dem Unsichtbaren ein Trost, der alle Saiten des Herzens klingen macht. Man denke sich die Andacht der stillen Messe in der katholischen Kirche und in ihr die wunderbare Sehnsucht, die aus der Gemeinschaft mit dem Unsichtbaren hervorgeht. — Nirgends ist diese Gemeinschaft klarer als in dem unvergleichlichen Buche des Thomas a Kempis ausgesprochen, nirgends habe ich den Ausdruck einer so zarten, brüderlichen Liebe als in den Reden gefunden, die dieser außerordentliche Mönch mit Christus führte. Freilich gehört auch die Stille eines Klosters, das Abgezogenseyn von allen irdischen Verhältnissen dazu, um eine solche Liebe zu

erzeugen, die auf Flügeln der Andacht weit über weltliches Bedürfen ſich erhebt und den Schöpfer, nicht das Geſchöpf liebt. In der Welt zerſplittert ſich das Gefühl, in der Welt, von außen und von der Sinnlichkeit angeregt, iſt es faſt unmöglich, ſein ganzes Empfinden zu den Füßen des Herrn zu ergießen; aber in der Poeſie der Einſamkeit, in dem Dämmerungslicht der Kirche, in den ſchwellenden Tönen der Orgel übt die Religion ihre magiſchen Zauber: da zerfällt das Gebäude, das die Wünſche aufbauen, da wird die Ueberzeugung unerſchütterlich, daß der Menſch hienieden nur durch Ergebung, nur durch Demuth, nur durch Duldſamkeit Gott näher kommen, daß er nur dann das Rechte erlangen kann, wenn er ohne Klage leidet, ohne Murren wartet, ohne Leidenſchaft hofft! —

Es giebt Zeiten, wo man recht eigentlich darauf ausgeht, ſich um die Zeit zu betrügen.

Schmerz iſt göttliche Erziehung.

Das Land in ſeiner Einſamkeit, mit ſeinen in blauem Duft ſchwimmenden Bergen, in dem benebelnden Geruch der Nadelholzer, iſt tauſendmal ſchöner als die

Stadt, eben weil man hier ist, dort scheint, eben weil das Herz den peinlichen Druck peinlich empfindet. Unter meinem Fenster liegt ein kleiner Kirchhof, über den hinaus der Blick zu einer weiten Bergkette schweift. Umringt von neuen Grabeskreuzen steht die alterthümliche Kirche, daneben das Schulgebäude, woraus öfters ein unharmonischer Gesang, zur Bildung der jungen Kehlen und zum Preise Gottes, herüberschallt. Wie zur Entschädigung für diese Nachbarschaft wohnt unmittelbar unter mir ein Nordländer, den ich zwar nicht gesehen, den ich aber wegen der wundervollen Töne, die er dem Klavier entlockt, lieb gewonnen habe. Schon einige Nächte lausche ich diesen seltsamen Melodien bis nach Mitternacht und gebe dann, wie zum Danke, einige Accorde auf meinem Flügel zurück. Verschieden ist der Ausdruck dieser vermittelten Gefühle: bei mir geistiges Ringen, bei dem Unbekannten tief erschütternde Phantasien eines schmerzlich bewegten Innern. Unwillkürlich drängt mich die Neugierde zu fragen, wer dieser nahe, in seinem Spiele so fremdartige Mensch ist, aber ich unterdrücke sie, um dem Zufall nicht vorzugreifen, dessen mystische Laune ich achte.

Verwirrt von verschiedenartigen Vermuthungen schlief ich gestern ein, träumte von einem krystallenen See,

den ich durchfuhr, dann von einem seltsamen Raubthiere, das ich bezwang. Ich erwachte, nachdem die Sonne schon hoch stand, und verließ schaamroth die Stube, um den Meinigen nachzugehen. Obgleich voll Eile schaute ich auf der Straße zuerst nach dem Himmel, dann nach allen Seiten, damit ich, da ich ein wenig abergläubisch bin, eine gute Vorbedeutung für diesen Tag ausfindig machte. Siehe da, in der Nähe des Hauses vor mir, auf der Erde folgendes abgerissene Blatt:

»Weg mit den Spielsachen, die sie für das Heiligste des Menschen ausposaunen. Ihr Glaube und ihr Wissen, ihr Wollen und ihr Thun ist lauter Machwerk der Noth, selbstgefälliges Gaukelspiel, womit sie ihren Gott und ihre Freiheit zu täuschen wähnen. Da sie nicht eine einzige ihrer Kraft aus dem traumschweren Schlummer aufstehen zu lassen den Muth haben, so sind sie zu der Mattheit verdammt, dann eine Auferstehung zu hoffen, wenn sie längst vermodert sind. Aber wahrlich ich sage euch: die Posaune wird euch so wenig wecken, als es jetzt das Jammergeschrei der leidenden Menschheit vermag. Ihr werdet bleiben, was ihr gewesen seyd, Schutt auf der Erdrinde. Wer unter euch kann denn hören, wenn Gott euch ruft? Ihr bört ja unter dem Rollenspielen euch selbst

vergessen! Glaubt ihr aber, ihr betrogenen Betrüger, man hielte euch für das, was euer Aushängeschild verspricht? So wenig als einer im Wirthshause zum Kaiser Joseph den Kaiser finden wird, so wenig wird einer in dem, der das zarte Gefühl vorstellt, Sittlichkeit im Geiste, einen eignen Gedanken und in der Großmuth eine Ahnung von Aufopferung entdecken. Alles, womit ihr so groß thut, befällt euch nur von Ohngefähr, wie das kalte Fieber. Zwei Fragen machen mich stutzen: die über den Werth des Menschen und die über die Grenze des Fühlens, Denkens und Wollens beim Bedürfen des Unendlichen. Rücksichtlich der ersten konnte ich nie Grundsätze dulden, wahrscheinlich weil ich zu schwach oder zu frei war, Vorsätze mir zu bilden, und rücksichtlich der zweiten hat mich am meisten die Erfahrung betrübt, daß die rechten Genüsse bei ihrer Kürze kaum einen Theil der Anstrengung belohnen und nur die Aussicht auf Ermüdung eröffnen. O der Natur und der Menschen! — zuerst Lavaströme mit kaltem Herzen ausgegossen, dann mit unsagbarer Mühe nachgegraben, um vielleicht eine unterirdische Gasse mit erstarrten Leibern aufzufinden.

»Ein Hochgefühl, wie ihr es nennt, habe ich; es ist das, den Muth zu besitzen, mich selbst zu verlachen. Habe ich bis jetzt andere Menschen gefunden, als wie

die Muſivarbeiten des Exprovinzials Blank in Würzburg, nämlich aus Moos, aus Federn und aus Stroh?«

Hier endete das Blatt; ich nahm es, aber es war mir unmöglich, gottſelige Gedanken als Randgloſſen beizuſetzen. Ich achtete den unbekannten Menſchen, der wahrſcheinlich durch dieſen kleinen Erguß ſein beklommen aufgeregtes Gemüth erleichtern wollte, und bewahrte ſein Andenken und ſeinen Namen, den ich erfuhr, wie ein mir vom Zufall anvertrautes Geheimniß.—

Man ſagt vieles, was man nicht ſchreibt. Das geſchriebene Wort erſchreckt, weil es dem vorüberfliehenden Empfinden Conſiſtenz giebt.

Ich weiß, daß ich auf den Freund rechnen kann, wenn es darauf ankommt, das Schiff auf ſturmbewegtem Meere zu leiten; aber in den Sandwegen des Lebens läßt er mich allein den Karren ſchieben. Ob ich es tadeln, ob ich es loben ſoll?

Das Leben iſt alſo, daß es immer ein Stück Glück mit fortnimmt, wie das ſtrömende Waſſer, das an Bergen nagt. Am Ende der Tage wird man ſo bettelarm, daß man ſich nach Ruhe und Stillſtand ſehnt.

Viele Frauen haben das Bedürfniß, die Lücken ihres Daseins mit Worten auszufüllen.

Der erste Eindruck ist meist stärker, als die energischsten Vorsätze.

Rahels Briefe ermüden mich bisweilen, aber der männliche Geist darin, die Schärfe ihres Verstandes haben mich in Verwunderung gesetzt. Bettina ist liebenswürdiger, demüthiger, sie ist herzgewinnender, eben weil sie das vollste, reichste Herz hat.

Das Leben in seiner eisernen Nothwendigkeit erkaltet das Herz, das gezwungen wird, dem Augenblick und dem Erwerb zu leben. Die heißern Gefühle, die Ideale der ersten schwärmerischen Jugend, verlöschen, das Aeußere nimmt unsern Verstand, die Verneinung unserer geheimsten Hoffnungen die jugendliche Kraft in Anspruch. Früh geschlossene Verbindungen müssen den spätern weichen. Die Ehe, in ihrer exclusiven Gewalt, führt sichtliche Veränderungen in dem Gemüthe herbei. Und dennoch . . . sollte das, was mit dem ersten Erwachen unseres Herzens, mit der zartesten Sehnsucht des Daseyns, mit der Uebung unseres aufstrebenden Denkvermögens zusammenhängt, nicht wie

eine große, heilige Erinnerung uns überall hin durchs Leben begleiten?

Das ſchöne Jahr, das ich mit meinem greiſen Freunde in * * verlebte, machte mich zuerſt mit Plato und mit Shakeſpeare bekannt. Da waren zwei Rieſen aus der Vergangenheit zu mir getreten, die hatten mich mit gewaltiger Hand zu den Sternen gehoben. Wie durch einen Zauberſchlag waren meine innerſten Quellen geöffnet, das Waſſer des Lebens und des Verſtehens ergoß ſich in reinen Strömen. Nun iſt der Freund zwar hinüber, aber ſein Andenken lebt zwiſchen den Flammen von zwei unſterblichen Geiſtern im Heiligthum meiner Seele.

Als ich meinen greiſen Freund zuerſt ſah, als ich bewundernd ſeinen ſchönen freien Verſtand erkannte, da kündete mir eine Stimme im Innern an, daß ich eine Oaſe in der Wüſte gefunden habe. Ich eilte zu ihm und klagte ihm meine Sehnſucht; er war gut gegen mich, aber bei meiner Glut ſchien mir ſeine Ruhe Kälte. Unbegreiflich war mir Anfangs ſeine öfters pedantiſche Rede und die Reizbarkeit ſeines Gefühls, bei ſeiner klaren Anſicht des Lebens und der Wiſſenſchaft, ſo wie bei ſeiner Kraft des Willens. Allein

ſpäter, als ich einiges über ſeine früheſte Erziehung, ſo wie über vergangene Lebens- und Familienverhältniſſe erfahren hatte, wurde ich durch ſolche Zufälligkeiten nie mehr in dem Anſchaun ſeiner herrlichen Natur geſtört. Man brauchte nur einmal die rein menſchlichen Saiten in ihm zu berühren, um zu vergeſſen, daß ein Mann von drei und ſechzig Jahren da ſtand. Einen unſterblichen Geiſt glaubte ich zu ſehen, und ſo ward die Ueberzeugung feſt, daß das wahrhaft Große nicht untergeht, ſondern nur höher aufſteigt in verklärter Schönheit. Er beſaß einen ſicheren, in ſich geſammelten Verſtand, der von ſeiner Höhe das Spiel der Wellen beobachtete, der das Geiſtige als Hauptſache anerkannte und gleichgültig die Welt anſah, die immer tiefer in ſeiner Wagſchaale ſank. Das Alter, wie er es trug, iſt ſegensreich; es bietet den Schatz reicher Reſultate, giebt die Fülle der Erfahrung und drückt den Worten Güte und Milde auf. Wer aber den Stoff zu dieſem idealen Alter nicht in ſich trägt, wer nicht vom Geiſte der Wahrheit erleuchtet iſt, der wird den Genuß dieſes Alters nicht haben, dem wird es Aengſtlichkeitsgeiſt und Egoismus anhängen.

Oft ſprach er mir von einem theuren Jugendfreund, den er gehabt, mit dem er treu bis ans Ende der

Tage ausgehalten hatte. »Wem das Glück im Leben zu Theil ward, einen Jüngling zu lieben,« sagte er, »der hat die geistige Verklärung des menschlichen Gemüths genossen. So gewaltig die Flamme ist, die aus den Herzen der Geschlechter emporschlägt, so ist doch die der jugendlichen Freundschaft gewaltiger. Dort ist bei der Liebe immer Bestimmbarkeit durch sinnliche Eindrücke, Befangenheit durch einzelne Gefühle möglich, hier ist es einzig die freie Gunst des Willens, das gerechte Anerkennen des ganzen Menschen. Heraufgetaucht aus den Wogen der Ideale, umgürtet mit himmlischer Waffe, schön, muthig und frei tritt der Jüngling zu seinem Freunde. In seinem Händedruck schlägt sein Herz, in seinem Vertrauen pulsirt seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft. Ihr Glücklichen, die ihr solch einen Menschen euer nennen könnt, würdigt euern Besitz, ehrt die rücksichtslose Offenheit, habt Nachsicht mit den unerschlossenen Knospen. Und seyd ihr Männer, so lehrt, wenn ihr's vermögt, durch eigenes Vorbild oder durch Sprüche der Weisheit. Ihr aber, die ihr in der schuldlosen Jugend Verderbtheit, brütendes Sinnen und böse Zwecke vermuthet, ändert euren Wahn, denn ihr schauet wie Todeslarven in das Brautfest des Lebens. —

»Vielgeliebtes Vaterland,« rief zuweilen der Greis mit Entzücken aus, »treu, wie deine Ströme, Berge und Wälder, halten deine Jünglinge an dir. Der Gedanke an dich iſt Troſt in trüber Stunde und Verheißung einer ſchönen Zukunft. Die Liebe zu dir ſtählt den jugendlichen Arm und erringt Verzeihung deinen Irrthümern. Hätten die Drangſale der vergangenen Jahre keinen andern Nutzen geſtiftet, als die Stimmung der jetzigen Jugend, ſo wären jene großen Schmerzen nicht zu theuer erkauft. Die lächerliche Anmaſſung eitler Thoren iſt vorüber; der Rauſch, wo der Knabe den Jüngling und dieſer den Mann ſpielen wollte, iſt ausgeſchlafen. Beſcheidenheit, Fleiß und Ordnungsliebe ſind zurückgekehrt. Die Stimme der Natur, des Rechts und der Sitte iſt Volksſtimme geworden. Die Gottesſtimme ſpricht im Gewiſſen jedes Einzelnen. Will aber einer unter euch, ihr rüſtigen Kämpfer für Wahrheit, den Sturm einer unverſtandenen Zeit in das todte Meer des Verkennens und Haſſes reißen, ſo vergeßt nicht das Oelblatt der Friedenstaube, worauf ein fremder Geiſt geſchrieben hat: eine Liebe giebt es, die iſt ſtill wie die Natur, gläubig wie das ſterbende Auge eines Frommen, tröſtend wie die Zuverſicht einer

frommen Seele, ſtark wie der Tod, unvergänglich wie die Ewigkeit.«

Indem er mir vom akademiſchen Leben erzählte, pflegte er mir öfters zu ſagen: »Es giebt drei Arten Studenten. Eine, welche ſchwankend zwiſchen Rohheit und Kraft das Alte zu behaupten ſtrebt und durch Kleidung, Rede und Handlung den Renommiſten von Zachariä in lebendigem Andenken zu erhalten ſucht. Unter dieſer Art finden ſich viele tüchtige und brave Jünglinge, denen nichts, als die höhere Idee des Lebens mangelt.

»Die zweite Art möchte ich die vornehmen Galanterieſtudenten nennen. Sie bilden ſich nach dem franzöſiſchen Modejournal und nach Knigge's klaſſiſchem Werke: über den Umgang mit Menſchen. Dieſe haben von der Jugend nichts als die Jahre; ſie ſind meiſtens leer, anmaßend, falſch und ſchwach. Obgleich ohne Feſtigkeit, müſſen ſie erſt Süßigkeiten eſſen, um zart zu fühlen, und durch einen flammenden Roman oder durch Champagner ſich begeiſtern, um den Kraftvollen zu ſpielen.

»Die dritte Art umfaßt die, welche ſich bemühen, ein friſches und freies Jugendleben zu führen, Theil zu nehmen an allem Guten und Großen, was die alte und neue Zeit darbietet, und die durch ein edles

und anständiges Betragen, durch einen schönen, angemessenen Freiheitssinn, durch anhaltenden Fleiß und durch strenge Sitte beweisen, daß es möglich sey, die frohe Jugendlust mit dem erkannten Zweck für das bürgerliche Leben, so wie mit dem eifrigsten Streben danach zu verbinden. Lächelnd setzte mein greiser Freund nach solchen Beschreibungen hinzu, daß übrigens nicht Alle gute Schützen seyen, die grün gekleidet wären, und daß auch unter den Studenten solche seyen, die zwar Röcke anhätten wie die besten, und Redensarten im Munde führten wie die weisesten, die aber, ausgezogen, eine ärmliche Eitelkeit zeigten. — Der Grund davon läge darin, meinte er, weil die Studenten unter sich keine Gesellschaft bilden, sondern jedem die Theilnahme an diesem Zusammenseyn offen steht, und dann, weil falsche Propheten besser sind, als gar keine, und Ueberspanntheit besser als Abgespanntheit.—

Einmal, bei Gelegenheit einer kleinen Reise, kam ich durch **, das, wie bekanntlich, eine der besten Hochschulen Deutschlands ist. Nachdem ich die Merkwürdigkeiten desselben in Augenschein genommen hatte, wollte ich nun auch die Hauptmerkwürdigkeit, die Studenten, sehen. Meine Bekannten führten mich gegen Abend in einen öffentlichen Garten, wo ich viele Jünglinge hingestreckt auf den jungen Rasen, mit

offener Bruſt und heiteren Blicken ſah, friſch, als hätte der neue Frühling ſie geſchaffen, froh, als böte das Leben nichts, als Hoffnungen und Erfüllungen dar. Einer unter ihnen, auf einem großen Steine ſitzend, ſchien eben das Wort genommen zu haben, dem die Uebrigen aufmerkſam zuhörten. »Das iſt zwar ſehr klar,« hörte ich ihn ſagen, als ich näher hinzutrat, »an Lang'weile leidet jedermann, der Heilige am meiſten und Napoleon am wenigſten, und das iſt eben ſo richtig, daß derjenige ein ehrlicher Menſch iſt, der ſeine Lang'weile geſteht, oder anſpruchloſe Mittel ſucht, ihr entgegenzuarbeiten, derjenige hingegen ein Schuft, welcher durch bombaſtiſche Rede und arrogantes Gelehrtthun die ſeine zu bedecken ſich bemüht; aber dennoch ſoll der Burſche auf eine anſtändigere Weiſe ſeine Zeit hinzubringen wiſſen, als auf die gemeinſte, nämlich durch das Kartenſpiel, bei dem man dumm und ſchlecht zugleich wird. Ein Student, der dieſen Herz- und Kreuzdamen ſeine Zeit opfert, iſt im umgekehrten Verhältniſſe den oſtindiſchen Wittwen vergleichbar, die ſich zu dem Leichnam ihres Mannes auf den Holzſtoß legen und ihn ſelbſt anzünden, wähnend, es müſſe ſo ſeyn, das Nichtthun führe zur Verdammniß, auch wäre es eine Großthat, die nicht Jeder unternehmen könne. Solche Leute — Jünglinge darf man ſie nicht nennen —

verkaufen ihr Gemüth an den Meistbietenden. Wer am besten die höhern Funken ihres innern Lebens erlöschen, wer am schnellsten einige leidenschaftliche Empfindungen für das ruhige, besonnene Wollen ihnen geben kann, der hat sie. Und betrachtet nur diese aufgeputzten Herren, die da suchen durch weiße gefaltete Bruststreifen die innere Verkohlung zu verheimlichen, mit welcher Dreistigkeit sie ihr Urtheil über alles Große, es sey Mensch oder Gedanke, aussprechen! Von der Sprache ist ihnen entweder nichts geblieben, als wenige fließende Redensarten für die Gesellschaft und einige Kraftäußerungen für ihres Gleichen, oder sie sind, wenn sie am Farotisch das Gelübde der Trappisten beobachten, anderswo die unerträglichsten, oberflächlichsten Schwätzer, die bei einer mannssüchtigen Romanheldin den Marquis von Posa recitiren und von ihr für den Helden des Jahrhunderts gehalten werden.«

»Das mag noch hingehen,« nahm ein Anderer das Wort, »das, was Du rügst, ist nur Sache des Einzelnen, und der Einzelne ist kaum der Rede werth; aber wie, wenn schlechte Gewohnheiten wie Miasmen durch die ganze Hochschule hinziehen, und die beliebtesten Gebräuche nur endemische Uebel sind? — Nenne ich nur die stehenden Urtheile unter den Studirenden, und das Dictiren der Lehrer. Ist es nicht ein Jammer,

daß ein Urtheil über einen Menſchen oder über eine Sache, auch wenn es das ungerechteſte und abgeſchmackteſte iſt, von Generation zu Generation wie ein Fideicommiß übergeht, und daß der junge Sinn wie eine alte Chronik ſolch eine erbärmliche Tradition feſthält? Und — was das ſklaviſche Dictiren der vollen Stunde betrifft, ſo betrachtet zwar der Lehrer ſich und ſeine Zuhörer als Schreibmaſchinen, aber der Tadel fällt doch mehr auf letztere, da ſie jenen nach den voluminöſen Heften allein beurtheilen. Aber wenn der Jüngling in der frühſten und freieſten Zeit ſeines Lebens zum Abſchreiber ſich hergiebt, wenn er, auf die eigene Kraft des Begreifens und Nachdenkens verzichtend, zu träge iſt, mit den Wipfeln ſeines Lebensbaums zu rauſchen, dann darf er ſich auch wahrlich nicht beſchweren, wenn der Staat aus ſeinem Stamme Bretter ſchneidet, um Archive darauf zu ſtellen.«

»Dein Tadel iſt gerecht,« fuhr der, der zuerſt geſprochen, fort, »wir wollen uns immer mehr bemühen, durch eigene Geiſtesthätigkeit der Zukunft die Heilung jener Uebel zu erleichtern; aber es finden ſich noch andere an dem ſiechen Univerſitätsleibe, gegen die wir wohl im einzelnen früher ſelbſt etwas unternehmen könnten, ohne auf die Gnade der Zeit zu warten.

»Ich nenne vor Allem die Frömmelei, die ſich meh-

rer bemächtigt hat, und durch welche ſie gelähmt werden an Wahrheit und an innerer Geiſtesthätigkeit. So wie uns nichts nöthiger thut, als ein frommer, gottergebener Glaube, ſo ſchadet uns nichts mehr, als das wahrhaft gotteslästerliche Frommthun, wo der Ausſpruch des Herzens als Sünde und die Stimme der Natur als Hochverrath erklärt wird. Ein ſolches übereizte Gefühl iſt übrigens nichts Anderes, als das matte Verhauchen einer ſinnlichen oder leidenſchaftlichen Stimmung.«

»Glaubt aber ein ſolch eitler Sünder, Gott habe nichts weiter zu thun, als ſich mit ihm zu beſchäftigen? Möge ihn doch die Aſtronomie oder die Geſchichte lehren, wie klein und entbehrlich der Menſch iſt, und wie nichts Anderes ſeine Größe und ſeine Dauer kund giebt, als die geiſtige Ehrlichkeit. Wahrlich, es kann keiner unſerer Zeit einen größern Dienſt erweiſen und unſerer Zukunft eine geſundere Wurzel ſchaffen, als daß er ſich bemühe, durch ſcharfe und klare Gedanken das myſtiſche Halbdunkel aufzulöſen, in welchem ſich die Heuchler mit erlogenem und erborgtem Heiligenſcheine für die niedrigſten Zwecke zu umgeben wiſſen. Mag in der Zelle der Wiſſenſchaft die Myſtik ſorgſam gepflegt werden, mag auf dem Altare des innern Lebens das Kreuz der Demuth aufgepflanzt

bleiben — ins öffentliche Leben trete feste Bestimmtheit, wie sie die Geschichte lehrt, durchgreifende That, wie sie der Augenblick fordert. Hier winke das Kreuz auf den flatternden Fahnen, um die geistige Freiheit zu erkämpfen, um das heilige Grab des verschütteten Volksglücks wieder aufzufinden, um die Wissenschaft als ein Asyl für das Leben zu gründen, oder um eine glückliche Zukunft zu bauen auf den heiligen Ueberresten einer alten Zeit!« — Die letzten Worte mußte er lauter sprechen, weil die Uebrigen, die bis jetzt zerstreut lagen, mit Gesang herankamen. Alle stimmten ein, Waldhörner begleiteten die harmonischen Töne; mit dem Liede: »Frisch auf zum fröhlichen Jagen« verloren sie sich ins Freie, um die Spitze des Berges zu erreichen.

Eine Charakterskizze.

In Hast eilt der Privatdocent Bull aus seinem Hause. Kaum achtet er auf die nachsetzenden Fragen seiner theuren Ehehälfte; hustend, niesend und zuweilen nach der Rocktasche greifend, langt er am Thore an. Nach seiner Rechnung hat er fünf Stunden gesessen, vier und dreiviertel Stunden geschrieben, den Schluß eines Collegiums, zwei Vorreden und andert-

halb Dedicationen für künftig zu edirende Werke vollendet und endlich, wie zur Apotheose seiner Qualitäten, Einiges über seinen Stand aufgesetzt. Dies will er nun der Sonne, der Luft, den Bäumen, ja, wer da Ohren hat zu hören, vorlesen. Aber zweifelnd, daß er das Ganze auf seinen langen Beinen stehend abthun könne, legt er die eine Hälfte seiner Papiere auf die Erde, die andere behält er in den Händen und beginnt, wahrscheinlich durch Gewohnheit, oder durch einen Anachronismus verführt, im Kathedertone:

»Meine Herren!

»Wer kann leisten, was ein Privatdocent leistet, denn wer hat nöthiger etwas zu leisten, als er? Vom Examen auf das Katheder, von diesem in das Brautbett und aus diesem in alle Weltgegenden, wo Geld, Ehre und Ruhm zu suchen sind, gejagt, muß er sammeln, was Andere sagten und schrieben, um zu schreiben und um zu sagen für sich, für seine Zuhörer und für die Nachwelt. Muß er nicht die Jugendkraft repräsentiren, die in ihm die Blüthe zeigt; muß er nicht den Professor vorstellen, von dem er die Wurzel ist; muß er nicht zwischen den Studenten und zwischen den alten Lehrern, wie ein Pendel hin- und herschwingen, um für beide die rechte Stunde sich zu merken; und muß er nicht endlich aus dem Deficit des eignen Ein-

kommens Abgaben an den Staat und Ausgaben für sich, für seine Studien und für die Seinigen entrichten? —

»Wer ist ein größerer Märtyrer für die Wissenschaft als er, der da, statt guter Mittagskost, zumal auf norddeutschen Universitäten, stäubige Bücher, unrichtige Citate und schlechte Suppen, um sich zu nähren, benutzen muß, damit sein Licht unter dem Scheffel hervor, über dem Katheder in ungetrübter Klarheit leuchte? —

»Ruht nicht auf den Privatdocenten der ganze Geist der neuen Zeit? muß er nicht, wenn die besoldeten Herren Hofräthe an ihren Heften das parta lueri geltend machen, neue Lehren predigen, neue Quellen in den alten Sumpf leiten, sich Zuhörer und der Welt Wahrheiten verschaffen? — Was erhält er aber anders, zur Erleichterung dieser Last, als den Haß der Alten, der doch nicht, wie der Wasserstoff durch Quantität, leichter macht? Und betrachten diese ihn wohl anders, als wie einen Blutegel, der sich vollsauge aus ihren Säften, und auf den man nicht früh genug Salz streuen könne? —

»Zwar ist es herrlich da zu stehen wie ein Eckstein gegen Schmeichelei, Unlauterkeit und rücksichtsvolle Schwäche, nur auszusprechen, was der innere Geist gebietet, keinem als Gott, dem eigenen Schicksal und dem eigenen Verdienste sein Glück zu danken, nichts

zu hoffen, nichts zu fürchten, vom Staatsdienste frei zu seyn und dennoch mit der kräftigsten Liebe für ihn zu handeln; aber der Privatdocent kann aus seinem Geist keinen Spiritus, aus seinen Lumpen keinen Zucker und aus seinen tannenen Bänken kein Brod machen.«

»Wie, spricht Er von Tannenholz?« unterbrach ihn fragend ein Bauer, der unbemerkt eine kleine Weile zugehorcht hatte; »ein halbes Klafter kann ich Ihm für billigen Preis erlassen.«

Wie vom Blitz gerührt, fährt Bull zusammen. Solch eine Ueberraschung, vor dem Ende seines Aufsatzes, hatte er nicht erwartet. Aber die nachdrücklichen Worte: »um billigen Preis« wirken wie elektrische Wiederbelebungsschläge. Er sammelt sich, nimmt die Papiere von der Erde, und mit dem Seufzer: »Komm Er zu meiner Frau,« kehrt er zurück.

O wie viele große Vorurtheile, mit uns groß geworden, mit uns verwachsen, in unser innerstes Wesen gedrungen, müssen erst durch hingebendes Vertrauen überwältigt werden, ehe man sich entschließt, über Alles, über das Geheimste und Verhüllteste in uns zu reden. — Es ist zwar mit der Liebe und Freundschaft, im höhern Sinn genommen, durchaus verein-

bar, daß man, ohne dieſe zu verletzen, über Vieles ſchweigt; aber wie wohl thut es, einmal einem geliebten Weſen gegenüber alle Schranken zu durchbrechen, alle Schüchternheit zu überwinden, ganz frei, gleichſam wie auf eine Bergshöhe geſtellt, über das zu reden, was uns oft unten im Thal gewaltſam umſtürmt, ſo daß wir aus dem betäubten Wirrwar, wenn wir in ihm ſind, nicht herauszufinden wiſſen.

Der Deutſche, der den Idealen und ſeiner angebornen Poeſie folgt, die ſich warm an ſein warmes Herz legen, beurtheilt und verdammt nicht, denn er lebt in der Welt ſeiner Träume. Der Franzoſe, der ſeine Phantaſie in die Blutſtröme der Revolution und der Julitage getaucht hat, der dem Augenblick gehört und ſeinen Einfluß elektriſch empfindet, enthuſiasmirt ſich auch, aber wie? . . . bis etwas Neues das Alte verdrängt, bis er, von einem Gegenſtand zum andern ſpringend, ſeinen Witz und ſeine Beredtſamkeit geübt hat. — Die Geſchichte beweiſ't, daß Völker und Reiche verſchwinden, Parteigeiſt vom Winde zerſtreut, vor den Umſtänden nicht Stich hält, aber ſie zeigt auch, daß die Größe, die Wahrheit unſterbliche Himmelsbewohner ſind, daher weder der Zeit, noch den Verhältniſſen unterthan ſeyn können.

Degerando's Werk sur l'éducation de soi-même ist erhebender als mancher Gang in die Kirche. Man lies't und denkt sich in den Geist des Buchs hinein, als habe man selbst gedacht, was dieses enthält. Einfach und überzeugend tritt überall die Wahrheit des Inhalts entgegen. Das Buch fordert nicht, daß man seiner Meinung sey; es streitet nicht für das, was Recht ist; es führt uns still den schönen Weg, der gleich einem Fußsteig uns durch bunte Wiesen und über liebliche Höhen zur Ruhe führt. — Frei von jeder Eitelkeit, unabhängig von der Welt und ihren Ansprüchen, in sich das reiche Gebiet der Gedanken beherrschend, dieses täglich durch Nachdenken bereichernd, das scheint mir, ist der Zweck des Schriftstellers, das soll ihn über die Menge erheben, der er Leiter und Beispiel seyn darf.

Der ewige Wechsel der Gefühle, dieses Auf- und Abwogen der Gedanken erschreckt mich. Da ich so viele Veränderungen um mich sehe, meine ich, auch ich werde diesen Veränderungen unterworfen seyn und statt der Frühlingslüfte in mir, statt der Düfte der Maiglöckchen und der Narcissen, den kalten Modergeruch der Vergänglichkeit spüren. . . . Was ist Beten

anders, als ein ſich Anſchmiegen an das Höchſte, als ein Loslaſſen vom Kleinlichen, als ein Suchen und Finden der Liebe über uns, die wir ſchmachtend anrufen, weil ſie der Quell iſt, der kühlend rieſelt, wenn unſere müden Füße durch glühenden Sand in der Wüſte des Lebens uns zu ihm tragen, der wie ein ſilbernes Band ſich in der Ferne bald zeigt, bald ſchwindet!

Gut ſeyn kann ich immer, ob glücklich, liegt in Gottes Hand, ſagte ich, als ich kaum vierzehn Jahre alt, das Leben mit dunkeln Schleiern verhüllt vor mir ſah. Dieſer Gedanke gab mir Ruhe, er gab mir die Vorahnung des Geheimniſſes, das Gott in unſere Bruſt legte, und das wir errathen ſollen; er zeigte mir das Felſenſchloß, zu dem wir hinaufklimmen, und von deſſen Zinnen wir Wald und Thal mit verklärtem Blick überſchauen! —

Wie kommt es, daß ich Minuten, Tage habe, wo mich der Himmel mit Duft überſchüttet, wo ich, von Mondesſtrahlen eingewiegt, ſüß träumend ſchlafe, wo ich das Daſeyn wie eine blumige Wieſe ſehe, auf der ich mit Kindesſprüngen einherſchwärme, wo alle Wünſche in meiner Bruſt hoch aufſchießen und ich die Luſt kaum nennen kann, die in mir, ob dieſes Reichthums, glüht! —

Lichtvoller Genius, den ich Gott, Natur, Jugend

nenne, deine Schwingen ſind es, die mir Richtung geben, dein flammendes Schwerdt wehrt der Verſuchung, dein Lächeln wiſcht mir die Thränen vom Antlitz.

Wenn ich dich ſehen und wiederſehen könnte, holder Genius, deſſen Nähe ich an den Wirkungen erkenne, die du an mir übſt, in ſpielender Luſt oder in ſchauererregender Begeiſterung, wie glücklich würde ich ſeyn! —

Da ich von dir träume, da ich dich in meinem Ländchen als Selbſtherrſcher anſehe, da mein Weſen und mein Wiſſen dein Eigenthum iſt, ſo meine ich, ich liebe dich feurig, ich kann dir der Sonnenſtrahl ſeyn, der dich labt und dir die Wehmuth nimmt, wenn anders du Wehmuth kennſt.

Sage mir, biſt du mir nahe, beugſt du dich zu mir, wie die Weide, unter deren Zweigen ich ruhe, und die ſich hinabwiegen zur Erde, auf der ich liege? Giebſt du mir den geheimnißvollen Bruderkuß, wenn ich durch das geſchloſſene Auge die goldenen Strahlen ſehe, die du auf mich herabſendeſt?

Liebe mich, halte mich, umfaſſe mich. Nimm mir die ſchmerzende Sehnſucht nach dir, zeige dich in deiner ſinnlichen Geſtalt. Was verhüllſt du dich, daß ich mein klopfendes Herz in die duftenden Kräuter drücke und meine, daß ich dich zu mir ziehen muß,

mit dir zu flüſtern, dir die Ereigniſſe anzuvertrauen, die bald Dürſten, bald Zittern, bald Sehnſucht und Stilleſtehen in mir erzeugen!

Glück iſt Verſtändniß, Verſtändniß iſt Glück. Nur was ich verſtehe, kann mich glücklich machen, nur was mein Gedanke erfaßt, beſitze ich. Darum aber beſitze ich dich nicht, denn ich faſſe dich nicht, ich begreife dich nicht.

Wer tröſtet mich, daß ich verlaſſen bin? ... Verlaſſen ſeyn heißt unverſtanden ſeyn; ich bin allein, ich bin ſehnſüchtig und ungeduldig, unerſättlich im Frühling, wo ich mich von jeder Blume umduften laſſen möchte, wo ich die Hand den Vögeln entgegenſtrecken und ſie anflehen möchte, ſich darauf zu ſetzen! Ich würde die Hand dann zudrücken und würde das warme Herzchen dann ſchlagen fühlen in der Hand!

Liebe iſt Gottesgeſetz. Sie iſt rein, wie die kleinen Wolken, die ſich in der Hitze am Himmel lagern; Sünde befleckt ſie nicht. Was der Liebe widerſtrebt, iſt Sünde. Wenn ich dir ſage: ich liebe dich! und ſag's einem Andern mit demſelben Blick, mit derſelben Stimme, dann ſündige ich.

Geſtern war ein Tag voll wunderbarer Aufregung. Ich war allein im Walde, es war früh am Morgen, ich ſah ſpähend umher, ich hörte es flüſtern in

den Gipfeln, ich trat leiſe auf, ich wollte dich kommen hören aus weiter Ferne.

Aber du kamſt nicht, du ließeſt mich allein, du wußteſt nichts von meiner Sehnſucht. Da warf ich mich laut ſchluchzend nieder zur Erde, und klagte laut, daß du ſo kalt biſt, daß du nicht kommſt, wenn ich rufe, um dieſe Thränen zu trocknen von Rechtswegen. Nun trocknete ſie die Stille der Natur, dieſe heilige Stille, die auch Gebet iſt; nun fühlte ich, hier konnte ich mich ſchmiegen, wie ein Kind, das die weiche Mutterbruſt ſucht; nun wußte ich, hier war die Pracht des Frühlingslebens in mir, wie das Paradies, das Adam bewohnte, in dem er herrſchte, in dem er aber auch erſt einſam war.

Laß mich dieſe Einſamkeit vergeſſen, nimm mir die thränenſchwere Empfindung, als habeſt du mich bei Seite gedrängt in deinem Herzen, um Irdiſches hineinzulaſſen. Laß mich glauben, daß du mich lieben mußt, da Niemand dich liebt, wie ich dich liebe, ſo rückſichtslos, ſo auf unbekannten Höhen, auf die mich meine Träume tragen, und auf denen ich allein dich finde. Die Welt, die hinter dieſen Höhen liegt, die kann mich nicht zerſtreuen, ſehe ich doch nur dich!

Sieh, ich bin wie ein Kind vor dir, ich ſpiele zu deinen Füßen, ich zeige dir mein buntes Spielwerk,

ich plaudere mit dir, ich vertraue dir meine Liebe, die deine Nähe heilig macht. —

Verlange ich etwa, daß du mich mit dir nimmſt in die Welt, die . . . dich umfängt? Nein, ich ziehe dich zu mir, in meine Welt; ich bitte dich, bleibe bei mir im Geiſte, ſey nicht flüchtig in dieſer Welt, baue dich an in ihr. Nichts kann ich dir geben als Gedanken, als Schatten, Stille, Lauſchen im Sonnenlicht . . . Sag' mir, was iſt ſchöner, als dieſes?

Es giebt gewiſſe Gefühle und Schickſalsſchläge, bei denen der Menſch zum erſten Mal fühlt, daß ſeine Vergangenheit nur eine dunkle Nacht mit einigen lichten Träumen war. Nie geſehene hehre Sternbilder glänzen dann plötzlich am innern Himmel, aber es ſind die, welche ſichtbar werden, wenn auf der Erden oder im Herzen Winter iſt. Der Gedanke an die Vernichtung meiner Schweſter war der Zauberſpiegel in meiner Seele; das Bild der Welt geſtaltete ſich auf ihm; durch dieſen einzigen Gedanken ſah ich, wie durch ein Glas am Teleſkope des Univerſums, das ganze Daſeyn im Todeskampfe. Meine aufgeregten Gefühle floſſen zu wilden Bildern zuſammen, ähnlich den Klangfiguren, wo unreine Töne unregelmäßige Geſtalten

bilden. Es ſchien mir unerklärlich, daß die Schweſter vor ihrem Scheiden kein Verlangen nach mir getragen habe; ich hätte mir ſagen ſollen, daß die Raupe, wenn ihr die Zeit des Einſpinnens naht, keine Blätter mehr verzehren mag, und daß zum Blumenhonig nur die entfaltete Pſyche fliegt.

Als ich heute in die dunkle Abendnacht trat, ſchlummerten ſchon die vielgeſprächigen Zweige, und nur zuweilen liſpelte ein verhallend Tönen, wie ein Wort aus tiefen Träumen.

Sehnſucht, du großes Räthſel unſeres Lebens, du biſt das Zeugniß einer beſſern Zukunft. Kraft, Liebe und Glaube, was geben ſie anders, als Sehnſucht? Und iſt dies ſchwärmeriſche Gefühl etwas Anderes, als Drang und Flug nach den höchſten Idealen, das ſeelige Ahnen einer beſſern Heimath, eines ewigen Geiſtes und einer heiligen Welt?

O der ſchönen Zeit, da noch die ganze Natur göttlich, menſchlich war, da ihr noch der Menſch das Opfer ſeiner Verehrung darbrachte, und ihm aus jeder Quelle, aus jedem Baume Empfindung und Liebe entgegenlächelte! — Jetzt gehſt du einſam zu der Verlaſſenen hin und trauerſt um ſie; aber wenn dein Sinn fromm und zart an ihr Herz ſich wirft und ſich ihr hingeben möchte mit vollem Vertrauen, dann kehrt ihre Jugend

und ihre Schönheit wieder, und Nymphen und Dryaden bekränzen dich für deine Liebe.

Nach mehren trüben Tagen wurde ich von einem glänzenden Himmel und von einer lockenden Sonne geweckt. Ich sprang ans Fenster und athmete in großen Zügen die stärkende Herbstluft; dann eilte ich ins Freie. — Es war einer von den Herbstmorgen, die mit ihrer Alpenluft den Körper wohlig umfließen. Der Weg war von abgefallenen Blättern besäet; jeden Augenblick sah man neue von den verlassenen Zweigen scheiden, selten vernahm man ein Zwitschern. Der nahe Wald lockte nicht durch Töne, sein harmonisches Leben schien ausgestorben; so bunt er auch die Sonne mit neuen Farben begrüßte, so zogen doch hoch über ihn weg die Vögelschaaren nach einer andern Heimath. Die Felder standen leer; nur hier und dort trieb die Wintersaat ihre jungen Keime; die Wiesen hatten ihr glänzendes Grün verloren, und die giftigen Zeitlosen zeigten allein ihre rosigen Kronen. —

Tritt man hinaus in den Frühlingsmorgen, so schwillt warm das Herz, die Pulse schlagen mächtig, eine unsagbare Unruhe faßt den ganzen Menschen, als wollte sie mit Gewalt die Wanderlust erwecken, fort

zur grenzenlosen Ferne ohne Zweck und ohne Ziel. Anders ist es im Herbste.

Auch hier wird das Gemüth durch den blauen Himmel und die dunklen Berge von Wünschen umfangen, aber sie sind ruhig und bewußt; in allen liegt ein inniges Verlangen nach Freundschaft, oder nach Liebe. — Dies fühlte ich auch heute; obgleich meine Brust von freud- und leidvollen Gefühlen voll war, so wurde sie doch nicht stürmisch bewegt. Die Gedanken traten einzeln vor die Betrachtung, das ruhige Urtheil entschied, mein Auge schaute unverwandt nach einem gehofften Ziele. Mir ward immer wohler bei dieser innern Einkehr; ich hielt es für keine Erschlaffung, daß meine Phantasie nicht in die Ferne schweifte. Schien es mir doch, als hätte ich meine Jugend nur für mich genossen, als hätte ich bis zu diesem Tage nur unbestimmten Neigungen gelebt und meinen Mitmenschen keinen Beweis von Liebe gegeben. Es schien mir eigensüchtig, daß ich vom Schicksal unverdiente Gaben erwarte, schwach, daß ich die Verwirklichung romantischer Träume verlange. Fühlte ich doch im Innern das Eigenthum meiner Ideale und das errungene Selbstbewußtseyn, dieses Palladium des freien und ewigen Lebens; dies kann kein Tod und keine Zeit mir rauben. — Ein heiliger Entschluß dämmerte in meiner Seele; der

Entſchluß wurde, wie durch einen göttlichen Zauberſchlag, zum Willen umgeſchaffen; ich athmete tief, die Bruſt wurde enge, das Auge ward feucht. Alle die mannigfach wechſelnden Verſuche eines Lebensplans, alle die widerſtrebenden Anfänge meiner innern Beſtimmung, alle die Unternehmungen für Ruhe und Glück ſchienen mir vollendet. —

Die Geſchichte meines Lebens und die Grundſtimmung meiner Seele ſagten mir, daß das Gemüth und die Hinneigung zum rein menſchlichen Thun in mir vorherrſchte, daß ich mir die äußere Thätigkeit danach wählen müſſe, wenn ich mir Freude und Friede für die Dauer ſchaffen wolle. Mir ſchien, als müſſe ich das gränzenloſe Hinausſchweifen aufgeben, den ſtillern Verhältniſſen des Lebens gehören, einer feſten Beſchäftigung mich widmen, im engen Kreiſe die weiten Wünſche wiederfinden und umſchließen.

Während ich langſam eine kleine Anhöhe hinanfuhr, hörte ich hinter mir ein luſtiges Lied. Ich ſah mich um und erblickte einen jungen Zimmergeſellen, der den Rock auf ſeinem Felleiſen und den Hut auf ſeiner Grabſcheit trug. Guten Tag, Landsmann, rief ich, wohin des Wegs? —

Zimmergeſelle. In die weite Welt.

Wanderer. Da ziehen wir wohl zuſammen?

Zimmergeſelle. Vornehme ziehen immer vorauf.

Wanderer. Aber warum ſo unbeſtimmt ins Weite?

Zimmergeſelle. Weil Ueberlegung doch nichts hilft.

Wanderer. Kann man ein Haus bauen ohne Plan, und wird nicht das Ganze, wie der Bauherr will?

Zimmergeſelle. Freilich, ein Plan zu einem Hauſe iſt nothwendig, und jeden kann man durchführen, wenn man die Mittel dazu hat.

Wanderer. Nun, iſt nicht des Menſchen Zukunft ſein Haus, und iſt nicht der feſte Wille der Bauherr?

Zimmergeſelle. Freilich, aber woher bekommt denn der Wille Holz und Steine?

Wanderer. Dadurch, daß er planmäßig verfährt und etwas Tüchtiges leiſtet.

Zimmergeſelle. Das iſt gut geſprochen, aber es ſind doch nur Worte.

Wanderer. Worte thun's zwar nicht; hoffentlich aber haben meine Worte einen Sinn, und dann nennt man ſolche Worte einen Gedanken.

Zimmergeſelle. Um Vergebung, Mamſell, dann iſt's freilich nur ein Gedanke.

Wanderer. Nach dem Denken läßt ſich gut handeln.

Zimmergeſelle. Wohl, aber der Menſch denkt, und Gott lenkt.

Wanderer. Das heißt, wenn der Menſch gut denkt, ſo lenkt Gott gut.

Zimmergeſelle. So? Unſer Schulmeiſter verſtand den Spruch anders.

Wanderer. Wie denn?

Zimmergeſelle. Der meinte, dem Menſchen käme vielerlei in den Sinn; vieles, was er gehört und geleſen habe, und vieles auch, was ihm ſo von ohngefähr beifiele. All das Ding nenne er denken und thue ſich darauf was rechts zu gut. Allein der liebe Gott bekümmere ſich nicht um dieſe Einfälle, ſondern gehe ſeinen eigenen Weg.

Wanderer. Hatte der Schulmeiſter Recht?

Zimmergeſelle. Ob er Recht hatte, weiß ich nicht. Allein trotz aller Anſtrengung iſt mir bis jetzt Alles verkehrt gegangen; was ich wünſchte, erreichte ich nicht, und was ich nicht erwartete, das wurde mir geboten.

Wanderer. Ei, iſt die Arbeit auch immer verkehrt ausgefallen?

Zimmergeſelle. Die nicht, weil ich dabei keine Wahl hatte, und meine Arbeit zu der der Andern paſſen mußte.

Wanderer. Alſo geſchieht doch das nicht verkehrt, was man nach einem beſtimmten Plane und mit Andern gemeinſchaftlich unternimmt?

Zimmergeſelle. So ſcheint es.

Wanderer. Auch macht es gewiß Jedem eine Freude, wenn der bändergeſchmückte Baum auf das neuerrichtete Haus aufgepflanzt und die Gläſer fröhlich dabei geleert werden?

Zimmergeſelle. Das will ich glauben.

Wanderer. Und denkt nicht jeder einzelne Arbeiter, daß er ein Hauptverdienſt bei der Arbeit habe?

Zimmergeſelle. Freilich denkt das jeder Einzelne, obgleich dem Bauherrn eigentlich aller Dank gebührt, der den Plan ausdachte und jedem ſeinen Theil zuwies.

Wanderer. Iſt es aber nicht auch eine Freude, aus einem rohen Stamme einen zierlichen Balken oder ein plattes Brett zu zimmern und dadurch es möglich zu machen, daß das ganze Gerüſte kunſtgemäß zuſammengeſetzt werden kann? —

Zimmergeſelle. Allerdings, und darum muß auch Jedermann den Zimmergeſellen in Ehren halten; denn wie groß iſt der Unterſchied zwiſchen einem Walde und einer Stadt, und wer anders, als er, macht den Wald zur Stadt? Hat es mich doch ſchon als Kind

gefreut, auf dem Zimmerplatze die Rinde einem gefällten Baume abzuziehen, weil ich dachte, dadurch ſchon etwas zum leichteren Aufbauen gethan zu haben. Und wie glücklich fühlte ich mich ſpäter, als ich die blanken Werkzeuge führen und berechnen konnte, wie all das einzelne, zerſtreute Bauwerk zur Errichtung des Ganzen ſich fügen muß.

Wanderer. War das Handwerk und die Rechenkunſt bald und leicht gelernt?

Zimmergeſelle. Das nicht; dazu bedurfte es der Jahre. Auch hätte es mir leid gethan, wenn ich nicht alle meine Kräfte angeſtrengt und ſogar in gewiſſen Dingen mich übernommen hätte, denn das Sprichwort bleibt ewig wahr: leicht gewonnen, leicht zerronnen.

Kann man nicht anders ſeyn als die Andern, ohne deswegen ſchlimmer zu ſeyn? Kann man nicht einſame Wege gehen und das Glück der Zurückgezogenheit ſuchen, ohne deshalb im Nebel zu wandeln? —

Auf einer Reiſe, die ich in die Gegend von ** unternahm, hatte ich an einem ſchwülen Abend den

Wagen verlaſſen und ging langſam unter himmelanſtrebenden Nußbäumen eine kleine Anhöhe hinan, von wo aus ich das * *ſche Thal, das ſeiner romantiſchen Schönheit wegen mir einen eignen Eindruck machte, überſehen konnte. — Unter mir lag ein Dorf voll rother Ziegeldächer; ein wenig linker Hand erblickte ich die Kirche; ihr gegenüber zeigte ſich ein Schloß und der daran ſich reihende Garten. Weiter ſeitwärts öffnete ſich der Wieſengrund, und ich konnte tief in die Ferne und auf einen Horizont blicken, der eben jetzt purpurroth im Abendroth flammte und dann ſich zu ſchweren Gewitterwolken aufthürmte.

Von jeher aufs innigſte mit der Natur vertraut, mit dieſer redend, wenn Offenheit und Hingebung mir Menſchen gegenüber fehlten, hatte ich mich wohl zu lange im Anſchaun der Gegend vertieft. Das Gewitter war näher herangezogen, ſchon donnerte es dumpf in der Ferne, einzelne ſchwere Tropfen fielen in immer kürzern Pauſen zur Erde. —

Ich ſah mich nach einem Obdach um, da der Wagen, meiner Weiſung gemäß, nach dem Gaſthof im Dorfe gefahren war. Siehe da, ſeitwärts eine Moshütte, die offenbar der ſchönen Ausſicht wegen hier oben auf der Anhöhe angelegt worden war. Wie ich mich ihr näherte, ſah ich, daß ſie bereits beſetzt war

. . . zögernd blieb ich ſtehen, unſchlüſſig, ob ich an einem fremden Ort mir irgend ein Recht anmaßen dürfe, als eine wohltönende Stimme mir freundlich entgegen rief: »Kommen Sie doch ſchnell in die Hütte, ehe das Gewitter vollends losbricht.« Der Stimme nachgehend, ſtand ich vor einer jungen Frau, die vollkommen ſchön zu nennen war. Sie trug ein weißes Cachemire-Kleid, das vorn herauf mit weißen Perlmutterknöpfen verziert war, von dem aber die Aermel ſich ſo völlig weit und ohne Schluß nach unten zeigten, daß darunter hervor überaus ſchöne Arme ſichtbar wurden. Um den linken hatte ſie wie ſpielend einen Roſenkranz von ſchwarzem Ebenholz geſchlungen. Die Haare, mehr blond als braun, waren über der Stirn und an beiden Seiten der Schläfe glatt geſcheitelt und im Nacken, nach Art der griechiſchen Statuen, einfach in einem Knoten verſchlungen. Die Augen waren dunkel, ohne braun zu ſeyn; wunderbar zog ſich um ſie ein gewaltiger Schatten, der große Lebensſtürme verrieth und zu der Betrachtung führte, daß dieſe Augen viel geweint haben mußten. Die Naſe war klein, aber etwas gebogen; der Mund hätte ſchöner ſeyn können, jedoch verſöhnten die blendend weißen Zähne mit dieſer kleinen Unvollkommenheit.

Die Unbekannte war aufgeſtanden; ſie ſtützte ſich

mit der einen Hand auf den runden Tiſch, der in der Mitte der Hütte ſtand, und auf dem, neben Bücher und Schreibmaterialien, ein Strohhut lag; mit der andern Hand machte ſie eine Bewegung, als wolle ſie mich willkommen heißen.

»Ich bin beſchämt,« ſagte ich mit etwas unſicherer Stimme, »daß ich ſo zu ſagen allein, auf offener Landſtraße, den Schein der Ungewöhnlichkeit auf mich lade, den wir Frauen immer, namentlich auf Reiſen, vermeiden ſollten.«

»Sorgen Sie nicht,« erwiederte die Unbekannte mit Zutrauen erweckender Stimme, »es iſt nicht das erſte Mal, daß Reiſende auf dieſer Anhöhe geweilt, daß meine Mooshütte ſie aufgenommen, und ich in ihr die Freude gehabt habe, ihnen die Ausſicht ins Thal zu zeigen. Kommen Sie immerhin näher, ich lebe in der Einſamkeit, aber ich bin nicht menſchenſcheu; vielmehr muß ich geſtehen, daß ich zuweilen herzliche Sehnſucht nach einem Geſpräch, nach irgend einem Austauſch der Gedanken, ja ſelbſt nach Erzählungen aus der Welt habe, die hinter dieſen Bergen liegt. — Ich ſehe es Ihnen an, daß ich Ihnen außergewöhnlicher, als Sie mir, erſcheine,« fuhr ſie lächelnd fort, als ich in wirklicher Verlegenheit auch kein Wort hervorzubringen wußte. »Ich will mich Ihnen nicht auf-

dringen; ich will Sie nur bitten, Platz zu nehmen und so lange zu warten, bis sich entweder das Gewitter entladen hat, oder meine Leute kommen, mich im Wagen abzuholen, wo ich Sie dann zu Ihrer Reisegesellschaft ins Gasthaus bringen kann.

Ich errieth nun, daß ich die Besitzerin des Schlosses, die Gräfin B**, vor mir hatte, für die ich einen Empfehlungsbrief bei mir trug. Ich hatte in P** von ihr, von ihrer Liebenswürdigkeit, von ihrem Schicksal gehört. Ich kannte ihre Freunde und lenkte das Gespräch auf sie. Sie redete mit Lebhaftigkeit, mit Geist, mit Frohsinn, aber jener Frohsinn war mehr Werk des Verstandes, als der innern Eingebung; man sah es ihm an, er sollte da seyn, und deshalb war er wie ein Stück blauen Himmels anzusehen, das sich plötzlich an einem sonst noch ganz grauen Horizont zeigt, aber eben so schnell wieder verschwindet und keineswegs beständiges Wetter hoffen läßt. Zuweilen sogar, bei irgend einer unerwarteten Wendung des Gespräches, zitterten Thränen in der Gräfin Augen; sie strich dann, wie besänftigend, mit der Hand über die Stirn und die glattanliegenden Haare, schüttelte mit dem Kopf, als wolle sie sich von einer unbequemen Regung lossagen, lächelte zuerst wie unbewußt,

dann mit Vorbedacht und ſah mich prüfend an, als wolle ſie mir abforſchen, ob ich ſie errathen habe.

Indeß hatte ſich das Gewitter in einen warmen Regen aufgelöſ't. Der Wagen der Gräfin war angelangt; ſie nöthigte mich mit Herzlichkeit in denſelben, indem ſie mir ſcherzend ſagte, ſie wolle mich in ihre Wohnung entführen.

Wie wir die Anhöhe hinunter fuhren, lag vor uns in geringer Entfernung das Schloß, das halb einem Kloſter, halb einem Herrnſitz glich. Das Hauptgebäude war dem Anſchein nach ſehr alt; von grauem Granit aufgeführt, erſchien es um ſo düſterer, als nur hier und da ein Fenſter ſich zeigte. Ein weit vorſpringendes Dach beſchattete das Gebäude, ſo daß es mir wie eine Augenkranke vorkam, die ſich vor den unbequemen Sonnenſtrahlen mit einem Schirme ſchützt. Ein Graben und eine Zugbrücke gaben dem Ganzen einen gothiſchen Anſtrich. Derſelbe wurde jedoch durch eine ſchöne Wieſe mit Baumgruppen von der einen Seite und durch einen ſich nach der Südſeite ausbreitenden Garten gemildert, ſo daß die Melancholie des Gebäudes keineswegs unangenehm auf mich wirkte, ſondern mir im Gegentheil ſeiner Bewohnerin angemeſſen, ja, ich möchte ſagen, ihr verſchwiſtert vorkam

»In dieſem Schloſſe,« ſagte die Gräfin B**,

habe ich mir eine gewiſſe Ruhe geſchaffen, die wie Glück ausſieht. Hier, in dieſen freundlichen Alleen wandle ich, wenn meine Zimmer mir zu eng werden; hier arbeite ich und beſtrebe mich, nicht ganz unnütz zu ſeyn. Ich freue mich, wenn meine Freunde von ſonſt zu mir kommen, oder ſie mir die ihren ſenden, aber ich gehe nicht mehr zu ihnen. Ich liebe meine Einſamkeit — meine düſtere Einſamkeit,« ſetzte ſie leiſe, wie zu ſich ſelbſt redend, hinzu. Und als ich ſie theilnehmend betrachtete: »Verzeihen Sie mir, daß ich von mir rede. Wir ſollten das vermeiden; dieſes ſich um uns Kümmern ſieht wie Anmaßung, wie Eitelkeit aus. Wir ſollten vielmehr aus uns herausgehen und uns ſelbſt vergeſſen, wie Andere uns vergeſſen.«

Hier hielt ſie einen Augenblick inne; es war, als wenn ein innerer Schmerz ſie ergriffen. Sie zuckte mit dem Munde, ſah dann hinauf zu dem Himmel, der wie mit einem ſchwarzen Vorhang überzogen war, fuhr mit der Hand über die Augen, ſchüttelte unzufrieden mit dem Kopfe und ſagte ſchnell: »Ich weiß nicht, was ich heute habe, ich bin nervös, angeregt, ſelbſtiſch möchte ich ſagen. Es wäre gut von Ihnen, wenn Sie mir einige Tage ſchenken wollten. Sehr gut wäre das von Ihnen, Sie würden mir dieſe Stunde überwinden helfen und mir von ſich, von Ih-

ren Reiſen, von unſern Freunden reden. Gewähren Sie mir meine Bitte,« ſetzte ſie mit einer Art von Heftigkeit hinzu, als ſie eine gewiſſe Unentſchloſſenheit an mir bemerkte, »Sie erzeigen mir eine wahre Wohlthat.«

»Wie gern bleibe ich,« antwortete ich, indem ich ihre Hand ergriff, »wie glücklich bin ich, daß Sie mir erlauben, ſogleich in die Rechte einer frühern Bekanntſchaft zu treten.«

»Rechte?« ſagte die Gräfin, »wer hat denn Rechte? Ach, gebrauchen Sie das häßliche, abſichtsvolle Wort nicht. Laſſen Sie mich vielmehr glauben, daß, da wir beide keine Rechte auf einander haben, wir uns aus eben dieſem Grunde herzlich lieb gewinnen können.«

In dieſem Augenblick hatten wir das Schloß erreicht. Beim Herausſteigen aus dem Wagen gab die Gräfin den Befehl, meine Leute und meine Effecten aus dem Gaſthof kommen zu laſſen. Sie führte mich dann, indem ſie mich für ihre Gefangene erklärte, hinauf die breite Treppe in ihr Zimmer, indeß die meinen geöffnet und geordnet wurden.

Das erſte Zimmer, das wir betraten, war mehr lang als breit. Von drei Fenſtern erhellt, die die Ausſicht auf einen Balkon boten, war es etwas trüben Anblicks, weil die Wände mit Eichenholz belegt

waren, auf denen allegoriſches Schnitzwerk ſich an der Decke hinzog. In der Mitte der einen Wand prangte ein ungeheurer Kamin von weißem Marmor mit einer ſchwarzen Platte darauf, die eine Pendüle und zwei japaniſche Blumenvaſen trug.

Die Gräfin, gleichſam als ſey ſie durch dieſes ernſte Gemach für den Gaſt, den ſie hereinführte, des erſten Eindrucks wegen, beſorgt, durchlief es mit raſchen Schritten, ſo daß ihr Gewand, ſich vorn auseinanderbreitend, einen geſtickten Rock und allerliebſte Füße zeigte, öffnete die nächſte Thür und ſagte ſchon auf der Schwelle: »Dies iſt nur das alterthümliche Vorzimmer, die andern ſind freundlicher.«

Allerdings war gegründet, was die Gräfin verhieß. In dem Zimmer, in das wir traten, athmete das gemüthliche Leben; es hatte ſich den Gegenſtänden mitgetheilt, es lächelte von den Wänden, wie ein liebreiches Willkommen. Das Gemach war geräumig; in der Mitte ſtand ein Tiſch mit Büchern und Kupferſtichen beladen, um ihn herum waren zierlich geflochtene Genueſer Strohſtühle geſtellt. Kleine bequeme Divans, mit hellblauer Seide überzogen, füllten die Ecken des Zimmers, in denen hier und da an der drapirten Wand Vaſen mit kleinen Marmorſtatuen abwechſelten. Am ſchönſten war jedoch das daraufſto-

ſtoßende Schlafzimmer, das ganz mit violettem Samt
ausgeſchlagen war, und das mit ſeinen ſchweren Vo
hängen und Drapperien ein großes Himmelbett umga
Hier ſtand, zwiſchen zwei Fenſtern, die die Ausſic
auf den Wieſengrund zeigten, ein eleganter Schrei
tiſch und daneben ein Betſtuhl mit einem ſchönen
fenbeinernen Kruzifix darüber. Thomas a Kempis, d
aufgeſchlagen auf dem Betſtuhl lag, trug häufige Thr
nenſpuren an ſich.

»Sie ſehen, daß ich mir mein Neſt angenehm u
bequem gebaut habe; ich freue mich der hübſchen S
chen, ſie rufen mir eine beſſere Zeit zurück,« ſagte d
Gräfin, die mich durch ihre Zimmer in die mein
führte. »Ich bedaure, daß meine gute Tante abw
ſend iſt,« fuhr ſie fort; »Sie würden an ihr einen
len Geiſt, ein treues Herz, einen gebildeten Verſta
kennen gelernt haben. Nun müſſen Sie ſich mit m
behelfen,« ſetzte ſie lächelnd hinzu. »Ruhen Sie ſ
aus, denken Sie, daß Sie bei ſich zu Hauſe ſin
Ihre Leute und Ihre Effecten ſind angelangt.
laſſe Sie allein, zur Theezeit ſehen wir uns wiede
— Sie nickte mit dem Kopfe, und ehe ich noch antwo
ten konnte, war ſie verſchwunden.

Mir war ſeltſam zu Sinne. Ich fand mich
einmal in der Behauſung einer Frau, von der

bereits viel gehört, die mein Intereſſe in der Ferne lebhaft in Anſpruch genommen, auf deren Bekanntſchaft ich gehofft, keineswegs aber geglaubt hatte, daß ich in die Gewalt dieſer Individualität gerathen, daß ich faſt wider Willen in ihrem Schloſſe aufgenommen werden würde. —

War es Zufall, der mich zu ihr in die Mooshütte führte und ihr genug Zutrauen einflößte, um mich ſofort bei ſich aufzunehmen; war es jene unſichtbare Gewalt, der wir Alle unterthan ſind, und in deren Willen es lag, daß ich die Gräfin kennen lernen, daß ich durch ſie zu einer feſtern Ueberzeugung gelangen ſollte? ... Meine Pulſe ſchlugen. ich ſetzte mich, um der innern Bewegung Herr zu werden, dann ſtand ich wieder auf und lehnte meine Stirn gegen das Fenſter. Einzelne Betrachtungen tauchten auf, ſie wurden, im Zuſammenhang mit der Gegenwart, zu einer beſtimmten Ahnung, daß ſich hier etwas Außerordentliches zutragen würde. Woher dieſe Ahnung? — Eben daher, woher die Furcht kommt, wenn bei einem noch klaren Himmel das Gewitter heraufzieht, die Pflanzen ſich ängſtlich ſchließen, die Blätter der Bäume zittern, die Thiere, von Traurigkeit ereilt, ihre Schlupfwinkel ſuchen, und jene plötzliche Stille eintritt, die der Vorbote des Sturms iſt.

Ich hatte den Abend mit der Gräfin zugebracht. Sie war immer milder, immer zutraulicher geworden: ſchon errieth ich den Augenblick, wo ſie mir von ſich reden würde, da einzelne, hingeworfene Worte dies anzudeuten ſchienen, als der alte Kammerdiener eintrat und ſeiner Herrin einen Brief überreichte, den ſie haſtig ergriff und ihn dann wieder, wie aus Rückſicht auf mich, zur Seite legte.

»Laſſen Sie ſich keineswegs durch mich im Oeffnen dieſes Briefes ſtören,« ſagte ich. »Briefe haben für mich eine ſo attractive Gewalt, daß ich nicht begreifen kann, wie man ſie, einmal in ihrem Beſitz, nicht auf der Stelle lieſt. Dieſe Gewalt geht ſo weit, daß ſie ſich bei mir ſogar auf ganz unbedeutende Billets erſtreckt; ich kann dieſe nicht empfangen, ohne ſofort durch geheimnißvolle Macht gezwungen zu ſeyn, das Siegel zu lüften.«

Mit dieſen Worten ſtand ich auf und zog mich in eins der Fenſter zurück. Die Gräfin, den Brief öffnend, war auf dem Divan ſitzen geblieben. Ihre ſonſt bleichen Wangen glühten wie jene Alabaſterlampen, die das innenſtehende Licht erleuchtet; ihr Mund hatte einen eignen Ausdruck von bitterſüßer Freude angenommen, das ganze Weſen ſchien Auge, leidenſchaftliches Auge zu ſeyn. Auf einmal ſtieß ſie einen herz-

zerreißenden Schrei aus; das Blatt war ihrer Hand entfallen, ſie hatte ſich rückwärts auf die Kiſſen des Divans geworfen.

Ich ſprang hinzu, ich ergriff ſie, ich verhütete den Fall des Körpers, der leblos zur Erde zu rollen drohte; ich legte die zarten Füße auf einen Schemel, ich ergriff ihren Kopf und diente ihm als Stütze, indem ich ihn ſanft an mich lehnte. Die Augen waren geſchloſſen, das Geſicht war völlig farblos, auf der Stirn ſtanden Schweißtropfen, die Bruſt arbeitete fürchterlich. Nach einer Weile ſchlug ſie die Augen auf, ihre Blicke fielen auf das Blatt, das auf dem Boden lag, ſie zuckte zuſammen, verſuchte zu reden, fuhr mit der Hand nach dem Herzen, als empfände ſie dort einen heftigen Schmerz, und ſchloß dann wiederum die Augen.

Ich hatte die Gräfin von meiner Schulter hinweg auf die Kiſſen des Divans gelegt, ich war an den Glockenzug geeilt und hatte heftig geſchellt. Der alte Diener erſchien, nach ihm die Kammerfrau. Wir brachten die Kranke ins Schlafzimmer; ein Bote wurde nach einem nahe liegenden Städtchen zum Arzte geſandt. — Lange gab ſie kein Zeichen des Bewußtſeyns von ſich, die Kammerfrau ging ab und zu, düſter brannte die Lampe auf einem Nebentiſchchen. Endlich öffnete die Gräfin die Augen, ſie ſchien verwundert, ſich em-

kleidet zu finden, sie schaute prüfend mit matten Blikken um sich, dann deutete sie mit Zeichen an, daß sie nicht reden könne. Der Arzt erschien, er hielt ihren Zustand für bedenklich, er sprach von einem Nervenschlag; er verordnete Ruhe und wollte die Nacht mit mir am Bette der Kranken wachen.

Es war eine aufgeregte Nacht. Ich dachte mit fliegender Eile eine Reihe von Schicksalen durch, oder vielmehr ich dachte sie nicht durch, ich träumte und ließ das Gewaltsame des Zustandes willenlos auf meine Seele einwirken.

Gegen Morgen legte die Gräfin die feuchte Hand auf meinen Arm; sie zeigte auf den Schreibtisch, der zwischen den zwei Fenstern stand — und machte durch Zeichen verständlich, daß sie schreiben wolle. Wie ich ihr Papier und einen Bleistift bringe, sieht sie mich mit einem Blick an, den ich nie vergessen werde, ergreift das Papier, stützt sich im Bette auf, schreibt mit unsicherer Hand das Wort: Vergieb ... und sinkt todt in die Kissen nieder. Was soll ich weiter erzählen? — Die Versuche des Arztes blieben fruchtlos; die Gräfin hatte plötzlich geendet, und ich, die Fremde, war vom Schicksal berufen gewesen, Zeuge ihres Todes zu seyn. — Ich schickte einen Boten an die Tante der Entschlummerten, die sich in der Nachbarschaft befand; ich

entſchloß mich, ihre Ankunft abzuwarten, und ging dann, ermüdet und erſchüttert, hinaus ins Freie, wo jetzt eben die Lerche ſich jubelnd in die Lüfte erhob.

Es iſt etwas Seltſames um den Contraſt, der ſich zuweilen zwiſchen Gefühl und Natur einſchleicht. Indeß dieſe ewig ihren Gang geht, indeß ſie ihre Sonne über Gute und Böſe, über Glückliche und Unglückliche ſcheinen läßt, trägt der Menſch ſeinen ganzen Schmerz hinaus in ſie, fordert Stürme, wenn ſie Stille, Stille, wenn ſie Stürme bietet, und entfernt ſich von ihr, die doch ſo troſtreich zu ihm reden möchte. Auch mir war die aufgehende Sonne keine Beruhigung, auch ich konnte mich nicht faſſen. Was ich empfand, mochte ich nicht denken, was ich dachte, konnte ich nicht ausdrücken. Die Schmerzen, die Betrachtungen, ja eine gewiſſe brennende Spannung fielen ſich in mir einander an und ſehnten ſich nach Aufklärung des Lebensräthſels, das vor mir lag.

Bei ſinkender Nacht langte die Tante an. Sie war eine bereits ergraute Frau, die aber an ihrer majeſtätiſchen Geſtalt die Spuren ehemaliger Schönheit trug. Wie ſie, langſam von zwei Dienern unterſtützt, aus dem Wagen ſtieg, eilte ich ihr an der Treppe des Schloſſes entgegen. Sie grüßte mich mit einer gewiſſen ſchmerzvollen Freundlichkeit, die mir den Athem

nahm. Dann ermannte sie sich und sagte, indem sie zuweilen inne hielt, gleichsam als wolle sie der innern Bewegung Zeit lassen, vorüber zu fluthen: »Wir finden uns auf ungewohnte Weise zusammen. Meine Nichte hat plötzlich ihr Leben geendet, und Sie sind Zeuge dieses Todes gewesen. Ich hatte zwar geahnet, daß diese zarte Organisation vielleicht einmal, wie mit einem Schlage, durch irgend eine unvermuthete Erschütterung zerstört werden würde, aber ich baute doch wiederum auf den Einfluß, den ruhige Umgebung und heilsame Beschäftigung auf dieses kranke Gemüth hervorbringen würden. — Es kommt mir wie eine unverdiente Härte des Schicksals, ja wie eine Ungerechtigkeit vor, daß ich jetzt gerade abwesend seyn mußte. Das geliebte Kind suchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht bei mir, und nun, da es sterben muß, bin ich fern von ihm gewesen. Lassen Sie mich gleich die Abgeschiedene sehen. Ihr Anblick wird mir sagen, daß ihr wohl ist; er wird den Schmerz mildern, der sich gewaltsam in meine Seele gesenkt hat.« —

Ich folgte ihr schweigend. Die Tante zeigte durchaus nichts Heftiges in ihrem Wesen; vielmehr offenbarte sich in ihr jene schöne Gelassenheit, die geläuterte Gemüther selbst in den höchsten Affecten nicht

verläßt, eben weil sie in den Begebnissen des Lebens eine höhere, leitende Hand erkennen.

Als wir am Abend zusammen in der Gräfin Zimmer saßen und eine einzige Lampe ihren matten Schimmer auf das Gesicht der Tante warf, die im einfachen schwarzen Kleide jenen edlen Matronen glich, die Rubens Pinsel unsterblich gemacht hat, sagte diese, indem sie die feuchten Blicke auf das verschlossene Schlafzimmer heftete: »Mir däucht, ich bin Ihnen Mariens Geschichte schuldig. Sie enthält zwar nichts Außergewöhnliches, nichts, was sich nicht tausendmal in der sogenannten großen Welt zutrüge; aber da Sie noch jung sind, dient sie Ihnen vielleicht als Lehre und Warnung für eigene Irrthümer. Auch habe ich oft gedacht, daß die Schicksale Anderer nur darum beachtenswerth sind, weil sie uns in ihren wunderbaren Verschlingungen die Art vor Augen rücken, wie sie erlebt und benutzt wurden.

»Marie hatte sich in ihrem achtzehnten Jahre an den Grafen B**, an den Besitzer dieses Schlosses, vermählt. Sie war aus der Pension, in der sie erzogen worden war, in den Ehestand getreten und wußte von der Welt nichts, als was sie in einigen Romanen, die ihre Spielgefährtinnen ihr heimlich zugesteckt, gefunden hatte. Das Leben, das sie sich, ich möchte

ſagen, zuſammengeträumt hatte, war voll Heroismus, voll edler Thaten, voll großer Opfer geweſen. Sie hatte Kämpfe, Leidenſchaften, himmelanſtrebende Freuden erwartet und fand ſtatt ihrer die gemäßigte Zone einer einfachen Ehe, in der die unerſchütterliche Gleichheit des Grafen die Hauptrolle ſpielte.

»Die glühende Seele der jungen Frau fühlte ſich von dieſer Atmoſphäre wie von einem kalten Hauche berührt. Die Einſamkeit auf dem Lande, ſpärlich von Beſuchen aus der Nachbarſchaft unterbrochen, ein Winteraufenthalt in einer Provinzſtadt, eine nicht ganz geregelte Lectüre hatten Marien mehr Einbildungskraft als Vernunft, mehr Neugierde als Selbſtprüfung gegeben. Sie verkannte die gütige, faſt väterliche Anhänglichkeit ihres Mannes, ſie forderte Leidenſchaft, wo ſie nur Liebe empfing, ſie fühlte ſich verletzt, weil die Quellen der Zärtlichkeit, obgleich vorhanden, ſtatt reißende Cascaden zu bilden, ſich zuweilen ſchweigend unter Felſen verloren.

»War Marie tadelnswerth, ſo war der Graf ſtrafbar. Die Seele einer Frau will gepflegt werden. Wenn aber im Gefühl des ſichern Beſitzes Nachläſſigkeit an die Stelle dieſer Pflege tritt, wenn der Mann die Frau als ſein Eigenthum behandelt, ſie als ſolches für unantaſtbar gehalten, als ſolches vernachläſſigt wird,

dann wundere er sich nicht, daß in der Einsamkeit, in der er seine Frau oft stundenlang läßt, diese ihren Träumen nachhängt und im Geiste Seitensprünge macht, die zur Untreue führen.

»Nachdem der Graf seine junge Frau eine Zeitlang zum Gegenstand seiner lauen Aufmerksamkeit gemacht hatte, kehrte er zu seinen Beschäftigungen und zu seinem Lieblingsstudium, der Botanik, zurück. — Sich selbst überlassen, gewann Mariens Einbildungskraft an Umfang. Statt die Güter, die sie umgaben, in ihrem rechten Lichte zu betrachten, bemühte sie sich, sie zu verachten. Nahe lag das Glück, deshalb suchte sie es weit von sich auf Klippen und auf Abwegen. Bekümmert fragte sie sich, ob denn die Welt, die hinter ihrem Wohnsitze liege, nicht die wahre, nicht die ersehnte Welt sey. Die Ruhe, die sie umgab, drückte sie wie der Alp, sie fühlte in sich die Macht, Berge zu versetzen, Flüsse zu durchschwimmen, über Meere zu fliegen, und die Tage gingen und kamen, ohne ihr eine Begebenheit oder nur eine lebhafte Empfindung zu bringen. Sie wünschte, sie ersehnte ihre Freiheit. Ihre Freiheit! War sie zwar abhängig, hatte sie doch ihre Freiheit, aber die sie hatte, genügte ihr nicht; sie wollte, wie der Adler, der Sonne zueilen.

»Der Graf ahnte nichts von den schmerzvollen Kämpfen seiner Frau. Weil er sich befriedigt fühlte, glaubte er an ihr Glück. Mehre Jahre waren auf diese Weise hingegangen; es hatten sich in ihnen die Charaktere ausgebildet, aber die äußere Ruhe, die äußere Umgebung war dieselbe geblieben. Für eine glühende Seele, wie die, welche Marien innewohnte, war dies allerdings ein negatives Unglück. Trübe sagte sie sich, daß der Graf sie als einen Kunstgegenstand, als ein schönes unnützes Ding, als einen Zierrath seines Mobiliars betrachte. Das vermehrte die innere Ungeduld, das gab der Asche, die das Feuer bedeckte, eine höhere Glutfähigkeit. – Weite Spazierritte, die neuesten Romane, einsame Gänge auf die Höhe füllten ihre Zeit aus. – Eines Morgens, als Marie sich in der Mooshütte allein sah, lehnte sie den Kopf auf beide Hände. Eben stieg die Sonne glänzend hinter jenen Bergen an die Höhe. Der Morgen war voll Duft, voll innern Lebens, voll heiterer Erwartung. Die Bäume fingen an zu flüstern, der Gesang der Vögel erfüllte die Lüfte, von ferne raschelte die Mühle, die Hunde bläfften, die Nebel zogen wie weiße Schleier immer tiefer über die Wiesen. Marie fühlte einen unaussprechlichen Schmerz; sie griff sich an die Stirn, als wolle sie die unbequeme Sehnsucht und die Wünsche

in ihrem Gefolge unterdrücken; dann warf sie sich laut schluchzend auf die Bank. — Der Graf, der in diesem Augenblick, zu einer weiten botanischen Wanderung in die Berge gerüstet, in die Mooshütte trat, stutzte, als er seine Frau in Thränen fand; er umarmte sie liebreich, er fragte nach der Ursache ihrer Thränen. Konnte sie sie ihm sagen? Vergebens drang er in sie; endlich, nach vielem Hin- und Herreden, gab Marie Unwohlseyn vor und meinte, eine Reise würde ihre aufgeregten Nerven beschwichtigen. Wenige Tage darauf fuhr der Graf mit seiner Frau nach Aix in Savoyen.

»Die Schönheit der Gegend wirkte mächtig auf Marie. Für sie schien die Natur zum ersten Mal zu blühen, der Himmel sich mit tieferm Blau zu bekleiden, und die Vögel in geheimnißvoller Gemeinschaft zu zwitschern. Sie erwartete ein Etwas, das sie nicht nennen konnte; sie fühlte sich glücklich in dieser Erwartung, ohne das Warum andeuten zu können.

»Zu derselben Zeit, als Marie in Aix einfuhr, rollte von der andern Seite ein bepackter Reisewagen in das Thor des weitläufigen Badehauses. Der Fürst E**, Dichter und Officier, sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit aus dem Wagen. Der Kellner, mit tiefen Bücklingen an der Thür stehend, führte in demüthiger

Haltung, die Treppe traverſirend, den Fürſten hinauf in die bereit ſtehenden Zimmer.

‚Viele Fremde hier?‘ fragte er nachläſſig im Hereintreten.

‚Zur Zeit der Miniſter von A**, die Geheimräthin von Z., der Graf ** nebſt Gemahlin.‘

‚Ah,‘ ſagte Felix. Weiter ſagte er nichts; er ſtreichelte das Windſpiel, das hinter ihm drein ſprang, dann ſtreckte er ſich auf das Sopha, das zunächſt dem Fenſter ſtand.

»Felix war dreißig Jahre alt. Er war reich, ſchön, jung und vornehm. Das Glück, das er bei den Frauen machte, hatte ihn zum Fat geſtempelt, ſeine Fatuität führte ihn zum Ueberdruß. Wie er ſo auf dem Sopha ausgeſtreckt da lag, dachte er mit herzlicher Langeweile an ſeinen letzten Aufenthalt in Paris zurück. Nachdem er dort ſeiner Maitreſſe, der ſchönen Herzogin von **, untreu geworden war, hatte ſich dieſe an ihm durch gleiche Untreue gerächt. Das Alles war gewöhnlich, langweilig, faſt lächerlich; dennoch hatte dieſe neue Erfahrung Eindruck auf Felix gemacht, weil, wenn gewiſſe Begebenheiten zu gewiſſen Zeiten ungefühlt vorübergehen, es wiederum Zeiten giebt, wo ein Mückenſtich Fieberanfälle hervorbringt. Dennoch war dieſer Mückenſtich nicht grade der Grund der geiſtigen

Erſchlaffung, in der Felix ſich befand; er war nur der Tropfen, der das Gefäß überfließen machte. Nachdem er an allen Lebensorganen genagt, alle Freuden erſchöpft, Gefühlsſchwelgereien bis zur höchſten Höhe getrieben hatte, ſagte er ſich auf einmal mit verzweiflungsvoller Wahrheit, daß er im dreißigſten Jahr, alſo in der Blüthe des Mannes, kaum fähig ſey, eine lebhafte Empfindung fortgeſetzt zu fühlen. Sein Arzt verordnete ihm Air, nicht weil der Arzt meinte, Felix bedürfe der Heilquellen, ſondern weil er auf Abwechslung, auf neue Eindrücke, auf reine Landluft bedacht war.

»Wie der junge Greis vom Sopha aufſtand, trat er ans Fenſter. Marie ging grade vorüber; ſie hatte eine auffallend ſchöne Geſtalt, ihr Ausdruck war träumeriſch, ſie gefiel ihm. Abends im Kurſaal ließ er ſich ihr vorſtellen. War ſie die Königin der Feſte, ſo war Felix unter allen Anweſenden der Schönſte, der Geiſtreichſte. Er hatte ſich eine gewiſſe Melancholie angeeignet, die auf Tiefe und Leidenſchaft ſchließen ließ; ſeine Lippen, die nie lächelten, ſprachen nur von ernſten Dingen; er hatte künſtlich ſein Inneres mit einigen Leuchtkugeln erhellt, die Marie für Sonnenlicht hielt. — Er beſchäftigte ſich ſofort mit ihr, er erzählte ihr ſeine Leiden, ſeine getäuſchten Erwartun-

gen, er ſprach ihr geheimnißvoll von den Wunden, an denen er blutete. Marie lieh ihm mit flammendem Auge ein günſtiges Ohr; da ſie nichts wußte, wollte ſie Alles wiſſen; was ſie anzog, war Unſchuld und Jugend, was ihn feſſelte, war ihre Unwiſſenheit. Er erkannte mit Erſtaunen eine reine, von der Welt noch nicht berührte Seele, er fühlte ſein Herz, wie einen Scheintodten, ſich im Leichentuch regen und dann auferſtehen. Der Enthuſiasmus, der Glaube, die ſüßen Träume, die Mariens Wangen färbten, theilten ſich ihm wie elektriſche Funken mit. Weil er ſich augenblicklich erwärmt fühlte, glaubte er, das wirkliche Leben ſey über ihn gekommen. Er hatte die Erkenntniß, ſie hatte die Jugend. Sie ſoll mich lieben! ſagte er ſich. Er ſagte ſich nicht ein einziges Mal: ich will ſie lieben! Schrecklicher Egoismus, der dahin ausgeht, einem Frühherbſt grünende Blätter zu verleihen, der für die Frühlingsblumen eine kalte Sonne hat und nichts, als den augenblicklichen Vortheil, nichts, als den herbeigezerrten Genuß kennt.

»Marie und Felix liebten ſich, das heißt, Marie brachte in dieſes Gefühl alle Glut ihres Herzens, alle Hingebung ihrer Seele, alle Gewalten ihrer Einbildungskraft, indeß Felix von Tag zu Tag, jede Stunde mit ſteigendem Intereſſe, aber ohne Liebe, jenen Schatz

beobachtete, der ſich vor ihm aufſchließen, und den er ſein nennen wollte.

»Der Graf war weder ein Menſchenkenner, noch ein ſorgſamer Ehemann; für beide Eigenſchaften hatte er ſich zu viel mit den Pflanzen, zu wenig mit der Geſellſchaft abgegeben. Unfähig, eine Frau in den zarten Fäden ihres Nervenſyſtems zu verſtehen, hatte er ſich zwei Charaktere aufgeſtellt, eine Tugend, die Allem widerſteht, oder eine Schwäche, die Alles gewährt. Die Wahrheit, die in der Mitte liegt, war ihm fremd, vielleicht auch ging ihm jenes gebildete Urtheil ab, das ich den Geruchsſinn der Seele nennen möchte. Wenn Marie des Morgens zu ihm ins Zimmer trat, wenn ſie in ihrem anſchließenden Reitkleide, die mit Turquoiſen beſetzte Reitpeitſche in der Hand und den kleinen ſchwarzen Filzhut auf dem Kopfe, vor ihm ſtand und ungeduldig Felix' Ankunft erwartete, der ihr ſein arabiſches Pferd abgetreten hatte, dann erſchien ſie dem Grafen ein ſo harmloſes, heiteres Kind, deſſen blonde Locken um Stirn und Wange ſpielten, daß er eher des Himmels Einſturz, als Mariens Leidenſchaft geahnet hätte. Auch legte ſich Marie keineswegs klare Rechenſchaft von dem ab, was in ihr vorging. Ihr genügte vorerſt, in Felix' Nähe zu ſeyn, ihn anzublicken, mit ihm in der Ebene zu galoppiren, oder lang-

ſam die Höhe hinanzuklimmen. Sie wußte nicht, daß dieſe Morgenlüfte, die ſie ſo friſch umwehten, und dieſe Wellen, die von der Sonne vergoldet waren, daß dieſer Wind, der ihre Segel ſchwellte, und dieſe Wellen, die ihr Schiffchen ſchaukelten, daß ſie einſt zum Sturm und zu Bergeswogen werden und ſie verſchlingen könnten. Sie dachte nicht an Morgen, an die Zukunft, an das, was hinter Savoyen lag; ihr ganzes Weſen, zur leidenſchaftlichen Liebe geworden, ſtrömte über, hin zu Felix, in dem ſie ihre Träume verwirklicht glaubte.

»Eines Tages, wo Felix und Marie in die weite Ferne hinausgeritten waren, und der kurzſichtige Graf, ſtatt ſeine Hausblumen zu pflegen, Waldblumen ſuchte, machte das arabiſche Pferd einen Seitenſprung; Marie verlor das Gleichgewicht und glitt vom Sattel auf die Erde. ‚Laſſen Sie mich,‘ rief ſie faſt trotzig, als Felix beſtürzt ſie ängſtlich fragte, ob ſie ſich beſchädigt habe. Sie wollte ſich wieder aufſchwingen, da der Araber ruhig neben ihr ſtehen geblieben war; indem gewahrte Felix, daß ſie an der Stirn blute. Beſorgt umfaßte er ſie, ſie erblaßte, der Schmerz machte ſie ohnmächtig, ſie lehnte ſich an ſeine Bruſt; er wagte es, ſie leiſe an ſich zu drücken. Bis dahin war Felix, trotz ſeines Glücks bei Frauen, für Marien ehrerbietig geblieben; er hatte in der jungen Frau etwas gefun-

den, das ihn bescheiden, das ihn schüchtern machte. Zum ersten Mal nannte er sie heute bei Namen. Marie stand an ihn gelehnt, die leichten Athemzüge ihrer Brust umspielten ihn, es waren mehr gedachte als gespendete, mehr geistige als wirkliche Liebkosungen. ‚Freund,' schien ihr Auge zu sagen, ‚Geliebte,' antwortete das seine.

»Der Wald, in dem sie sich befanden, hatte einen geheimnißvollen Anstrich angenommen. Der Abend schien herbeizuziehen; die Sonnenstrahlen, die als Lichtpunkte fast glühend zwischen die dichten Zweige zur Erde gesunken waren, verloschen nach und nach und vergoldeten nur noch die hohen Felsenpartien. Das Flüstern der Bäume ward leiser, der reißende Waldstrom schien einzuschlafen; nur von fernher hörte man das Läuten zur Vesper. — ‚Wie Ihr Herz schlägt,' sagte endlich die beklommene Marie.

»Er richtete ihren Kopf in die Höhe, er theilte die Locken, die ihr auf der Stirn hingen, er trocknete ihr die Blutspuren vom Gesichte; dann drückte er sie plötzlich mit Leidenschaft an sich.

»‚Diese Stunde ist entscheidend,' rief Felix, ‚Marie, ich liebe Sie!' —

»Sie war bis ins Mark erschüttert. Sie versuchte sich loszuwinden, seine Arme schienen ihr Lavagluthen;

da er sie immer noch festhielt, wankten ihre Kniee, sie sank mit bittender Geberde vor ihm in das hochstehende Gras. Nicht zum ersten Mal hatten Frauen also seine Großmuth angefleht, nicht zum ersten Mal war ihm die Reinheit zum Spiel, die Tugend zum Schein geworden; flüchtig durchflog ihn der Gedanke: daß Marie, wie so Viele, mit ihrem Gefühl einen Handel treiben, mit ihren Grundsätzen sich groß thun wollte; als er sie aber scharf anblickte, als er so viel Wahrheit in ihrer stummen Bitte gewahrte, da begriff er, in diesen gefalteten Händen, in diesen zu ihm emporgerichteten Augen, die moralische Größe einer Frau: die Stärke in der Schwäche, die Tugend in der Liebe. Erstaunt blieb er vor diesem reinen Quell stehen, der nur Blumen, keine Schlangen nährte; entzückt, versuchte er seine Gluthen in dem plätschernden Wasser zu kühlen. Ehrerbietig half er Marien aufs Pferd und führte sie schweigend, langsam, voll ernster Betrachtung zurück nach Aix.

»Marie war nicht so ruhig, als Felix. Der Vorgang hatte sie auf den Gedanken geführt, daß Felix ihr die Ehe zur Marter, die Liebe zur Schuld machen würde. Sie erkannte mit Schrecken die zwei Alternativen, in denen sich in dergleichen unseligen Verhältnissen das arme zerrissene Frauenherz befindet: entwe-

der Wortbrüchigkeit, oder Verzweiflung. Aber ... die Scheingründe werden haſtig geſucht, man glaubt ſich ſtark, weil der Reiz der Gefahr groß iſt. Am Meere ſpielt harmlos der unerfahrene Fiſcherknabe; raſch wirft er ſich in den Kahn, weil die Wellen ruhig, der Himmel ohne Wolken iſt; er ſagt ſich, daß er den Waſſerſpiegel befahren, nicht daß er hinabſtürzen kann. Er hat eine Weile gerudert, dann ruht er ſich aus, er blickt rückwärts, er ſieht von weitem das rothe, heimathliche Dach, den rauchenden Schornſtein, der ihm die ſchützende Heimath verkündet. Er rudert vorwärts; plötzlich wird das Meer unruhig, die Felſen ſchroffer, die Brandung erfaßt ihn, das Ruder entgleitet der Hand, der Nachen ſchwankt, der Schwindel ergreift ihn, er ſtürzt in die Tiefe.

»Für Marien, die vor Allem Kämpfe, vor Allem Gemüthsaffecte ſuchte, die noch, wie der Fiſcherknabe, von den kleinen Wellen getragen, die Brandung nur ahnte, nicht kannte, für Marien war die Macht der Gefahr zu groß. Auch hatte ſie, wie meiſt alle Frauen, mehr Muth in den Träumen als in der Wirklichkeit, auch phantaſirte ſie mehr, als daß ſie handelte, auch glaubte ſie, daß es ſchöner ſey, der Verſuchung zu trotzen, als ſie zu fliehen.

»Es vergingen einige Tage, in denen Felix, da Ma-

rie, der kleinen Wunde an der Stirn wegen, das Zimmer hütete, ihr öfters geschrieben hatte. Seine Briefe athmeten Liebe, Geist und Hingebung. Indem er sie schrieb, erkannte er, daß seit langer Zeit ihm nicht so glühende Worte zu Gebote gestanden, daß er seit Jahren nicht so hinreißend geschrieben hatte. Er dachte an die Möglichkeit, eine fast verlöschende dichterische Morgenröthe zum Tag umzuschaffen, er hoffte, begeistert durch Mariens Nähe, ein Heldengedicht machen zu können. Wenn er ihr geschrieben, und am Ende des Briefs eine Phrase ihm vorzüglich gelungen war, dann erschien ihm seine Liebe als angenehmes Mittel, seine Dichterflügel zu üben, dann wurde Marie zum Piedestal, auf das er sich stellen, das ihn erhöhen sollte.

»Marie antwortete; Marie glaubte nicht Unrecht zu thun, daß sie antwortete. Sie theilte dem Papier all den Lebensüberfluß mit, der sie gedrückt hatte; ihr Gefühl entflammte sich, da es Worte fand; bald liebte sie Felix nicht mehr, wie er war, sondern wie sie ihn träumte. Er ward ihr zum Vorwand, ihre Fähigkeiten auszubilden, sie schmückte ihn mit dem, was in ihr war, sie stieg zu ihrem Werke empor, wie der Weihrauch, der das Altarblatt umduftet.

»Marie war zum ersten Mal seit ihrem Sturz vom

Pferde ausgefahren. Sie war gewohnt, den Grafen ganze Tagelang auf seinen botanischen Wanderungen zu wissen, und hatte, keiner Ueberraschung gewärtig, ihren Schreibtisch unverschlossen gelassen. Unerwartet war er heimgekehrt; erstaunt, Marien nicht zu finden, trat er, um sich von ihrer Abwesenheit zu überzeugen, in ihr Zimmer. Zerstreute Papiere lagen auf dem Schreibtisch; der Sopha beherbergte die Amazone, die nachlässig mit dem Hut zusammen über die Lehne geworfen war; Mariens Reithandschuhe lagen auf dem Fußboden. Er hob sie auf, er athmete den Duft, den gebrauchte Gegenstände an sich tragen. Die Staffelei stand am Fenster; Marie hatte den Wald gemalt, in dem sie vom Pferde gestürzt war. Ganz deutlich war Felix' Gestalt mit Bleistift skizzirt, indeß von Marien noch nichts als die Hand, die das fertig gemalte Pferd am Zügel hielt, zu sehen war. — Es überrieselte den Grafen mit leichtem Frösteln, — warum? wußte er selbst nicht; dann trat er an den Schreibtisch. Gedankenvoll stand er davor; er fragte sich zum ersten Mal, ob die Art, wie er lebe, Marien angenehm seyn könne, ob ihre Jugend, ihre Phantasie, ihre Gefühlsfähigkeit nicht etwas Besseres verlange, ob er sie nicht unvorsichtig ihren Träumereien überlassen habe. Er rief sich einzelne Stunden zurück, in denen er sie traurig gesehen

hatte; er fing an die Urſache dieſer Traurigkeit zu ahnen und gelobte ſich Aenderung. Indem fiel ſein Blick auf ein beſchriebenes Blatt, er verſuchte es unter andere Papiere zu verſtecken, unwillkürlich blieb ſein Auge darauf haften. Eine unſichtbare Macht zwang ihn, es zu leſen. Und als er es geleſen, als er ſeinen Inhalt gefaßt, ſtand er vernichtet, verſtört; er wollte es nicht begreifen, er begriff es nicht, er lehnte ſich leichenblaß an die Staffelei, er hörte Mariens Stimme und konnte nicht von der Stelle. Er zerknitterte das Papier, es brauſ'te auf wie Zorn in ihm; was durch ruhigere Ueberlegung vielleicht modificirt worden wäre, ward Entſchluß, ſobald er Marien ſah. Er hielt das Blatt hoch in der Hand, er trat damit vor ſeine Frau.

»‚Kennſt Du dieſe Schriftzüge?‘

»‚Ich kenne ſie,‘ ſagte ſie erbleichend.

»‚Und was ſagſt Du zu Deiner Entſchuldigung.‘

»‚Nichts, als daß ich ihn liebe.‘

»‚Abſcheulich! — Es iſt alſo wahr, daß Du mich betrogen haſt?‘

»‚Betrogen? nein. Wenn Du dieſes Blatt geleſen haſt, ſo wirſt Du Dich überzeugen, daß ich nicht ſo ſchuldig bin, als Du glaubſt.‘

»Vielleicht hätte der Graf in dieſem Augenblick das lockere Band wieder feſtknüpfen, Marien vom Abgrund

zurückhalten und durch Erfahrung belehrt, sie für sich gewinnen können. Aber wie alle gewöhnlichen Naturen, war er unfähig, die Wirkungen der Leidenschaft von wirklichen Fehltritten zu trennen. Statt über die Gegenwart hinaus an die Zukunft zu denken, hielt er sich mit Eigensinn an dem Gedanken fest, daß Marie verloren sey.

»Sie blieben eine Weile sich stumm gegenüber. Marie hatte sich erschöpft auf das Sopha gesetzt, sie hielt beide Hände vor dem Gesicht. Getrennter, als sey eine Welt zwischen ihnen, saßen sie beisammen, und nichts unterbrach die ergreifende Stille, als das hörbare Pikken der Uhr.

»Als Marie noch mit ihrer Liebe wie ein unschuldiges Kind spielte, hatte sie wenig oder gar nicht mehr an ihren Mann gedacht. Jetzt auf einmal zeigte er sich, nicht wie der Beschützer der Frau, der mit gütigem Arm sie zurückhält, wenn sie zu gleiten beginnt, sondern wie der Tyrann ihrer Freiheit, wie der Alp ihres Lebens, wie das Insect, das die Blumen zernagt. Weil er das Gesetz, die Gesellschaft, die Religion, vielleicht auch ihre geheimste Regung für sich hatte, verstummte sie, denn sie vermochte der Stimme nicht zu gehorchen, die ihr zurief: demüthige dich!

»Endlich fing der Graf mit zitternder Stimme an:

‚Ich habe Dir nichts mehr zu sagen, als: trennen wir uns! Die Welt ist groß, wir haben beide Platz darin. Entfernt, bin ich nicht für Deine Handlungen verantwortlich; thue, was Du willst, liebe, wen Du willst, wir — sehen uns nicht wieder.‘

»Hätte der Graf mit Güte, mit Schonung geredet, so hätte dennoch Marie das Wahre gewählt; sie hätte das stille Glück gefunden, jenes, das am häuslichen Herde, in liebevollem Vertrauen, unter dem Schutze der Gesetze blüht. Aber ihres Mannes Kälte erstarrte sie; seine Ungerechtigkeit riß sie dem Abgrund näher. Da er sie ungehört verurtheilte, wollte sie verurtheilt seyn. Die Leidenschaft verblendete sie; sie schmeichelte, ihr unbewußt, den geheimsten Neigungen. Was sie für Stolz, Würde und Gewissen nahm, war Liebe zum Außergewöhnlichen, war die stille Hoffnung auf Freiheit.

»‚Ich werde Dir aus P** schreiben,‘ sagte der Graf aufstehend, ‚bis dahin Lebewohl.‘

»Er sprach diese Worte nicht ohne Bewegung. Marie drängte ihre Thränen zurück, sie wollte ungerührt bleiben, sie duldete die edle Regung nicht, die sie an das Herz des Grafen drängte. Kalt, sie durch jugendlichen Uebermuth, er durch Unverstand, trennten sie sich.

»Erst als der Graf Aix hinter sich hatte, als er die

letzten Tage noch einmal durchdachte, erschien ihm seine Handlung übereilt. Aber — wie eine Uebereilung eingestehen, wie umkehren, wenn man pomphaft vorwärts zu gehen verkündet hat? Nur edle Gemüther wissen ein Unrecht einzugestehen; sie scheuen sich nicht, da milde zu seyn, wo gewöhnliche strenge sind. Was in ihm litt, war nicht gekränkte Liebe, war nicht gekränktes Ehrgefühl, es war die Viper des Hochmuths und der Eitelkeit. Sie klang, sie riß an ihm, sie flüsterte ihm tausend Scheingründe zu, wodurch er sein Benehmen gut zu heißen wußte. Und der Wagen rollte, und der Graf hatte keine Großmuth, keine Milde, keine Vergebung, denn er war kleinlich, eigensinnig, eitel. —

Aus P** schrieb er Marien. Er gab ihr ihr mütterliches Vermögen und dieses Stammschloß zurück; er glaubte seine Pflicht erfüllt zu haben, weil er sie nicht in Armuth ließ. — Marie empfand tief die Härte dieses Betragens, obgleich der Anstrich großmüthig war; es war ihre erste trübe Erfahrung, der erste schwirrende Mißton, der sich durch die Melodie ihres Lebens wand.

Wie sie sich gefaßt hatte, wandte sie sich zu Felix; sie forderte von der Liebe, was sie von ihr geträumt, was sie ihr verheißen hatte. Felix trat in jene Le-

bensperiode, wo zwei Elemente im Menschen streiten: die Idee, die an das Wahre, an das Schöne, an die ewige Dauer desselben glaubt, und der Zweifel, die Ironie, die Lebenskälte, die ihn mit eiserner Hand umfaßt hielten. Die Stunde hatte geschlagen, wo die sterbenden Illusionen einen letzten dumpfen Schrei ausstoßen, wo die Wirklichkeit immer näher rückt, wo die unerbittliche Vernunft den Schleier der Zukunft lüftet.

»War Marie ihm einen Augenblick wünschenswerth und schön erschienen, hatte sie vor ihm gestanden mit dem Durst nach großen Thaten, mit der überschwenglichen Natur, die vertrocknete Quellen bewässert und an ihnen neue Blumen hervorruft; hatte er flüchtig gedacht, daß er an diesem glühenden Herzen den Enthusiasmus, den Glauben, die himmelanstrebenden Freuden und die heiligen Schmerzen wieder erlangen würde: so zerstiebte der Rausch, wie er die Abreise des Grafen und die Trennung der beiden Eheleute erfuhr. Die Schwierigkeit seiner nunmehrigen Stellung, die Verantwortung, die auf ihm ruhen sollte, Mariens Charakter erschien ihm in dem falben Lichte der Enttäuschung. Mehre Wochen hindurch hoffte er, Marien dahin bestimmen zu können, einen Mittelweg einzuschlagen und sich dem Grafen zu nähern; als sie ihm aber einen Brief von ihrem Mann mittheilte, in welchem

er mit Ruhe und Würde die Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung annahm, blieb er wie vernichtet vor ihr stehen. Hatte sie ihm bis jetzt nichts gesagt, was auf die Zukunft deutete, hatte sie aus Edelsinn, aus Zartgefühl ihm nur vom Grafen, nicht von sich gesprochen, so war Felix nicht minder ihr natürlicher Beschützer, die Stütze, die das Geschick ihr ließ. Felix aber hatte die Klippen des Lebens untersucht; er wußte an den Fingern das Elend abzuzählen, das Verhältnisse der Art unvermeidlich herbeiführen; er knirschte mit den Zähnen, wenn er an die Unvernunft der Frauen dachte, die aus dem Sandkorn den Felsen bauen wollen. Sein Egoismus schrie, er schrie um Gnade, da sich sein besseres Selbst Marien zuneigen wollte. Er sagte sich, daß die Liebe eine Episode, keineswegs Lebenszweck sey, daß Marie ihm ein Hinderniß für die Zukunft, für seine Carriere seyn würde; eine schnelle Trennung sey heilsamer als ein allmäliges Losreißen; Marie habe ein unabhängiges Vermögen, sie sey jung und schön, ihr könne das Leben noch Gutes bereiten, . . . das sagte er sich, das bestärkte ihn in seinem Entschluß, das hieß ihn ungeduldig die Stunde der Freiheit erwarten. Sie erschien, nicht wie Felix gehofft, durch Mariens eigene Vernunft herbeigeführt, sondern rauh und fürchterlich, wie die rächende Nemesis.

Es war am Tage von Mariens Abreise von Ar. Das Zimmer, völlig leer, bot nichts mehr, als den unerfreulichen Anblick einiger spärlichen Möbel. Die Koffer waren eben hinabgetragen; Marie, in Reisekleidern, erwartete Felix, um ihm für eine kurze Trennung ein kurzes Lebewohl zu sagen. Er trat ein; vom raschen Gange, von der Gewalt des Entschlusses gedrängt, hatte er sich keine Zeit gelassen, seine Worte zu ordnen.

„‚Marie,‘ rief er, ‚wir scheiden, nicht für wenige Tage, wie ich in meiner Schwäche Sie glauben machte, sondern für lange. Als mein guter und Ihr böser Engel uns einander in die Arme warfen, gab ich einem egoistischen Gefühle in mir Raum. Sie gefielen mir, aber ich liebte Sie nicht, ich konnte Sie nicht lieben. Was kommt zur rechten Stunde? die getrennten Pole finden sich nicht. Sie, jung, lebhaft, voll von dem ersten Lebenseindruck, Sie ahnen noch nicht, wie leidenschaftliche Regungen, leidenschaftliche Ergüsse dem müden Herzen unerträglich sind. — So wie Sie jetzt, habe ich einst geliebt, gelitten, geweint, verkannt, angeklagt, aber das Leben hat mich Nachsicht, hat mich Toleranz gelehrt. Ich will mich nicht entschuldigen; als ich in Ihre Kreise trat, täuschte ich Sie, oder besser, ich täuschte mich selbst, ich glaubte

Sie zu lieben. Die letzten Wochen haben mich aufgeklärt. Sie fangen das Leben an, ich beſchließe es; Sie bedürfen der Leidenſchaft, ich bedarf der Ruhe. Wer den Frieden ſucht, wagt ſich nicht aufs Meer. — Sie verſtehen mich nicht, oder Sie wollen mich nicht verſtehen. Sie fordern von einem Armen, was nur ein Reicher Ihnen bieten kann. Soll ich es ferner läugnen? Ich fühlte mich nicht ſtark genug, der Welt die Stirn zu bieten, ich bin ihr Unterthan, ich will ihrem Geſetz mich fügen. Vielleicht erſcheine ich Ihnen hart, grauſam, unmenſchlich; aber weil ich wahr ſeyn muß, bin ich gezwungen, Ihnen zu ſagen: Ihr leidenſchaftliches, romantiſches Weſen erſchöpft mich.'

»Und als Marie vernichtet ſchwieg:

»,Sie haben Opfer gebracht, liebe Marie, aber hieß ich Ihnen ſie bringen? Ich wußte, daß, wenn ich Sie dazu auffordern würde, ich einſtens Ihre Vorwürfe verdienen würde. Trennen wir uns heute, ſo können wir uns morgen eine Ruheſtätte bauen, die uns vielleicht einmal wieder zuſammen aufnimmt. Was ſchlage ich Ihnen vor? Freundſchaft ſtatt Liebe, eine heitere Ausſicht in die Ferne ſtatt dieſer brennenden Gegenwart.'

»,Entſetzlich,' murmelte Marie, indem ſie die Hände verzweiflungsvoll zuſammenſchlug.

„‚Entſetzlich? was iſt denn entſetzlich, meine Freundin. Habe ich Ihren Entſchluß befördert, habe ich Sie von Ihrer Pflicht losgeſagt, habe ich Ihnen von Hoffnungen, von Ausſichten geredet, habe ich Sie von der Heimath, von Ihrem Mann, von Ihrer Familie getrennt? Erinnern Sie ſich, daß Sie Ihr Schickſal ſelbſt hervorgerufen, daß Sie dem Grafen Ihre Liebe geſtanden haben. Ein wenig mehr Weltweisheit, und Alles wäre beim Alten geblieben.‘

„‚Sie ſind dämoniſch,‘ brachte endlich Marie hervor; ‚mir ſchaudert, ich meine, Sie ſind es nicht, der alſo redet!‘

„‚Gnädige Gräfin,‘ erwiederte Felix kalt, ‚es wäre anſtändig, wenn wir uns bald trennten. Sagen Sie ſich, daß ich undankbar bin, daß Ihre Hingebung eine wahre Himmelsgabe iſt, daß . . .‘

„‚Was reden Sie,‘ fuhr Marie auf! ‚Haben Sie etwa meine einſamen Stunden belauſcht? haben Sie gehört, welche Vorwürfe ich mir gemacht, wie donnernd die Stimme des Gewiſſens in mir geſprochen hat? Was wollte ich für das, was ich hingab? . . . Ihre Liebe, die Sie mir verhießen, Ihre Treue, die Sie mir geſchworen hatten!‘ —

„‚Zwar hatte ich,‘ ſagte Felix mit allen Zeichen der Ungeduld, ‚zwar hatte ich von ewigen Gefühlen

geredet, aber was iſt denn ewig? Fragen Sie den Frühling nach der Dauer ſeiner Schönheit, — der Herbſt wird ſeine Antwort ſeyn. Das iſt entſetzlich, werden Sie ausrufen. Entſetzlich, aber wahr. Iſt es meine Schuld, daß das Leben alſo und nicht anders iſt? Mir träumte auch einmal von jener Zauberinſel, auf der ein ewiger Frühling blüht; auch ich glaubte an ein dauerndes Glück, doch ſind wir Alle berufen, vom Baume der Erkenntniß zu eſſen. So bitter die Frucht, ſo heilſam der Genuß . . .'

»Felix ſprach noch lange in dieſem Tone, noch lange ſuchte er bald begütigend, bald ſtreng den Stachel in Mariens Bruſt zu mildern. Sie ſollte verzeihen, billig finden, was ihr unglaublich ſchien. Sie begriff nichts, nichts als ihre verrathene Liebe, nichts als den brennenden Schmerz, Alles auf eine Karte geſetzt und Alles verloren zu haben.

»Vielleicht war Felix zu entſchuldigen, vielleicht war in Marien die Liebe ein ungeheurer Wunſch, der nie befriedigt, ein ewiges Pulſiren, das nie beruhigt, ein zerſtörender Durſt, der nie geſtillt werden konnte.

»Als ſich in ihr das Leben der Seele offenbarte, berechnete ſie nicht, hoffte ſie kaum, ſie träumte mit wachenden Augen. Nun aber, da ſie ſich am Abgrund ſah, verloſch Alles in ihr; ſie hatte keine Thräne, keine

Klage, keinen Ausdruck, ſie fühlte nur Erſtarrtſeyn. Sie erhob ſich, wehrte mit der Hand, da Felix Miene machte, ſie hinunter zum Wagen zu begleiten, ſah ihn noch einmal, zum letzten Mal an, und fort war ſie, ohne daß Felix nur ein Wort aus ihrem Munde gehört, oder auch nur eine Thräne geſehen hätte.

»Mariens Zuſtand bei ihrer Ankunft im Schloſſe war bejammernswerth. Die ganze Gewalt ihres Unglücks fiel über die Elende. Sie fühlte innerlich, wie ihre Jugend morſch in ſich zuſammenbrach, wie ihre Gedanken ſich in den dornenvollen Pfaden des Schmerzes, des Unglaubens, der Verzweiflung verirrten, wie ſie abdorrte in ſich und nichts mehr war, als ein Schatten des Ehemals. Der Tod wäre damals wunſchenswerth, der Wahnſinn eine Wohlthat geweſen. Daß Marie weder ſtarb, noch wahnſinnig ward, iſt ein Beweis mehr, daß Gott in unſere Schickſale einen tiefen Sinn, eine höhere Erziehung legt.

»Nach und nach ward meine Nichte ruhiger, oder vielleicht ward ſie auch nur ſtumpfer. Die bittere Ironie, die man Convenienzheirath nennt, hatte ſich vor ſie hingeſtellt und ihr die geknickte Blume der Liebe ohne Frucht gezeigt; ſie hatte ſie den Zweck des Lebens verfehlen, ihre Pflichten, ſo wie ihre geiſtigen Kräfte verkennen laſſen. So kam es, daß Marie ſich

fragen mußte, welchen Weg ſie einſchlagen, welche Hoffnungen ſie hegen dürfe. Im ewigen Kampf mit ihrer Sehnſucht, mit ihrer Leidenſchaft, mit ihrer himmelanſtrebenden Phantaſie, ſtachelte ſie ſich zur Heiterkeit empor und ſank dann wieder erſchöpft in ſich zuſammen.

»Zuweilen betete, zuweilen weinte, zuweilen ſchrieb ſie. ‚O Tante, Tante,‘ konnte ſie rufen, ‚wer hätte das gedacht!‘ — Und wenn ich beſänftigend meine Hand auf ihre Stirn legte, wenn ich ſie mein guter Engel, meine liebliche Marie nannte, dann fuhr ſie plötzlich auf und ſagte:

»‚Er nannte mich auch ſo und hat mich doch verlaſſen.‘

»Umſonſt hatte ich Marie zu bewegen geſucht, dem Grafen B** zu ſchreiben und für ſie ſeine frühere Schonung und Liebe anzurufen. Zu edel, um ſich zu tröſten, war ſie zu unglücklich, um ſich zu beugen. Vielleicht liebte, hoffte ſie, ſich ſelbſt unbewußt; wenigſtens behaupte ich, daß Marie ſich nie ganz von Felix' Andenken trennte, daß ihre Leidenſchaft nur verſtummt, nicht getödtet war, und daß beim erſten Hoffnungsſtrahl ſie ſich aus ihrem Leichentuch losgewunden, und ſie alsbald völlig vergeſſen, völlig vergeben hätte. Ob dieſes Gefühl Mariens werth, ob es ihrer

würdig war? Meine junge Freundin, fragen Sie die Leidenschaft, ob sie Würde besitzt, fragen Sie die Erfahrung, ob sie logisch, das Herz, ob es consequent ist!

»Ich habe mehre Jahre mit meiner Nichte zugebracht, ich glaubte an eine endliche Versöhnung mit ihrem Mann, von dem sie nicht gerichtlich geschieden war. Nothgedrungen, eine kleine Reise zu machen, war es mir überaus schmerzlich, mein theures, leidendes Kind allein zu lassen. wie viel aber hätte ich gelitten, hätte ich den Vorfall im Schlosse ahnen können!« —

Wir blieben verstummend neben einander sitzen. Ich fühlte mich zerschmettert im Mitgefühl, entsetzt über die Gewalt der Leidenschaft, zerfallen mit der Liebe, die also verkannt wird. — Nach und nach zerstreuten sich diese geistigen Nebel, der Krampf, der sich um Herz und Urtheil gelegt, verschwand, ich sah getröstet zum Himmel, dann auf die Tante und sagte:

»Wir müßten die Männer hassen, wenn wir sie nach Felix beurtheilen wollten. So lassen Sie uns, statt dieser beklemmenden Ansicht von dem Verrath, der durch sie an uns verübt wird, lieber denken, daß sie ein Werkzeug des höhern Einflusses, das Läuterungsmittel

für einen Irrthum ſind, der auf Erden nicht herrſchend ſeyn darf. Religion und Geſellſchaft lehren uns, daß das Weib unterthan ſeyn, daß es der Ehe, dem Herde, den Kindern gehöre.«

Und als die Tante nichts erwiederte, kniete ich vor ihr, drückte meinen Kopf auf ihren Schooß und ſagte unter ehrlichen Thränen:

»Ich fürchte mich vor dem Brief, den wir zu leſen haben. Laſſen Sie mich erfahren, ob er von Felix iſt.

Die Tante ſeufzte, entfaltete das Blatt und las:

»Gnädige Gräfin!

»Drei Jahre hintereinander haben Sie mir an dem Tage, wo Sie von Nir ſchieden, eine Erinnerung daran durch Zeichnungen geſandt, in denen ich Ihr Talent und Ihr gutes Gedächtniß bewundert habe. Vergeben Sie mir, wenn ich hinzufüge, daß ich zwar die Gabe in ihrem Kunſtierwe[illegible]nerkenne, aber dennoch nicht begreifen kann, wie Sie an der Erinnerung dieſer Wunde Freude finden, wie Sie überhaupt dieſes ſchnell ſich löſenden Irrthums gedenken mögen. Das Leben will *gelebt*, nicht durchfühlt werden; die ganze Aufgabe beſteht in dem Erfaſſen der Gegenwart und in der Stählung für die Zukunft. Was die Vergangenheit betrifft, ſo gehört ſie nicht uns, ſie gehört der Geſchichte.

Ihnen, gnädige Gräfin, eine wolkenlose, Ihrem Bedürfen angemessene Gegenwart wünschend, zeichne ich mit gebührender Hochachtung, als

Ihr

gehorsamster

Felix.«

Wenige Jahre nach diesem Ereigniß besuchte ich das bergumkränzte Ems. Unter den Namen der Kurgäste stand oben an der Fürst Felix E**. Nicht ohne ein gewisses Frösteln begegnete ich ihm in der Allee oder im Kursaal; zuweilen sogar widerstand ich mit Mühe der Versuchung, den Namen Marie ihm ins Ohr zu flüstern, wenn ich ihn modisch, elegant, mit schönen Redensarten, neben vornehmen Frauen auf- und abwandeln sah.

Mariens Tod hatte also kein schmerzliches Echo wach gerufen; kaum daß sich Felix einen Vorwurf gemacht, kaum daß er der Vergangenheit gedacht haben mochte, als er die Nachricht in den Zeitungen gelesen hatte.

Wie viele verfeinerte Verbrechen geben also einher, und wie verwerflich ein Egoismus, den die Gesellschaft in ihren starren Formen statt bestraft, beschützt.

Meine robuſte Geſundheit beſchämt mich bei all dem Aufwand von Nervenanfällen, die ich um mich ſehe. Sie gleicht den Gräſern der Wüſte; Felſen ſtürzen auf ſie, Orkane wüthen über ſie hinweg, aber die Felſen weggeräumt und die Orkane beſchwichtigt, grünen ſie nach wie vor! — Auch könnte ich von ihr erzählen, was ich an den Wieſenblumen häufig bemerkt habe; der Fuß der Spaziergänger tritt ſie hundertmal am Tage, doch glaubt man ſie zernichtet, ſo richten ſie ſich wieder naſeweis und kräftig in die Höhe. Schöne Gabe der Natur, holde Elaſticität, die ich Geſundheit nenne, wie offenbarſt du dich in meinem feſten Schlaf, in dem ich bis zu den Wolken fliege, Berge erklimme und mich auf Silberwellen wiege.

Es giebt Dinge, die das Gehirn ausfüllen, die man in ſich trägt, die man nie vergißt, und die auszuſprechen man nicht den Muth hat.

Nun ja! das will ich geſtehen, daß ich einen kleinen Teufel neben mir habe. Er bewegt ſich, er ſieht, was nicht iſt, und was iſt, ſieht er nicht. Er iſt ganz ſchwarz, der kleine Teufel, ſeine Augen ſind ſo brennend, daß ſie meinen Glauben in Brand ſtecken. Rührt er ſich, ſo giebt es einen Aſchenregen, er verſcheucht

auf einmal alle Jugendlichkeit und Frische, sein vergiftender Athem dürrt meine schönsten Blumen, seine Sprünge tödten meine Leichtgläubigkeit. Ach! ich habe nicht umsonst gelebt, ich habe des Teufels Klauen nicht umsonst gespürt, ich habe mich mit ihm nicht umsonst herumgebalgt.

Ich frage mich, wie es seyn würde, wenn ich die verschwisterte Seele nicht hätte? Wenn ich heraustrete, so weiß ich, daß ich sie finde; ich errathe sie, ehe ich sie sehe, ich fühle mich erwärmt, ich beuge mich, ich ruhe mich aus, und das alles sollte nicht in meinem Blicke glänzen, wenn ich sie schaue? Pfui über die seelenlosen Augen, die ich hätte! Was ist denn dieser Einfluß, den ich fühle, der mich zittern macht und mir Entzücken giebt, der Himmelsbilder hervorruft und mir Thränen entlockt? Und diese magnetische Macht, wie nenne ich sie, da sie mich mit Ahnungen umweht und mir zeigt, daß das Vergessen der Welt süß sey? — O es giebt Augenblicke, wo ich der Rhone gleiche, die sich in den Genfer See verliert. Ihr Wasser vermischt sich mit dem andern Wasser, und dennoch behält sie ihre eigenthümliche Farbe. Welche himmelhohe, in Purpur getauchte Alpen haben sich in ihr abgespiegelt, wie golden hat die Sonne in ihr gezit-

tert, und wiederum ſind ſchwarze Wolken über ſie hingezogen und haben ihr den Glanz und die Farbe auf Augenblicke genommen. — Ja, das einzige Glück, der einzige wahre Friede ruht in der Unterwerfung unſerer Wünſche unter die Herrſchaft der Pflicht. So berauſchend der Augenblick der Leidenſchaft ſeyn mag, ſo wurde der nächſtfolgende ihn uns theuer bezahlen laſſen. Wäre es aber eine Zufriedenheit, die ſich von weither holen ließe, ſo wurde ich willig bis ans Ende der Welt rennen, um ſie dir herbeizuholen. Indem ich ſie dir brächte, würde ich nur einer einfachen Bewegung der Seele, einem Drange des Herzens gefolgt ſeyn. Du, die du auf dieſen Strand, wie auf eine wüſte Inſel, geſchleudert worden biſt, ſage mir nicht, daß ich glücklicher als du bin, weil ich mir dieſe unſcheinbare Hütte gebaut habe. Mein Bedürfen iſt dem deinen gleich; die Schätze Perus ſind unzureichend für eine Seele, die in Unerſättlichkeit getaucht, die Befriedigung unter ihrer Erwartung findet. Sie hatte am Fuße des Mont Blanc geſchlafen, ſie hatte an ihn hinaufgeſehen, ſehnſuchtig, ſchmachtend . . endlich erklimmt ſie ſeine Höhe, ſie hat ſich Geſicht und Füße zerriſſen, ihre Hände ſind blutig, ihre Kleider Lumpen geworden . . . ſie beſitzt ein ſtrahlendes Lichtmeer, auf eine weite Ausſicht, auf einen Griff in den Him-

mel; aber ſchau! Wolken haben ſich niedergelaſſen, ſie ſteht im Nebel. Und dennoch ſage ich nicht: Es leben die Schlafmützen! . . Bin ich nicht auf meinen Gedankenzügen, inmitten meiner trügeriſchen Hoffnungen glücklicher als ſie, die von Wohlgerüchen nur die des Weins kennen, und die in Gänseleberpaſteten allein Tiefen zu graben wiſſen? Was ich das Rechte nenne, iſt Wahrheit: was mein innerſtes Bedürfen befriedigt, das iſt, mich nicht ſelbſt zu betrügen. Ich kann mit Gehorſam, mit Hingebung, mit Aufopferung lieben, aber was ich nicht kann, iſt mich verſtecken, oder mich verhüllen. Es kann kommen, daß ſich Kampf und Zweifel erheben, daß die glühenden Farben der Leidenſchaft das Urtheil blenden, daß der leitende Faden unſerer Hand entſchlüpft; aber dieſer Aufruhr gedämpft, und man betet und dankt.

Freilich iſt meine Seele in dieſem Augenblicke etwas hart von der Wirklichkeit mitgenommen; ach! das Leben läßt ſich nicht gemüthlich wie ein Strumpf aufrebbeln, es ſind viele Knoten darin! Wenn man mich weckt, wenn man mich in den Käfig ſperren will, nachdem ich auf Eichengipfeln geſeſſen habe, dann ſchreie ich. Ich liebe die Freiheit, ich bin ganz wirſch, wenn man mir die Flügel abſtutzt, ich werfe verzweiflungsvolle Blicke auf die Lage der Frauen, die ewig ihr

Selbstgefühl verläugnen, ich möchte wohl auch einen kleinen oder großen Aufruhr im Serail hervorbringen. Ihr Unterdrücker, ihr Gedankentödter, ihr Männer! Einer unter euch sagte mir neulich von einem Buch, daß dieses zu ernsthaft für eine Frau sey. Wie viel Eitelkeit in wenig Worten! Weil wir Ballkleider tragen, meint ihr, daß wir schwach sind. Als wenn nicht unser Leben eben so ernsthaft als das eure wäre, vielleicht noch ernsthafter, denn es ist geheimnißvoll, es ist in sich geschlossen. Wir haben unsere heiligen Schmerzen, sie knupfen uns an Gott, der uns zu einer erhabenen Bestimmung auserwählt hat.

Es zieht die Lerche zu den Wolken hinauf, es zieht den Menschen ins Freie hinaus, es zieht die Seele zur Liebe hinauf. O, daß der Körper den Wünschen folgen und nicht nur auf den Schwingen des Traumes, sondern auch auf denen der wahren Phantasie durch die lichten Räume segeln könnte! Warum muß der Mensch nur, als ein Sinn und Immergrun, die Urne der Erde umfassen, woraus seine Quellen strömen, worin seine Asche bewahrt wird? Warum darf ich nicht mit dem Duft der Blume, diesem Seelenhauche, frei mit den Lüften ziehen? O, daß man die höchsten

Stimmungen für den Verwandten abſpiegeln, daß man eine Gaſtfreundſchaft der Geiſter ſtiften könnte, um nur einen Tag bei der Seele des Geliebten zu wohnen. Es iſt ſo ein Eigennutz beim Auge, das nur allein ſieht, ſo ein Heißhunger beim Sinne, der nur allein genießt; der Zug vom Kopf in die Feder iſt nur ein Leichenzug der Gedanken, der vom Herzen in die Sprache nur ein Leichenzug der Gefühle. — In meiner frühſten Jugend ſchrieb ich nicht gerne über mich und mein Empfinden. Mir war das friſche, warme Leben, wo der ganze Menſch ſich hingeben und bewähren konnte, das liebſte. Nur zuweilen, wenn das Leben keinen Haltpunkt darbot, wenn das Gemuth an keiner lebendigen Schöpfung verlangend hinaufranken konnte, griff ich zum Papier. So hatte ich eines Morgens eine wunderſchöne Landſchaft durchwandert und legte mich am Abhange eines Berges, zwiſchen blühenden Blumen nieder. Ich hatte mich gewöhnt, die Natur öfters menſchlich zu denken, und ſuchte nun meine Gefühle durch ihre Symbole auszuſprechen.

So lange die Blume Knospe iſt, duftet ſie nicht; ſie umhüllt mit geheimnißvoller Bekleidung, den Strahlen der Sonne ſich entziehend, ihre erwachende Kraft und ſchließt nur zögernd ihr Inneres auf. Der Augenblick, wo die Knospe ihre Farben und Düfte

entfaltet, iſt der Kuß des Amors und der Pſyche. Beglückte Menſchen, die eine ewige Jugend durch eine unſterbliche Sehnſucht beſitzen, fühlen ihn oft.

Hat ſich einmal die Blume erſchloſſen, dann mahnen die Staubfaden, die flüchtige Blüthe lange zu betrachten und tief zu genießen, da ſie keiner neuen Blüthe Platz macht, ſondern die Frucht ſich aus ihr bildet, und weil ſie, wie jede Blume im Menſchenleben, nur eine lange Hoffnung, eine kurze Gegenwart und eine ewige Erinnerung bewahrt.

Es iſt von hoher Bedeutung, daß die Natur für jede neue Schöpfung ſo viele Opfer fordert, und daß uns gerade dann, wenn die Bäume wie Fahnen mit weißer Blüthenfarbe zum Freiheitskampfe der Natur wehen, und hoch voran in den Lüften die Lerche den Sieg verkündet, der Engel des Lebens ſo viele Heißgeliebte zum Tode führt.

Die Blume hat ihren Honig, das Menſchenauge hat ſeine Thränen, aber wenn jene dem Schmetterlinge ſüßen Labetrunk darbietet, blickt nur zu oft das Herz in den Thränenſee des eigenen Schmerzes.

Die Blumenblätter bilden gleichſam einen Heiligenſchein um das hohe, bedeutungsvolle Leben, das ſich in der jungen Blüthe zeigt. Dieſes Aufſchließen des duftenden Hauſes, dieſes Zerfallen in Staub, dieſe

Aufopferung des eigenen Lebens für die Erhaltung der Gattung, dieſes geheimnißvolle Aufſchwellen der künftigen Frucht dem Lichte entgegen, was ſind ſie anders als Symbole Eines Geiſtes und inhaltsvolle Winke der Natur? Der kindliche Menſch zählt nach Morgen, Mittag und Nacht; der ernſtere nach Frühling, Sommer und Winter; der höhere Geiſt nach dem Aufgang und Untergang eines Sonnenſyſtems, und der Höchſte, der keine Vergangenheit und keine Zukunft hat, vielleicht nach dem Pulsſchlag der ewigen Liebe.

Die Blüthe, in ihrer Vollendung, zerfällt in Staub. Die Hoffnungen des innerſten Lebens gleichen der Blüthe. Auch die Katarakte verſtäubt im Sturze, aber im neuen Bette brauſt jugendlicher ihr Strom. So verliſcht zwar mit der zerrinnenden Jugend die Erinnerung jener heiligen Zeit, wo das Weben der Blätter und der Geſang der Nachtigallen wie Töne einer fernen Heimath ins Herz drangen, aber in die Seele des Greiſes kehrt jene Erinnerung wieder, nur iſt ſie dann Ahnung und Sehnſucht geworden. — Die feſtgeſchloſſenen Knospen, von denen wir glauben, daß ihre Keime verweſ't ſind, werden herrlich erblühen, wenn wir ihnen ihre Sonne und ihren Thau geben, und die zarten Fühlfäden, die du erſtarrt glaubſt, werden erweichen, wenn der Krampf deines Innern ſich

gelöſ't, und die Liebe über die Schwäche geſiegt hat. Wenn die rechte Stunde gekommen, durchbricht jede Puppe ihre Hülle, jede Frühlingsblume ihre Winterdecke und giebt dann hin ihren Honig, ihre Farbe und ihren Duft, um das Auge und den Geruchſinn ſchwelgen zu laſſen, und ſo auch theilt die menſchliche Seele ihre heilige Unſchuld in rückſichtsloſer Liebe, und doch im Einklange mit der ganzen Welt, in Beſitz und Wunſch, im Vertrauen und im Glauben dem verwandten Weſen mit.

Klagen wir nicht, wenn wir das reiche Leben voll Töne, voll Farbe und Duft nur wechſeln, blühen, welken und vergehen ſehen. Die Vernichtung einer Pflanze, einer Erde und einer Sonne können wir denken, aber nicht die unſere. Was aus der Erde gekommen, was irdiſch und zeitlich iſt, geht zurück zur Natur; aber was aus dem Geiſte gekommen, was göttlich und ewig iſt, kehrt zurück zu dem Geiſte.

O, der Menſch weiß ſelten, welche Himmel in ihm ruhen, Sterne in jeder Thräne, und wie in ſeiner innern Welt erblichene Hoffnungen ewige Frühlinge hervorzurufen wiſſen. Wenn der Tag hinunter iſt, ſchaue ich zwar keine Thautropfen auf den Blumen, aber dafür glänzen am Altare des Allerheiligſten die Sternbilder der ewigen Gnade.

Das Geſetz der Zeit, daß alles Schöne nur ſehr kurz daure, weil ihre Sekunden und Genuſſe Wochen aufwiegen, verſchont keine Bluthe. So langſam ſie herannaht, ſo ſchnell entweicht ſie. Kaum, daß ſie ſich erſchloſſen hat, ſo erkranken und ſterben die Staubor-gane, die Farben der Blätter bleichen, bald fallen ſie zur Erde. — Darum verargen wir es der Apfelbluthe nicht, wenn ſie ſo lange, wie mit Schamröthe über-goſſen, daſteht und es kaum wagt, ihre Knospen zu öffnen; ſie zögert, ihren weißen Brautſchleier vor der Himmelsbläue zu entfalten; denn folgt ſie dem Zuge des Lichts, ſchließt ſie auf ihr Inneres und bringt ſie ihr höchſtes Eigenthum den längſt gepflegten Wünſchen, ſo muß ſie bald verwelken. Aber wer möchte nicht gern in der Zeit der Liebe für die Liebe ſterben und freudig eine Welt verlaſſen, in der man ſelige Minuten genoſſen und treue Gedenkzeichen gelaſſen hat! . . . Kurz zwar mag das Leben ſeyn, wo die Glut der Wünſche, des Glaubens und der Ueberzeugung den Aufgang und Untergang bezeichnen, aber es iſt das Schönſte, das dem Menſchen werden kann.

Wenn du in mir biſt, ſchützender Genius, wenn du ausgehalten haſt in dieſem langdauernden Streite zwi-

ſchen Glauben und Willkür, wenn du nicht müde geworden biſt im Verlangen und Nichterreichen, wenn du das Vertrauen auf das Hohe in der Menſchennatur nicht verloren haſt, o dann verlaſſe mich jetzt nicht, wo die aufgeregten Kräfte in ihrem Todeskrampfe mich zum Unglauben meiner heiligſten Gefuhle drängen!

Alle Schmerzen, die ich duldete, alle Thränen, die ich weinte, gleichen nicht dem Augenblick, wo der Weg zwiſchen Ergebung und Selbſtſucht auf ewig ſich ſcheidet. Kann ich den gläubigen Sinn meiner Kindheit, der mir ſo oft geiſterartig eine Ahnung zuhauchte, die größer als alle Weisheit iſt, verlaſſen? O, daß die Stimme meines Innern ſich vernehmen ließe, auf daß ich nicht im Irrthum wähle; doch iſt ſie ſtumm und kalt, wie die Wände, die mich umgeben, wie das Gefuhl, das mich durchrieſelt. Alſo ſoll ich der verzehrenden Selbſtſucht gehören, alſo ſoll ich ihrer Gewalt einen Himmel voll Demuth, ein Paradies voll kindlichen Glaubens opfern?

Noch ſtehe ich frei, noch liegen die Bande der Welt wie ein ſympathiſcher Nerv um meine Seele. Guter Geiſt der Welt, wenn du kein Bild biſt, das die kranke Phantaſie erzeugte, wenn dein Mitleid nicht erſtarrte an den Sünden der Menſchheit, wenn der fuhlende Wurm der Erde Daſeyn verlangen kann, wie

deine Sonnenſyſteme, o! dann erwecke die Scheinleiche meines Innern, daß ſie nur Einen Laut ausrufe vor ihrem Verſcheiden.

Was iſt mir geblieben aus dem Brande meines Lebens? wie heißt jene Geiſtergeſtalt mit der gewaltigen Rechte, aber ohne Herz, die über die Gräber meiner Gefühle hinzieht?

Es iſt der Verſtand mit ſeinem rückſichtsloſen Willen.

Wohl, ihm will ich folgen, er ſoll der hüpfende Punkt in meinem Leben ſeyn. Ja, ich will allein bleiben im herzzerreißenden Kampfe der Tage. Herbei mit den Lockſpeiſen, die unter dem Scheine von eingebornen und erworbenen Gefühlen zur Vergeſſenheit des eignen Lebens und zu ſeinem Tode führten. Und was mir naht, ſchuldvoll oder ſchuldlos, es ſoll zum Mittel werden dieſer ungeheuern Flamme in mir, der ich ſelbſt den Holzſtoß mehren muß.

Seltſamer Gedanke, die reiche, vielgeſchmückte Erde wie eine leere, kalte Nacht zu betrachten und durch ſie die Kometenbahn des eigenen Daſeyns, Unglück und Verzweiflung drohend, zu beſchreiben. Schön biſt du auch noch im Tode, ſchmerzlich geliebtes Leben, aber wie alles Todte mußt auch du dich in neue Formen wandeln. Schuldlos biſt du an meiner Flucht; es iſt

nicht deine Schuld, daß du das unendliche Bedürfniß, welches du in mir erwecktest, nicht befriedigen konntest. Vielleicht fandest du mich deiner Liebe nicht würdig, vielleicht war meine Schwäche größer, als meine Kraft. Doch will ich nicht rechnen, will nicht fragen, was ich sollte, was sich geziemte, was dein ist und was mein. Ich liebte dich; nenne Wahn meine Liebe, aber bemitleide mich nicht. Meine Furcht ist keine Angst, mein Geben ist keine Flucht vor Handlungen. Doch weg mit Gefühl und Wort, ich schäme mich ihrer, da ich dem Schicksal trotzen will.

Die ersten Tage, die ich mit dem tiefgreifenden Schmerz auf diesen Bergen verlebte, waren entscheidend für die Richtung meiner Gedanken. Der Begriff der Vergänglichkeit war mir nie so nahe getreten, nie hatte die Frage: »Verdienst du dein Daseyn?« mein Gemüth auf diese Weise erregt. Aber jetzt, wo ich das zeitlich Hohe erbleichen sah, forderte ich zum ersten Mal etwas von mir selbst, oder doch zum wenigsten die Anstrengung, meine Fähigkeiten so beglückend als möglich zu bilden und zu bewahren. Alle Freunde meiner Jugend zogen an meinem Geiste, wie aufwärts ziehende Sterne, vorüber. »Sey gut mit aller Lust

und Kraft deiner Jahre, werde Weib in aller Tiefe deiner Gedanken,« ſo tönte es laut in meinem Innern, und der Aar, der über meinem Haupte zur Sonne ſtieg, und die Gentiane, die als große blaue Blumenkrone aus der Erde ſchaute, die ſchienen Theil an mir zu nehmen in dieſer Stunde. — So wie die Natur nach dem heftigſten Gewitter friſcher, erquickter von Duft und Vogelſang, belebter iſt, ſo ſchlug auch mein Herz freier. Meine Sehnſucht hatte den Schmerz, meine Kraft das Bangen, meine Zuverſicht die Scheu verloren. Wo endet, klang fort das innere Tönen, dein Glück? Des Baumes Wurzeln, vom ſchroffen Geſtein abgeſtoßen, werden zwar gebogen, aber ſeine blätterreichen Zweige ſteigen luſtig mit grünenden Armen empor; ſie umfaſſen den Himmel und ſind immer ſchöner, immer reicher, je gewaltiger die innere Kraft ſich regt. Wo iſt die Stimme von oben, die da gebietet: Bis hieher und nicht weiter! —

Bequem mag es ſeyn, von Andern ſich erziehen zu laſſen, aber will man ſich ſelbſt gehören, ſo muß man ſich großziehen mit eignen Händen und Hülle und Schaale verweſen laſſen, auf daß der innerſte Kern aufgehe in ſeiner herrlichen Kraft. Man verzage nicht, ſondern ſtehe dem Ereigniß; man wiſſe die Zeit zu meſſen, und man iſt Herr ſeiner Zeit. Es iſt unſere

Sache, ob Secunden ſich zu Monden ausdehnen, oder ob Jahre ſich zu Stunden zuſammenziehen. Die Abhängigkeit wird durch das Maaß der Bedürfniſſe und der innern Freiheit beſtimmt. Es giebt ewige Minuten! Man denke ſich die, in welchen der bangen Erwartung, im Nu Zeugung, im Nu Tod folgt. Aber man winde ſich auch los vom Eindruck der Tage, damit man im freien Wellenſpiel der Jahre ſich nur freier fühle. Man ſey klar im Wiſſen, aber man achte auch die Größe des Gefühls, die oft alleinige Wahrheit iſt, da die Nothhülfe des Gedankens zuweilen nur Nothlüge wird. Man verachte die, die mit ihren Gefühlen Krämer ſind; mangelt uns die Wärme der Gegenwart, nun ſo fliegen wir wie die Zugvögel in das Land der Erinnerung. Dieſe Erinnerungen aber ſeyen Schlingpflanzen des Geiſtes, die ihre Stützen verſchönern, indem ſie ſich ſelbſt feſtklammern. Man halte ſich immer an ſich ſelbſt und betrachte den Zufall als eine feile Dirne. Zum Troſte offenbare man ſich, daß das höchſte Glück, wie das tiefſte Unglück, gleiche Naturen haben, daß ſie nämlich in ſich ſelbſt nicht beſtehen können, ſondern daß beide nur Mittel zum Zweck ſind. An Anderen ſoll man Eigenſchaften ehren, an ſich nur die Harmonie des Willens und der That. Will man etwas lernen oder lehren, ſo

lerne oder lehre man Menſchenliebe. Nur die ſchöne That für die Brüder bilde das fromme Gemüth; fühlt es aber etwas Göttliches in ſich, ſo fühle es ſich immer bei Gott. Jede Stunde der Erhebung ſey eine Feuerſäule, die die Straße bezeichnet. Sie führe zur offnen Wahrheit, zum hochherzigen Gefühl, zu der Welt der innern Einkehr und zur Liebe, die nichts wünſcht, nichts hofft und nichts fürchtet.

Der geheime Verkehr der Natur mit der Seele iſt räthſelhaft. Ihre Ruhe, ihr Sturm wirken gleich wohlthätig. Wie nur das Verwundende zu heilen vermag, der Honig den Stich der Biene, ſo vermag zwar der Morgennebel, der Zug leuchtender Abendwolken, einzelne verhallende Töne die Bruſt zu beengen, aber ſie weiten ſie auch wieder und beſänftigen die Aufregungen des Verſtandes am zarteſten und am ſchnellſten.

Wenn mich der Erinnerungsſchmerz zu ſehr beklommen hält, trete ich hinaus zu den Plätzen, wo ich früher mit der Schweſter gewandelt bin, wo unſere Herzen unſere Blutsverwandtſchaft erkannt haben, und wo jetzt jedes Säuſeln der Blätter, jeder Duft der Blumen Wehmuth und Troſt zugleich erwecken. Dann erſcheint mir die Natur wie das Geiſtesbild einer früh

entſchwundenen Geliebten, die durch Zeichen mit mir reden möchte, die ich aber nicht mehr verſtehe. Ein unbekanntes Heimweh ergreift mich; Harmonien früh verklungener Stimmen werden wieder wach, neue Gefühle ſteigen wie Ahnungen in meinem Innern auf; ſie bezeichnen weder das Wohin, noch das Woher, bis endlich die Sehnſucht meines Herzens, wie der überfüllte Zweig im Frühling, in der Thräne Erleichterung findet. —

So ſaß ich geſtern Abend oben auf der Bergeshöhe allein, wo noch vor kurzer Zeit mein Dankgebet wie ein Hymnus zum Himmel geſtiegen war, und da ich erkannte, daß eine neue Periode meines Lebens beginne, ergriff ich meine Schreibmappe, um dieſer erſten Zeit meines Lebens ein Lebewohl zuzurufen.

Jeder Standpunkt des Menſchen hat, wie jedes Volk und jedes Alter, ſeine eigenthümliche Aeußerung, und Jedem iſt ſeine erſte Jugendzeit eine poetiſche und bilderreiche. Doch, wie nur der Diamant den Diamanten ſchleift, wie nur der Freund die Sprache des Freundes, nur die Liebe den Blick der Liebe verſteht, ſo kann auch nur Jeder aus ſeiner eigenen Vergangenheit die Frühklänge der befreundeten Seele aufnehmen und deuten.

Die Blume ſchließt ſich auf, wenn ihre Blüthe

entwickelt iſt. Das Sehnen der Liebe wird zur Umarmung, wenn alle Gefühle von Einem Seelenſchlage erwarmen. Die Frucht zerfällt in Saamen, wenn ſie gereift iſt. Der Wille des Menſchen ſtrahlt aus in Thaten, wenn das äußere und innere Leben harmoniſch geworden iſt. Der Saame ſucht die Erde zu ſeiner Verwandlung. Der Menſchenleib muß in den Mutterſchooß, um für einen höhern Aufgang geſtaltet zu werden. Die Erde iſt das Paradies des Saamenkorns, aber wie das erſte kein bleibendes. Es muß hinaus in den Kampf der Elemente, es muß ſich bilden und entfalten. Sobald nun der Erdgeiſt das Saamenkorn hinausgetrieben hat, ſo fleht es zur Sonne, daß es von ihr erhört und aufgezogen werde, um den Lebenslauf zu beſtehen und um einſt wieder heimkehren zu können, von wo es gekommen iſt. Saamen, vor allem Zutritt der Luft, ſo wie vor aller Einwirkung des Sonnenlichts geſchützt, behalten oft Jahrhunderte lang ihre Keimfähigkeit. Schlummernd zwar, aber nicht erſtorben, ruhen ſie in der Erde, bis ſie, zur günſtigen Stunde hervorgerufen, die Oberfläche überraſchen. Die Zeit windet ihre Trauerkränze über die großen Denkmäler der Vergangenheit, die als Ruinen unſer Staunen erregen, und über erſtarrte Lavaſtröme haucht verſöhnend der Blüthenathem ſeinen ſüßen Duft.

So bewahrt auch das Leben große Gedanken und Gefühle. Bleibt ihnen die Gegenwart kalt und feindlich, ſo erwacht ihnen warm und beſeligend eine beſſere Zukunft. Iſt ihnen dann auch vielleicht das Herz, das einſt vergebens vor heißer Sehnſucht ſchlug, längſt verwebt, ſo iſt es doch herrlich, wenn die Cotyledonen, die ungenannt und unbekannt in der Zeit lagen, plötzlich ſich in einer jungen Gegenwart entfalten und in der Nachwelt fortleben.

Die anorganiſche Welt ſtrebt nach der Kryſtalliſation, die vegetabiliſche nach der Blüthe. Mit dieſer iſt die Aufgabe der Pflanze gelöſ't, ihre Natur liegt in ihr aufgeſchloſſen, das Wachsthum begränzt ſich, denn die Veredlung der Organiſation iſt vollbracht. Gleichſam als Zeichen innerer Vollendung ſtrahlt die Farbe, und athmet der Duft, und die ſtille Vorarbeit für ein anderes Leben beginnt in dieſem höchſten Momente des Daſeyns. Je früher die Pflanze zur Blüthe kommt, deſto früher ſtirbt ſie. Je länger ihre Bildung zurückgehalten wird, deſto länger iſt die Dauer der Pflanze. So wie die Geſchichte der Entwicklung von dem Saamenkorn im Schooße der Erde bis hinauf zu den zarten Staubgefäßen in der Luftwelle vollendet, ſo muß wieder der fortpflanzende Keim für die ewig geſtaltende Muttererde gebildet werden.

Zur Zeit der Blüthe erleiden die ausgepreßten Pflanzensäfte eine Gährung, ähnlich den eingesperrten Zugvögeln, die bei der nahenden Reise nicht selten unruhig werden und sterben. Zur Zeit der Blüthe ist auch das Auferstehungsfest der Insecten; wie durch eine geheime Sympathie geweckt, verlassen die Schmetterlinge, diese entfesselten Blumen, ihre Puppen und fliegen wie Seelen über ihre Körper hinweg. Die Nachtigall findet für ihre seelenvollen Töne eine blühende Rosenlaube, und wenn die Jungfrau voll von ihrer ersten Liebe in den erwachenden Hain tritt, so erblickt sie bei der noch blätterlosen Eiche Maiblumen und Veilchen.

Lange wandelt der Mensch mit seiner unbewußten Liebe sorglos über Quellen und durch Haine, bis er einmal sich selbst in seiner Schönheit erblickt und betroffen stille steht. Staunend schaut er in der glänzenden Fluth das eigene Bild, und seine Arme breiten sich sehnsüchtig aus. Aber er darf in der klaren Tiefe nicht den eigenen Schatten lieben; es wandelt sich die reinste Selbstliebe zur Blume um . . . Narcisse nennt sie die Mythe.

Vielleicht ist es zuviel Selbstgefälligkeit, daß der Mensch glaubt, nur in seinem Innern sey Gefühl und Geist; in der Natur sey nur stumme Hinwei-

ſung und die Sehnſucht nur vom Menſchen empfunden und nur in ihm zu Gedanken geworden; allein kann er anders glauben? — Wie er in dieſem Gottestempel wandelt, gleichviel ob betrachtend, forſchend, liebend oder ſtaunend, immer ertheilt er die Weihe des Geiſtes, Verklärung und Erhebung. Und wahrlich, man ſollte glauben, die Welt wäre dankbar für dieſe Geiſtesgaben, denn je länger man mit ihr umgeht, deſto mehr Liebe und Hoheit haucht ſie in die Seele. Wo fühlt der Menſch ſeine ewige Beſtimmung wärmer, als in ihren Armen; wo ſaugt er die Begeiſterung für das Höchſte reiner als aus ihrem Auge, und wo möchte er die Thräne ſeiner Freude, wie ſeines Schmerzes, lieber fließen laſſen, als an ihrem Herzen? Darum wendet ſich der ſinnende Geiſt gern zu der ſtillen Pflanzenwelt; ſie giebt ihm Ruhe im Sturme, ſie reicht dem Leidenden ſeine Heilpflanze, dem Sieger ſeinen Lorbeer und dem Liebenden das Vergißmeinnicht.

Wenn es wahr iſt, daß das Steinreich in das Pflanzenreich übergehe, ſo kann man dieſes als ihr Elyſium betrachten, jeden Frühling als ein großes Auferſtehungsfeſt ihrer Todten und den Erdball als einen einzigen Kryſtall, der Blume werden will. Die Pflanze erſcheint dann als eine veredelte Erde, die zur Sonne, ihrer Erlöſerin, aufſteigen möchte, und das ganze Stre-

ben des Pflanzenreichs wäre, die Erde der Sonne als ihrem Urſprunge wieder zuzuführen, das des Thierreichs, das innere Licht immer mehr über die druckende Hülle zu verbreiten, und das des Menſchen, den höchſten Gedanken ſeiner Seele immer mehr zu begreifen und in ſich aufzulöſen. —

Schon begann die Dämmerung des Abends in das Dunkel der Nacht überzufließen. Ein Nachtſchmetterling flog vorüber, das Heimchen hörte, wie ſchlaftrunken, auf zu girren, fern im Weſten ſchwamm der Mond wie eine Gondel auf ruhiger Fluth herauf; bald war der Sternenzug in ſeiner ewigen Ordnung hervorgetreten.

Ich ſah bald hinauf in die Himmelsnacht, wo in tauſend unbekannten Welten Frühlinge blühen, Morgenröthen heraufziehen, die Schickſale von Millionen fallen; bald ſah ich auf die ſchimmernde Erde, wo ſeit Jahrtauſenden der nie zu löſende Kampf zwiſchen dem Guten und dem Böſen beſteht, wo ganze Generationen untergingen, Völker verſanken, die höchſten Blüthen des Menſchengeiſtes in den Duft der geſchichtlichen Kunde zerfloſſen —

Wohin ich blickte mit meinem innern Auge, da ſah ich Gerechtigkeit, Ruhe und Glückſeligkeit; mir war, als vernähme ich die tauſend Ahnungen, Wünſche und

Handlungen, die in ihren verſchiedenartigen Klängen ſich begleiten und ergänzen, und die ſich immer in das älteſte Lied, in das Lied der Liebe, auflöſen.

Aber nur kurz währte dieſe Entzückung; da ich mit den Flügeln der Sehnſucht mich über die Erde hinlegte, um ihre Luſt und ihren Schmerz zu empfinden, ſo fühlte ich mich ſelbſt wie eine Traumgeſtalt, die über die kalte Wirklichkeit hinwegwehte. — Wie durch einen böſen Dämon heraufgezaubert, ſtand die Kälte des Schickſals und die Bosheit Einzelner vor mir. Ich ſah, daß Viele leben, denen ihre Mutter nichts mit in die Welt gegeben, als ihre Geburtsſchmerzen, die fortdauern bis zur Erlöſung durch den Tod, der nicht ſelten durch eine ſchwarze That herbeigeführt wird; dann wurde mir deutlich, daß nur das Glück, wie die Sonne, die Blumen in glänzenden Farben öffne, daß das Unglück wie künſtliche Wärme treibt, daß aber dabei die Jugend und der Glanz untergehen. Tugend und Laſter ſchienen mir wechſelnde Aeußerungen von dem Triebe zur Vollendung, den der Zufall, gleichviel nach welchem Ziele, verhandelt. — Wahre Größe, unbeſtimmbare Liebe, unerſchütterliche Treue, die fand ich nicht, und wie die Magnetnadel nach Norden zittert, ſo blickte ich nicht ohne Zagen auf das eigene Daſeyn. Der Gedanke an mich ſelbſt beſchränkte

mein allgemeines Gefühl, ich wurde etwas prüfender. Das Vorherrſchen der Sinnlichkeit, dies Sehnen und Rennen nach unbefriedigter Eitelkeit, nach prangender Ehre, nach geprieſener Duldung beengte mich. Die meiſten Menſchen richten nie eine Frage an ſich. Viele auch freuen ſich, wenn die erwachende Frage durch Sinnenrauſch erſtickt wird. Andere fordern zwar Rechenſchaft von den Stunden, haben aber dennoch nicht den Muth, ſie abzulegen. Wenige nur bemühen ſich, ihre Einſicht durch Güte und thätige Liebe zu offenbaren. Die Wenigſten faſſen feſt die Vorgänge des Lebens, würdigen unbeſtochen die Zufälligkeiten, beurtheilen Zweck und Sache, achten den Gedanken wie das Wiſſen, werden nicht weich durch Liebe, nicht hart durch Haß, ſind gut und gerecht, fühlen wechſelnd Ahnung, Wehmuth und Klarheit, leben freudig in den Ideen und helfen freudig in jeder Noth des Lebens. — Auf welche Weiſe das Daſeyn ſich in Wort und That ausſpricht, iſt gleich viel, wenn nur Einklang im Wollen und Thun und Wahrhaftigkeit da iſt. Eine einzelne Richtſchnur menſchlicher Bildung läßt ſich nicht annehmen, denn die Jahrtauſende, die die Menſchheit erzogen, haben eine unendliche Mannigfaltigkeit von Kräften ausgebildet, die die Thätigkeit der Geſammtmaſſe erfordern, um dem Ziele der Vollen-

dung nahe zu kommen. Jeder genüge ſeinem Kreiſe; nur die nächſte Pflicht und das eigene Gefühl ſind Richter! — Darum auch kann Jeder in ſeiner Art die Höhe erreichen, wohinab der Blick in das Land der Zufriedenheit ſchweift. Jeder in ſeiner Art kann auch als ein nothwendiges und würdiges Glied der Menſchenkette ſich betrachten und an das Schickſal eine eigenthümliche Forderung ſtellen.

Während ich auf ſolche Weiſe, der innern Stimme lauſchend, ruhiger geworden war, verkündete die Kirchuhr in langſamen Schlägen die zehnte Stunde. Kaum war ſie verhallt, als ich vor mir die geliebte Geſtalt der verlornen Schweſter erblickte. Theils aus Schrekken, theils aus Aberglauben vermochte ich nicht den theuren Namen auszuſprechen. Aber als mein heftig ſchlagendes Herz mir das Gefühl meines Daſeyns giebt, raffe ich mich auf, eile der Richtung zu, wo ich die Schweſter entſchwinden ſah, horche, ob nicht ein Tritt ſich vernehmen läßt, und kehre endlich ergriffen, ſehnſüchtiger denn je nach Hauſe.

In den ſchönen Abendſtunden, die ich neben dem Arbeitstiſche meines geliebten Lehrers verlebte, ſagte er öfters, beſonders wenn ſich auch Jünglinge um ihn

verſammelt hatten: »Fleiß iſt das erſte Bedingniß zur innern Freiheit. So lange wir nicht unſer haltloſes Wiſſen zu einem geordneten Ganzen umgewandelt und uns durch die Reſultate gründlicher und klarer Kenntniß ein Zeugniß abgelegt haben, daß wir im Stande ſind, für eine objective Wahrheit etwas zu wagen und kraft unſerer Thätigkeit zu ſiegen, ſo lange können wir unmöglich an die Realiſirung äußerer Ideen denken. Wir müſſen erſt ſelbſt etwas geworden ſeyn, bevor wir aus Andern und Anderem etwas machen wollen. Und wer möchte behaupten, die Wiſſenſchaft offenbare ſich ihm ohne ernſte Arbeit! — Oder wer möchte keck ausſprechen, was ſich vielleicht Mancher mit übermüthiger Selbſtgefälligkeit geſteht: ſein Genie überhebe ihn des Fleißes!

»Die Wiſſenſchaft iſt ernſt, wie das Leben, und beide verlangen eine kräftige Hingebung und eine ſeltne Aufopferung für die eigene Willkühr. — Das Fach, dem wir uns gewidmet haben, muß unſer innerſtes Eigenthum werden; es muß ſich gleichſam als ein wiſſenſchaftlicher Organismus mit dem unſrigen vereinen und uns im Leben einen Haltpunkt ſchaffen, von wo aus wir der Pflichtanforderung des Staates entſprechen, unſere Ideale gegen den Vorwurf der Schwärmerei und der Oberflächlichkeit ſchützen und das er-

kannte Gute mit Zuverſicht in die Wirklichkeit führen können.«

Da er einmal in ſolcher Rede lachend mit der Bemerkung unterbrochen wurde, daß er die Anweſenden durch gute Ermahnungen zu großen Schriftgelehrten bilden wolle, erwiederte er ruhig: »Keineswegs. Die Wiſſenſchaft der Liebe und des Lebens wohnt nicht in Schriften. Große Gelehrſamkeit ſcheint mir ein geiſtiger Luxus, der wie jeder andere eine allzu geſteigerte Cultur und einen drohenden Untergang anzeigt. Stubengelehrte ſind Wucherer, die mit Mehl handeln, aber kein Geſäme haben für die Brachfelder. Auch weiß ich ſehr wohl, daß es bei der Gelehrtengröße viel auf die Augen ankommt, die ſolche ſehen, und viel auf die Gläſer, durch die dieſes Sehen vermittelt wird. Ja, es iſt ſogar meine Ueberzeugung, daß unter den vielen Tauſenden, die von den Federn leben, nur wenige geflügelt ſind, und daß die vielarmigen Schriftſteller nur in der einzigen Hinſicht den Waſſerpflanzen gleichen, das ſie nämlich die ſaftleerſten und trockenſten Gewächſe ſind. — Es iſt bekannt, daß viele Inſecten denjenigen Blumen, die eine Menge Blumenhonig abſondern, äußerſt ähnlich ſind, daß das Grün der Raupe nach dem Grün der Pflanze, das jene verzehrt, ſich richtet, und daß faules Holz am beſten leuchtet. So

ſehr mir das Vornehmthun mit gelehrtem Putze und die lächerliche hochweiſe Anmaßung zuwider iſt,« ſagte mein Lehrer weiter, »ſo ſehr verehre ich die wahre Gelehrſamkeit, das ſelbſtgeſchaffne Eigenthum eines wiſſenſchaftlichen Reiches. Uebrigens hatte ich nicht davon geſprochen, daß wir Gelehrte, ſondern daß wir tüchtige Menſchen werden ſollen. Auch habe ich den Fleiß nur als ein Mittel zur Einſicht und zum glücklichen Leben, keineswegs aber das bloße kalte Wiſſen als den letzten Zweck unſeres Daſeyns geprieſen.

»Alles hat ſeine Zeit,« rief der Theure beim Schluß einer ſolchen Rede. »Unſchuld, Hingebung und Frohſinn gehört der Jugend; Erfahrung, Rückſicht und Ernſt dem Alter. Nur die unglücklichſte Nothwendigkeit kann entſchuldigen, wenn der Menſch gegen das Geſetz der Natur handelt und lebt.«

Die Freundſchaft iſt keine Miſchung von guten Eigenſchaften, wobei die Mittheilung einen Hauptbeſtandtheil ausmacht, ſondern die tiefe, geiſtige Hochachtung, die in der Liebe wurzelt, die entſcheidet. Wenn es wohlthut, daß der Freund in die verwandte Bruſt mit offner Seele ſeine Vergangenheit, wie ſeine Gegen-

wart ausgieße, ſo iſt die Ueberzeugung nicht minder zerſtreuend, daß der Freund die Kraft beſitze, im eigenen Innern die Geheimniſſe des Herzens zu bewahren.

Was iſt das Geiſterartige in uns, das wir durch Ahnung bezeichnen? Sind die Ahnungen nur unbewußte Erinnerungen glücklicher oder unglücklicher Folgen, die wir an eignen oder an fremden Handlungen erlebt haben, oder ſind es Verſtandesſchlüſſe auf die Umſtände der Gegenwart gethan, welche die Form dunkler Gefühle behalten, weil ſie auf eine ferne Zukunft ſich beziehen? Oder ſind es Gefühle von einer unentwickelten Urſache, die allein durch den innern Gedankengang und folglich durch keine äußere Veranlaſſung erregt werden?

Woher der leichte Uebergang von dem Vorgefühl zu dem Vorherſagen, und woher die innige Verwandtſchaft des Divinationsvermögens mit dem ſchützenden, liebenden, warnenden und zürnenden Genius in uns? Vieles, was man als Kind in kaum hingeworfenen Linien gleich einem Schattenriß erblickte, das ſchaut man ſpäter als vollendetes Gemälde, und der Geiſt ſtaunt, daß Alles in der Art ausgeführt iſt, wie es früher angedeutet war. Iſt dieſe Erfüllung nur der Erfolg ei-

nes anhaltenden, obgleich unbewußten Strebens, oder ist sie die Verwirklichung jener traumartigen Vorempfindung?

Wäre unser Leben in Wahrheit an Prädestination gebunden? erschiene dem Menschen nur das Schicksal rücksichtslos auf sein Thun und Wollen? gäbe es keinen Zufall, sondern nur eine berechnete Nothwendigkeit?

An den Scheidewegen des Lebens, in den Stunden der Beklemmung und der Entzückung steigen die Ahnungsgeister des Innern auf, die Räthsel künftiger Bestimmung lösend, die Aussicht öffnend in die fernste Zukunft. — Völlig verschieden ist die Ahnung kommender Schmerzen von jener, die wir von der künftigen Seligkeit hegen; die Merkmale lassen sich nicht angeben. Keinen trügt jener prophetische Hauch, der bei der Unschuld des Herzens der Beweise der demonstrirenden Klugheit für den Glauben an seine höhere Natur entbehren kann. An der Quelle des Gemüths spielt die Hoffnung mit Ahnungsknospen. Die Knospen gleiten hinab; im Strome des prüfenden Verstandes suchst du sie vergebens. — Mit den Segeln der Freiheit steuert nun rasch vorwärts der kühne Wille. Er ist überzeugt, daß der Anker des Selbstbewußtseyns bald in eine neue beseligende Insel sich senken werde. Aber wie sich die Wellen des Stroms im Weltmeer

verlieren, ſinkt immer mehr die Ausſicht auf das verlaſſene Land, und das ſchärfſte Sehrohr entdeckt kein neues. Wie, fragt unmuthig der kühne Gedanke, wäre ich ſchon ſo früh über die Marke meiner Schöpfung hinausgefahren, und wäre das Ziel alles Sinnens und Wollens nur ein unſtetes Irren und eine ſtumme Verzweiflung, welche die Angſt Ergebung nennt?

Statt der Antwort wird es dunkler. Der Steuermann, der vielerfahrene Verſtand, läßt die Arme ſinken. Ungewiß ſchaut er auf ſeinen Glaubensmagnet, der nach einem Jenſeits deutet. Da ruft es vom Verdecke herab: Land, Land! alle Kräfte wachen auf, ſie wechſeln zwiſchen Glut und Gebet, die Anker werden geworfen! Der Strom hatte alle Ahnungsknospen der Quelle liebend bewahrt, und das ſchweigende Weltmeer hatte ſie zur Inſel geſchaffen.

Keiner der franzöſiſchen Autoren hat einen ſo tiefen, bleibenden Eindruck auf mich als Georges Sand gemacht. Ich finde in ihr Berührungspunkte, Sympathien und Offenbarungen, die ich nur einem höchſt edlen Gemüthe zuſchreibe. Man wird ſpotten, daß ich das ſage; man wird ſich wundern, woher eine

Frau den Muth nimmt, dem Strome entgegenzuſchwimmen, da es Sitte und herkömmlich iſt, Georges Sand für unmoraliſch auszugeben. Aber nehmen wir eines ihrer Bücher zur Hand, Jacques, André, l'Uscoque, Lelia, Spiridion, les lettres d'un voyageur, finden wir nicht überall den rothen Faden himmelanſtrebender Gedanken, die Sehnſucht nach dem Höchſten, den Kampf mit der Welt, die ſklaviſche Unterordnung fordert, und deren Ketten ſich Georges Sand auf Augenblicke blutend entreißt, um auf der Höhe den freien Ueberblick zu gewinnen und in duftenden Waldblumen Balſam für tiefe Wunden zu ſuchen?

Man ſagt: ſie taſtet die Ehe an . . . Nein! ſie taſtet die Ehe nicht an, ſie taſtet nur die Menſchen an, die das Geſetz der Ehe verunſtaltet, Unlauteres in das Symbol des Höchſten gebracht haben. Die Ehe iſt göttlichen Urſprungs, ſie faßt die Liebe in das goldene Gefäß der Treue, ſie drückt der Verbindung zweier gleichgeſchaffenen Seelen das Siegel der Unendlichkeit auf; ſie legt in die Verſchmelzung des Irdiſchen mit dem Himmliſchen das Geheimniß der Geneſis nieder. Die Ehe alſo betrachtet, greift Georges Sand nicht an; im Gegentheil, was ſie in der Fülle ihrer Phantaſie je geträumt, gedacht, gefühlt, gehofft hat, was ihr ſehnſüchtiges, ſchmachtendes Herz for-

dert, was ihre geiſtigen Kräfte anregt, das iſt das Gebild, das die Ehe darſtellt, wenn ſie wahre Ehe iſt.

Aber ſollte eine glühende, mit Himmelserſcheinungen genährte Seele nicht Widerwillen, Entmuthigung, Verzweiflung empfinden, wenn ſie die Welt mit ihren profanen Einrichtungen, die Geſellſchaft mit ihren ſelbſtſüchtigen Anſichten ſich an das Höchſte wagen ſieht, wenn ſie ſieht, daß Genußſucht allein Geſetz iſt, heilige, angeborene Gefühle der Welt nichts gelten, und Lehren, die Gott ſchon Moſes gab, in den Staub getreten werden!

Es iſt eines Geiſtes, wie des, der Georges Sand beſeelt, würdig, daß ſie auf die Geſellſchaft wirken und die Mängel, die ſie charakteriſiren, hervorheben will. Sie kann ſich in den Mitteln, die ſie zu dieſem Zweck wählt, irren, ſie kann ihrer Jugendlichkeit die Zügel ſchießen laſſen und mit ihr in das Unermeßliche ſtürmen; aber das iſt nicht zu widerſtreiten, das zeigt ſich als Grundzug, daß es ihr am Herzen liegt, eine Wahrheit zu ſagen, die ihr Wahrheit iſt, eine freie, unbedingte Anſicht an den Tag zu legen, ſich bei Seite zu ſetzen, ſobald ihre Ueberzeugung lauter als ihr perſönlicher Vortheil redet.

Georges Sand glaubt, daß die jetzige Zeit eine ſolche iſt, in welcher die Elemente einer neuen geſellſchaft-

lichen Einheit ſich regen; ſie glaubt, daß der Zweck derſelben anfängt verſtanden zu werden, und die Beförderung deſſelben begonnen hat. Einzelne hervorſtechende Menſchen hätten, meint ſie, die Hoffnung auf eine Wiedergeburt der Geſellſchaft gefaßt, ihr Glaube wäre durch tauſend Prüfungen geläutert, durch tauſend Gefahren geſtählt, durch tauſend Leiden erhoben worden. Zurückgedrängt durch den Egoismus, dieſe gröſte Verderbtheit der Zeit, erlitte dieſer Glaube ein gewiſſes Märtyrerthum und erhöbe ſich nur allmälig zwiſchen den Ruinen, die über ihn geſtürzt wären. Wenn große Geiſter, ſo wie große Seelen, gegen die Gewalt der Zeit gekämpft hätten, wenn ſie mit blutendem Körper daraus hervorgegangen wären, wie viel mehr müßten ſchwächer organiſirte Weſen darunter leiden, die nur zitternd das atheiſtiſche Jahrhundert durchziehen! — Der Unglaube und die Verzweiflung ſind, nach Sand's Anſicht, heftige Krankheiten, aus denen der religiöſe Fortſchritt hervorgeht. Der Zweifel iſt ein heiliges, unbeſtreitbares, nicht zu beſchränkendes Recht des Menſchen; er gebraucht ihn, um ſeinen Glauben zu befeſtigen, oder um ihn von ſich zu werfen. Der Skepticismus iſt verzweifelnd, aber er iſt dennoch eine große Sache. Er iſt das Aufſtreben zu Gott, der unläugbare Beweis ſeiner Exiſtenz und ſeiner Liebe

zu den Menſchen; denn kaum, daß wir die Gewißheit von Gottes Daſeyn verloren haben, ſo ſtürzen wir in eine Nacht voll Schrecken und Todesangſt. Sand zweifelt nicht, daß Gott väterlich für die geſinnt iſt, die, ſtatt ihn in dem Rauſch der Sünde zu verneinen, ihn in der ſchmerzvollen Einſamkeit eines verfehlten Lebens anrufen

In dem Sturm, der ſich erhoben, in dem Ausdruck des Wehs, das die jetzige Generation befallen hat, glaubt Sand, wie jeder Andere ein Recht zur Klage zu haben. Die Wahrheit verläßt nicht ihre Tempel und ihre Altäre; wenn aber der Menſch ſie verlaſſen hat, ſo ſoll, ſo muß er ſich zu ihr zurückfinden; nur darf er den Zweifel nicht läugnen, nur muß er ſein Herumirren bekennen wollen. Die Frage des Jahrhunderts und des Lebens iſt nicht, uns in nutzloſe Freuden einzuwiegen und unſere Seele dem größten Schmerz, dem Unglauben oder dem Zweifel zu verſchließen, ſondern dieſer Schmerz muß bekämpft werden, nicht allein bekämpft, um die Menſchenwürde in uns zu erheben, ſondern auch um kommenden Geſchlechtern den Weg des Heils zu öffnen. Aus dieſem Geſichtspunkte las Sand Goethe's, Chateaubriand's, Byron's Werke; ſie hält ſie höher als alle andern Dichter, weil ſie der Meinung iſt, daß ihre Werke mehr

der Geſchichte der Philoſophie, als den Annalen der Poeſie angehören, weil ſie die Dichter überhaupt wie zu einer großen Familie gehörend betrachtet und ſie berufen hält, ihre Ueberzeugung öffentlich, ohne Eitelkeit und ohne falſche Weisheit auszuſprechen.

Man hat Sand angeklagt, irreligiös, freigeiſterisch zu ſeyn; man behauptet von ihr, daß ſie keiner Kirche angehöre. Aber der Glaube des Herzens, die Anbetung, die der Anblick der Natur, die die Harmonie der Muſik, die das Finden eines großen Menſchen weckt, iſt die keine Religion? An den Tyroler Quellen, im Rauſchen des Venezianiſchen Meerbuſens, auf den Höhen der Alpen, in den Moosen, die ſie in den Thälern entzückten, ſuchte und fand ſie nicht überall Gott? Und wenn ſie, den Formen feindlich, das Weſen ergründet, wenn ſie ihre begeiſterte Seele allen Entzückungen eines Naturgeiſtes hingiebt, der mit ihr geheimnißvoll redet, der ihr Troſt reicht, ſo oft ſie ihn ſucht, deſſen weißes Himmelslicht ihr in den Strahlen des Mondes, oder im Purpur der Abendſonne leuchtet, iſt ſie nicht gläubig, wie wir Alle es ſeyn wollen, ob wir uns auch an die Form halten und nur in Kirchen beten zu können wähnen?

Am merkwürdigſten, als eine wahre Offenbarung der Geheimniſſe in ihr erſcheinen mir les lettres d'un voya-

zeur. — Georges Sand hat ſich in dieſem Buch nicht in die Rinde eines Romans verkrochen, ſie hat keine romantiſchen Verhältniſſe beſchrieben, wir beweinen in den Briefen nicht die Leiden einer Valentine oder einer Indiana, wir finden Georges Sand ſelbſt, die mit der Welt und mit ſich zerfallene Frau, die düſtere Schwermuth einer unbefriedigten Seele, die nirgends unerſchöpfliche Quellen findet, die ſich ewig an dem menſchlichen Geſetz ſtößt und in Verzweiflung darüber ihr Herz in unbändigen Klagen ausſtrömt, Himmel und Erde verbinden und, von Abgrund zu Abgrund ſchwankend, im Nebel oder im verklärten Himmelslicht wandelnd, bald das Leben verachtend hinwerfen, bald es leidenſchaftlich lieben möchte. Auch begegnen wir in dieſen Briefen den Freuden der Unſchuld, dem Sichfeſtklammern an das Natürliche, dem Bedürfniß reiner Genüſſe, das weinend von einer Thür zur andern geht, bald der Muſik, bald den Syſtemen, bald der Natur huldigt, ſich überall ſättigen, erholen, tröſten möchte und dennoch im Durſt nach dem Unſterblichen Tantalusqual erduldet! — Was finden wir nicht alles in dieſen Blättern, und wie mächtig ergriffen fühlt ſich das Gemüth beim Anblick eines Seelenleidens wie dieſes, tiefbegründet auf den großen, geiſtigen Forderungen eines weit um ſich ſchauen-

den Verſtandes, der die räthſelhaften Fragen des Daſeyns umſonſt durch ſeinen Genius zu beantworten ſucht! —

Seelenleiden! nie genug gewürdigt, da in ihm der Weg zum Himmel liegt, auf dem der wahre Geiſt des Glaubens in uns aufleuchtet, das unſere Kräfte aufregt und ſie ſanft ſchmeichelnd zu den Füßen des Gewaltigen führt . . . heiliges Gefühl, in dem das Feuer der Poeſie dunkelroth brennt, das Begeiſterung und Ruhe ſchafft, das trennt und verbindet, das den Ewigen, Unſichtbaren zum Vertrauten macht, das Tempelduft ausſtrömt, nein! nie kannſt du genug gewürdigt werden, da du die Himmelsluften hinanfuhrſt und irdiſchen Kleinlichkeitsgeiſt nicht duldeſt an der im Kampf der Entwicklung ringenden Seele.

Geiſt und Gefühl athmet Spiridion. Geiſt der Erhebung hat Georges Sand bei den Schilderungen angeſtrahlt, die ihre geübte Feder von dem fromm-geſammelten Leben im Kloſter macht. Sie hat mit tiefem, verzehrenden Blick die ſich in der Seele regenden Zweifel ausgedrückt; ſie hat Philoſophen der alten und der neuen Zeit ergründet; ſie hat das geheimnißvolle Leben des ſchmachtenden, einſamen Herzens mit weichen Händen enthüllt, wenn, abgetrennt vom Irdiſchen, es ſich den Berührungen der Geiſterwelt hingiebt, wenn

das Mondlicht, durch bunte Kirchenfenſter blickend, Todte mit myſtiſchem Hauche erſtehen läßt, und ſich die Faſer des Unglaubens an den unendlichen Wunſch nach Erkenntniß hängt; wenn es bald leiſe tönt, bald laut ſeufzt, wenn Fragen auf Fragen ſich drängen, und der widerſpenſtige Knecht in uns die Herrſchermacht über uns nicht begreift, wenn er zitternd ſeine Gebundenheit fühlt, und die Leiter ihm fehlt, worauf er zu dem Glaubenslicht im Himmel gelangen könnte.

Auch im Spiridion zeigt ſich das Streben, ſich loszuwinden vom Aeußerlichen, um das Weſentliche zu ergreifen; auch hier hat Georges Sand ihre Gedanken an die Stelle derer geſetzt, die uns anerzogen, nicht angeboren ſind; auch hier ſpricht ſich das Genialе ihres ſelbſtſtändigen Geiſtes mit glühenden Worten aus."

Und dieſe Frau, die die Religion des Herzens übt, die mit Thränenſtrömen Gott ſucht, die mit Bitterkeit ihr ganzes Leben überſieht und bekennt, daß es ein langer Kampf, ein langer Irrthum geweſen iſt, die ſtets zwiſchen ihrer Vernunft und ihrem Gefühl wählen wollte und nicht Kraft hatte, das Eine durch das Andere zu ertragen, eine ſolche Frau ſollte atheiſtiſch ſeyn?

Sie legt im Spiridion ein Seelenbekenntniß ab

und geſteht, daß ſie im Drange, ſich auf ſichtbare Beweiſe zu ſtützen, auf menſchlichen Grundpfeilern fortzubauen, und nirgends die Erde feſt genug findend, nicht den Muth gehabt hätte, menſchliches Zeugniß zu entbehren und in der ſtarken Zuverſicht großer Seelen ſich auf ihr eigenes zu beſchränken. Da, wo ihr Gewiſſen ſie hätte halten ſollen, ſagt ſie, wäre ſie nicht kühn genug geweſen, die Metaphyſik und die Geometrie von ſich zu weiſen, die ſie ſchwankend gemacht hätten. Ihr Kopf, meint ſie, habe nicht Energie genug gehabt, um der Wiſſenſchaft zu ſagen: du biſt es, die ſich irrt, wir Menſchen wiſſen nichts, wir müſſen Alles erlernen.

Wenn der Weg, den wir verfolgen, uns nicht zu Gott führt, ſo haben wir den rechten Weg verfehlt, ſagt Sand. Kehren wir um, ſuchen wir Gott, denn von ihm entfernt, irren wir in der Finſterniß. Vergebens rufen uns die Menſchen zu, daß die Wiſſenſchaft uns Gott ähnlich macht; wir fühlen Todeskälte, wir werden gewaltſam dem Nichts zugedrängt und gleichen den Sternen, die auslöſchen, da ſie außer dem Kreislauf ſind.

Geiſtiges Bewußtſeyn giebt Sand die innere Ueberzeugung der Unſterblichkeit ihrer Seele. Sie glaubt an Gott, denn ſie erſehnt, ſie liebt ihn, ſie fühlt ihn,

ſie beſitzt ihn. Gott ſelbſt iſt die Dreieinigkeit, von der das ſterbliche Leben ein matter Schein iſt, ſagt ſie. Was bei uns Glauben iſt, iſt bei Gott Wiſſen; was bei uns chriſtliche Liebe, das heißt Frömmigkeit, Tugend; was bei uns Anſtrengung, iſt bei Gott Schaffen, Erhalten, ewiges Fortſchreiten. Auch kennt uns Gott, er ruft, er liebt uns, er enthüllt ſich in der Erkenntniß, er befiehlt uns ſeinen Beſitz, er durchſtrömt uns mit jener heiligen Sehnſucht, die in uns für ihn brennt. Der größte Beweis von Gottes Daſeyn iſt der Menſch mit ſeinem Inſtinct. Der Menſch ſucht und ſtrebt ohne Unterlaß in ſeiner endlichen Sphäre nach dem, was Gott in ſeiner Unendlichkeit will und weiß. Wenn Gott aufhören könnte, ein Mittelpunkt aller Verſtandeskräfte, aller Gewalten, aller Zärtlichkeit zu ſeyn, ſo würde der Menſch dem Thiere ähnlich werden. So oft menſchlicher Geiſt die Gottheit verläugnet hat, ſo oft hat ſich der Geheimnißvolle in ihm entleibt.

Nein, es giebt keine Atheiſten, fährt Sand weiter fort ihren Mönch ſagen zu laſſen, nein! es giebt keine. Es giebt Zeiten des Suchens, der philoſophiſchen Anſtrengung, wo Menſchen, von den Irrthümern der Vergangenheit entmuthigt, einen neuen Weg der Wahrheit ſuchen. Dann irren ſie auf unbekannten Fußſteigen, dann ſinken einige in ihrer Ermattung nieder und

fallen der Verzweiflung anheim. Was aber iſt dieſe Verzweiflung anders, als ein Schrei der Liebe zu der Gottheit, die ſich ihrem müden Auge verhüllt? Andere erklimmen die Höhe mit glühender Eile und rufen mit kindiſchem Hochmuth aus, daß ſie das Ziel erreicht, und nicht weiter ſchreiten können. Dieſer Hochmuth, dieſe Verblendung iſt nichts Anderes, als der unbeſtimmte Wunſch, die unmäßige Ungeduld, die Gottheit zu umfangen. — Dieſe Atheiſten, deren geiſtige Anſtrengung man mit Recht lobt, ſind nach Sand's Anſicht religiöſe Seelen, die ermüden, und die ſich in ihrem Fluge gen Himmel verirren. Wenn in ihrem Gefolge ſich niedrige Seelen finden, die das Nichts, den Zufall, die rohe Natur anrufen, um ſich über ihre Laſter oder über ihre Gelüſte zu rechtfertigen, ſo iſt auch dieſes noch eine Anbetung mehr, die eher für als gegen die Majeſtät Gottes ſpricht. Um dem Ideal zu entſagen, muß das Geſchöpf das Ideal verläugnen. Haben Philoſophen dieſes Jahrhunderts die Vorſehung, die Geſetze, die Natur, die Schöpfung angerufen, ſo haben ſie Gott nur unter einem andern Namen angebetet. Sie haben ſich in den Schooß einer allgemeinen Vorſehung, eines großmüthigen Naturgeiſtes geflüchtet, ſie haben gegen den Fluch geeifert, den leidenſchaftliche Sekten einander zuſchleudern,

sie sind gegen die Gräuelthaten der Inquisition, der Intoleranz und des Despotismus zu Felde gezogen.

O Christus, ruft Sand in Gestalt des Bruders Aleris aus, es wird eine Zeit kommen, wo man dir würdigere Altäre bauen, wo deine wahre Größe im rechten Licht erscheinen wird, jene Größe, die die Ueberzeugung giebt, daß du, Sohn des Weibes, wahrer Erlöser, Freund der Menschheit, Verkünder idealischer Reinheit gewesen bist. —

Gott will, daß wir fortschreiten, fährt Sand fort zu sagen. Wenn er die Propheten wachruft, so ist es, damit sie die Generationen vor sich hintreiben, nicht aber, daß sie sie wie eine Heerde an sich ketten. — Als Jesus den Gichtbrüchigen heilte, sagte er ihm nicht: Knie nieder, und dann, folge mir! — Er sagte ihm: Stehe auf und wandle! —

Es ist nicht leicht, in unserer Zeit ein bedeutender Romantiker zu seyn. Alle Feinheiten, alle Geheimnisse der höhern Gesellschaft sind zu Sonnenstrahlen geworden, die der Dichter in sein Brennglas aufgenommen hat. Balzac, Soulié, Eugene Sue haben die Pariser Salons mit Ducheſſen und Marquisen, die ätherischen Wesen gleichen, bevölkert, sie haben sie poetisirt. Georges Sand hat die Gesellschaft und ihre Gebrechen geschildert. Eine philosophische Idee ist ihr da-

bei zur Hand gegangen: sie hat den Unterschied der Stände und der Geschlechter ausgeglichen, sie hat die Frau dem Mann, den Bürger dem Adel gleichstellen wollen. Aber — ist diese Idee ausführbar, da jeder hienieden einen individuellen Beruf zu erfüllen hat, die Frau dem Mann unterthan ist, das Volk, zur Arbeit bestimmt, die Quelle wird, aus der der Reiche, der Gelehrte, selbst der Philosoph jene äußere Gemächlichkeit schöpft, ohne die es keine Civilisation, keine Gelehrten, keine Philosophen gäbe!

Sand's Grundgedanke ist schön, er ist ihrer würdig. Es ist kühn und zeugt von Seelenadel, wenn eine Frau nicht vor dem Geschrei des Publicums zurückbebt, wenn sie mit scharfen Worten den Mißbrauch der Gesetze rügt, die den Schwachen unterdrükken, indeß sie den Starken unterstützen. Gewiß giebt es hier Stoff genug zu mehr als einer schmerzlichen Wahrheit, gewiß schlagen alle edlen Herzen in wehmüthiger Sympathie, wenn Georges Sand das zerreissende Bild des glänzenden Elends vor uns aufrollt, in dem namentlich höher begabte Frauen im Weh ihrer zusammengedrückten Kräfte untergehen; gewiß ist es recht, dem Adel begeistert zuzurufen: Denkt an die moralische Entwicklung der Menschheit, die von Euch ausgehen soll! Gewiß sind wir durchdrungen von der

Wahrheit, mit der Sand insbesondere den Unterdrückten und den Frauen sagt: Seyd geduldig, öffnet Euer Herz nicht dem blinden Haß, sondern dem Verständniß des Guten, ehrt das angestammte Recht, damit man Euch wieder ehre; wisset, daß der Schmerz auf der Menschheit wie ein grausiger Alp ruht, strengt Euch an, nicht sowohl nicht zu leiden, als mit Würde, mit Edelmuth, mit Ergebung Euer Unglück zu tragen.

In Sand's Romanen, namentlich in Valentine, in der so oft hart angegriffenen Lelia, bricht überall tiefes Nachdenken, wie es der begünstigte Geist in sich trägt, hervor. Zwar sagen Viele: Wie kann eine Frau dies oder jenes schreiben! Aber eben weil ein Schriftsteller geschlechtslos seyn soll, eben weil die Persönlichkeit vor dem Gedanken weicht, eben deshalb hat auch Georges Sand gesagt, was sie denkt. Ihre Sprache ist vollendet schön, sie ist Musik, selbst da, wo sie ein Schrei der Verzweiflung, ein Ausbruch rasender Leidenschaft, eine frevelhafte Kühnheit ist.

Der wenig bekannte Roman l'Uscoque, eine Banditengeschichte, aber mit poetischen Farben bekleidet, zog mich deshalb an, weil ich darin den edlen, oft verkannten Sinn des Autors zu ahnen glaubte.

Man könnte das Buch in drei Theile zerschneiden. Der erste Theil hat Venedig zum Schauplatz, der

zweite San Silvio, den Aufenthaltsort des Helden des Buchs; der dritte wiederum Venedig. Das Drama wird von ſechs Hauptperſonen ausgefüllt. Sie ſtellen die Idee des Dichters perſoniſicirt dar. Vier unter ihnen treten ſogleich ins Leben: Orio Seranzo, der Held des Buchs, Giovanna Moroſini, ſein verblendetes Schlachtopfer, der Graf Ezzelino und ſeine funfzehnjährige Schweſter Argiria. Alle vier ſind ſo groß wie die Unendlichkeit, denn ſie ſind nichts anderes, als das Gute und das Böſe, reichen alſo von der Erde zum Himmel und von der Erde zur Hölle. Sie trennen ſich ſogleich im Anfang des Buchs. Orio ſtellt das Laſter, Giovanna die Eitelkeit, Synonym des Weibes, vor. Ezzelino iſt die Tugend, umgeben von den Glanzſtrahlen ſeiner Schweſter, vor denen ſich das Laſter umſonſt in dunkele Nebel hullen will.

Dieſe drei moraliſchen Elemente treten ſogleich dem Leſer beim Oeffnen des Buchs durch eine Thatſache, durch eine Heirath entgegen, wo Giovanna, nachdem ſie zuerſt Ezzelino gewählt hatte, ihre Hand dem Orio reicht, alſo anſtatt der Tugend, dem Laſter anheimfallt.

Schon ſieht man, daß die zwei ewigen Principien des Guten und des Böſen und der Zweikampf, den ſie beſtändig liefern, den Inhalt des Buchs ausmachen

werden. Sie haben sich genähert, angeblickt, erkannt, es ist kein Grund vorhanden, daß dieser Kampf aufhöre. Er muß heiß und bis zu dem Augenblick hartnäckig seyn, wo einer der Kämpfenden durch die Gewalt des Andern stirbt. —

Dies ist die moralische Aufgabe des Autors; dies ist das Geheimniß der künstlerischen Auflösung. Der Kampf zwischen Leben und Tod hat bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Venedig in dem Augenblick angefangen, wo der verschmähte Nebenbuhler Ezzelino Größe der Seele genug hat, der Vermählung seiner ehemaligen Braut beizuwohnen.

Hier muß man die Feinheit des Plans, den Takt des Autors bewundern; aus dem unbedeutendsten Umstand, dem Auge des gewöhnlichen Romanlesers vielleicht verhüllt, entsteht die Hauptidee des Buchs, die auf der genauen Kenntniß geheimer Herzensregungen beruht.

Die beiden Nebenbuhler begegnen sich auf einer Wendeltreppe. Jeder von ihnen glaubt an die Rache des Andern; aber Ezzelino ist bewaffnet, Orio ist es nicht. Orio entflieht der Gefahr und erscheint kurz darauf auf dem Ball, den Dolch im Gürtel. Dieser Umstand ist hinreichend, um Ezzelino zu beweisen, daß der, der fähig ist, Hinterlist und Feigheit vor-

auszusetzen, selbst hinterlistig und feig seyn muß. Ezzelino zweifelt also von diesem Augenblick nicht mehr, daß geheime Ursachen das Princip der Ehre und des Muths bereits in Orio welken gemacht haben.

Der erste Theil krönt das Laster mit irdischen Genüssen, indeß die verschmähte und die betrogene Tugend der Einsamkeit und dem Ruhm Tröstungen abfordert, die sie nur in sich selbst finden könnte. Auch die, in der Gestalt des Weibes personificirte Eitelkeit genießt einen augenblicklichen Triumph, da sie, durch die Schlangenblicke Orio's dem edlen Ezzelino abspenstig gemacht, sich in ihrer Verblendung auf dem Gipfel des Glücks wähnt.

Der zweite Theil hat San Silvio, eine Festung, zum Schauplatz. — Hier zeigt sich Orio als Gouverneur in seiner wahren Gestalt; Raub und Mord geben sich mit der Brandstiftung die Hände. Orio, der nach San Silvio gesandt war, um die Corsaren zu bekriegen, findet, daß der Ruhm, wenn er keinen persönlichen Vortheil mit sich bringt, nichts ist. Er will seine Habsucht befriedigen und beschließt, den Pascha von Patras zu berauben. Aber überwunden wird Orio ins Gefängniß geworfen, woraus ihn eine Favoritin des Paschas befreit. Sie begleitet ihn nach San Sil-

vio, und von diesem Augenblick an hüllt er sich in die Schleier eines geheimnißvollen Treibens.

Ezzelino, im Dienste der Republik, wird in den Gewässern von San Silvio von den Corsaren überfallen. Ihr Anführer, mit dem er handgemein wird, ruft ihm eine seltsame Aehnlichkeit zurück. Er sucht in der Festung für eine Nacht Schutz und trifft hier mit Orio zusammen, der sich von ihm errathen sieht, ihn auf der Rückfahrt ermorden läßt und diesem Verbrechen Giovanna's Tod in den Flammen und die Zerstörung des Raubschlosses hinzufügt.

In den drei erwähnten Abtheilungen des Buchs gehen Tugend und Laster selbander denselben Schicksalsweg. Die Vorsehung, welche die geheimen Fäden des Geschicks beständig in Händen hat, führt die strahlende Lichtgestalt der Tugend immer auf die dunkeln Wege des Lasters. Die unterirdischen Gänge, die der Autor uns auf San Silvio beschreibt, die Fallthüren, die gewölbten Gemächer, denen die Luft fehlt, die unerreichbaren Höhlen, die Nachtvögel bewohnen, sind eine geistreiche Allegorie, um uns das Laster, das den Tag flieht und die Verborgenheit und die Nacht in den Eingeweiden der Erde sucht, mit allen seinen Attributen zu zeigen! Aber welche Tiefe wäre tief, welche

Verſchanzung hoch genug, um ſich vor dem Auge der Vorſehung zu verbergen!

Die beiden Nebenbuhler treffen ſich in San Silvio, anſcheinend als Freunde, in dem engen Raume eines Gemachs, an Orio's Seite und . . . der Kampf beginnt von neuem; freilich hier nur unter dem feinen Regen der Ironie und der Sarkasmen. Zwar glaubt Ezzelino an die Tugend, denn er glaubt an ſich ſelbſt, aber er iſt auch mit ſo zarten Fühlhörnern ausgeſtattet, daß er das Böſe alsbald herausfindet. Wie groß iſt die Tugend, wenn ſie hellſehend und rächend, mit der durchbohrenden Kraft des Inſtincts verſehen, in die innerſte Falte des falſchen Herzens dringt und ihm alle Mittel zur Vertheidigung abſchneidet. Dieſer Inſtinct edler Seelen iſt Glaube, heiliger Glaube, von der Erde verbannt, da Tugend auf ihr Schwäche iſt, dieſe ſich zitternd vor dem vergoldeten Laſter verbirgt, und ihre Thränen im Stillen vergießt. Thränen?... Wozu Thränen?... Um Gott in der geheimen Sprache unſerer Gebete anzurufen. Aber Arm, Schild und Schwert gab uns der Höchſte, um das Laſter zu zermalmen und das Gute zu ſchützen, und ſo auch hat Georges Sand ihrem Glauben einen glänzenden Harniſch verliehen und iſt gegen den Dämon zu Felde gezogen.

Die zweite Abtheilung enthält den erſten Schickſalsſchluß. Das ſchwache, ſchwankende Geſchöpf, das der Eitelkeit die Entſcheidung ihres Geſchicks anvertraut hat, das die Liebe, die wahre, reine Liebe geopfert hat, wird auf das ſchrecklichſte für ihre Gebrechlichkeit beſtraft. Mitleiden über die arme Giovanna, die die weiblichen Schmerzen offenbart, wie ſie das Machwerk der Civiliſation und der menſchlichen Geſetze ſind, und die Orio zerſplittert, nachdem ſie ſeinen Zwecken nicht mehr dienlich iſt.

Als Ezzelino nach San Silvio kommt und dort zu ſeinem Erſtaunen ſeine ehemalige, von ihm ewig betrauerte Braut findet, iſt ſie, bereits zerriſſen von der Qual verſchmähter Liebe, nur noch ein Schatten von der Schönheit, die einſt Venedig entzückte. —. Ihre Verblendung iſt gewichen, der Schmerz hat ſie hellſehend gemacht; ſie erräth nicht allein Orio's Geheimniſſe, ſie ergründet auch ſein Weſen.

Neben ihr erhebt ſich ein anderes Frauenbild, die Favoritin des Paſchas von Patras, die Orio von der Gefangenſchaft und vom Tode befreit hat, und die zum blinden Werkzeug ſeiner Verbrechen wird.

Die dritte Abtheilung des Buchs führt uns nach Venedig zurück. Orio erſcheint hier zwar umgeben von dem Glanz des geraubten Gutes, aber auch morſch

von dem Wurmſtich des Böſen. Er iſt überreif, denn er iſt geſättigt. Um dem Fluch der Sättigung zu entgehen, ſucht er neue Empfindungen, und zwar die der platoniſchen Liebe in Argiria, Ezzelino's Schweſter, auf. Die Liebe des edlen Mädchens ſoll eben ſeinen vielfachen Verbrechen die Krone aufſetzen, als der todtgeglaubte, von ihm gemordete, Ezzelino rächend im Palaſt Memmo erſcheint und den Miſſethäter entfernt. Orio, von der Furcht gelähmt, bedient ſich Naam's Arm, um ſeinen fürchterlichen Feind noch einmal zu tödten; kaum aber hat dieſe geglaubt, den Dolch in Ezzelino's weiches Herzfleiſch gedrängt zu haben, als auch ſchon Orio's Haus auf Befehl der Zehn umſtellt iſt, und er ſeinem dunkeln Verhängniß entgegengeht.

Wir können hier nicht genug die Geſchicklichkeit des Autors in der Charakterſchilderung des Verbrechers bewundern. Die Kühnheit, die Sicherheit im Böſen, die Unvorſichtigkeit, die den blinden Glauben an ein Glück zeigt, dem er gebieten will, vergöttlichen ihn in ſeinen eignen Augen. Er glaubt ſich der Lenker ſeines Schickſals, der Gebieter der Welt und der Geſetze zu ſeyn; aber plötzlich, im Glanzpunkt des Wohlſeyns, ſtürzt ihn die Sättigung irdiſcher Genüſſe in den Zuſtand gänzlicher Auflöſung. Nicht die Reue, denn ſeine

Verbrechen kennen keine Reue, hat ihn in dieſen verzweiflungsvollen Zuſtand geſetzt, nein! die Unmöglichkeit, ſein geſtohlenes Gut offen zu genießen, macht ihn im Reichthum hungrig, durſtig und ſchlaflos. Der ſchönſte, der bedeutendſte Mann Venedigs zerſtiebt in Nichts, fällt in ſich wie ein Rieſengebäude, das durch unterirdiſches Feuer in ſeinen Grundfeſten untergraben wird, zuſammen. Zwar ſtreben ſeine hohen Mauern, ſeine majeſtätiſchen Kuppeln noch himmelwärts, aber bald, ſehr bald werden ſie nur ein Schutthaufen auf der Erdfläche ſeyn.

Das unterirdiſche, minirende Feuer erſcheint hier als die verborgene Strafe Gottes, als jene Strafe, die der Autor in der edeln Bildung des Buchs ſchon dann über Orio verhängt hat, als er noch nicht vor dem Richterſtuhl der Menſchen ſteht, und das Blut ſeiner gemißhandelten Brüder ſein eignes Herzblut ſühnend fordert. — Aber der Frevler *will* leben, er kann nicht ſich ſelbſt, ſeinem Leib entſagen, den er, in der Gefahr wie in der Luſt, für unzerſtörbar, gleich dem eines Gottes, gehalten hatte. In dieſem Sich Anklammern an das Irdiſche wendet er ſich an die Arzneikunde, die er früher verachtete. So führt die feige Furcht vor dem Tode ganz einfach den Doctor Barbolamo herbei, der, durch ſeine Kunſt zum feinen Be-

obachter geſtempelt, ſehr bald unter Orio's Maske den zerſtörten, innerlich verkohlten Verbrecher erkennt. Hier zeigen ſich wieder zwei Lebensprincipien, die ſich mit einander meſſen, und die gegen einander ankämpfen, die feinfühlende Rechtlichkeit im Gegenſatz mit dem verſchmizten Laſter.

Der Doctor Barbolamo hat mitleidige Blicke für gewöhnliche Apothekermittel. Er ſieht für Orio nur ein Heil: Veränderung in ſeinen Leidenſchaften; er verſchreibt alſo dem Lüſtling ſtatt der Arznei platoniſche Liebe. Jetzt zeigt ſich Argiria, der glänzende Stern, der Ezzelino's Leben umleuchtet hatte.

Auf einem Balle hat ſich die ſchöne Seele des edeln Mädchens mit der des Mörders begegnet. Argiria iſt von der Schönheit Orio's, von dem Zauber, der ihn zum Unwiderſtehlichen ſtempelt, ungerührt geblieben, aber da ſie ihn unglücklich ſieht, glaubt ſie ihn verläumdet. Das öffnet ihm ihr Herz, nicht weil ſie wie andere Frauen verführt von Orio's Glanz iſt, ſondern weil der Anblick des Leidens in ihr das unendliche Bedürfniß zur Tröſtung wachruft.

Naam, obwohl verbrecheriſch, ähnelt Argiria durch die Hingebung, die ſie beſeelt, denn die anſcheinende Kälte, mit der ſie Orio's Miſſethaten zur Seite ſteht, entſpringt aus dem Heroismus, der ſie über die Tor-

turen der Inquiſition erhebt und ſie unfähig macht, den Gott, den ſie in dem Geliebten anbetet, zu verrathen. Betrogene Liebe allein könnte Naam von dieſer gefährlichen Verblendung heilen; auch fängt der Zauber, mit dem Orio ſie umſtrickt, ſeit Giovanna's Tode an zu weichen, aber ganz hört er nur dann auf, als Naam den Tod, mit dem Orio die, welche ihm dienten, beſtraft, durch tauſend Qualen in ihren eignen Eingeweiden ſelbſt empfindet. **Naam iſt vergiftet.**

Ich glaube nicht, daß es eine dramatiſchere Stelle, als die im Uscoque giebt, wo Naam, nachdem ſie Giovanna's ſchönen Leib durchbohrt findet, plötzlich aus Inſtinct hellſehend wird und ihr eignes Schickſal in dem der ſchönen Frau ahnt. Von dieſem Augenblick lieſ't ſie in Orio's Seele, und die Kraft des Gewaltigen ſcheitert wiederum an einer höhern Macht, als die ſeine. Er, der betrügt und verblendet, behält zwar noch die Luſt zum Sündigen, aber vor Naam's Seelenkraft ſinkt Orio wie ein Segel, das nicht mehr vom günſtigen Wind gebläht iſt, ſchlaff zuſammen. Warum? Weil Naam ihn durch ihre Größe zermalmt. — Zwiſchen den Flammen, die Orio und Naam im Brande von San Silvio umkreiſen, wird der feige Held von Todesfurcht ergriffen, indeß ſie, ein Weib, ihm zu-

ruft: »Derjenige von uns beiden, der dies Feuermeer zuletzt und ohne Zagen durchschreitet, wird das Recht haben, den Andern zu beherrschen!«

Die Grundidee des Dichters ist, wie gesagt, der Kampf des Bösen mit dem Guten. Beide Principien rennen wüthend, während des ganzen Buchs, wie Gladiatoren aneinander; immer aber bleibt das Laster zitternd vor der Tugend, die schon durch die ihr angeborne heilige Ruhe den Sieg davonträgt, ungewiß und blödsinnig stehen. So stößt endlich das Laster, das mit Ketten an einen eisernen Stuhl geschmiedet ist, einen letzten fürchterlichen Wehlaut aus. Venedigs Richter erhebt sich; er spricht das Todesurtheil über das Ungeheuer aus, das in dem Schooße der Erde, umspült von den Wellen des Meers, sein Daseyn enden soll.

Man sagt, daß die Ketten, die den Schrecklichen an den Felsen der Unterwelt fesselten, im Feuer der Hölle dreimal geschmiedet waren, und Gott sie alsdann selbst um den Leib des Frevlers geschlungen habe. Aber gleich den Titanen, die im Aetna eingeschlossen, die Erde durch die Anstrengung, mit der sie sich zu befreien suchen, zittern machen, so hat auch Belzebub sein Gefängniß in den Grundfesten erschüttert. Indeß seine Riesenfüße in einer unreinen Wassermasse sich

haben, hat sein gehörntes Haupt, diese Werkstätte höllischer Gedanken, giftige Schwefeldünste ausgehaucht, welche sich durch die Ritzen der Unterwelt nach oben drängen und die Welt von neuem durch tausend lokkende Formen berücken. Endlich soll sich sogar Satanas von seinen Ketten losgerissen und sich wieder unter die Menschen geschlichen haben. Dort bereichert er sich, wie Orio sich bereichert hat, sieht aber wie ein petit maître aus. Er ist parfümirt, frisirt, gefühlvoll; er ist schmächtig, blaß, moralisch und trägt gelbe Glacé-Handschuhe. Woher sein Glück in der Welt? Eben weil er feige ist, weil er schmachtende Augen, eine feine, lispelnde Stimme hat, weil er von Kirche, Priester und Christenthum redet und sich wohl bis ans Ende der Welt ungestraft durchschmeicheln wird, eben weil er elegant und nach der Mode ist, und ein Schwall von Bewunderern ihn vom Morgen bis zum Abend umgiebt. —

Das große Trauerspiel des Lebens wiederholt sich in jedem Jahrhundert, verändert nur in der Form, durch das Jahrhundert, in dem es spielt. Wir Alle sind Theilnehmer desselben; auch unter uns giebt es Orio's, Ezzelino's, Argiria's und Giovanna's, auch wir horchen mit glühenden Wangen auf den Gedanken des Dichters, und unsere Herzen schlagen für den

Kampf des Guten mit dem Bösen. So — das Haupt in den Staub gedrückt — warten wir auf die Lösung des Räthsels, das unser Daseyn umgürtet hält. Wann, wie wirst du es lösen, Gott der Gnade und des Lichts, da uns noch so viel zu lernen, ja, nur zu ahnen übrig bleibt? Was ist diese ungeheure Masse Leichen ganzer Reiche, was sind diese Reiche selbst? Staub! — Wird eine Zeit der Vollendung kommen, wo der Kampf in der Welt verklungen ist, und Gott sich ohne Schleier, im Glanze seiner Sonnen zeigen wird? . . . Fortschritt der Menschheit? Als wenn nicht von Adam's Zeiten an immer derselbe Kampf obgewaltet, immer dieselben Schmerzensseufzer die menschliche Brust zerrissen hätten, als wenn nicht fort und fort dieselben Leidenschaften wütheten, dasselbe ängstliche Suchen nach dem Unsichtbaren vorherrschend gewesen wäre! Thorheit, Weisheit, Lüge und Wahrheit, göttliche Liebe und himmelschreiender Unglaube haben sich wie ein Wirbelwind begegnet, und haben immer dasselbe Resultat geliefert: Unterwerfung unter den höchsten Willen, oder Zerstörung des menschlichen Gehirns. — Wo wir das Unendliche im Geschöpf suchen, da verräth uns das Geschöpf; wo wir irdische Güter den himmlischen vorziehen, da greift das Feuer um sich und zerstört die Güter. Was beweis't dieses gewaltige Gesetz, welches

das menſchliche Schickſal regiert? — Daß es eine Macht über uns giebt, die uns anzieht wie der Magnetſtein die kleinen Eiſentheile, die von den fernſten Polen ihn ſuchen und finden . . . daß es eine Hand giebt, die die Fäden unſeres Geſchickes hält, ſie oft ſchlaff hängen läßt, ſo daß wir tollkühn in die Höhe und Tiefe vorſpringen, und daß dieſe Hand plötzlich wiederum unſern Willen in Feſſeln ſchlägt und uns zurück auf den richtigen Weg zwingt.

Eine Abendgeſellſchaft.

Die Hausfrau geht auf und ab in den erleuchteten Zimmern; ſie hat allerlei Befehle vor dem Empfang der Gäſte zu geben. Hier brennt eine Lampe zu dunkel, dort flackert ein Wachslicht und muß gegen die Regel geputzt werden. Sie klingelt, ein Groom erſcheint; er iſt geſchmackvoll gekleidet; nur daß er etwas ſchiefe Beine hat, entſtellt ihn ein wenig.

»Heinrich! ein Glas Waſſer!« —

Der Groom holt ſchleunig das Geforderte und reicht es auf ſilbernem Brette zierlich der Hausfrau.

Sie trinkt und ſieht ſich dabei in dem Spiegel; ſchelmiſch bemerkt ſie, daß ſie ſich in ihrem Sammtkleid mit der breiten Spitzengarnitur, ſelbſt trinkend,

nicht übel ausnimmt. Jetzt ſtellt ſie das Glas auf das ſilberne Brett, fährt mit dem geſtickten Schnupftuch über den Mund, athmet etwas tiefer und ſagt abgebrochen: »Daß nur der Thee zur rechten Zeit ſervirt wird, — vergeſſe er das Eis nicht, — lege er eine Schaufel ein, wir müſſen noch einmal räuchern, die Lampe hat abſcheulich gedampft, — daß nur der Koch mit dem Souper zur Mitternachtsſtunde bereit iſt.«

Der Groom läuft hin und her, die Hausfrau geht auf und ab.

Mit was unterhalte ich meine Gäſte, fragt ſie ſich, indem ſie über die rechte Hand den linken Handſchuh in der Zerſtreuung zieht. Wer wird ſpielen, wer wird tanzen, wer wird converſiren? — Im Geiſte geht ſie die Erwarteten durch; ſie bleibt bald bei dem Einen, bald bei dem Andern ſtehen, ſie theilt die Geſellſchaft in verſchiedene Kategorien. Der iſt ein unnützes Mitglied der Soiree; er ſpielt nicht, er tanzt nicht, er ſpricht nicht, er will nur unterhalten ſeyn. Die — ruht auf mir mit ihren tauſend ſpießbürgerlichen Prätenſionen, mit der Vornehmthuerei, die nur beweiſt, daß ſie nicht vornehm iſt, mit den ſtummen und lauten Zwiſtigkeiten, in denen ſie ſich, wie ein Fiſch im Waſſer wohl und munter, obwohl roth wie eine Klatſchroſe, herumdreht. Sie wird ſpielen, ruft die Haus-

frau erfreut . . . Gottlob, daß ſie ſpielt, ſetzt ſie leiſe hinzu, ſo bin ich ſie los. Aber mit wem? mit dem Grafen B.? — Nein, der hat neulich ihren Mann nicht dreimal hintereinander Herr Baron genannt; nun grüßt ſie den Grafen nicht mehr. Mit der Frau v. Z. könnte ſie ſpielen. Mein Gott, ich vergeſſe, daß, da dieſe neulich ein Pariſer Kleid anhatte, ſie ihr vor lauter Zorn den Rücken den ganzen Abend zudrehte . . . Indem rollt der erſte Wagen vor; die Hausfrau ſetzt ſich ſchnell auf einen Sopha, ſteht dann wieder auf und geht der hereintretenden Dame entgegen. Es iſt die Baronin von K., eine der ſchönſten Frauen ihrer Zeit. Ihre Schönheit beſteht mehr in einem vollendet reinen Bau des Körpers, als in einer regelmäßigen Geſichtsbildung. Sie iſt blendend weiß; der Rücken iſt etwas gewölbt, ihre Schultern und die Form des Nackens ſind bewunderungswürdig. Die Stirn iſt vielleicht etwas zu niedrig, die Augen nicht ſonderlich ausdrucksvoll, aber die Naſe iſt ariſtokratiſch. Wenn die Frau von K. in der katholiſchen Kirche, von einem türkiſchen Shawl in reichen Falten umfloſſen, auf dem mit rothem Tuch überzogenen Betſtuhl kniet, wenn ſie tief gebeugt auf ihm ruht und dann urplötzlich, wie geſtärkt, himmelwärts blickt, dann iſt ſie ſo bezaubernd ſchön, daß ſie ſicher einem Raphael als Ideal genügt

haben würde. Ihr Anzug athmet Geſchmack und Einfachheit; ſie trägt meiſt ein ſchwarzes Sammtkleid, das ihre Marmorweiße noch weißer macht. Zuweilen ruht auf ihrem Geſichte ein melancholiſcher Schatten, von dem man nicht weiß, ob er durch das Sonſt, oder durch das Künftig hervorgerufen ward. Wer kann Frauenherzen ergründen?

Nachdem ſich die Hausfrau eine Zeitlang mit der Frau von R. unterhalten hat, erſcheint an der Thür des Empfangzimmers der Miniſter von ** nebſt ſeiner Frau und ſeiner Tochter. Die Miniſterin ** trägt große Spuren ehemaliger Schönheit an ſich; ihr Mangel an Anſtand contraſtirt ſeltſam mit ihrer Stellung. Der Ausdruck ihres Geſichts iſt der der Güte; der Wunſch, Jedermann gefällig zu ſeyn, führt ſie zuweilen zu weit; aber wenn ſie die Weltwürde über die Menſchenwürde vergißt, wenn ſie die Fehler ihrer Eigenſchaften hat, wenn ſie ſchwach iſt, weil ſie gut iſt, ſo iſt ſie dennoch eine jener Erſcheinungen, die überall verſöhnend, begütigend, wohlthuend einwirken. Ihr Mann iſt mehr Gelehrter als Diplomat; er hat ſich gewaltſam ſeinen Studien entriſſen, um ſich in den Salons der großen Welt zu langweilen. Seine Ausdrücke ſind glücklich gewählt, er beſitzt Rednertalent, und iſt, namentlich wenn er von der neuern Ge-

ſchichte ſpricht, unerſchöpflich. Mit Frau von Staël, mit Herrn von Schlegel und Chamiſſo in früherer Jugendverbindung, kennt er fremde und einheimiſche Literatur und gewinnt alſo dem Leben zwiſchen Beruf, Studium und Erholung die beſte Seite ab.

Die Hausfrau iſt alsbald mit ihm in lebhaftem Geſpräch. »Haben Sie die Reiſebriefe der Gräfin Hahn-Hahn geleſen?« fragt ſie, und als er verneinend antwortet, fährt ſie fort: »Sie müſſen mir verſprechen, das Buch zu leſen. Wer die geiſtreiche Frau in ihren frühern Schriften liebgewonnen hat, wer in Aſtralion, in der Gräfin Fauſtine, in Ulrich, in Jenſeits der Berge den klaren Blick, die ſchöne, weibliche Art des Auffaſſens, die kleinen Sprünge beobachtet hat, mit denen ſie erzählend die Scala der Gefühle auf- und abläuft, oder wie ein hellplätſchernder Quell über den Goldſand ihrer Seele mit lieblichen Gedanken hinwegſpielt, der nimmt gewiß die Reiſebriefe als eine willkommene Gabe in die Hand, da ſie erwünſchte Kunde von den Eindrücken der Reiſenden aus Mailand, Genua und Nizza, von den hyeriſchen Inſeln, von Toulon, dem Bagno, von Marſeille und Montpellier, ja von Perpignan, Barcelona, Valencia, der Alhambra und von Granada geben und uns die Freude empfinden laſſen, daß ſie uns nicht allein erzählt, was ſie geſehen, ſon-

dern auch, wie sie gesehen hat. Sie selbst sagt geistreich genug: Wenn Jemand zu mir spräche, ich will dir Alles erzählen, was ich gesehen habe, so würde ich geschwind antworten: erzähle mir lieber, was du dabei gedacht hast. Wie sich die äußere Welt in deiner Seele abspiegelt, das interessirt mich, denn ich weiß ja ohnehin, daß du grünes Gras und blauen Himmel gesehen hast.«

»Eben dieses Abschreiben des Gedachten,« unterbrach der Minister die Hausfrau, dieses Wiedergeben der empfangenen Eindrücke, dieses Individuelle in den Reisebeschreibungen ist es, was ihnen, wenn sie über bekannte Länder reden, Reiz und Neuheit giebt. Der Mensch bleibt dem Menschen das Interessanteste . . .«

»Tritt er nun,« fuhr die Hausfrau lebhaft fort, »in schöner Eigenthümlichkeit uns entgegen, sagt er mit Wahrheit und Ergriffenseyn, daß die Welt schön und Gott überall ist, deckt er uns sein Herz auf, über das, wir errathen es mit Ehrfurcht, das reinigende Taufwasser des Schmerzes geflossen ist, dann ehren, dann erkennen wir ihn, dann regt sich die Fiber der Sympathie, daß wir seine Hand ergreifen und sie herzlich drücken möchten.

»Mag doch, wie die Gräfin Hahn sagt, die Seele

unzugänglich, gleich der Schnecke in ihrem Hause seyn,« redete die Dame weiter, da der Minister ihr gern zuzuhören schien, »mag sie sich zusammenballen und sich nur durch etwas Außergewöhnliches herausnöthigen lassen, kommt das Außergewöhnliche, so erscheint sie plötzlich mit ihren Fühlhörnern, und es wird ihr wohl, wie ihr wehe war.« —

Und als der Minister eine etwas ironische Miene machte, jedoch immer noch schwieg, beeilte sich die Rednerin, aus ihrem etwas zu sentimalen Ton in das Positive des Buchs überzugehen. »Da selbst Cleopatra's Perle in Essig aufgelöst werden konnte, so muß es mir die Gräfin Hahn verzeihen, wenn ich ihre Perlenschnur, die Reisebriefe, mit dem Essig der Kritik, wenn auch nur so obenhin, etwas besprenge. Ist die Parallele zwischen Petrarca und Dante schön, fühle auch ich größere Sympathie für düstere, als für parfümirte Schmerzen, ergreift mich die Klage des großen Dante, dessen Geschwister die Sterne waren, läßt mich Petrarca kalt, weil ich ihn mir selbst im höchsten Seelenaffect mit der gefalteten Halskrause denken muß, indeß ich mir Dante verzweiflungsvoll, den Mantel über das Gesicht gezogen, vorstelle, so möchte ich doch ein wenig grollen, daß die Reisende sich zu sehr bei den provençalischen Geschichten, bei dem Vicomte Ro-

ger III. und seinen Schicksalen aufhält. Sie erregt dadurch eine leise Ungeduld, ein peinliches Gefühl, das auf den unbilligen Gedanken fuhrt, die Gräfin wolle, neben aller Lieblichkeit, auch gelehrt seyn. Sie muß mir diese Worte nicht übel deuten; sie drücken nur die Klage aus, warum sie will, daß der Leser sich mühselig durch alterthümliche Geschichten hindurch zu dieser schönen Individualität zurückarbeiten soll, da er sie doch nie verlassen möchte.«

Kaum hat die Hausfrau die letzten Worte ausgesprochen, als der Dichter T. eintritt. Er kennt ausnahmsweise die Welt, denn ach! Dichter kennen nur ihre Ideale, geschweige denn sich selbst. T. ist oberflächlich, gilt aber für einen gelehrten und, was besser ist, für einen geistreichen Mann, weil er zu verblenden, in Erstaunen zu setzen weiß. Seine Sucht zu schreiben tödtet in ihm das Genie und vertrocknet die heiligen Thränenquellen, die sonst in ihm für fremde Schmerzen fließen würden. So war er z. B. Augenzeuge des tragischen Todes seines Freundes P., der alle Anwesenden in tiefe Trauer setzte, der aber für ihn nur zum pikanten Romanstoff wurde. —

Hast du, lieber Leser, wohl jene schöne Frau da in der Mitte des Saales bemerkt, die in ihrer statueartigen Unbeweglichkeit um sich das sanfte Licht der

Schönheit verbreitet? Oder ziehſt du vor, daß ich dich bei ihr einführe, wenn ſie auf einer dunkelſammtnen Ottomane im einfachen weißen Kleide ruht und den Traum des Dichters, das Ideal des Künſtlers verwirklicht? Ihr Haus iſt ein Wunder des guten Geſchmacks, ein Sammelplatz jener tauſend unnützen Bedürfniſſe der großen Welt, mit einem Wort: eine Feenwohnung. Die Treppe iſt mit rothem Sammt drapirt; ſie iſt der Vorbote desjenigen, das dich in den Zimmern erwartet. Wenn du die Schwelle der erſten Thür überſchritten haſt, ſo trittſt du in das Vorzimmer, das nach dem Zeitalter François' I. hergerichtet iſt, und das dich in das Cabinet der ſchönen Frau führt. Dieſer Schreibtiſch, mit einem Renaiſſanceſtoff überzogen, ladet dich zum Nachdenken ein, aber du biſt zerſtreut durch die mannigfachen Gegenſtände, die dich umgeben; du weißt nicht, bei welchem du ſtehen bleiben, was du zuerſt betrachten ſollſt, denn Alles gefällt dir, weil Alles Leben, Geiſt, Poeſie, bis auf dies reich geſtickte türkiſche Kiſſen verräth, das vor dem lodernden Kamin ruht. Doch . . . ſo ſchön dieſe Einrichtung, wie noch viel ſchöner die, die ſie belebt! Ihre Haare ſind kaſtanienbraun, die Wimpern lang, die Augen groß, die Büſte vollkommen klaſſiſch. Die ſchöne Frau lächelt ſchwermüthig, als wenn ſie wüßte,

daß der Neid, die Mißgunſt, die Verläumdung auf ſie geſtürzt ſind und unbarmherzig ihr ihre geheimſten Gedanken zu entreißen geſucht haben. Was iſt nicht Alles über ſie erfunden worden, wie viele ſchwarze Flecken auf dieſem Unſchuldskleide, welche Fulle verrathener Geheimniſſe, die uns auf dieſem ſchwellenden Teppich wie auf glühenden Kohlen wandeln läßt! Welche Geſtalten nehmen deine Träume an, holde Frau, wenn du auf deiner Ottomane ruhſt? Biſt du von lachenden Bildern umgeben, oder trägſt du in dir Erinnerungen, die ſich aus dem Hintergrunde deiner Seele erheben, die ſich neben dich ſetzen, um dich zu fragen, was aus deinen Hoffnungen, aus den Verſprechungen, die du gabſt, aus der Zukunft, die du träumteſt, geworden iſt? Dieſer aſiatiſche Glanz, der dich umgiebt, befriedigt er deine Seele? Warum weinſt du, wenn man dich früh Morgens ganz allein, winterlich eingehüllt, mit ſchnellen Schritten einer entlegenen Kapelle zueilen ſieht, in der du dein ſchönes Haupt tief zur Erde beugſt und mit deiner Seele inbrünſtig gen Himmel fliegſt? Wenn das, was man ſagt, Lüge iſt; wenn du verläumdet, aber nicht ſchuldig biſt; wenn dein Engelangeſicht ſtillſchweigend die Welt anklagt, die dich mit Füßen tritt: o wie mußt du dich ſtark in dir ſelbſt fühlen, und welche geheim-

nißvollen Regungen müssen dein armes, zerrissenes Herz schwellen machen!

Wie die Hausfrau nun rechts und links grüßt, wie sie kaum mehr ihre Gäste zählen kann, stößt sie auf eine Frau, die man fast häßlich nennen könnte, deren Reiz aber in einem ausnehmend schönen Organ besteht. Sie spricht mit Leichtigkeit, mit Geschmack, mit Geist; sie ist gebildet, hat vortreffliche Manieren und nimmt leicht eine kleine Protectormiene denen gegenüber an, die ihr näher stehen. Sie hat die Schwäche, die Vertraute aller Familiengeheimnisse seyn zu wollen, theilt mit Feinheit die Bemerkungen mit, die sie macht, und läßt klug errathen, was sie nicht sagen will. Es ist in ihr ein Gemisch von Ruhe und Lebendigkeit, das sie liebenswürdig macht. Ohne Anstrengung den gesellschaftlichen Ansprüchen unterworfen, scheint ihr Lebenszweck erfüllt, denn sie kennt weder die heftigen, weit abspringenden Wünsche, noch die unbequeme, unersättliche Sehnsucht. Ihre Cousine, die neben ihr steht, hat sich früh mit einem leichtsinnigen Menschen verheirathet; sie gleicht jenen Pflanzen, die nur in einer gemäßigten Zone leben; aus ihr in eine fremde versetzt, leben sie zwar, aber ohne Farbe und ohne Saft. So wie die kleine Frau dasteht, ist sie zwar hübsch, aber ihre nackten Schultern und ihr

freier Blick beweisen, daß sie den Vestaschleier zerrissen hat, und daß sie, wie Psyche, hat sehen wollen, um zu glauben. Ihr Anblick betrübt; der vergiftete Hauch der Sünde hat schöne Eigenschaften in ihr getödtet.

»Liebe Gräfin,« ruft die Hausfrau, »wollen Sie nicht zu tanzen anfangen?« —

Die Gräfin Henriette W. hat eine jener Physiognomien, welche die Frauen, nach einer etwas neidischen Art, sich unter einander zu beurtheilen, fast häßlich finden, für die aber Dichter und poetische Gemüther leicht eine leidenschaftliche Regung empfinden. Sie ist brünett; ihre Augen, seltsam geformt, könnten chinesisch genannt werden, aber der Ausdruck ist schelmisch. Die schlanke Gestalt bewegt sich im Tanz meisterhaft, die kleine aufgestülpte Nase giebt dem Ganzen den Anstrich der Impertinenz. Das Aeußere, aus bizarren Formen zusammengesetzt, läßt auf ein bewegtes Innere schließen. Sie ist ernsthaft, kindisch, vernünftig, ausgelassen, melancholisch, inconsequent und voller Takt. Ihre Art sich auszudrücken trägt bald das Gepräge des Muthwillens, und bald ist sie voller Grandezza, wie eine Herzogin im Hofkleide. Sie überläßt sich den Eindrücken des Augenblicks, ist gelangweilt und unliebenswürdig, und zuvorkommend und angeregt.

Indeß nun die kleine Gräfin mit einem jungen

Officier den Ball eröffnet, hat die Hausfrau sich mit einem Theil der Gesellschaft in ihr Cabinet zurückgezogen. Neben ihr sitzt eine lange, übermäßig dicke Frau, die nicht mehr tanzt, weil sie, ach! das schreckliche Vorgebirge der vierzig Jahre umsegelt hat. Sie ist in Spitzen gehüllt, lispelt, wenn sie spricht, und vertraut einem ganz schwarz gekleideten Mann mit leiser Stimme an, daß, obwohl ihr Herz liebend, sehnsüchtig, leidenschaftlich sey, sie dennoch nicht mehr zu lieben beschlossen habe. Sie preßt sich bei diesen Worten eine Thräne aus dem linken Auge, blickt dann himmel- und dann seitwärts, und hofft im Stillen, der Schwarzgekleidete werde ihr ein Dementi geben. Nach einer kleinen Pause richtet die Hausfrau die Frage an sie:

»Haben Sie die Scenen aus dem Alltagsleben gelesen?«

»Aus dem Alltagsleben!« ruft erschreckt die lange, dicke Frau; »wo denken Sie hin, meine Theure? Meine Lectüre ist poetisch, sie ist der Zeit und meinen Verhältnissen angemessen. Ich lese französische Romane, zuweilen englische, die den Ruhepunkt gewähren, höchstens St. Roche.«

»Ich schätze die französische Literatur, so verwirrend sie auf die Jugend wirken mag,« giebt die Haus-

frau zur Antwort, »ich freue mich des schönen, moralischen Gefühls, das fast alle englischen Romane beherrscht, ich liebe St. Roche und die Schöpfung der Jennimor, die der Dichterin alle Ehre macht, da nur ein edles Gemüth ein so edles Weib denken konnte; aber deshalb sollten Sie dennoch nicht die Friederike Bremer und ihre Alltagsgeschichten verschmähen.«

»Ach!« erwiedert die Lange und sieht dabei auf die points d'Angleterre, die ihren rothen Hals bedecken, »wie soll ich mit meinem poetischen Gemüth, mit meiner Sehnsucht nach dem Unendlichen Geschmack an dem Alltagsleben finden! Diese Bücher, dächte ich, könnten wir unsern Kammerfrauen überlassen.«

»Nun,« ruft jene lachend, »so will ich gern einmal eine Kammerfrau seyn, das heißt, ich will mich in meiner Kammer darüber freuen, wie lieblich ein Frauenzimmer schwatzen kann. Das Haus der Friederike Bremer ist voll Geschwätz, voll Kinder, voll Ereignisse, die wie Sandkörner sich nach und nach zum Stein zusammenballen und also ein Ganzes bilden. Voll auch ist das Herz von schalkhafter Freude, wenn die Mutter ihrer Aeltesten den Hofprädicanten, einen Mantel, der Gemeingut ist, umhängt, oder wenn sie das Familiendach, den rothen Regenschirm, ausbreitet und aus Madame Zoletto, einer Kaffeekanne, den

braunen Trank reicht, voll ach! des Leids, als das Haus brennt und der schöne Henrick den Keim zu einem frühen Tode im Brande holt.«

»Wohl thut es einem,« nimmt hier eine blonde Frau, die bis jetzt geschwiegen hatte, das Wort, »wohl thut es einem, einmal aus dem faßlich tragischen Ton der sogenannten großen Welt, aus ihren Gefühlen mit Trüffeln farcirt, in die schlichte Atmosphäre des Hausbackenbrods versetzt zu werden. Da lebt man wieder bei einem frischen Trunk Wasser auf, da erquickt man sich an guten Herzen und kriecht unter die schützenden Flügel der Mutter Elise, die ihr Sommerkind liebt, ihre Aelteste mit der Domkirchenmiene weise erzieht, die für das kleine Fräulein Liebesblicke und für Petrea's geschwollene Nase mütterliche Nachsicht hat.«

»Sechs Mädchen, ein Sohn, eine Pflegetochter und ein Candidat füllen das Haus,« fällt die Hausfrau ein. »Mutter Elise und Vater Ernst walten darin wie sichtbare Gottheiten; sie halten das Gleichgewicht, ob sie auch selbst nicht immer im Gleichgewicht sind. Jedes hat seinen Platz, jedes sein Geschäft, jedes sein Schicksal, jedes seinen Schmerz und seine Freude, aber Alle haben dieselbe Liebe, die reine, schöne, wahre Liebe, welche die Herzen aneinanderkettet und die Stürme, die heranbrausen, in laue Winde wandelt.«

»Das iſt ſo ſchön an dem Buch,« unterbrach hier der Miniſter **, der hinter den Stuhl der Hausfrau getreten war, die Sprechende, »und das gefällt mir ſo wohl an ihm, daß der Grundgedanke Familienliebe iſt. Auch hier erſcheint das Geſetz des Lebens, daß Regen auf Sonnenſchein folgt, aber er ſpult nichts fort, er ſchwemmt nur an; er löſt nicht das Band, das Alle umſchlingt, er befeſtigt es. Möchten doch unſere Romantiker, und namentlich die Franzoſen, ein Beiſpiel an der ſchwediſchen Dichterin nehmen, möchten ſie fühlen, daß das Leben nicht ſowohl in Sälons als im Hauſe, nicht ſowohl in verwickelten als in natürlichen Verhältniſſen ruht, und daß das Leben nur dann Werth hat, wenn aus ſeinen Keimen tüchtige Menſchen hervorgehen.«

»Die Schule des Lebens, die Entwickelungsperioden in ihm hat uns Friederike Bremer in ihrem Buche auf eine heitere, beruhigende Weiſe dargeſtellt,« nahm hier die Hausfrau wiederum das Wort. »Sie hat ſie nicht allein beſchrieben, ſondern auch durchlebt. In dieſem ſtillen Wirken iſt ihre Seele herangereift, in ihm haben ſich ihre Vergißmeinnichtknospen zu himmelblauen Blüthen aufgeſchloſſen. Zwar duften ſie nicht berauſchend,« ſprach ſie weiter, ſich anſcheinend an die dicke Frau, die ihr mit einiger Unge-

bald zugehört hatte, wendend, »zwar werden sie nicht in Treibhäusern groß gezogen und hängen nicht in bizarren Formen hoch in der Luft, wie die Orchideen, die keine Wurzel zu haben scheinen, aber der müde Wanderer findet sie, wenn er sich an dem frischen Quell erholt; da nicken sie ihm freundlich zu, da flüstern sie ihm Kindheitsfreuden in die Seele, da erzählen sie ihm, daß auch er sie einst geliebt, gesucht hat, und daß er, als er sie suchte, gut, rein und fromm war.«

»Ja, so viele Erinnerungen ruft solch ein Buch wach,« nahm hier der Schwarzgekleidete das Wort. »Haben wir nicht Alle einmal an dem großen Familientisch gesessen und sehnsuchtsvoll auf die Thür in der Hoffnung geblickt, der Suppennapf werde erscheinen? Sind uns nicht die Augen übergegangen, wenn die Mutter Feenmährchen und Ahnengeschichten erzählte? Haben unsere Herzen nicht stürmisch bei der Ankunft eines neuen Hausgenossen, oder bei der Rückkehr des geliebten Bruders geklopft? Und sind wir nicht auch einmal wie Peires im Walde auf Abenteuer ausgegangen und haben uns dabei Kleider und Gesicht zerrissen? Oder — haben wir uns nicht etwa leise, wenn eine herrische Gouvernante, oder ein erbitterter Hofmeister uns zurief: Aus dir wird nichts! mit

Petrea's Worten getröſtet: Ich werde doch einmal emporkommen!«

»Da uns ſolche Bilder mit ihren freundlichen Kinderaugen anſehen, ſo oft wir das Buch aufſchlagen,« beſchloß die Hausfrau wie begütigend, immer noch den Blick auf die dicke Sentimentalität richtend, »ſo wollen wir der Friederike Bremer danken, daß ſie uns in ihr gemüthliches Leben eingeführt hat. Dabei iſt ihr Styl, ſo viel aus der Ueberſetzung hervorgeht, fließend, ihre Gedanken edel, ihr Gemüth rein. Es bricht aus ihren Schilderungen ein feiner Beobachtungsgeiſt hervor, der dann wieder auf Menſchenkenntniß und höhere Bildung ſchließen läßt.«

»Da Sie einmal bei der ſchönen Literatur ſind, meine Damen,« hob der Miniſter ** an, »ſo möchte ich Ihnen wohl ein Buch höherer Art, einen Roman empfehlen, der zwar der Begebenheiten wenige enthält, der aber den Philoſophen und Menſchenbeobachter lebhaft intereſſiren muß, von dem Styl nun einmal gar nicht zu reden, der ſo meiſterhaft einfach, ſo ſchön gehalten iſt, daß man ſich lieblich angeregt durch ihn, wie auf Luftwellen bewegt oder von Flügeln getragen fühlt.«

»Und wie heißt dieſer Roman?« riefen mehre Stimmen auf einmal.

»Seraphine,« erwiederte der Miniſter. »Seraphine von Guzkow,« ſetzte er hinzu. »Offenbar hat der Dichter erlebt, was er darſtellt. Seraphine iſt ſeine erſte Jugendliebe, er hat ſie verkannt, von ſich geſtoßen, ſie iſt in die weite, liebloſe Welt gezogen, iſt in ihr zu Grunde gegangen, und erſt ſpät an ihrem Grabe erkennt er, daß ſie ſeine wahre Liebe iſt. Es iſt eine allgemeine Erfahrung, daß nur der glücklich iſt, der ſich und ſeinen Verhältniſſen treu bleiben kann. In Seraphine werden alle vorkommenden Perſonen von ihrem angeſtammten Platze hinweggedrängt; deswegen leiden ſie Alle in der Tiefe des Gemüths. Am unglücklichſten ſind Seraphine und Arthur, die bedeutendſten Charaktere des Buchs. Seraphine iſt liebenswerth; ihre Phantaſie iſt vorherrſchend, ihre Verſtandeskräfte, ſo groß ſie ſind, alſo nicht harmoniſch gebildet. Hätte ſie die rettende Hand, die Ausgleichung ihres innern Bedürfens mit dem äußern Leben gefunden, ſo wäre ſie ſicher bedeutend geworden. Daß Arthur die leitende Hand für ſie hätte ſeyn können, daß er ſie aber zur Fauſt zuſammenballt und das arme, verkannte, liebende, leidende Mädchen in die liebloſe Welt hinausſtößt, ſtatt es durch geiſtigen Reichthum, durch Hingebung, Liebe und Nachſicht zu vervollſtändigen, ſpringt als ſchmerzliche Wahrheit gleich

dann hervor, wenn Arthur sich von Seraphine trennt. Seelenzustände wie die, welche der Dichter meisterhaft in diesem Kampf zwischen Lieben und Erkalten, zwischen Festhalten und Losreißen darstellt, sind sehr ergreifend. Jeder von uns hat Aehnliches erlebt, oder doch mit angesehen. Herzen, die sich Treue und Glauben versprachen, haben sich nach langen Qualen reuevoll, aber ruhig getrennt, weil irgend ein Mißverstehen obwaltete, oder weil der Hochmuth, diese Erbsünde, es nicht zuließ, daß die Hand der Liebe gereicht wurde. Auch herrscht fast in allen Verhältnissen des Lebens eine solche Gedankenverwirrung, ein solcher Mangel an Selbstprüfung, ein solches endloses Gemisch von Täuschung und Wahrheit, daß es kein Wunder ist, wenn in dieser babylonischen Confusion Herzen, die sich lieben sollten, aneinanderstoßen, um auseinanderzuprallen.«

»Auch ich habe Seraphine gelesen,« sagte jetzt der Schwarzgekleidete, indem er seine goldene Dose zierlich in der Hand hin- und herdrehte. »Auch ich bin des Ministers Meinung, daß dieser Roman zu den gelungensten unter Gutzkow's Productionen gehört. Seraphine ist eine weibliche, strebende, ergänzende Seele. Wie schmerzlich müht sie sich ab, dem schmerzlich geliebten Arthur zu gefallen. Wie kindlich rein

ſchmiegt ſie ſich an ſeinen Ungeſtüm, an ſeine Launen, wie gern verläugnet ſie ſich, wie iſt ihr das Schwerſte leicht! — Das Leben nimmt ihr den Glauben ans Leben, das heißt, weil ihr die erſte Erfahrung das kryſtallene Feenſchloß, das ſie beſaß, zerſchlug, glaubt ſie nicht mehr an Feenſchlöſſer. Sie liebte Arthur heiß, leidenſchaftlich, ohne Abſicht, ohne Rückſicht, ohne Verſtändniß, ohne Urtheil. Sie rechnete nicht mit ihm, ſie forderte nichts von ihm, denn ihm wollte ſie Alles ſeyn; ja, ſie gab ihre innerſte Natur auf, um ihm zu gefallen. Das iſt Liebe.«

»In ihrem Verhältniſſe zu Edmund iſt ſie ſchon weit ſpeculativer,« fiel der Miniſter ein; »da grübelt, philoſophirt, definirt, urtheilt, erwägt ſie: das iſt keine Liebe. Der Gedanke an die erſte Erfahrung iſt vorherrſchend; ſie ruft ſich jede Einzelnheit zurück, in der ſie Arthur mißfiel. Statt ſentimental zu ſeyn, iſt ſie ironiſch; ſie lacht, wo ſie früher weinte, ſie ſpricht, wo ſie ſonſt ſchrieb, aber weil ſie abſichtlich iſt, löſ't ſich das Verhältniß, wie es denn überhaupt Seraphinen in ihrer Weiblichkeit an Menſchenkenntniß, an heiterer Ueberſicht der Dinge fehlt. Arthur, ihr überlegen, hätte ſie leiten, entwickeln, vervollſtändigen können, aber er hat ſie verlaſſen. Nun verlangt Edmund von ihr, was ſie nicht beſitzt: ſie ſoll ſtark

seyn, wo sie schwach ist, sie soll ihn aufrichten, ihn sich selbst erklären; was aber besitzt das arme Kind? Nichts als den Stachel der ersten, verrathenen Liebe, nichts als die muhsam verhaltenen Thränen uber eine Vergangenheit, die ihr Gegenwart ist; denn in Edmund liebt sie Arthur, in Arthur ruht ihr ganzes Wesen. In ihm athmet, in ihm stirbt sie. Alles Uebrige, Edmund's Liebe, Juliens Kälte, Philipp's Rohheit, des Herrn von Magnus erwachende, heilige, rührende Sympathie ist nur da, um Seraphine immer wieder auf Arthur zurückzuführen.«

»Oder besser,« setzte der Schwarzgekleidete hinzu, »zu der in ihrem Wesen tiefwurzelnden Liebe. Was bietet das Leben einmal definirt, habe ich nach Beendigung dieses Buchs, wie so oft schon gefragt, und was ist sein Zweck? Das Glück? Wenn Glück ein in sich abgeschlossener Zustand der Ruhe ist, so würde in ihm das Leben aufhören, denn es würde stille stehen. Schmerz, nach welcher Richtung er sich zeige, ob er äußerlich oder innerlich erzeugt ist, ist ein Grundzug der Existenz. So nehme denn jedes unruhige Herz seine Aufgabe hingebend und gläubig an, es schmiege sich kindlich an sein Schicksal, es verstehe die innere Stimme und unterwerfe sich, wie Seraphine, deren Geschichte ich zu derselben Stunde durchlas, als der

Dichter erschöpft seine Feder wegwarf und die Thur der Vergangenheit dumpfdröhnend in ihr Schloß zurückfuhr. —

Es war bei diesen Worten eine ernste, wehmuthige Stimmung über die Anwesenden gekommen, die der Minister dadurch zu verscheuchen suchte, daß er die Damen namentlich auf die Stellen in Seraphine aufmerksam machte, die auf Musik überhaupt, und auf Beethovens Musik insbesondere Bezug haben. »Schade,« sagte er, »daß Sie das Buch nicht zur Hand haben; ich würde Ihnen dann vorlesen, was Ferdinand, so wunderbar das auch in seinem Munde klingt, über die magnetischen, somnambulen Traumphantasien, welche sich, wie unbewußt, auf das Auge des göttlichen Sehers legen, sagt. Beethoven läßt alle Töne des Gemüths walten, am liebsten die klagenden; allein er wird sich nie in Wehmuth begraben, sein Gedanke ist männlich und vertrauensvoll; so ungefähr drückt sich Ferdinand über den großen Meister aus.«

»Weil wir von Musik reden,« sprach jetzt eine sehr schöne Frau, die fremde in der Gesellschaft zu seyn schien (wenigstens hatte sie bis jetzt nur beobachtend dagesessen), so will ich Ihnen doch von dem rauschenden Beifall erzählen, der Miß Kemble in Frankfurt am Main geworden ist. Miß Kemble ist bekanntlich

die würdige Tochter des englischen Schauspielers Kemble, hat sich aber ihrer wunderschönen Stimme wegen der Musik gewidmet. Sie trat zuerst in Norma auf und entwickelte hier, neben einem tiefen und wahren Musikgefühl, ein in der That einziges tragisches Talent. Man sieht, daß sie Italien gesehen und in ihm die antiken Statuen studirt hat. Sie hat Momente, wo sie die erhabene Niobe oder die stolze griechische Juno erreicht. Daneben hat Rubini im Concert mit Madame Persiani gesungen. Rubini verläßt das Theater, aber ohne Nachfolger. Wer wird, wer könnte nach ihm jene ergreifenden Töne, jene bewundernswerthe Fertigkeit, jene Kühnheit des Vortrags haben!«

Und als die schöne fremde Frau bemerkte, daß man ihr mit Interesse zuhörte, fuhr sie fort: »Ich habe auch Liszt gehört.«

»O, so erzählen Sie uns von ihm,« rief die Hausfrau, indem sie sich schnell aus ihrem Lehnsessel erhob und sich neben die Fremde setzte.

»Das will ich gern,« erwiederte die Gräfin Mathilde, denn so hieß die schöne Frau, »allein die Aufgabe ist schwer, ich kann nur andeuten, was Sie einmal selbst sehen werden.«

»Nun so deuten Sie,« sagte lebhaft ein junges Mädchen, wurde aber feuerroth, als sie also gesprochen hatte.

Lächelnd hob Mathilde an: »Liszt's äußere Erscheinung entspricht den wunderbaren Compositionen, die wir Alle von ihm kennen; sie gehören in der Musik unstreitig der romantischen Schule an. Lange, herunterhängende Haare, ein edles Profil, das eine geistreiche, französische Schriftstellerin ein florentinisches nennt, eine an Kränklichkeit streifende Magerkeit, aber zugleich alle Spuren einer bis zur Höhe gesteigerten Lebensthätigkeit machen ihn zu einem Menschen, der Erstaunen, Neugierde, Bewunderung erregt, noch ehe man ihn, von den Flügeln seines Genius umrauscht, am Clavier sitzen sieht. . . Was er am Clavier ist, in welchen herzzerreißenden Tönen er uns die Leiden der Seele klagt, wie strömend seine Thränen sind, wenn Sehnsucht nach dem Ueberirdischen ihn himmelwärts reißt, wie verachtend er das Schicksal in seinen wilden Phantasien zu zermalmen scheint, das muß gehört, beobachtet, nicht erzählt werden.«

»Erzählen Sie immerhin,« riefen einige Stimmen.

»Nun denn! Liszt ist erschöpft, wenn er vom Clavier aufsteht, er hat an ihm, mit ihm Länder durchzogen, er hat sich auf die schwarzen Flügel des Sturms gesetzt und ist den Wolkenbergen zugeeilt; er hat sich aber auch öfters in friedliche Waldkapellen geflüchtet, hat vor Muttergottesbildern auf den Knieen gelegen

und den Lichtſtrahl geweihter Lampen in ſein verwundetes Herz fallen laſſen.«

»Was aber iſt der Charakter des Spiels?« fragte einer der Anweſenden.

»Leidenſchaft, wilde, zornige Leidenſchaft iſt vorherrſchend,« antwortete Mathilde. »Es iſt, als wenn Liszt mit Lebensverachtung ſich kühn in dunkle Erdſchlünde verlöre, als wenn er das Gelächter der Hölle hörte, als wenn er um ſich die rothen Flammen der Unterwelt züngeln ſähe. Sein Geſicht zuckt, Unglaube und Ironie werden wach, aber auf einmal tritt das Göttliche in ihm in voller Glorie hervor. Die eiſerne, irdiſche Kette bricht, Engel ſteigen hernieder, ſie trocknen dem Sieger den Schweiß von der Stirn, ſie locken Lächeln und Andacht auf die ſtrahlende Geſtalt!«

»Haben Sie Liszt in Begleitung des vollen Orcheſters gehört?« fragte jetzt die Hausfrau.

»Das habe ich allerdings,« erwiederte Mathilde. »Liszt allein am Clavier iſt anders, als umfluthet von den Strömungen eines Orcheſters. Hier kämpft Liszt mit fremdem Geiſte, er ergreift ihn mit Kraft, er bändigt ſeinen Ungeſtüm. Das Hautbois, die Flote, ſelbſt Baß und Violine ſeufzen, denn vor der Sprache des Gewaltigen verſprengt das Orcheſter in die Ferne.

Zuweilen verschmelzen sich Künstler und Orchester, sie verlieren sich ineinander, oder sie wandeln Hand in Hand. Liszt versucht klein zu seyn, damit das Orchester sich groß zeige.«

»Und hat Liszt wirklich ein so tiefes Verständniß der Beethovenschen Musik?« warf einer der Männer dazwischen.

»Gewiß versteht Liszt Beethoven nicht allein,« erwiederte die Gräfin, »sondern er hat dessen Gedanken, so oft cabbalistische Zeichen, in verständliche Sprache umgeformt; gewiß auch ist Liszt Liebling des großen Meisters. Wenn er von jenen Höhen herabblickt, wie wird er entzückt seyn, sich also errathen, erkannt, in Lisztsche Sprache übersetzt zu sehen. Ein Geist, so groß wie der seine, hat ihn begriffen, er hat ihn verjüngt, das alte Jahrhundert hat sich mit dem neuen vermählt.«

»Und haben Sie von Liszt eigene Compositionen spielen hören?« fragte die Hausfrau weiter.

»Am häufigsten seine Phantasie aus Robert dem Teufel,« entgegnete Mathilde. »Sie griff mir tief in das Herz; langsam ziehen die einzelnen Motive vorüber, dann begegnen sie sich, dann kämpfen sie mit einander, dann umarmen sie sich in süßer Versöhnung. Ausgegossen in dieser Phantasie ist der große Combi-

nationsgeist des Künstlers, der Schöpfer wird. Die Motive springen bald in die linke, bald in die rechte Hand, das Clavier hört auf Clavier zu seyn, es wird zum Heldengedicht, das alle Gedichte der Welt überflügelt. Athemlos wie der Künstler ist der Zuhörer, er faßt sich taumelnd an die Stirn, das Phantastische ist Herr über ihn geworden, selbst Schlafmützen weinen.

»Wie glücklich muß Liszt seyn,« fuhr Mathilde nach einer kleinen Pause fort, »daß er etwas in sich hat, was also das Leben verklärt. Welche Intelligenz, welche Pracht der Gedanken, die bald trauernd, bald jauchzend auf jeder Note schweben, die seine Stirn trüben und sie dann wieder mit Himmelsglanz umziehen.«

»Man nennt dergleichen Genie!« — brach ein junges Mädchen hervor.

»Ich möchte einen andern Namen dafür finden,« sagte Mathilde, »denn bei Liszt ist Alles außergewöhnlich. Wo nimmt er die Fähigkeit her, die Schmerzen der Seele durch Töne wachzurufen und sie wiederum zu beschwichtigen? Wie kommt es, daß er von der Finsterniß, von den Todesqualen der Hölle redet? und wer hat ihn dies Ave-Maria gelehrt, das unser Blut in Thränen wandelt?«

Es entstand eine kleine Pause, in der Jeder über das Gehörte nachdachte. Endlich sagte die Hausfrau:

»Woher diese Augenblicke, wo alle Gefühle der Seele Genuß sind, wo die Sympathie für das Erhabene ihre mächtigen Flügel erhebt, wo der Wind heftig an zu blasen fängt und uns weit fort von den bekannten Ufern in das offene Meer treibt? . . . Eine Zeitlang werden wir von den Wellen hin- und hergeschaukelt, dann landen wir an einer Zauberinsel. Dort giebt es keine Uebertreibung, nicht einmal Scheintugenden; dort finden sich nur Azurgrotten, schwellende Moose und Südfrüchte, die den Seelenhunger stillen.«

»In solchen feierlichen Augenblicken offenbart sich der Genius im Menschen,« fügte der Schwarzgekleidete hinzu. »Dann fallen die künstlichen Schlagbäume, dann bricht die Flamme der Begeisterung aus allen Poren hervor. Des Seraphs Schwingen entfalten sich, sein goldumsäumtes Gewand flattert im Winde, der Chor der Engel singt Psalme und Jubelgesänge.«

»Man sage mir nicht, das Talent sey eine Specialität,« rief hier der Minister. »Dieses Talent ist mehr als Talent, es ist das Genie, das das Unmöglich Scheinende begreift, das es in die Wirklichkeit treten heißt, das Neues schafft, und das auch Liszt jede Specialität gegeben haben würde, wenn er die eiserne Willenskraft, statt auf Musik, auf andere Gegenstände geleitet hätte.«

»Durſt nach dem Ungewöhnlichen,« ſagte Mathilde, »Sehnſucht nach dem Höchſten gab dem Künſtler Liszt im achtzehnten Jahre den Wunſch, Prieſter zu werden. Seiner phantaſiereichen Natur widerſtrebte der Gedanke, die heiligen Inſpirationen ſeiner Muſe dem zahlenden, dem kaufenden Publicum Preis zu geben. Lange kämpfte das Ideale in ihm mit der rohen Nothwendigkeit, die uns befiehlt, im Schweiß unſeres Angeſichts das tägliche Brod zu verdienen. Seine Eltern errangen den Sieg, ſie machten den hochſtrebenden Jüngling zum Eigenthum der Welt und . . .

»Sie hatten Recht,« fiel hier der Miniſter Mathilden in die Rede. »Ein Genie wie Liszt gehört nicht dem contemplativen Leben; es ſoll ſeine Seelenelektricität der Menge als Mittel zur Veredlung mittheilen. Alle großen Erſcheinungen der Welt ſind eben ſo viele Lehren, die Gott den Menſchen vorhielt, die er ihnen noch vorhalten wird. Wie ganz anders aber als Schrift, Sprache oder Begebenheit wirkt Muſik, von der die Sage geht, daß ſie ſelbſt wilde Thiere bezwang. Schmeichelnd legt ſie ſich um unſer Herz, freundlich lächelt ſie dem Müden oder Kranken, begeiſternd trägt ſie den Glauben himmelan.«

»Es iſt ein wahres Glück für Sie, daß Sie jetzt gerade kommen,« rief die Hausfrau dem Dichter T.

zu, der ſich bis dahin im Tanzſaal aufgehalten hatte. »Wir ſind ſammt und ſonders in einer ſo poetiſchen Stimmung, daß Sie nichts Beſſeres thun können, als uns ſofort die Geſchichte, die Sie mir verſprachen, zu erzählen. Sie finden ein günſtig geſtimmtes Publicum.«

»Und auch eine günſtig geſtimmte Hausfrau?« fragte der Dichter, ſich verbeugend.

Sie blieb ihm die Antwort ſchuldig, wies aber mit der Hand nach einem dunkelblauen Lehnſeſſel, der ihr zur Seite ſtand. Die Geſellſchaft gruppirte ſich, und der Dichter, ſich etwas räuſpernd, hob alſo an:

»Herr Anatole Duval *), ein jetzt hoch im Rufe ſtehender Maler, der reich, verheirathet, geliebt und geehrt von denen iſt, die ihn kennen, iſt der Sohn eines Landmannes, der ſtatt allen Vermögens nur zwei ſtarke Arme und ſein Vertrauen in die Vorſehung hatte.

»Die erſten Jahre des Künſtlers, deſſen Hauptverdienſt, nebenbei geſagt, in einem durchaus reinen Geſchmack beſteht, ſind ihm in der ländlichen Wohnung auf Miſthaufen, zwiſchen Enten und Milchſchweinchen dahingegangen. Er gehörte zu den Kindern, die halb nackt im Dorfe herumlaufen, und die mit großer Au-

*) Nach einer franzöſiſchen Anekdote bearbeitet.

gen erstaunt an der Heerstraße stehen, wenn der Postwagen vorbeirollt.

Vom Dorfjungen wurde Anatole Chorknabe, vom Chorknaben schwang er sich zum Liebling des Geistlichen empor, der ihn Latein lehrte. Nach dem Tode seines Wohlthäters verließ er sein Dorf und ging nach Paris, wo er bei einem berühmten Maler seine Studien begann. Einige Jahre darauf trat er seine Reise nach Italien an. Er wanderte zu Fuß, trug eine blaue Blouse, wurde durch die Schwere seines Geldbeutels nicht sonderlich im Gehen gehindert, aß Maccaroni und Kartoffeln, und empfand mit überfließendem Herzen die Wonne, im Lande der Künste zu schwelgen, die Umgegend mit seinen Kameraden zu durchstreifen und Berge und Banditen zu suchen.

Anatole's Leben, seine Carriere als Dorfjunge, Chorknabe und Künstler hatten ihm nicht sonderlich Gelegenheit gegeben, sich die Manieren der guten Gesellschaft anzueignen. Von seinen Streifereien ermüdet, empfand Anatole zum ersten Mal die Nothwendigkeit, Wurzel in der Welt zu fassen. Er befand sich damals in einer großen Stadt, und seine Geldbörse war, bis auf einige Silbermünzen völlig leer. Da er Künstler war, erschrak er nicht gar zu heftig über seine Armuth, sondern entschloß sich, mit dem Pinsel in der

Hand ſein Brod zu verdienen und dann mit den geträumten Schätzen nach Paris zurückzukehren. Um dieſes Vorhaben auszuführen, glaubte Anatole, er müſſe perſönlich eben ſo glänzen, als er ſein Talent leuchten zu laſſen beabſichtigte. Dazu gehörte, daß er ſich vornahm, ſtatt beſcheiden, zuverſichtlich zu ſeyn; denn, meinte er im Stillen, bin ich zurückhaltend, ſo nimmt man mich für beſchränkt.

»Eine Einladung zum Mittageſſen, die ihn in ſeiner armſeligen Herberge aufſuchte, überraſchte ihn inmitten ſeiner lebensweiſen Betrachtungen.

»Anatole kannte Niemand an dem Orte, in dem er ſich zufällig aufhielt, mithin war ihm auch der Name desjenigen, der ihn einladen ließ, völlig fremd. So ſeltſam ihm nun dieſe Einladung vorkam, ſo beſchloß er dennoch, ſie anzunehmen, weil ſie ihm zwei Vortheile bot: zuerſt konnte er ſich in ſeiner improviſirten Gentlemangeſtalt zeigen, dann ſtand ihm ein gutes Mittageſſen bevor.

»Wie aber hatte man ihn in ſeiner beſcheidenen Wohnung gefunden? wie ihn und ſein Talent entdeckt?

»Antiquare ſind Spürhunde, die das edle Wild, ſo verborgen es manchmal iſt, herauswittern. So hatte denn auch hier ein Gemäldeliebhaber durch einen Antiquar erfahren, daß Anatole ein in Rom gebildeter

Künſtler ſey, deſſen Pinſel dem Titianiſchen an Farbe und Weichheit gleich käme. Die Einladung war mithin natürlich und um ſo ſchmeichelhafter, als in ihr von einer zahlreichen Verſammlung geredet war, die geſpannt ſey, Anatole's Bekanntſchaft zu machen.

»Nach der erſten ſtürmiſchen Freude dachte Anatole an die Mittel, ſich anſtändig vorzuſtellen. Gewiſſenhaft ſuchte er ſeine Kleidungsſtücke hervor . . . er beſah ſie mit Aufmerkſamkeit, dann mit Beklemmung, aber ach! — je mehr er ſie anſah, deſto abgetragener erſchienen ſie ihm. Da ſtand er nun in der Mitte des Zimmers, das Haupt auf die Bruſt geſenkt, und blickte verzweiflungsvoll vom Frack auf die Beinkleider, von den Beinkleidern auf den Frack.

»Konnte er ſich alſo in einem eleganten Salon ſehen laſſen? Sein Künſtlerſinn entdeckte ſchnell die Unvollkommenheiten ſeines Anzugs, er übertrieb ſie ſich, er blickte mit Schmerz auf die alten Kleider, auf die verblichenen ſeidenen Weſten, auf die ſchmutzigen Handſchuhe, auf die einzige ſchwarze Halsbinde, die er beſaß, und die nach allen Richtungen hin bereits gewandt worden war.

»Mein Gott, was ſoll ich anfangen? fragte er ſich, indem er wie unſinnig im Zimmer umherlief. Als ich Geld hatte, verſchleuderte ich es, wie wir Künſtler das

gewohnt ſind. Ich habe mich in Modellen, in Kupferſtichen, in Büchern ruinirt; als wenn es ſich um dergleichen Nutzloſigkeiten in der Welt handelte! Hätte ich doch ſtatt ihrer einen neuen Frack, eine Weſte, eine ſeidene Halsbinde gekauft. Und keinen Heller mehr! rief er wie außer ſich, indem er ſich vor die Stirn ſchlug.

»Er ging mit ſchnellen Schritten auf und ab, er öffnete das Fenſter, er ſchlug es wieder zu. Endlich rief er: Ich werde nicht hingehen, ich brauche mir nur einzubilden, daß ich die Einladung nicht erhalten habe.

»Gedacht, gethan. Anatole unternahm einen Spaziergang, weil es ihm vorkam, als habe er Luft und Bewegung nöthig, um ſein Blut zu ſtillern Pulſen zu bringen.

»Allein wie der Abend heranrückte, änderte ſich Anatole's Entſchluß; die Gelegenheit war lockend, das Zimmer war dunkel, er ſah ſeine Kleider kaum, bürſtete ſie, zog ſeine Handſchuhe an und . . . das Herz ſaß ihm im Halſe, als er an der Thür des leuchtenden Hauſes ſtand. Sollte er hineintreten? ſollte er umkehren? — Die Fenſter erglühten, das Gemurmel der Geſellſchaft drang zu ihm, ſo ſtieg er langſam die Treppe hinan und befand ſich plötzlich, ergriffen, verblendet, vor dem Herrn des Hauſes. Erfreut kam die-

ſer auf ihn zu, nahm ſeine Hand, drückte ſie und ſtellte den Künſtler der Geſellſchaft vor. Anatole war völlig verſtummt; nur grüßen konnte er und wieder grüßen und noch einmal grüßen.

»Seine ungewöhnliche Bläſſe gefiel den Frauen; die Männer lobten ſeine Zurückhaltung. Dieſes allgemeine Wohlwollen gab Anatole die nöthige Faſſung; er erſtaunte, daß er Niemand lächerlich erſchien, daß er auf keinem Geſichte Spott las. Er betrachtete die Anweſenden und entdeckte unter ihnen einige Männer, die nicht beſſer als er gekleidet waren; endlich traf er ſogar auf eine Halsbinde, die der ſeinen glich. Dieſer Umſtand beruhigte ihn nun vollends.

»Warum habe ich mich den ganzen Tag abgequält, ſagte er zu ſich ſelbſt; iſt hier nicht ein Herr, der weiße Strümpfe trägt, und hat der da nicht obendrein ſchmuzzige Handſchuhe?

»Anatole dachte nun nicht mehr an ſeinen Anzug, er dachte nur an ſein Benehmen. Er hatte noch nie einer ſo glänzenden Geſellſchaft beigewohnt; die Gruppen bildeten und trennten ſich; ſchöne Frauen ſaßen auf weichen Divans, elegante Herren ſtanden vor ihnen und erzählten heitere Geſchichten. Alles athmete Freude, ſanftes Gehenlaſſen, das Sich-Anlehnen an Formen, die den Charakter des Salons bilden.

»Auf einmal erblickte ſich Anatole im Spiegel . . . o Schmerz! indeß alle Männer ihre Hüte in den Händen hielten, hatte er, der Neuling, den Hut im Vorzimmer gelaſſen.

»Welch' eine abſcheuliche Sklaverei, dachte er, um ſeine Ungeſchicklichkeit vor ſeiner Eigenliebe zu beſchönigen. Nein! von dieſem Augenblick an werde ich Demokrat. Haß und Verachtung dieſer Ariſtokratie, die mich verlachen wird, weil ſie mich nicht begreift.

»Anatole war ungerecht; er vergaß, daß er jung, daß er ſchön ſey, er ahnete nicht, daß der Hausherr ſein Künſtlertalent gelobt, daß ſeine Verlegenheit, ſein linkiſches Weſen auf Rechnung der Genialität geſchoben wurde. Das Eſſen wurde nun angeſagt; Anatole fuhr, wie aus einem Traume erwachend, auf eine junge Frau los und führte ſie kühn in den Eßſaal. — Als ſie ſich geſetzt hatten, zog die ſchöne Frau ihre Handſchuhe ab, ſie zeigte einen ſo wundervoll geformten Arm, daß alsbald Anatole, aber doch erſt nach der Suppe, ſich in ſie verliebte.

»Der Tiſch war vortrefflich ſervirt. Anatole's Muth wuchs bei jedem Glaſe Champagner; er fing an geſprächig, geiſtreich, ja kokett zu werden; er ſcherzte, er lachte, und da er verſtanden und angeregt war, ſo ſprang er bald von dem Gebiet der Kunſt in das der

Politik. Es entstand eine Pause, und zwischen dem Wechsel der Teller, Gabeln, Messer und Gläser hörte man Anatole's Stimme, die ganz allein sich aus den Wogen erhob.

»Ein Besternter, der dem Künstler gegenüber saß, rief ihm ermuthigend zu, daß das, was er sage, geistreich sey; es sey ein tief philosophischer Gedanke.

»Verlegen blickte Anatole zur Erde; dann fragte er, seitwärts zu seiner Nachbarin gewandt: ‚Wer ist der Herr mit den Orden?'

»‚Es ist mein Mann.'

»‚Ah! . . . und wie könnte er meinem Vorschlag Nutzen bringen?'

»‚Er ist Minister.'

»Welche Ehre für Anatole! Seit einer halben Stunde saß er an der Seite der Gräfin **.

»Er wußte nicht, wie ihm geschah. Er zitterte von neuem, er dachte an seine tausend Ungeschicklichkeiten, an die Folgen des Champagners; er sprach und wußte nicht, was er sprach.

»Nach Tische setzte sich seine schöne Nachbarin an einen Ecartetisch. Junge Leute umstellten sie; sie rief Anatole, um für sie zwei Thaler zu halten.

»‚Ich halte sie,' sagte er mit sterbender Stimme, etwa wie Jemand, der zum Richtplatz geführt wird.

»Der Arme! er hatte nicht zehn Groſchen in der Taſche.

»Der Ecartétiſch bot in dieſem Augenblick ein groſſes Intereſſe dar. Die Gegner ſtanden beide auf Vier, Alles ſah geſpannt auf die Partie.

»Verliere ich, ſagte ſich Anatole, ſo iſt das Schickſaloſchluß: ich werfe mich in den Main. Eben handelte es ſich darum, nicht lächerlich zu ſeyn, jetzt handelt es ſich ſogar um meine Ehre. Was fange ich an? Zwei Jahre meines Lebens für dieſe zwei elenden Thaler.

»O Schrecken, die Gräfin hatte nichts als Carreau!

»Es iſt vorbei mit mir, ſagte ſich Anatole, ich muß ſterben. —

»Indem lachte die ſchöne Gräfin aus vollem Halſe.

»‚Haben Sie den König?‘ fragte man.

»‚Nein, aber ich habe gute Karten.‘

»‚Ecartiren Sie?‘

»‚Bewahre, auf Vier ecartirt man nie.‘ Dann ſich zu Anatole wendend:

»‚Was ſagen Sie zu dieſen Karten? Ecartiren wir?‘

»Der Unglückliche gewann es über ſich, zu lächeln. ‚Wie Sie wollen,‘ brachte er endlich heraus.

»‚Sie haben Recht,‘ antwortete die Gräfin mit ei-

ner graziöſen Schulterbewegung. »Wenn wir verlieren, ſo iſt's ein kleines Unglück.«

»Sie legte eine der Karten auf den Tiſch.

»›Ja,‹ murmelte Anatole zwiſchen den Zähnen, ›ein kleines Unglück.‹

»Die Gräfin gewann.

»Anatole ergriff die zwei gewonnenen Thaler, warf einen davon auf den Tiſch zurück und ſagte mit gebrochener Stimme: ›Sie haben mir Glück gebracht!‹

»Er ſetzte ſich in eine Ecke des Salons, ſeine Kniee wankten, die Gegenſtände verdunkelten ſich um ihn.

»Warum kann ich nicht weinen, dachte er.

»Er erſchien ſich wie ein Begnadigter auf dem Richtplatz.

»Das Glück blieb ihm treu, er gewann. Die Geſellſchaft fand ihn liebenswürdig; die Gräfin fand ihn liebenswürdiger als die Geſellſchaft, er wurde ihr Liebling.

»So malte er die ſchönſten Frauen des Orts, wurde reich und glücklich, und da er die Stadt verließ, weinte mehr als ein Auge.

»Was beweiſ't meine Geſchichte?« fragte hier der Dichter, ſich zu der Hausfrau wendend.

»Daß die Welt nicht immer im Argen liegt, daß man, um zu gefallen, Verſtand haben muß, daß Kleider keine Leute machen . . .«

»Und daß, wenn man den Frauen gefällt, man nie im Leben verzweifeln sollte,« fügte der Dichter lächelnd hinzu.

Die Hausfrau drohte mit dem Finger und wandte sich aufstehend, um jede Steifheit aus einem Kreise zu entfernen, den angenehm zu bilden ihr am Herzen lag, zur Thür, wo angelehnt ein Fremder stand, dem sie sich mit Höflichkeit, aber doch zögernd nahte.

Es war ein ältlicher Mann mit einer unangenehmen Professormiene, der entweder bei dem Gericht oder sonst in einem Departement des Innern diente. Da ihm die Mittelstraße immer die liebste war, so war sein ausgebildetster Theil der Magen, und da Ehr- und Zorn so nahe zusammengränzen, so hatte sich nächst jenem Seelenorgan der Otaheiter die Leber nicht nur zum Herzen des Unterleibes, sondern zu dem des ganzen Menschen gebildet. Seine einzige Sehnsucht, von der schmachtendsten seiner Frau entsprungen, war die nach einem Ordensbande. Dadurch hoffte nämlich die Bescheidene würde ihr Eheherr nicht nur die Liebenswürdigkeit, sondern auch die Kraft eines Ritters erhalten. Aber wie alles Große durch Opfer errungen werden muß, so vor Allem ein Orden. Jeder Stern und jedes Kreuz fordert Anstrengung; was Wunder, daß er aufhörte Mensch zu seyn,

noch ehe er ein Ritter ward. Das Sentimentale war ihm im Grunde der Seele zuwider; denn, pflegte er zu sagen, ist je der Staat dadurch reich geworden? Seine Frau aber behauptete, wenn sie von einsamen Spaziergängen zurückkehrte, er habe sie einst leidenschaftlich geliebt und sie . . . thue es noch; ja er selbst gestand einmal bei einem Gläschen Hochheimer, daß das Geld seiner Frau ihm während der Bräutigamszeit so weit wie einen Schrank gemacht habe, und daß er die erste Liebe, zu Studien, für nothwendig erachtet, um bei vorkommenden Fällen zu wissen, was auf derlei Angaben zu halten. Ob er gleich eine Reihe von Jahren in einem Criminal-Collegium gestanden hatte, so fragte er doch nie nach Rechtsgründen, wenn ihm Verstandesgründe vorlägen. Und da er von Jugend auf nichts mehr haßte, als Einseitigkeit, so litt er durch sein Achseltragen und durch seine Doppelzüngigkeit keinen innern Vorwurf, sondern diese Charaktereigenschaften bildeten seine Größe. Religiöses Gefühl hatte er nicht, aber von Frömmigkeit sprach er viel. Er fluchte, wenn ein Nothleidender um Gotteswillen eine Gabe von ihm bat; demungeachtet ging er mit andächtiger Miene, das Gesangbuch unter dem Arme, jeden Sonntag in die Kirche, um dem geneigtesten Andenken seines lieben Gottes sich bis auf Weiteres zu

empfehlen. Selbstgefühl hatte er nur dann, wenn er sich brüstete, oder an Unwohlseyn litt. ein Bild von sich konnte er nur dadurch sich verschaffen, wenn er sich in dem Spiegel sah, und seinen Werth erkannte er nur dann, wenn er seine Besoldung in klingender Münze erhielt.

Diesem näherte sich die Hausfrau, und ihn mit dem Minister bekannt machend, eilte sie fort in den Tanzsaal, wo es indeß heiter genug hergegangen war.

Der angehende Ritter neigte sich ehrfurchtsvoll, und der Minister fragte nach einigen unbedeutenden Eingangsreden: Glauben Sie, daß die Recensiranstalten den Bücherstrom dämmen oder lockend weiten?

Fremder. Das Erscheinen der ersten Zeitschrift hat gewiß keine neue Periode in Deutschland für die Wissenschaft, wohl aber für die Schriftsteller herbeigeführt, denn Vielen ist es nur darum zu thun, daß ihr Name einst durch Meusel's gelehrtes Deutschland der Nachwelt übergeben wird. Wird Einer mit Recht getadelt, so denkt er meist: Neid habe das Urtheil dictirt, Genie habe er wenigstens. Da es bekannt ist, daß man durch schlechte Bücher eben so berühmt werden kann, als durch schlechte Handlungen, so wäre dem producirenden Tadel vielleicht das abortirende Ignoriren vorzuziehen.

Minister. Ihr ausgesprochenes Urtheil scheint mir ein nicht ganz ruhiges; ich für meinen Theil möchte mit Zuversicht behaupten, daß das ernste Gericht der Recensenten den bessern Geist der Literatur hervorruft, erhält und verbreitet. Erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einen Widerspruch aufmerksam mache. Sie schreiben selbst Bücher, recensiren und ziehen doch gegen Recension und Schriftstellerei zu Felde.

Fremder. Ein Widerspruch allerdings, allein ein erzwungener. Meine Laufbahn von Jugend auf forderte, daß ich meine Fähigkeit durch eine gewisse Anzahl Druckbogen beurkunde.

Minister. Man könnte vielleicht dem Staat auf dieses: schreib, schreib, bemerken, daß eine solide Handlung keinen offnen Laden hat, oder wenigstens nur den Krämern überläßt, am Fenster alle Tage etwas Neues zu zeigen. Die allzu gehäufte Literatur könnte einem aber wahrlich eher eine Wissenschaftsfurcht, als eine Wissenschaftsliebe beibringen.

Fremder. Die vielen Schiffe nach dem Lande der Wahrheit sind voll Ballast geladen und mit keinem Compaß versehen; statt des großen Welttheils haben sie bis jetzt nur kleine Inselchen gefunden. Am besten wäre es, man bohrte einen Theil der Schiffe in den Grund, oder sprengte sie in die Luft.

Miniſter. Doch nur, um beſſere zu bauen. Zur neuen Stadt ſind Feuerbrände in die alte Weltſtadt geworfen die beſten Grundpfeiler, und geiſtige Erdbeben würden die fruchtbarſte Erde bilden für Geiſtesblüthen. Das Unglück unſerer Zeit iſt, daß wir tauſend Folianten über die Geſetze, aber kein Recht, hundert Compendien über die Sittenlehre, aber keine Sitten haben.

Fremder. Doch ſagen Sie mir, iſt es nicht nöthig zu ſchreiben, um ein großer Mann zu werden?

Miniſter. Was man doch nicht Alles einen großen Mann nennt! Wir ſind nur inſofern Erfinder, als wir das von Andern und früher Erfundene nicht kennen, und nur inſoweit Originale, als wir keck genug ſind, unſern Nachdruck dafür auszugeben.

Fremder. Denken wir an den Spruch des Apoſtels: unſer Wiſſen iſt Stückwerk. Was halten Sie denn von den Lehrern, die als große Männer gelten, da Sie mit mir den Schriftſtellern den Stab brechen?

Miniſter. Nicht Kälte, ſondern Wärme zwingt mich, alſo zu reden. Glauben Sie mir, daß mir das Herz blutet, wenn ich fremde Wunden mit einem ausgeſprochenen Urtheil ſchlage, aber lieber will ich aus Convenienz verſtummen, als gegen die Wahrheit handeln.

Indem trat die Hausfrau zu den Redenden. Der Minister und der Fremde erhoben sich, ersterer sichtlich erfreut, ein weibliches Element in sein Gespräch ziehen zu können. Sie aber hatte einen Zug der Schwermuth bekommen, der ihr sonst nicht eigen war. Freundlich zog sie daher der Minister seitwärts. »Was stimmt meine schöne Freundin so ernst?« fragte er sie mit Theilnahme.

»Weniges bedarf der Mensch, um selig zu seyn, Vieles, um glücklich zu werden,« antwortete sie schwermüthig. »Wohl dem Menschen, der sagen kann, wie er leidet, dem die Natur das Wort und die Thräne nicht versagte.«

»Nun,« rief der Minister etwas heiterer, als er selbst vielleicht wußte, »den Trost des Worts haben Sie doch sicherlich!« — Worauf sie entgegnete:

»Darf ich vergessen, daß die Schmuckkette unseres Geschlechts eine Reihe von Entbehrungen ist?« —

Der Minister schwieg; dann sichtbar bemüht, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fragte er: »Wie haben Sie in der Zeit, daß ich Sie nicht sah, gelebt?«

»Ich habe viel gelesen,« entgegnete die Hausfrau. »Es ist etwas Eigenes um uns Frauen, wir können uns so selten an uns selbst halten, wir bedürfen so

oft der ſtärkern Stütze, um aufwärts gezogen zu werden. Und die hülfreiche Hand thut uns ſo wohl, zumal dann, wenn wir glauben dürfen, daß ſie im Dienſte eines edlen Herzens ſtehe.«

Dann ſich beſinnend, daß der Miniſter ſie nach ihren Beſchäftigungen gefragt, ſagte ſie:

»Ich habe Mannigfaches durchblättert, wohl auch Vieles, was ſich für mein beſchränktes Wiſſen nicht paßt. Allein ſchon die Ahnung des Schönen weitet die Seele, wenn gleich das klare Erkennen verſagt iſt. Gern hört man aus der Lyra des Dichters die Lehre, aber man befolgt ſie ſorgſamer, wenn ſie aus dem Munde des Philoſophen kommt. Auch horcht man dem Spruch der Weisheit, der von den Lippen der Freundin kommt, aber man traut ihm erſt ganz, wenn die ernſte Rede des Mannes ihn beſtätigt. Drei Männer haben mich ſonderbar angezogen. Plato ſagt: durch die Vereinigung mit der Seele, iſt die Welt ein ſeliger Gott geworden. Ariſtoteles nennt die Philoſophie die Wiſſenſchaft Gottes und die Wiſſenſchaft von Gott, und Jacob Böhme, der als Bauerjunge das Vieh hütete, hatte Erſcheinungen, wo er den Dingen vermittelſt ihrer angehängten Signaturen ins Herz ſehen konnte.«

»Sie sollten sich,« erwiederte der Minister, »dem Studium der Geschichte widmen.«

Fast unwillkürlich antwortete sie: »Es muß etwas sehr Großes seyn, lernen zu dürfen, aber gewiß ist kein edles, weibliches Gemüth mit dem Resultat der Geschichte zufrieden, denn die Frauen hoben sich in dem Verhältniß, als die Männer fielen. Die Natur hat sich erschöpft, sie hat sich auf Manieren gelegt und gebraucht meistens abgenutzte Platten.«

Hier wurde die Hausfrau durch ihren Kammerdiener unterbrochen, der das Souper ansagte. Sie reichte dem Minister ihren Arm, und indem sie sagte: Messieurs et Mesdames, vous êtes servis, zog sie ihn fort in das nebenanstoßende Zimmer, wo eine glänzende Tafel die Gäste erwartete

Beim Niedersitzen hörte ich sie dem Minister zuflüstern: »Man denkt so oft an das, was man sprechen will, daß man wenig oder gar nichts denkt.«

»Weil wir bloß mit Worten denken und zur Aeußerung des Gedachten nur Worte haben, so vergißt man meist,« erwiederte der Minister . . .

Er sprach so leise, daß die Stimme sich in dem Lärm des Servirens verlor.

Ich komme auf die Gräfin Mathilde zurück. So wie ich sie in der Abendgesellschaft sah, so in sich verschlossen und dann wieder so mittheilend, so habe ich sie nun schon seit Jahren gesehen. Sie ist in Frankfurt geboren. Ihre Mutter starb ihr in einem Alter, wo Mädchen der Mutter bedürfen. Der Vater, Bundestagsgesandter, hatte nur Zeit, sich um eine schickliche Heirath für seine einzige Tochter umzusehen, nicht aber auf ihre geistige Entwicklung einzuwirken. Aus der Kinderstube trat sie in die Ehe; aus der Ehe, in der sie vier Jahr mit dem **'schen Gesandten gelebt hatte, in den Wittwenstand. Sie war ihrem Mann herzlich ergeben gewesen, hatte viel mit ihm in der Ferienzeit auf ihren Gütern gelebt, war ihm, der bedeutend älter als sie war, Secretair und Pflegerin und hatte ihm endlich tief gerührt die Augen zugedrückt. Er gehörte zu jenen Männern, die man streng rechtlich nennt, die nie Unrecht thun, denen aber der Gedankenflug durchaus fremd ist. Sein Gewissen war sein Gesetz; was er für gerecht erkannte, vollzog er, was über diesen Kreis ging, was gesundes Menschengefühl, Sitte oder Herkommen überflügelte, war ihm unbekannt. Ich sage das nicht als Vorwurf, sondern nur um anzudeuten, daß in Mathildens Seele manche Saat noch

nicht aufgegangen, die tiefſten Gemüthsgänge noch nicht durchbrochen waren.

Der Vater ſtarb ihr vor dem Mann, Kinder hatte ſie nicht, ſo blieb ſie allein. Nach dem erſten Trauerjahr bezog ſie eine kleine Stadt, wo eine mäſſige Penſion ihre Bedürfniſſe deckte und ihr eine ſorgenfreie Lage ſicherte. Mathilde zählte damals vier und zwanzig Jahre; ſie kannte die Welt, aber ſie kannte keine Leidenſchaft. Daß Dankbarkeit wie Liebe ausſehen konnte, war ihr nicht eingefallen; ihre Gefühle drehten ſich im langſamen Kreislauf des Gewöhnlichen, im ſanften Ticktack jenes Alltagslebens, das kleinere Städte nur zu leicht bieten.

Zu der Zeit, da ſie ſich in R** niederließ, hatte ſich auch ein Fremder dort eingefunden, ein Süddeutſcher, von dem man eben nicht mehr wußte, als daß er in einem eleganten Wiener Coupé angelangt war, ſich in einem entlegenen Hauſe eingemiethet und dann ſeine Leute zurückgeſchickt hatte.

Mathilde, die in ihrer vierjährigen Ehe ein beſchäftigtes Leben geführt hatte, ſehnte ſich nach neuer Beſchäftigung oder vielmehr nach neuem Lebenszweck. Die gewöhnlichen Freuden der Frauen, das ſich Herausputzen mit Kleidern, Gefühlen und Redensarten, waren ihr fremd. Sie war in der That ein ſinniges,

liebenswerthes Wesen, das an den Ufern des Lebensmeers hin- und herging, sich an dem Spiel der Wellen freute, aber nicht daran dachte, daß es sich einen Nachen zimmern und sich hinaus in die offene See wagen könnte.

In der ersten Jugend hatte sie sich viel mit Zeichnen und Malen abgegeben und auch während ihrer Ehe dieses Talent, als zu ihren Freuden gehörend, gepflegt. So oft sie auf den Gütern ihres Mannes gewesen war, die jetzt, wo keine directen Erben da waren, an die Familie zurückfielen, hatte sie einige schöne Landschaften vollendet. Die waldigen Partien, die Lichteffecte, das durchsichtige Wasser, aus dem sich eine Heerde tränkte, waren ihr stets am besten gelungen. Nun, da Mathilde Wittwe war, manche häusliche Geschäfte aufgehört hatten, und sie etwas beklemmt in die Zukunft zu blicken begann, weil im vier und zwanzigsten Jahre das Leben, statt aufzuhören, beginnt, holte sie von neuem Pinsel und Palette hervor, malte im Zimmer, skizzirte im Freien und bildete sich also einen Centralpunkt, der ihr Ruhe und Interesse bot. Mehre Monate waren auf diese Weise heiter dahingeflossen; sie hatte sich immer mehr ihrem Geschick dahingegeben und sich mit dem Gemeinplatz getröstet, daß Glück nicht Zweck, nur Zufall sey. Ihre Augen

(ſie hatte wunderſchöne, glänzende Augen) waren durch dieſe Hingebung ſchmachtender, ihre Geſundheit, ſo ihr ganzer Körper war kräftiger geworden. Sie war in Wahrheit hübſch anzuſehen, wenn ſie, von einem großen Strohhut beſchattet, ins Freie ging, der Diener ihr Staffelei und Malerkaſten nachtrug, und ſie im Walde, an irgend einem heimlichen Platze ſtundenlang ſchweigend daſaß, die Natur belauſchte, Nachtigallen beborchte, Wolken betrachtete und auf einmal, wie aus einem Traume erwachend, dem Diener winkte, den Malerkaſten ſchloß und langſam mit dem ſinnenden, innerlichen Weſen in ihre Wohnung zurückkehrte. Meiſt trug ſie ein weißes Kleid, das ſich eng an Bruſt und Arm ſchloß, ſo daß die Haut roſig hindurchſchimmerte. Im Uebrigen war das Kleid weit und lang, und ſchlug ſchöne, maleriſche Falten um ſie, wenn ſie im Walde auf dem kleinen Feldſtuhle ſaß, den der Diener über den Arm gehängt ihr mit den andern Sachen nachtrug. — Auch fehlten dieſem Stillleben die Bücher nicht; Mathilde las oft und gern, lieber Geſchichte als Romane, weil, wie ſie ſagte, die Romane ihr ſo viele unbequeme Sehnſucht gäben, indeß ſie in der Geſchichte erhabene Gedanken fände, ſich an große Erſcheinungen in der Wirklichkeit hinge und ſich erhoben, ſtatt verwundet oder verwirrt fühlte.

Sie hatte wenig oder keine Bekanntſchaften gemacht. Aus Höflichkeit beſuchte ſie hier und da einige der Vornehmſten, fand ſich aber nirgends angezogen oder gefeſſelt; ſo blieb ſie gern allein.

Eines Morgens brachte ihr das Kammermädchen ein zierlich gefaltetes Billet. Beim flüchtigen Ueberblick ſah Mathilde, daß es von Arthur, von jenem Süddeutſchen unterzeichnet war, der mit ihr faſt zugleich in der kleinen Stadt anlangte, und der nun in ſehr höflichen, aber nicht ungewöhnlichen Ausdrücken ſie um die Ehre ihrer Bekanntſchaft, unter dem Vorwande eines gemeinſchaftlichen Freundes, bat, über den er ſich mit ihr zu unterhalten wünſche.

Dieſe neue Bekanntſchaft war Mathilden nicht angenehm. Sie ſann auf Mittel, ſie abzulehnen, doch lächelte ſie einen Augenblick ſpäter über dieſe kleine Unhöflichkeit, auf der ſie ſich ertappt hatte, und die ihrem Weſen fremd war. —

Wie ich mich in dieſer lieben Einſamkeit verwöhnt habe, ſagte ſie ſich; kann ich mir denn keinen Zwang mehr auferlegen? Es wird mir ſogar heilſam ſeyn, ſetzte ſie hinzu. Ich empfange, ich ſehe ihn, er kommt, ich bin höflich, aber kalt und . . . die Sache iſt abgemacht.

Die Sache ſollte jedoch nicht ſo ſchnell abgemach-

seyn. Ihr erstes Gefühl war das richtigere. es war das geheime Bangen, das uns ergreift, wenn unerwartete Schicksalsfaden sich auf irgend eine Art anknüpfen. sie achtete indeß nicht darauf, wies das mahnende Gefühl von sich und schrieb zurück, daß der Besuch ihr willkommen seyn würde.

Bis die bestimmte Stunde heranrückte — Arthur sollte um drei Uhr kommen — räumte sie ihr Zimmer auf, veränderte ihren Anzug, ließ sich die langen, schönen Haare in einfache Zöpfe flechten, trat vor den Spiegel, steckte noch eine rothe Schleife an das Kleid, das sie trug und dachte: Ich will doch nicht gar zu häßlich seyn!

Ach! statt häßlich, war sie so hübsch, so sinnig, so erwartend, so . . . wie soll ich sagen? . . . so jungfräulich, daß ich meine, ich sehe sie, ob ich es mir auch nur vorstelle.

Als Mathilde um drei Uhr die Glocke an der Thür läuten hörte, als dann eine Stimme fragte: Ist die gnädige Frau zu Hause? und die Treppe langsam erstiegen wurde, da hatte sie Herzklopfen. Bin ich nicht ein Kind, dachte sie wieder, und Arthur stand vor ihr.

Arthur war nicht mehr jung, oder vielmehr er hatte ein Gesicht, von dem man sagen konnte, daß es weder alt noch jung sey, und das vollkommen dem Ausdruck

der Franzosen entsprach: il n'a pas d'âge. Einige weiße Haare zwischen den schwarzen, die seine Stirn noch reichlich beschatteten, zeigten, daß die Jugend hinter ihm lag. Das Angesicht war edel gebildet, der Hauptausdruck desselben Ruhe, die Stimme wohllautend, der Anstand frei.

Arthur hatte die Welt als Diplomat durchzogen; er war an Höfen und in der großen Welt gewesen, er hatte gelebt, geliebt, gelitten. Der Gedanke, seinen Abschied zu nehmen, war ihm inmitten eines verdrießlichen Geschäfts gekommen. Er hatte unabhängiges Vermögen und eine gewisse Selbstachtung, die ihn kühn machte; mithin verließ er den Dienst, nahm seine Bücher und ließ sich provisorisch an dem Orte nieder, den Mathilde bewohnte. Da er Umgang bedurfte, suchte er Umgang, aber was er suchte, was er vielleicht sich selbst unbewußt suchte, das fand er nicht. Die Stadt bot keine Hülfsmittel für geistige Bedürfnisse, die Menschen waren nüchtern, die Bildung obenhin. Wäre Arthur weniger an die Salons der großen Welt gewöhnt gewesen, hätte er nicht Menschen, Verhältnisse, Beziehungen, Verschlingungen nöthig gehabt, so hätte er Freude an der Natur, an ihren geheimen Einflüsterungen gehabt, er hätte, wie Mathilde, die Wolken betrachtet, die lieben, kleinen Grä-

ſer im Thau ſich baden ſehen, den Nachtigallen zugehört und wäre, vollgefüllt von myſtiſchen Eindrücken, glücklich geweſen. Aber er lag noch vor der Welt auf den Knieen, er rief noch in ſie hinein mit gefaltenen Händen: Gieb mir ein Glück, ein Herz, eine Liebe.

Arthur war nicht poetiſch, nicht ergiebig, er nahm mehr, als er gab, und bezog leicht Alles auf ſich Das iſt Männerart; ſie denken ſich die Herren der Schöpfung, ſie glauben, daß Alles ſich um ſie dreht, ſie wundern ſich, wenn ſie zufällig aus dem Mittelpunkt zur Seite gerückt werden. Ergebung, Geduld, Milde, Aufopferung, die Charakterzüge unſerer Natur, ſind ihnen fremd. — Da es ſo iſt, will ich nicht hadern. Es iſt nun einmal ſo und ruht, wie Alles in der Schöpfung, auf Geſetzen, die weiſe berechnet ſind.

Alſo . . . auch Arthur glaubte ſich ein Mittelpunkt. Vielleicht hatte er ein Recht dazu. Er war ausgezeichnet, ſeine Studien waren gründlich geweſen, er hatte einen durch und durch logiſchen Verſtand. Doch . . . daß Logik nicht liebenswürdig und auch nicht glücklich macht, haben wir vielleicht Alle erfahren. Das Leben will, daß wir in ihm zuweilen unlogiſch ſind, daß wir Seitenſprünge machen, daß wir Form und Logik abſchütteln und daſtehen in der urſprünglichen Naturgeſtalt, nahe an Gottes Knie gelehnt, der dann am lie-

bevollsten auf uns herablickt, wenn wir ganz einfach, ganz rein menschlich sind.

Arthur war deutsch geboren und französisch gebildet, das gab ihm einen wunderbaren Ausdruck: bei tiefem Ernst den Anstrich der Frivolität, bei großer Religiosität den Schein des Unglaubens.

Der Eindruck, den er auf Mathilde machte, war günstig. Das Gespräch war anregend, die Gegenstände, um die es sich drehte, heiter, der Gedankenaustausch zwanglos. Sie standen auf gleicher Höhe der Bildung, deshalb begegneten sie sich im Wesentlichen.

Ein verständiger, angenehmer, freundlicher Mann, dachte Mathilde, als er schied.

Eine schöne, liebenswürdige, herzensgefährliche Frau, sagte sich Arthur, da er das Zimmer verließ.

Er war angenehm bewegt, ja unruhig. Er ging die Straße hinunter nach dem Thor und dann spät, sinnend, überlegend, fast träumend zurück in seine Wohnung.

Die Bekanntschaft war gemacht; sie hatten von Büchern, von Zeitungen, von Kupferstichen geredet; Arthur schickte Bücher, Zeitungen und Zeichnungen. Er kam dann selbst und kam dann wieder; er hatte Mathilden immer etwas Angenehmes zu erzählen, im-

mer etwas Neues zu lehren, immer etwas Schlagendes mitzutheilen.

So lange auf sich selbst beschränkt, so tief in ihre Einsamkeit begraben, ward Arthur bald Mathildens unsichtbare Stütze, der Haltpunkt ihrer äussern Existenz. Nur daß er in Allem eine gewisse Berechnung zeigte, sich stets in Formen zwängte, oder vielmehr, in sie gezwängt, nicht heraus konnte, das störte Mathilde, das betrübte sie.

Der Frühling war vorübergezogen; die heißern Tage machten eine Aenderung in Mathildens Lebensweise nothwendig. Statt in den Mittagsstunden im Walde zu skizziren, suchte sie Abendbeleuchtung und Abendkühle. Arthur begleitete sie öfters; er las ihr vor, er erklärte ihr die unverständlichen Stellen; dann sah er sie entzückt an, wenn sie mit leuchtenden Blikken Goethe's Tasso, oder dem Clavigo, oder den Wahlverwandschaften zuhörte. Die Palette entsank ihrer Hand, sie konnte sich nicht mehr besinnen, sie glaubte Charlotte und Ottilie zu sehen, sie vertiefte sich mit schlagenden Pulsen in leidenschaftliche Situationen, vergaß aber oft, sehr oft über das Lesen den Leser. Eduard, so schwach er ihr in dem Festhalten und Losreißen, in dem Wollen und Nichtwollen vorkam, war ihr lieber als der Hauptmann, der seine Fassung nicht

verliert, der immer wohlgeordnete Redensarten hat, und dessen Liebe so leidenschaftslos ist, daß sie wie Freundschaft aussieht.

Allmälig, unwillkürlich bildete sich in Mathildens Herzen ein Ideal, dem eben Arthur nicht ähnlich sah; unwillkürlich verglich, prüfte, urtheilte sie.

Arthur und Eduard, Arthur und Clavigo, Arthur und Tasso — nun, der Vergleich fiel grade nicht schmeichelhaft aus. Aber sie war und blieb dennoch Arthur herzlich gut; es rührte sie, daß er so freundlich sorgend, so väterlich gütig war, daß er ihr die kleinen Seelenwünsche ablauschte, daß er für sie schöpferisch ward, Phantasie bekam, sich ihretwegen über einen Baum, oder eine Blume, oder einen Quell freute, was doch eigentlich gar nicht in seiner Natur lag.

In der Stadt hieß es allgemein, Arthur würde Mathilde heirathen. Das lag auch so nahe, daß Arthur selbst es für gewiß annahm, indeß Mathilde an seiner Seite eben nicht sonderlich ans Heirathen dachte. Waren Hindernisse da gewesen, so hätte sich Arthur durch sie angespornt gefühlt, seinen Antrag zu machen; so in der Ruhe dieses Alltagslebens fand er keinen Anlaß oder richtiger — keine Form.

Zuweilen, wenn Mathilde sich ankleiden ließ, wenn sie Arthur zum Thee erwartete und die Kammerjung-

fer hinter ihr ſtehend, ſie im Spiegel betrachtete und entzückt, nach Kammerjungfernart ausrief: Ach! die gnädige Frau ſehen ſo jung und ſo ſchön, wie eine Braut aus, dachte Mathilde wohl zuweilen, daß ſie es ſey, oder daß ſie es werden wurde.

Sie waren für den Winter übereingekommen, ſich ihren Tag einzutheilen. Der Morgen ſollte Arthur's Studien gehören; er hatte ſich vorgenommen, die Geſchichte des Befreiungskrieges zu ſchreiben. Mathildens Malertalent nahm und füllte gleichfalls den Morgen. Der Abend gehörte der Freundſchaft, ihrem geiſtigen Austauſch, den mannigfachen kleinen Erzählungen und Angelegenheiten, die ein tägliches Beiſammenſeyn immer hervorruft. —

Arthur's und Mathildens Beiſammenſeyn war erfreulich, ob es auch nicht erhebend war; es fehlte ihm etwas, das Mathilde nicht zu ſagen wußte, das ſie nicht auffinden konnte, das ihr aber zuweilen das Gefühl eines jungen Vogels gab, der, mit dem erſten Gefieder bewachſen, unruhig auf andere Vögel ſieht und nicht weiß, ob die kleinen Flügel ihn einſtmals ins Weite tragen werden.

Wie geſagt, ſie konnte noch nicht fliegen, und ob Arthur ſie das Fliegen lehren werde, war ſehr zweifelhaft. Sie malte bei all dem Sinnen nur emſiger,

aber ſo viel ſie zu Stande brachte, ſo ſchön ſich die Baumgruppen theilten, ſo leicht die Wolken gehaucht, kaum gemalt waren, ſo mußte ſie ſich doch geſtehen, daß ſie nur langſam fortſchreite, daß ſie des Meiſters nöthig habe, der ihr Aufſchluß gäbe über das Techniſche, wie über das Ideale; ſie *fühlte* die Kunſt, aber ſie *kannte* ſie nicht.

In dieſer Zeit des innern und äußern Bedürfens erſchien ganz unerwartet ein Maler, ein ſehr berühmter Meiſter, der über die Leinwand hin die »*geiſterhaften Klänge der Natur*« zog und der ſich, um Ruhe, Sammlung und Zurückgezogenheit zu erlangen, zur Vollendung eines großen Bildes, in Mathildens Wohnort für kurze Zeit niederlaſſen wollte.

War es Schickſalsſchluß? Mathilde erbebte, als ſie von dieſer Ankunft hörte; ſie zögerte, ob ſie den Künſtler bitten ſollte, zu ihr zu kommen; ſie war hellſehend genug, um ſich zu ſagen, daß das plötzliche Dazwiſchentreten einer neuen Perſon die innigſten Verhältniſſe oft allmälig loſer und kälter machen, daß andere Wahlverwandſchaften ſich bilden, andere Neigungen und Zwecke herrſchend werden und um die Hauptperſon des Stücks in einem neuen Aufzuge oft ganz andere Schauſpieler ſich befinden. Aber . . . Mathildens Herz war zu groß, ihr Sinn zu edel, ihre Selbſtach-

tung und ihr Begriff von Freundſchaft zu hoch, als daß ſie, die Folgen bedenkend, hätte eingreifen können, um jede Regung im Keime zu erſticken. Auch ſah ſie gern, wie faſt alle Frauen, dem Weberſchifflein menſchlicher Verhältniſſe zu, wie dieſes nach eigener Laune ſeine Formen bildet; ſie vermochte alſo nichts anderes zu thun, als die innere Treue zu bewahren und den Ausgang von der Zeit zu erwarten.

Sie ſchritt kühn zum Werke. Wie damals, als Arthur zuerſt in dieſe ſelbſtgeſchaffene Einſamkeit gedrungen war, ſtand Mathilde ſinnend, erwartend da. Sie hatte ſich und ihr Zimmer geſchmückt; das Bild, das ſie zeigen wollte, ſtand auf der Staffelei, ſie horchte nun, ob der Maler kommen würde.

Die erſten Begrüßungen waren förmlich, ich möchte ſagen ängſtlich. Ernſt beobachtete, *anatomirte* Mathildens äußere Erſcheinung; das liegt dem Künſtler ſo nahe, daß wir deswegen nicht ungleich von ihm denken wollen. — Im Anfang ſah er nur die ſchöne Frau, die etwas ſchüchterne Haltung, die ſchlanke Geſtalt, die leiſen, ſanften Bewegungen des Körpers, den Auf- und Niederſchlag der ſchwärmenden Augen. Später erkannte er die ſchaffende, die bildende, die hochſtrebende Künſtlerin, das Talent, das ſich aus einem

gesunden Keime entfaltet, die hülfesuchende Seele, die nach der ebenbürtigen Seele sucht. —

Das Anlehnen an das Starke, an das Hervorragende, an das Ungewöhnliche liegt tiefbegründet in der weiblichen Natur. Der Spruch: »und er soll dein Herr seyn,« ist ein schöner Spruch, der auf Wahrheit beruht. Was faseln die französischen Romantiker von der femme libre, von der Emancipation der Frauen, von jenen Verzerrungen, die die St. Simonisten erfanden! Welche Frau möchte an Gerichten, an Kriegen, an Staatsumwälzungen Theil haben? Nein, man lasse uns unsere Welt, die heilige, reine Gemüthswelt, in der wir den fliegenden Sommer spinnen, oder in der unsere beglückte Seele gleich der Libelle über dem Quell des Lebens sich anmuthig hin- und herbewegt. Besonders aber lasse man uns unsere unsichtbaren Schmerzen, unsere stillen Freuden, unsere Sanftmuth, unsere Geduld, unsere Hingebung, unsern Heroismus, den wir um Andere schlingen.

Ernst war ein hochfliegender, das heißt, er war ein echter Künstler. Die üppige Natur hatte ihn verschwenderisch ausgestattet; sie hatte ihm zuerst Poesie, dann Talent gegeben. Wäre ihm Pinsel oder Farben genommen worden, so hätte er ohne Pinsel mit dem Blick, mit dem Wort gemalt. Er hatte etwas Nomadenarti-

ges, etwas Abenteuerliches in der Seele; er war ein Napoleon und war ein Hirtenknabe; er faßte das Unendliche im Endlichen, er konnte weinen vor einer Blume und lachen in einer Kirche. Aber er konnte auch beten, so innig, so vertrauensvoll beten, als habe er Gott selbst unter den Engeln des Himmels auf Wolken thronen sehen. Die Materie war bei ihm Geist, und der Geist Materie geworden; so machte er Bilder, die nicht verstanden, die als Product Staunen, als Kunstwerk zuweilen Zweifel an seinem Genius erregten. Ihm aber war's zunächst nur um einen Ausdruck, um ein Organ zu thun. Die Menge kümmerte ihn nicht; er hatte dafür zu viel Entschiedenheit, zu viel Eigenthümliches, zu viel Ewiges. Er strebte offenbar nach Versöhnung, nach Verschmelzung: das Ideale sollte sichtbar, das Reale heilig werden. Er war ein Ajax, zuweilen zu rücksichtslos, zu wild in seinen Extasen, aber dann doch wieder gläubig, vertrauend. — Sein äußeres Auftreten — wir müssen ja auch vom Aeußern reden, es gehört zu uns, wie wir zu ihm gehören — war ansprechend. Er hatte blondes Haar — ich fange beim Haar an, weil es für mich von Bedeutung ist, es ist mir das, was dem Botaniker die Blätter sind, er erkennt daran den Stamm, ich die Race — . . das Haar war weich, seidenartig, et-

was gelockt. Die Stirn war trotzig; die Augenbrauen dunkel, die Augen . . . sie sind die Seele . . . sie waren bei Ernst zuweilen blitzend, zuweilen schwermüthig und umflort. Einmal sah er aus, als wolle er die Welt zermalmen, und dann hatte er wieder so viel Pfiffigkeit, so viel Jungfräuliches, das aus ihnen herausströmte, daß man nicht wußte, was der vorherrschende Ausdruck war. Jugendlich heiter, kühn unternehmend, kreuzten sich Blitze im Auge; sie verkündeten, daß hier der Trieb obwalte, Vieles zu zerstören und Vieles zu verjüngen; — der Mund aber, ach! trug schon die Spuren mancher bittern Schmerzen, das Ankämpfen gegen die weltlichen Gewalten, das Niederstürzen und sich wieder Aufrichten, die herbe Ironie, die uns in Nebel schleudert, wenn wir den Himmel leuchten sehen.

Das Alles sah zwar Mathilde, aber klar ward es ihr erst nach und nach. Ernst hatte viel über Kunst, über Geschichte, über Poesie geredet; er hatte das aufgestellte Bild gelobt, und endlich nach Vergessen der Zeit an die Zeit, an die äußere Sitte gedacht und sich ungewöhnlich höflich empfohlen. Kaum war er aber in seiner Künstlerwohnung angelangt, so loderte Mathildens Bild hell in der Dämmerung zwischen Verlangen und Phantasie empor. Sein Gemüth war be-

wegt; warum hatte er über so gleichgültige Dinge
redet? warum war es ihm nicht möglich gewesen,
nen tiefen, sinnvollen Gedanken zu äußern; war
verbot ihm eine innere Gewalt, »eine Artigkei
zu sagen; warum fehlte ihm der Muth, Mathild
beim Abschied anzusehen; warum hatte er ihr nicht
Hand geküßt, warum schied er ohne einen Blick?
Lange wogte es also in seinem Gemüthe, dann se
er sich an die Arbeit. Er mußte, den Pinsel in
Hand, beim Aufstehen, beim Niederlegen immer
Mathilden denken. Und sie? . . . auch sie dachte
ausgesetzt an Ernst, auch ihr schien der Eindruck
bekannter, auch ihr war der Tag bedeutungsvoll
entscheidend gewesen.

Als der Abend heranrückte, als Arthur erschien, w
Mathilde befangen. Ihre Rede floß nicht wie sonst; ab
wie sonst, wenn sie Clavigo mit Arthur und Arthur m
Tasso verglich, sah sie von Arthur auf Ernst, v
Ernst auf Arthur, und der Vergleich fiel wiederum nic
schmeichelhaft für ihren Freund aus. — Die neue B
kanntschaft ward besprochen; erst war Mathilde befa
gen, dann aber löst'e sich die Wehmuth, sie konnte sche
zen, Thee einschenken, in die Sternennacht hineinsehe
und sich wie sonst fragen: bin ich nicht ein Kind?

Ja, sie war ein Kind, ein sich entfaltendes Kind

Sie sah sich zum ersten Mal sehnsüchtig nach ihrem Vaterlande um, sie fühlte Heimweh; sie hatte ein Allgefühl in sich, das sie weit fort aus den bekannten Kreisen in die unbekannte blaue Ferne zog. Sie glaubte auf einmal auf Höhen zu lagern, aus allen Tiefen, aus allen Bächen, aus allen Oceanen zu trinken. Sie entdeckte eine Milchstraße am Himmel, zusammengesetzt aus tausend flammenden Gefühlen, von der ihr kein Astronom geredet hatte. Sie entdeckte Goldgruben in sich, sie erkannte in sich eine ungeheure Fliehkraft; sie stürzte mit ihr in neue Welttheile, sie erhob sich weit, weit über die ihr angewiesene Sphäre.

Mathilde arbeitete angestrengt. Ernst ward ihr Lehrer, Erklärer. Er sprach mit ihr über Alles, worüber er nachgedacht und sich seine eigenen Systeme gebildet hatte, sogar über die Bildung des menschlichen Körpers, so wichtig für den Maler, der fast Anatom seyn muß.

„Der menschliche Organismus," so sprach er einmal, „ist das vollendetste Gebilde der Erde. So wie stets an die schönste Form die wichtigste Function geknüpft ist, an das Auge die geistige Auffassung, so ist an die ganze schöne menschliche Form der Beruf geknüpft, Herr der Welt zu seyn, sich selbst zu erkennen, das Schöne zu bilden, das Gute zu pflanzen und den Ge-

danken der höchsten Liebe zu faſſen. Der Menſch hält die Schwebe zwiſchen der phyſiſchen und pſychiſchen Natur; in den Organen des Leibes ruht mithin die Bedeutung des irdiſchen und des himmliſchen Daſeyns. Es beſteht der Körper aus feſten und aus flüſſigen Theilen: in das Starre des Knochens, wie in das Weiche des Gehirns rinnt der Pulsſchlag des Herzens, Leben ertheilend und Wärme. Wenn das Aderſyſtem den ganzen Leib wie eine blutige Umarmung feſthält, ſo umflechtet ihn das Nervenſyſtem mit zarten Fäden, und der thätige Muskel bewegt ihn frei. Schwer, wie die Maſſe, ſind die waltenden Kräfte; die Maſſe will aufwärts, ſie will reiner, durchſichtiger werden. Es regt ſich in der Bruſt der gewaltige Kreislauf, der lebendige Verkehr, der wohlige Herzſchlag. Aber das Herz gewährt die Erlöſung nicht, aufwärts geht das Streben, hinauf zum Urſprung der Nerven, dahin, wo das Licht ſeine Heimath hat, wo das geiſtige Auge thront, wo über der weiten Atmoſphäre organiſcher Kräfte die Sterne des Verſtandes erſcheinen, der ſich im Gemüth zu der Strahlenſonne des Selbſtbewußtſeyns, zu der Liebe und dem Glauben beugt.« —

Hatte er auf ähnliche Weiſe geredet, ſo ſprang er oft über auf heterogene Gegenſtände. »Ich kenne nur das ſtolze Selbſtgefühl und das Leben in den Ideen,«

konnte Ernſt zu Mathilden ſagen, die ihn gar wohl verſtand. »Meine Ehre wird erſt bedingt durch das Hinzutreten Anderer. Warum iſt dem Manne ſeine Ehre das Höchſte? Weil der Mann das Höchſte im öffentlichen Leben findet. Man nehme ihm dieſes, und der Begriff der Ehre wird modificirt. Begeht der Staat die Schuld, mir meine Ehre in irgend einer Hinſicht, ohne daß ich es verdiente, zu nehmen, oder nur zu verletzen, ſo leidet er, nicht ich.« Worauf ihm Mathilde ganz beſtimmt antwortete: »Ihr Gefühl ſcheint mir ein rechtes, nicht aber Ihre Selbſtſtändigkeit dem Staat gegenüber. Ihren eigenen Geiſt mögen Sie als Einzelner vom Zeiteinfluſſe frei erhalten, aber beim Staate, wo bei dem poſitiven Leben und den nothwendigen Rückſichten ſogar zufällige Anforderungen anerkannt werden müſſen, da iſt von einer ſolchen Selbſtſtändigkeit keine Rede. Dient der Staat der Zeit, ſo muß der Einzelne in dieſer Zeit dem Staate dienen, oder doch ſich ihm unterwerfen.« — Oefters ward unter ihnen von Arthur und über ihn geredet. Mathilde wünſchte eine Annäherung unter den Männern, die aber Ernſt mit einer gewiſſen Empfindlichkeit zurückwies.

Er konnte dann bisweilen fragen: »Bedürfen Sie der Beiſtimmung Arthur's, um über mich klar zu werden? Entweder haben Sie mich erkannt, dann iſt es

gut, oder Sie haben es nicht vermocht oder gewollt, dann darf ich mich nicht grämen. Ich bin immer wahr gegen Sie gewesen, ich habe Ihnen meine Natur offen gezeigt, ohne Schmuck und ohne affectirte Bescheidenheit; Sie müssen also durchaus ein Bild von mir gewonnen haben, das ohne Falsch ist. Bedarf dieses in Ihren Augen erst eines schönen Rahmens oder eines besondern günstigen Lichts, um zu gefallen, so ziehe ich mich zurück.«

»Sprechen Sie nicht also,« erwiederte Mathilde, denn der bloße Gedanke dieses Verkennens thut wehe.«

»Nicht so wehe, als das Verkennen selbst,« rief Ernst. »Aber,« setzte er etwas kalt hinzu, »an diesen Schmerzen würden wir seltner leiden, wenn wir den Muth hätten, den Haß so hoch wie die Liebe zu achten und nicht zu fragen, ob wir von zehn oder von zehntausend gehaßt werden. Das Charakteristische an der Liebe ist, daß sie durch Maaßzunahme verliert.«

In solchen Augenblicken ergriff ihn der Zweifel, ob Mathilde auch ahne, daß er sie liebe. Dann die Versuchung, daß sie es wisse, daß sie aber nicht frei und nicht groß genug sey, um seine Liebe ganz zu erkennen und das frauenhafte Gängeln mit dem unendlichen Gefühl zu vertauschen. —

War Mathilde ihm gegenüber schüchtern und dann

wieder hingebend, dann verhieß ihm sein Herz, daß sie mehr an ihm fände als bloße Eigenschaften, daß sie wirklich von der höchsten, heiligsten Empfindung geweckt, ihren größten Gedanken in seiner Liebe dächte und es nur nicht wagte, ihn leise zu berühren. — Sollte zarte Sittsamkeit der Grund der Zurückhaltung seyn? Sollte nur die Form des Lebens, die nothwendige Rücksicht und die Erfahrung von der vielgestalteten, bewußten und unbewußten Täuschung das Verschließen des Gefühls geboten haben? — Achtung vor sich selbst ließ Ernst diese Fragen zu Gunsten seiner Selbstliebe bejahen, aber der inwohnende Geist weckte jetzt auch die geheimen Stimmen: bist du einer so unbegrenzten Gegenliebe werth? wurzelt dein Gefühl im innersten Leben? ist es nicht bloß durch eine zufällige Veranlassung, durch einen bloß äußern Eindruck und durch ein vorübergehendes, jugendlich schwärmerisches Bedürfniß erzeugt?

Ernst erschrak über dieses innere, feste, für die fernste Zukunft berechnete Wort. Er war immer nur dem Zuge seiner Stimmung, nicht dem Gebote der Welt gefolgt. Die Gefühle waren ihm die beseligenden Kräfte des Daseyns; die Menschen, die Träger dieser Empfindungen, zu lieben und von ihnen geliebt zu werden, schien ihm natürlich, und die freie Gunst

der Liebe galt ihm als das unveränderlich Höchste. — Nun sollte er auf einmal in ein zweites, ihm heiliges Leben schauen, er sollte sich prüfen, ob die Verwandschaft seiner Liebe eine nothwendige sey. Woher die Entscheidung nehmen für ein geordnetes Verhältniß, da noch die Zukunft wie eine unbestimmte Frage oblag? Wie die Versicherung einer Wahrheit bei einem Standpunkt gewinnen, der durch Kunst und Zufall ihm geworden, und der noch nicht das Bedürfniß des Gemüths in allen seinen Quellen öffnete?

Mathilde von ihrer Seite war zu fromm, zu fern von aller Selbstlüge, als daß sie eine zuverlässige Antwort hätte geben können; sie war zu schüchtern und zu edel, als daß sie vermocht hätte, den Knäuel dieser Zweifel mit einem Schlage zu zerhauen. Was die Zukunft von ihr forderte, sollte die Zukunft entscheiden. Vertrauend übergab sie ihr schönstes Gefühl der bildenden Zeit, wohl wissend, daß die Tiefen des Gemüths geheimer und unergründlicher sind, als der Verstand zugeben möchte, und daß Gefühle, die an Leidenschaft grenzen, ihr eigenes Gesetz in sich tragen, von dem oft die Vernunft keine Ahnung bekommt.

Ernst war indeß wieder ruhig geworden; es war jene Ruhe des Geistes, die als Folge innerer Wahrheit wie ein Heiligenschein die Seele umstrahlt. —

Wie wenige gelangen zu ſolcher Ruhe, wie wenige haben die Kraft, die Zweifel, die ſie hervorriefen, zu löſen! Wahrlich, es iſt kein leichtes Spiel, das Leben für das Gemüth zu gewinnen. Darum auch möchte ich faſt euch zürnen, ihr verführeriſchen Dichter, die ihr das Leben ſo entgegenkommend ſchildert. Thut ihr dieſes nur dann, wenn ihr, von Geiſt und Liebe berauſcht ſeyd? Oder lächelt euch der Genius auch zu äußerer That? Sucht ihr euch und Andern das in Worten zu geben, was die Wirklichkeit verſagt? Wollt ihr durch eure Schriften verſöhnend zwiſchen Phantaſie und Wirklichkeit treten? Wollt ihr den Muth dem Zagenden wecken und laut verkünden, daß der Mangel erfüllter Wünſche nur der Mangel eigener Zuverſicht ſey?

Verargen kann ich euch dieſe kühne Güte nicht, aber vielleicht würde ohne eure Lockung und ohne eure Aufforderung zur Vergleichung die Klage über die Kälte des Lebens ſeltner ſeyn! —

Das Beiſammenſeyn mit Arthur wurde unter den vorwaltenden Gefühlen immer ängſtlicher, immer beklemmender. Mathilde hing wie ſonſt an dem faſt väterlichen Freund, aber ſie fühlte auch den Riß in ſeinem Leben, das Heraustreten aus der lieben, liebgewordenen Gewohnheit, die allmälige geiſtige Verwand-

lung, die sich zwischen sie legte. Mathildens Leben theilte sich zwischen Fleiß und ihrer schwärmerischen Liebe; zuweilen wanderte sie in den Frühstunden hinaus in die Natur, wo die Erde, ihrem alten Rechte folgend, den Sommer verschlungen hatte. Wenn sie dann mit den glühenden Pulsschlägen über die schneebedeckten Felder ging, wenn sie überall Erinnerungen früherer Ruhe begegnete, dann wurde ihre Sehnsucht schmerzlich stark, und ihr Gedanke endete in dem heißen Wunsche, entweder im Kampf für ihre Ideale zu sterben, oder das Wohl des Geliebten zu gründen.

Arthur litt durch Mathildens träumerisches Wesen, aber er betrachtete die Krisis als vorübergehend. Zu klar, zu beobachtend, um die Ursache des Uebels zu verkennen, hoffte er bestimmt auf Ernst's Abreise, auf seine eigene Ausdauer, auf Mathildens Herz, das er nicht verkannte. In der Folge hoffte er entweder Mathilden eine andere Ueberzeugung beizubringen, oder doch eine Berichtigung und Bereicherung der Lebensansichten sie aus irgend einem Born schöpfen zu lassen. Daß ihr Gefühl tiefe Wurzel geschlagen und in der Kürze der Zeit einen ganz ungewöhnlichen Umfang genommen, war ihm aus zweierlei Ursachen fremd; zuerst sah er höchst selten Ernst mit Mathilden zusammen, zweitens hatte er eine gewisse Aristokratie, die

nicht annahm, daß neben ihm, dem Adligen, ein Bürgerlicher bestehen könne. Ohne Widerspruch, ohne eine Art von Empfindlichkeit ging es nicht mehr Abends zwischen ihnen ab, ob sich Mathilde auch gegen jede Ungeduld in ihrem innern Wesen auflehnte und sich bemühte, freundlicher, töchterlicher denn je zu seyn.

Da Ernst eine eigenthümliche Tracht, die der deutschen Jünglinge, trug, so zog Arthur zuvörderst gegen diese zu Felde. »Welch ein Glück,« rief er aus, »daß es wenigstens einen Rock und lange Haare giebt, woran man sogleich erkennen kann, wenn der Deutsche naht. Mit begeisterter Weihe tritt er vor den Spiegel, um dem Rocke angemessen eine ernste, bärbeißige Miene anzunehmen. Nun wäre es zwar gut, wenn wir eine wohlfeile und bequeme Nationalkleidung hätten, allein da wir diese nicht haben, auch nicht sobald erhalten werden, so ist es Sache der Schneiderseelen, große Wichtigkeit auf diese Aeußerlichkeit zu legen. Was mich am meisten gegen diese Trachtdeclamatoren einnimmt, ist die Erfahrung, daß Viele hohe Begriffe und hohe Namen für unbestimmte Empfindungen und kleine Zwecke gebrauchen, daß sie vom Vaterland, statt von ihrer Eitelkeit reden und Brutus ausrufen, statt: o, daß ich dir wichtig schiene!«

»Glauben Sie mir,« entgegnete Mathilde einmal

faſt gereizt, »daß, wenn Sie ſagen, daß Viele geborgte Kräfte haben, mir dennoch das am tadelnswerthesten erſcheint, wenn man ſich fürs ganze Leben geeigneten Regeln unterwerfen will und dem Entſchluß des Augenblicks nichts übrig läßt. Man möchte den Zufall kuſſen, der den Muth hat, dieſes geordnete Leben in Frage und Antwort zuweilen zu unterbrechen und mit lächelnder Miene auf die mit Vor- und Grundſätzen verhängte Armuth mit Fingern zu weiſen.«

Fühlte Arthur bei dergleichen Zwiſtigkeiten, an wen Mathilde hauptſächlich dachte, ſo hatte er auch die Hoffnung, daß Ernſt ſich äußerlich von Mathilden zu weit entfernt fühlen muſte, als daß das Verhältniß ſich nicht in ſich ſelbſt durch die Gewalt der Umſtände auflöſen werde. Mathilde hingegen war weit entfernt, Arthur's Ideen darüber zu theilen, ja ſie nur zu ahnen. Was ſie wollte, wünſchte und hoffte, war, ſich Ernſt auf ewig zu verbinden, ihre ganze Liebe ſchaffend oder tragend an ihm zu verklären und ihn, den ſie täglich inniger, beiſer umfaſte, nun auch vor der Welt ihr eigen nennen zu dürfen. Was konnte ihr Rang, Name, Geſellſchaft gelten? Was waren dieſe Scheingüter zuſammengenommen gegen das Glück, das ſie in Ernſt's Werkſtätte, an dem unendlichen Born ſeines Genius träumte? was endlich ihr Verhältniß zu

Arthur, die ganz verdämmernde Aussicht auf eine Zukunft mit ihm, die sich wohl zuweilen vor Ernst's Ankunft in ihrer Seele gezeigt hatte, um schnell wieder zu verschwinden? —

Betrachte sie Ernst's gerechten Künstlerstolz, seine Verachtung der Welt, die Ironie, die ihm zuweilen über die Schulter sah und ihm alles Aeußere lächerlich, die Convenienz als abgeschmackt zeigte, dann fühlte sie tief, daß von ihr die Entscheidung ausgehen, daß sie es seyn müsse, die dem Geliebten eine Ruhestätte an ihrem Herzen zu bieten habe. Wie aber diese Erklärung herbeiführen, da sie innerlich schüchtern, das erste Wort nicht zu finden, den Faden nicht zu spinnen wußte, an dem sie ihr süßgeträumtes Glück anzuknüpfen hatte? —

Stand er vor ihr, sah er sie mit den blitzenden und doch so treuen Augen an, schien er im Kampf zu liegen mit seiner Liebe zu ihr und seinem angstvollen Schweigen, wozu ihn, wie sie glaubte, Künstlerstolz zwänge, dann war sie mehr als einmal auf dem Punkt, alles Weibliche, Zagende, Förmliche abzustreifen, vor ihm, der ihr ein Gott schien, auf die Kniee zu sinken und mit seligen Thränen ihr Herz als freies Geschenk ihm darzubringen.

»Es ist schmerzlich,« sagte einmal Ernst, als er,

aus einem Schweigen erwachend, vor Mathilden stand, »es ist schmerzlich, daß der Mensch vom Menschen, wie der Stoff vom Chemiker, nur nach den inwohnenden Eigenschaften geprüft wird, und daß in der fremden Natur meist das gesucht wird, was der eignen zum Vortheil gereicht. Kein Papiergeld steht in unserer Zeit so schlecht, als in der Gesellschaft das rein Geistige. Aber so demüthigend auch solche Erfahrungen sind,« setzte Ernst beruhigend hinzu, als Mathilde ihn betrübt ansah, »so muß dennoch der Glaube an die reinmenschliche Würde nur zuversichtlicher und stolzer werden. Weiß man doch, daß eine Sonne über die weite Erde scheint, daß ein Heiland die ganze Welt versöhnt, und ein Mitgefühl über den Untergang von Hunderten tröstet.«

Indeß Mathilde täglich mehr den Entschluß in sich ausbildete, Ernst entgegenzukommen, und dieser Entschluß immer größern Umfang in ihrer Seele gewann, empfing sie unerwartet einen Brief, der sie zu einer schwesterlichen Freundin, die lebensgefährlich erkrankt war, rief. Der Brief war Mathilden am Morgen gebracht worden, ohngefähr zwei Stunden vor der gewöhnlichen Zeit, in der Ernst zu ihr zu kommen pflegte. Fand sie in dieser Nothwendigkeit einer schnellen Abreise eine gewisse Härte des Schicksals, die sie aus

der Nähe des Geliebten so urplötzlich hinwegriß, so war es auch ihrem Wesen eigen, in diesem Ereigniß einen Fingerzeig des Himmels, ein gewaltsames Drängen zum Entschluß zu sehen. Sie wollte mit ihm noch heute reden, eine heitere Aussicht in die Ferne für eine schnell umwölkte Gegenwart bieten und endlich aus der quälenden Ungewißheit ihn und sich reißen. Denn daß auch er litt, war augenscheinlich; oft sah er sie an mit düstern, schwärmenden Blicken, oft versank er in sich und schien in eine weite Ferne zu schauen, oft auch war es, als empfände er einen stechenden Schmerz und erginge sich deshalb in allerlei wunderbaren Aeußerungen.

»Wie konnten die Griechen das Erwecken und Ernähren der Liebesflamme einem muthwilligen Knaben anvertrauen, der nach blindem Zufall mit dem heiligsten Gefühl spielt!« sagte er einmal, als Mathilde neben ihm saß und malte. »Ich gewinne Achtung vor der Mythologie meines Vaterlandes, wo nach der Asalehre die Waltung über die Herzen in reinen Frauenhänden ruhte, wo Freia, die milde, die den frühen Verlust des Geliebten beweint, das heilige Geschäft der Liebe besorgte.«

Mathilde, an das denkend, was sie für Ernst im Herzen trug, erwiederte, indem sie die Palette bei Seite legte: »Wir wollen die Stimmen hören, die so treu

und rein im Herzen sprechen, denn sie sind die einzig wahren. Ich weiß nicht, wie die Gelehrten und Philosophen diese Stimmen nennen, ich nannte sie Gewissen, weil sie uns das Gewisse und das Wahre sagten. Das Geheime, das der Mensch hat, das unbekannte Ziel, dem das Schicksal ihn zuführt, das kann der Verstand ihm nicht enthüllen, er kann ihn nicht bewahren vor dem Eingriffe des wechselnden Lebens, weil er selbst aus ihm erwachsen.«

Ernst antwortete mit einer gewissen Schwermuth, die Mathilden weh that: »Auch der Geist, wenn er zur ruhigsten Klarheit geworden, kann dem Zweifelnden nicht mehr seyn, als ein Stern in der finstern Nacht, als ein Trost vom Himmel herab. Wir lernen nichts kennen, als das innere Tönen, wofür wir keine Worte haben, als die innere Sehnsucht, wofür wir keine Klage finden. Die aber durchdringen wir in ihrer eigensten Natur, in ihrem ursprünglichen Leben, in ihrer hohen Bedeutung, wie Gott selbst sie in unsere Brust gesenkt. Trennen wir doch, so viel wir vermögen, das Erlernte vom Natürlichen, das Erworbene vom Angebornen, aber hüten wir uns, selbst uns ein Versucher zu seyn und uns nach fremden Gesetzen zu richten. Wenige haben den Muth, zu der freien Betrachtung ihrer Natur zu kommen. Die Meisten spie-

le mit ſich und dem Leben, dieſes und die Natur mit ihnen, und ſie Alle gehen ſchon während ihres Daſeyns unter, bedeckt von dem Grabeshügel ihrer eigenen Schwäche.«

In dieſen und ähnlichen Worten erkannte Mathilde den innern Kampf, der des Geliebten Seele bewegte. So war ſie denn glücklich, endlich einen Entſchluß gefaßt, endlich einen Vorwand, mit ihm zu reden, gefunden zu haben. Die ſchnelle Abreiſe, dieſes anſcheinende Zerreißen eines Beiſammenſeyns, das ihr ſo viel Seligkeit gegeben, ſtählte ihr den Muth, den Schickſalsſchluß herbeizuführen, ihr Glück zu begründen, die Liebe vor der Welt zu vertreten.

Schnell hatte ſie die Reiſeanſtalten getroffen, die Poſtpferde gegen Abend beſtellt, Arthur einige flüchtige Zeilen geſchrieben, um ihn über den Grund der Abreiſe zu beruhigen, und wartete nun mit flammenden Augen, mit einer bis zur höchſten Höhe geſteigerten Empfindung auf die Stunde, wo Ernſt erſcheinen, wo ſie endlich das beklemmende Schweigen brechen wollte.

Ernſt ſaß indeß emſig malend vor ſeinem großen Bilde, dem er die Morgenſtunden widmete. Er fühlte ſich innerlich wehmüthig; die Geſtalten, die ihm lange vorgeſchwebt, waren auf der Leinwand feſtgebannt.

Liebliche Kinderköpfe lächelten ihm entgegen; sie zogen wie Himmelserinnerungen ihn in ein Reich, dem er mit ahnungsvoller Brust, mit beklemmendem Gefühl nahte. Was Ernst so mächtig ergriff, war das Bekannte, das ihm sich darstellte, war die heilige, nie zu tödtende Stimme der Natur, die zu ihm aus dem Bilde sprach. Links saß eine jugendlich schöne Frauengestalt; sie war an einen Felsen gelehnt und sah hinaus in die weiße Brandung des aufbrausenden Meers, sehnsüchtig, aufgelöst, erwartend. Rechts standen zwei Knaben, die sich nach der Gestalt wandten, die zu ihr zu streben schienen, die aber von einem dritten Kinde auf das Meer aufmerksam gemacht, gleichsam zum Stillschweigen, zum Stillestehen angewiesen wurden.

Was ist denn das Gefühl, was Ernst so mächtig zu seiner Schöpfung zieht? was treibt ihm eine Thräne in das Auge? was läßt ihn in tausend quälende Gedanken versinken? . . .

Jetzt besinnt er sich, er legt den Malerstock und die Farben bei Seite, ergreift seinen Hut, bleibt stehen . . .

Auf der Höhe des Schwarzwaldes, da, wo der Weg hinunter nach Donaueschingen führt, wo die Alpenpracht sich ahnungsvoll am Himmel wie schneeige Wolken hinzieht, etwas seitwärts von der Landstraße

liegt ein kleines, freundliches Haus, von wildem Wein umschlungen. Hier wohnte vor einigen Jahren eine liebliche Frau mit ihren drei Kindern und ihrer bereits bejahrten Mutter.

Das Innere des Hauses war einfach, aber geschmackvoll hergerichtet. Das Wohnzimmer hatte zwar weiße Wände, es hingen jedoch an ihnen herum einzelne wunderschöne Bilder in goldenen Rahmen, zwischen denen sich Schlinggewächse und immergrünende Gesträuche fast bis an die Decke des Zimmers hinaufzogen.

Eben war von einer Dienerin die Lampe ins Zimmer gebracht worden. Sie beleuchtete im vollen Licht das Antlitz einer Frau, die, in die Ecke des Sopha's gedrückt, ihr jüngstes Kind eingeschläfert zu haben schien, indeß zwei ältere Knaben leise flüsternd sich dem Tische nahten, der vor dem Sopha stand.

»Lieb Mütterchen,« sagte der Aelteste, ein blonder Lockenkopf mit dunkeln Augen, »wenn klein Brüderchen schläft, könntest Du uns wohl eine schöne Geschichte erzählen, grade so eine, wie der Vater erzählt, wenn er bei uns ist.« —

Die junge Frau schien aus einem Traum zu erwachen; sie ermannte sich, und freundlich den Knaben an sich ziehend, erwiederte sie: »Du hast Recht, mein

liebes Kind, klein Brüderchen ſchläft eben ſo ſüß in der Wiege als auf meinem Schooß; gleich bin ich wieder bei Dir und erzähle Dir, was du willſt.«

Sie ſtand behutſam auf, ging in das Nebenzimmer, küßte den Neugebornen, legte ihn ſchlafen und kam dann zu den zwei Knaben zurück.

Die Kinder hatten Bleiſtift und Papier geholt; Beide wollten zeichnen, »wie der Vater zeichnet, wenn er hier iſt,« ſagten ſie.

Die Mutter, in allen ihren Formen noch jugendlich, faſt mädchenhaft, mit blondem Haar, das ihr in langen Locken zu beiden Seiten des Geſichts auf die leicht gerötheten Wangen floß, ſeufzte.

»Der Vater,« ſagte ſie mit Innigkeit, »Gott ſchütze ihn, er hat lange nicht geſchrieben.«

Indem kam die Großmutter. »Guten Abend, Johanna, guten Abend, Kinder. Ich habe oben aus dem Fenſter geſehen, ich wollte den Poſtboten erlauern. Er iſt gekommen, hat aber wieder nichts, als Zeitungen gebracht.«

Johanna blickte auf; ihre Augen waren voll Thränen.

»Liebes Herz,« ſagte die Mutter beſchwichtigend, »gräme Dich doch nicht. Ernſt's ungewöhnliches Schweigen wird ſich erklären; er kommt liebevoller denn je zurück, iſt entzückt über Dich und Deine Kinder und bit-

tet Dir mit Liebe die Sorge ab, die er Dir macht.— Johanna ſchüttelte ungläubig den Kopf. »So lange bin ich noch nie ohne Nachricht geweſen; es iſt etwas Ungewöhnliches, Aengſtigendes im Werke.«

Sie verließ unruhig ihren Sitz und ging ein paarmal nach Faſſung ringend umher. Inſtinctmäßig hatten ſich die Kinder aneinander geſchmiegt und zeichneten ſtill. Es entſtand eine kleine Pauſe; auf einmal fiel Johanna ihrer Mutter um den Hals. »Liebſte, beſte Mutter,« ſagte ſie ſchluchzend, »ich ertrage dieſe Ungewißheit nicht länger; laß mich reiſen, laß mich Ernſt wiederſehen. Er iſt vielleicht krank, bedarf vielleicht meiner . . .«

Sie war fieberhaft aufgeregt, ihre blauen Augen wurden dunkel, die ſchneeige Haut rötete ſich, die zarten Finger bebten.

Aengſtlich betrachtete ſie die Mutter. »Liebes Herz, wie biſt Du ſo heftig, ſo ungewöhnlich erregt, ſo ganz aus der ſchönen Rolle einer Maria heraus.«

Sie ſtrich ihr die Locken von der Stirn, ſie befühlte dieſe.

»Johanna, Du haſt Fieber, beſchlafe Deinen Plan, morgen reden wir mehr darüber.«

Johanna küßte die Kinder und ließ ſich dann, ſelbſt ein Kind, ein krankes Kind, in ihr Zimmer führen. Als

sie hier allein war, als schon Alles im Hause ruhig schlief, die Hunde nicht mehr klafften, der Nachtwächter allein mit heiserer Stimme die Mitternachtsstunde rief, stand Johanna noch lange, lange vor Ernst's Bild, das stets mit frischen Blumen geschmückt, ihr ihre schönste Zeit, die Tage, Monate und Jahre zurückrief, die sie an seiner Seite verlebt.

Sie hatte Ernst vor fast sieben Jahren kennen gelernt. Damals war sie nichts als ein unschuldiges Wesen, ein nur die Liebe ahnendes Geschöpf gewesen. Diese Unschuld in ihr, diese Jugendlichkeit voll jungfräulicher Knospen hatte Ernst erst gerührt, dann gefesselt. Johanna's Erscheinung war ihm zur Engelserscheinung, zum wonnebringenden Künstlergebild geworden; er hatte sich die Ehe an ihrer Seite schön, ja erhebend und reinigend gedacht. Stürmisch waren wilde Leidenschaften an ihm vorübergesaust, sie hatten ihm manche brennende Wunde, manchen wühlenden Schmerz gebracht. Er sehnte sich nach Ausgleichung, nach Heilung, nach Versöhnung. Als er mit Johanna vor dem Altar stand, als in ihm der Zweifel dämmerte, ob er auch das Rechte gewählt, beruhigte ihn Johanna's Sanftheit, die zarte aufopfernde Liebe, die ihm aus ihrem Wesen entgegenduftete.

Eine Zeitlang fühlte sich Ernst vollkommen zufrie-

den; sie lebten auf dem Gütchen im Schwarzwalde, er malte, sie bewunderte und liebte. Dann kamen die Sorgen, dann die Kinder, dann eine gewisse menschliche, männliche Ermüdung, die Ernst nicht zu scheuchen wußte. Johanna fühlte tief, unter heimlichen Thränen, daß sie Ernst nicht Alles war, daß er Ideale suche, daß die Sehnsucht nach Unerreichbarem ihn zuweilen weit fort von ihr auf breiten Fittigen dahintrug, wo sie ihm nicht folgen konnte. Ernst's Vorschlag, in einer entfernten fremden Stadt ein auf dem Gute angefangenes Bild zu vollenden, überraschte sie nicht, schmerzte sie nur. Sie fühlte in ihrer Weiblichkeit, es war ein Riß entstanden! — aber sie kannte auch Ernst, sie wußte auch, wie edel sein Herz, wie groß sein Gedanke, wie erhaben seine Handlungen waren; so wartete sie!

Ernst schied tiefgerührt; er versprach bald wiederzukommen, er küßte tausendmal die lieben, süßen Engel, die ihm zu seinem Bilde gesessen, die treue, edle Gattin, die sich keine Klage ihm gegenüber erlaubte, die seinen Willen heilig, sein Thun als vorwurfsfrei betrachtete.

Zuerst hatte Ernst seiner Johanna öfters geschrieben, dann waren die Briefe flüchtiger, zerstreuter, seltner geworden. Er hatte Mathilden kennen gelernt,

ſie hatte ihn weit fort vom häuslichen Heerde in eine Region gezogen, die rein künſtleriſch, rein ideell war. Er glaubte ſie lieben zu dürfen, oder vielmehr er liebte ſie, ohne an das Kommende zu denken. Mathilde war ihm eine Dichtung, eine Anforderung des Himmels, eine groſſe, dauernde Begeiſterung geworden. An ihrer Hand betrat er von neuem die hochgewölbten Tempel ſeiner Muſe; mit ihr kniete er wieder vor duftenden Altären. Johanna verſchwand allmälig aus dem Vordergrund ſeiner Seele; zwar blieb ſie ſeine ſüße, liebe Wirklichkeit, ſeine holde Madonna mit dem Kinde auf dem Schooße; aber ſie war anders wie Mathilde, weniger erregend, weniger ebenbürtig, weniger emporſtrebend; die Eine war ihm zur Liebe, die Andere zur Pflicht geworden. Wunderbarer Weiſe war ſeine Ehe unbekannt geblieben. Dadurch, daß er im Schwarzwalde ſich verheirathet, dort längere Zeit gewohnt hatte, hatte ihn das Publicum mehr objectiv als ſubjectiv, mehr durch ſeine Bilder als in ſeiner Perſönlichkeit kennen gelernt. Es lag in Ernſt's Charakter, äußerſt wenig von ſich und von ſeinen Verhältniſſen zu reden. Zuerſt wirkte Mathildens Nähe zu heftig, als daß er an ſeine Ehe hätte denken, oder vielmehr ihr davon hätte reden mögen. Dann aber trat mit der Beſeligung, Mathildens Liebe zu ahnen, auch ein Ge-

fühl der Bangigkeit, eine gewisse Furcht vor Entscheidung, ein schüchternes, in die Zukunft blickendes Empfinden ein, das ihn erst zum Schweigen, später zum Verschweigen zwang. Er lebte in einer neuen Welt, er hatte ein blühendes Eiland ereilt, sein Schiffchen war vor Anker gegangen. Das wußte er wohl, daß er einmal scheiden, daß er einmal durch den Ocean zurück zur Heimath schiffen müsse, aber bis dahin ließ er seine Quellen strömen, seine unendliche Kraft sich üben, seine Liebe, seine schöne, dichterische Liebe überfließen, in das goldne Zaubergefäß, das das Schicksal ihm vorhielt.

Johanna hatte eine fieberhafte, aufgeregte Nacht gehabt, dann war sie entschlossen zu reisen, dann wieder zaghaft genug zu bleiben. Zwei Tage kämpfte sie also, endlich erlag, oder wuchs ihr der Muth; sie machte sich reisefertig, übergab ihre kleinen Engel der etwas hadernden Mutter, fuhr mit eignen Pferden auf die erste Poststation und ließ sich hier einen Platz im Cabriolet nach R** geben. Als die Berge schwanden, als die Vegetation weniger wild, als die Gegend weiter wurde, athmete sie leichter. Sie sah in dem Allen ein Zeichen der Annäherung, einen Vorgeschmack der Freude, mit Ernst vereinigt zu seyn; sie zählte

innerlich, ſie dankte Gott für die unendliche Gnade des Lebens und der Liebe.

Eine Tagereiſe von R** ſtiegen zwei Reiſende zu Johanna ins Cabriolet; ſie drückte ſich ſcheu in die Ecke, konnte aber doch nicht umhin, unwillkürlich nach dem Geſpräch zu horchen, das ſich entſpann. Zuerſt ward von allerlei Dingen, als vom Regen, vom Schnee, von der Ernte, vom Handel, von den Journalen, von den Gemäldeausſtellungen geredet.

Hier räuſperte ſich einer der Reiſenden, machte ein wichtiges Geſicht und ſagte: »Ich bin aus R**.«

Johanna wurde aufmerkſam.

»Wir haben dort einen berühmten Maler.«

Johanna's Herz klopfte, ſie wollte ausrufen: Das iſt mein Mann! hielt ſich aber und horchte wieder.

»Was der für Bilder malt. Hu! man bekommt Gänſehaut vor lauter Bewunderung, aber . . . es iſt auch ein recht verliebter Narr.«

Hier lachte der Reiſende, und Johanna's Herz ſtockte.

»In wen iſt er denn verliebt?« fragte der zweite Reiſende.

»Man ſieht, daß Sie von weit herkommen, ſonſt würden Sie eben ſo gut wie ich die ganze Geſchichte wiſſen.«

Es entſtand eine Pauſe, in der Johanna nach Faſ-

ſung rang, und die Männer die Pfeifen anzündeten. Sie ermannte ſich endlich, ſah ein paarmal hinaus ins Freie und ſagte dann mit ſchneidender Kälte:

»Ich kenne den Maler, von dem Sie reden. Nennen Sie mir doch den Namen ... ſeiner ... Flamme!«

»Ja, eine Flamme iſt es,« antwortete der Reiſende, »eine rechte Flamme. Sie heißt Gräfin von **, iſt Wittwe, iſt jung, hübſch und malt für eine Liebhaberin,« er betonte das Wort ... »recht brav!«

Johanna fragte nichts mehr; ſie ſank in ſich zuſammen, faltete die Hände und konnte nichts denken als: eine Wittwe, eine Malerin, eine Liebhaberin.

So kam ſie innerlich verſtört in R** an. Statt der geträumten Freude, Ernſt wiederzuſehen, fürchtete ſie ſich vor ihm. Sie wußte nicht, ſollte ſie ihn aufſuchen, ſollte ſie ihn zu ſich bitten, ſollte ſie darauf Verzicht leiſten, ihn zu ſehen?

Endlich, als der Koffer abgeliefert war, und der Packträger ſie nach dem Gaſthauſe fragte, in das er die Bagage tragen ſollte, beſann ſie ſich, nannte Ernſt's Wohnung, die ſie aus ſeinen Briefen kannte, und ging langſam hinter der Schiebkarre her, die ihr den Weg zeigte.

Jetzt ſtand ſie athemlos, zitternd vor Ernſt's Wohnung. Sie zog an der Glocke, ein Mädchen öffnete.

»Iſt Herr Wallermund zu Hauſe?« fragte Johanna kaum hörbar.

»Um dieſe Stunde nie?«

»Wann kommt er heim?«

»In der Dunkelheit.«

»Ich werde warten.« —

»Warten?« fragte das Mädchen und ſah die ſchöne, aber in ihrem Geſicht ganz erſtarrte Frau mit zweideutigem Lächeln an.

Indem fielen Johanna's Augen auf einen Strauß friſchblühender Blumen, der zierlich zuſammengefügt auf einem Tiſche der Hausflur lag.

Es war Johanna auf einmal, als würden dieſe Blumen ihr Aufſchluß geben. Sie ergriff ſie, und ſie mit faſt wahnſinniger Geberde an ſich drückend, ſagte ſie haſtig: »Von wem kommen die Blumen?«

»Von wem!« antwortete das Mädchen faſt ſpöttiſch, »von wem anders als von der Gräfin **.«

So war es denn Wahrheit, was dumpf in Johanna gelegen; was ſie mit dem Herzen nicht verſtanden, mit dem Gedächtniß nur gefaßt hatte, trat ſchroff in die Wirklichkeit. Ruinen, Schmerz, Verzweiflung überall, Aufhören des Herzſchlags, fürchterliches Brennen in der Bruſt, trockne Augen! —

Johanna ſtand gedankenlos, den Strauß in der

Hand; ſie blickte auf ihn mit ſtockenden Pulſen, aber ſie ſah ihn nicht.

Das Mädchen fing an ſie für eine Wahnſinnige zu halten. Aengſtlich nahm ſie ihr die Blumen.

»Sie verderben Herrn Wallermund die Blumen, er wird böſe werden.«

Das wirkte auf die Unglückliche; gutwillig gab ſie den Strauß, behielt aber eine Paſſiflora in der Hand, die ſie ſich unruhig in den Gurtel ſteckte; dann verließ ſie das Haus.

»Ich werde wiederkommen,« ſagte ſie gedankenlos.

Was ſie wollte, was ſie ſuchte, was ſie hoffte, wußte ſie's? Wuſt war Alles um ſie, in ihr. Wie eine Träumende ging ſie in den Straßen einher, ſie ſuchte Ernſt und fürchtete, ihn zu finden. Ihre Füße wankten, ihre Stirn brannte, verwundert ſah ſie auf die Menſchen, die Menſchen auf ſie; dann verſchwammen ihre Gedanken immer mehr, der Schmerz ward ſtarrer, die Angſt bejammernswerth. Sie konnte ſich nicht mehr darauf beſinnen, ob Ernſt lebe, ob ſie Kinder habe, ob Gott über ſie wache; ſie gehorchte dem Wahnſinn, der ſie einhertrieb, dem Magnetismus des Leidens, der Unruhe, der ſie Straß' ab, Straß' auf jagte. Wuſt, wüſt, wuſt! mehr konnte ſie nicht denken. — Auf einmal ſtand ſie vor einem erleuchteten

Hauſe; geſchäftige Diener liefen hin und her, ein beſpannter Reiſewagen wurde mit Koffer verſehen, auf der Treppe des Hauſes ſtand eine Kammerzofe, die bald mit dem einen, bald mit dem andern der Bedienten ſchnatterte, die bald nach einem Karton, bald nach einer Schatulle rief und dazwiſchen den Namen der Gräfin Mathilde nannte. Johanna ſtutzte; ſie blieb ſinnend, ſich beſinnend ſtehen, ſie ſah auf die erleuchteten Fenſter, dann auf den Wagen. Eine Ahnung, ein Vorgefühl, das ſie noch nicht zu nennen wußte, regte ſich. Die Erinnerung an Ernſt's Abweſenheit von ſeiner Wohnung verwirrte ſich mit den Reiſeanſtalten, die ſie treffen ſah. Wenn Ernſt mit Mathilden dieſen Wagen beſtiege . . . mehr konnte ſie in ihrer Folter nicht denken. Es dämmerte ein Entſchluß in ihr, oder vielmehr ein unwillkürlicher, gewaltſamer Drang führte ſie vollends vor die Hausthür.

»Die Gräfin **?« fragte ſie die ſchnatternde Zofe.

»Iſt im Begriff abzureiſen,« antwortete dieſe.

Johanna war ſchon die Treppe hinan, hing ſich an die innere Glocke und klingelte heftig.

Mathilde hatte ſich reiſefertig gemacht; ſie ging nachdenklich auf und ab. Bald ſtand ſie gefaßt vor

ihrem Schickſal, dem ſie die Entſcheidung abgewinnen wollte, bald wogte es in ihr in ſcheuer Erwartung. Ernſt ſollte kommen; ſie wollte vor ihn hintreten, ihm Alles ſagen, den Trennungsſchmerz zum Glück verklären. Wehmüthig blickte ſie um ſich; dieſes Zimmer mit ſeinen weichen Teppichen, mit ſeinen Eingängen links und rechts, mit ſeinen verhängten Thüren, mit ſeinen träumeriſchen Sitzen, hatte ſie oft ahnungsvoll beſeligt geſehen. Sie ſollte es nun verlaſſen, das liebe Zimmer mit ſeinen lieben Erinnerungen, ſie ſollte in neue Umgebung treten, ſie ſollte ſich, wenn auch nur auf kurze Zeit, von dem Liebgewordenen entfernen, das beklemmte ſie. Sie erſchrak, als der Bediente eintrat und Madame Wallermund meldete.

»Herr Wallermund,« ſagte Mathilde verbeſſernd.

»Madame Wallermund,« entgegnete der Diener, indem er auf die eintretende Johanna zeigte und ſich zurückzog.

Johanna ſtand vor Mathilden, zögernd, verwirrt, erſtarrt. Draußen hatte ſie ſich mit mühſamer Sammlung zuſammengelegt, was ſie Mathilden ſagen wolle. Ihre Kniee hatte ſie umſchlingen, ſie beſchwören wollen: geben Sie mir Ernſt, geben Sie den Vater ſeinen Kindern wieder. Nun aber war das anders; was Viſion geweſen, wurde Wirklichkeit. Sie ſah Mathildens

ernste, fast imponirende Gestalt vor sich, sie sah Erstaunen, fast Schrecken auf ihrem Gesichte. Die bereits angezündeten Lichter blendeten: es blendete sie der Contrast mit der dunkeln, eben zurückgelegten Reise, mit den Irrgängen auf der Straße und mit dieser idealischen Atmosphäre, die ihr benebelnd entgegenschlug. Mehr noch verwirrte sich ihre Seele durch den Schmerz, den sie erlitten, durch das Convulsivische der ganzen Situation. Johanna wollte reden, der Athem stockte; krampfhaft faßte sie nach ihrem Herzen, streckte dann die Arme wie hülfesuchend aus und stürzte besinnungslos zur Erde.

Mitleidig half Mathilde ihr ins Nebenzimmer; sie führte die Leidende zum Sopha, lös'te ihr das Kleid, rieb ihr die Schläfe und erwartete ängstlich den Ausgang der Sache. —

Johanna erholte sich; erst schlug sie die Augen auf, dann brach sie in Thränen, in wohlthuende Thränen aus. Langsam griff sie nach Mathildens Hand, drückte sie an sich, wollte reden . . . und als Mathilde zerstört, ahnungsvoll sie fragte: »Wer sind Sie?« . . . fiel Johanna die Passiflora, die sie am Gürtel trug, mit einer bittern Empfindung in die Augen. Gleichsam mit sich redend, nahm sie die Blume, hielt sie Mathilden entgegen und antwortete:

»Der, dem dieſe Blume gehört, iſt mein Mann.«

Mathilde glaubte es nicht, oder vielmehr ſie verſtand es nicht.

»Wer iſt Ihr Mann?« entgegnete ſie ängſtlich.

»Ernſt Wallermund.«

So ganz unvorbereitet erſtarrte das ſchreckliche Wort Mathilden; ein Schwindel ergriff ſie, ſie mußte ſich an dem Tiſch halten, um nicht zu fallen; doch litt ſie nicht, ſie dachte dumpf, ſie fühlte kaum. — Nach und nach drängten ſich die Bilder in ihrer Seele. Ernſt verheirathet, Ernſt, den ſie ſo heiß, ſo unausſprechlich liebte, verheirathet. Hier vor ihr ſeine Gattin . . . dort die ſelig geträumte Erwartung.

Ach! daß der Menſch nur ein gewiſſes Schmerzensmaaß faßt, rettete ſie! Es war ihr ſeltſam beklemmt; Johanna lag vor ihr auf dem Sopha, tiefe Stille herrſchte . . . ſie ging ein paarmal auf und ab, athmete ſchwer, athmete viel und gewann es über ſich zu fragen:

»Seit wann iſt Ernſt verheirathet?«

»Seit ſechs Jahren?«

»Was trieb ihn von Ihnen?«

»Ein Bild, das er ungeſtört fertig malen wollte.«

»Welches Bild?«

»Das große Bild, auf welchem ich ins Freie hinausſehe, und die Kinder den Vordergrund ausmachen.«

Die Kinder! das war ein neuer Schlag für Mathilde. Hatte dieſe vielleicht, ſich unbewußt, eine ſtille Hoffnung gehegt, hatte ſie ſich unwillkürlich mit Johanna verglichen und ſich größer, Ernſt's würdiger, ebenbürtiger gefunden, ſo zerfloß an dieſem einen Wort die Täuſchung. Sie empfand urplötzlich die heilige Bedeutung des ihr unbekannten Namens: Mutter! ſie begriff die Rechte Johanna's, ſie fühlte, daß ſie, Mathilde, nichts ſey gegen die große, Alles niederdonnernde Stimme der Natur . . . Halbe Schmerzen zerſtören, an großen erſtarken ſtarke Seelen. Mathilde war zerſchmettert geweſen, jetzt ermannte ſie ſich.

»Liebe Madame Wallermund,« ſagte ſie mühſam, »beruhigen, faſſen Sie ſich. Ernſt liebt Sie, liebt ſeine, Ihre Kinder. Ich habe Ihnen nichts zurückzugeben, Sie beſitzen Alles, nach wie vor. Erholen Sie ſich in dieſem Zimmer, Niemand wird Sie ſtören . . .«

Sie hatte Ernſt's Tritte im Nebenzimmer gehört und eilte von Johanna fort, zu ihm.

Er war unruhig, erwartend gekommen. Der Reiſewagen an der Thür, die beklemmende Trennungsſtunde, ſeine eignen, mahnenden Erinnerungen, alles das machte ihn haſtig, leidenſchaftlich. Er erſtaunte

über Mathildens feierliches Weſen; ihre Bläſſe beſtürzte ihn.

»Was haben Sie?« fragte er ängſtlich.

»Nichts . . . als meine Liebe,« antwortete ſie bedeutungsvoll; dann aufathmend fragte ſie, um ſeine Antwort zu verhindern:

»Haben Sie heute an Ihrem Bilde gemalt?«

»Warum dieſe Frage, in dieſer Stunde?« entgegnete Ernſt unmuthig.

»Sind Sie mit der Aehnlichkeit zufrieden?«

Ernſt ſtutzte. »Was haben Sie?« fragte er noch einmal.

Mathilde hielt ſich nicht länger; erſchöpft ſank ſie in ihren Seſſel, faltete die Hände und rief:

»Ich weiß Alles . . . o, ich bin ſehr unglücklich . . . wie konnten Sie . . . doch keine Klage, bin ich doch unausſprechlich glücklich geweſen. Nun aber iſt Alles zerriſſen, Alles dahin . . . ich frage nicht, warum? — Sie mußten, wollten ſchweigen. Mußte es ſeyn? Ich ergebe mich mit Schmerz, mit Schmerz!«

Ernſt, der erſt nach und nach aus ſeiner Erſtarrung erwachte, warf ſich vor ihr auf die Kniee. »Sage mir, daß Du mich liebſt,« bat er, »ſage mir Dein Geheimniß, Deine Beſtürzung. Was iſt Dir, Mathilde?«

Sie beugte ſich über ihn, legte ihre Hand auf

sein weiches Haar und sagte mit strömenden Augen:

»Wie ist doch so Alles ganz anders geworden, als ich dachte. Heute Morgen seliges Erwachen; erst die Blumen, die Dir in ihrer Sprache meinen Entschluß ausdrücken sollten, dann die Erwartung. Jetzt . . .«

»Was jetzt?« fragte Ernst mit bebender Stimme.

Sie sah ihn lange schweigend an.

»Nicht wahr, es mußte so kommen, es durfte diese heilige, hohe Empfindung nicht in die Wirklichkeit treten! Ihre Quellen mußten hinunter in den Strom des Lebens gleiten, aber die Erinnerung an sie will ich wie ein altes Testament voll kindlicher Erzählungen und Träume bewahren.«

»Ich will's,« fügte sie hinzu. »Ich bin von einer geheimen Verheißung durchdrungen; ich kann nicht mit dem Aufhören meines Herzschlags eine Vernichtung meiner Liebe denken!«

Und als Ernst, gequält von tausend Ahnungen, in sie drang, sich zu erklären, als er sie zärtlich umfaßte, sie sein Alles, seine höchste Liebe nannte, als er ihren leidenden, zerrissenen Zustand sah, als er seinen Kopf auf ihren Schooß barg, und das Drängende, Fieberhafte des Augenblicks auf ihn mit krampfhafter Hast einstürmte, machte sich endlich Mathilde sanft von ihm los, schob den Stuhl, auf den sie sich geworfen, seit-

warte, drückte einen letzten Kuß auf seine Stirn, deutete mit der Hand aufs Nebenzimmer, sagte erstickt, mit convulsivischer Stimme: »Dort . . . ist Ihre . .« und eilte fort, hinab zum Reisewagen, in den sie sich halb bewußtlos mit der ganzen Schwere ihres zerstörten Lebens warf.

Ernst war vor dem leeren Sessel auf dem Gesichte liegen geblieben. Es wogte in ihm fürchterlich. Das Ungeheure, vielleicht Geahnete, jetzt Eingetretene, ergriff ihn auf eine Weise, daß er die Besinnung verlor.

Es ist recht so, dachte er endlich. Warum, da ich mit dem Freiheitsbrief in der Hand in die Welt trat, habe ich mich an sie, an die Gesellschaft gebunden! Warum bin ich thöricht dem vorgezeichneten Weg entlaufen, warum bin ich nicht meiner Begeisterung, meinem Haß fürs Bindende, meinem Künstlerstolz treu geblieben! Ich war ein Adler und ließ mich in den Käfig sperren. Wozu diese schweren Ketten? Mein Geist hatte die Höhe nöthig, ich habe ihn thöricht in die Ebene gezwungen. — Berge ohne Größe, Flüsse ohne Tiefen, dürres Gras statt hochstrebender Palmen.

Sterben . . . mich losmachen durch den Tod von dieser Qual, das ist das Rechte.

Er ging im Zimmer umher, hörte Mathildens Wagen fortrollen, horchte . . . dort im Nebenzimmrr hatte

ſie geſagt! — Das brachte ihn zu ſich; er ſtand vor dem Vorhang, der ihm die Thür verhüllte, er zitterte. Sollte er öffnen, ſollte er ſich dem Geſetz unterwerfen? ſollte er ihn unberührt laſſen und für ſeine Liebe ſterben? —

Das Symbol war eindringend, er fühlte, er ſtand vor einem neuen Abſchnitt. Er hatte Alles verloren und konnte nichts mehr gewinnen. War er feig geweſen? War Sterben Weisheit, oder Wahnſinn? Was konnte er noch lieben nach ihr? wo war das Ziel ſeiner unerſättlichen Wünſche? So ſtirb, rief es in ihm; giebt es eine größere Erbärmlichkeit, als einen klagenden Mann? Die Wirklichkeit wieder aufnehmen, hieße ſein Haupt freiwillig auf die Guillotine legen. Was ſoll ich mich foltern? Leben würde hier Tod ſeyn; ich mußte der Hoffnung, der Liebe, den Bildern meines Glücks, mir ſelbſt entſagen . . . So ſtirb, rief es noch einmal . . . . . .

Leiſes Weinen im Nebenzimmer ſtörte ihn hier. Der Strom ſeiner Gedanken ſtockte; die Geſtalten ſeiner Kinder, Johanna's Geſtalt ſchlichen heran. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, und dann raſch den Vorhang lüftend, ſtand er vor ſeiner Gattin. Sie fiel ihm ſchluchzend, wehklagend, jubelnd um den Hals . . . ach! ſie hatte ihm Alles, Alles vergeben; ſah ſie

noch, daß er lebte, daß er litt, daß er sie sehen, wiedersehen wollte.

»O Ernst, Ernst, vergieb, daß ich gekommen bin,« rief sie ein über das anderemal; »ich konnte nicht anders, Dein Stillschweigen brach mir das Herz. Wie ist Dir, Lieber?« fragte sie weiter, als er sie schweigend betrachtete.

Ja, wie war ihm? Wie Einem, der in einem fremden Welttheil erwacht: fremd Alles in ihm, fremd Alles um ihn.

»Wir wollen gehen,« sagte er beklommen.

Freundlich sorgend führte er Johanna in seine Wohnung, liebevoll zärtlich war er bemüht, daß es ihr wohl werde bei ihm. Die Anforderung zum Leben war an ihn ergangen, er mußte fortbestehen, er durfte nicht die erste Schuld mit der neuen vergrößern, er mußte seine Liebe, seine Träume, sich selbst hingeben für Andere.

Johanna war ängstlich, war still geworden. Ernst's Schweigen ruhte auf ihr; sie errieth seinen Schmerz, den Kampf, den er bestanden, das Opfer, das er gebracht. Diese ernste Minute durfte nicht unterbrochen, sie mußte ertragen werden.

Spät Abends, als das Lager für sie auf seinem Sopha bereitet war, als sie erschöpft die Ruhe suchen

wollte, fuhr Ernſt aus ſeinem Stillſchweigen auf und fragte matt:

»Was machen die Kinder?«

»Sie ſind geſund, lieben und erwarten Dich,« rief ſie erfreut.

Es ſchien ihm wohl zu thun: er antwortete nicht, lächelte für ſich hin, trat vor das Bild, betrachtete es lange, küſte Johanna auf die Stirn und ging dann in ſein Schlafgemach.

Ich wage nicht zu enthüllen, was Ernſt in dieſer Nacht empfunden, wie ſich in ihm das Leben geſtaltet, das ſo tief blutende Wunden verbirgt. Ich glaube, daß es große, erhabene Schmerzen, unmittelbare Einwirkungen des Himmels giebt, die auf einmal gewaltſam in die Seele einbrechen, ſie geheime Quellen lehren, und die dann eine Verklärung der Wahrheit, eine Alles ſichtende Selbſtprüfung empfinden, ja feiern laſſen, die ſie zwiſchen rauchenden Trümmern in den Himmel erheben.

Solche oder ähnliche Anforderungen waren ſicher an Ernſt in dieſer Nacht ergangen, denn als er am andern Morgen vor die noch ſchlafende Johanna trat, war er männlich erſtarkt, er hatte überwunden. Getröſtet war er nicht; er fühlte etwas Erhabeneres als Troſt, er wußte, daß, wenn es Heiliges, Ehrwürdi-

ges giebt auf der Erde, wenn dieses Heilige anerkannt und als unumstoßbar betrachtet werden muß, es auch eine freie, innere, reine, unbedingte Welt voll Entzückungen, voll seliger Träume giebt. In dieser Welt war Mathilde sein; zu dieser Welt wallfahrtete er, hier flatterten die Fahnen seiner Ideale, hier ruhte er mit dem innersten, besten Kern seines Wesens.

Ernst weckte Johanna und sagte mit ruhiger Fassung: »Wir wollen reisen!« — ordnete selbst mit Besonnenheit, was ihm zu thun übrig blieb, und setzte sich anscheinend ganz heiter in den Reisewagen, der ihn dem Schwarzwald zuführte.

Seitdem hat die Welt viel von ihm gehört, sie hat seine kühnen Schöpfungen bewundert, sie hat erstaunt die dunkle Flamme erkannt, die oft sehnsüchtig, liebebedürftig, liebesuchend, oft leidenschaftlich aus seinen Bildern emporlodert; sie hat sich gefragt, was diese Künstlernatur so mächtig bewege, was sie begeistere, was ihr die Kraft verleihe, Berg auf Berg und Wolke auf Wolke zu häufen. Niemand hat es errathen: Gelehrte haben sich gestritten, Kunstkenner haben die stolze Freiheit dieser begeisterten Jugend in gewisse, erklärliche Kreise bannen wollen, sie haben seinen ungeheuern, wilden, zuweilen sanften Schmerz gerufen, zerlegen, seine Widersprüche, sein geistiges

Problem in Formen bannen wollen. Man hat ganze Bände über Ernst geschrieben, große, erhabene Apotheosen und tief verwundende, hämische, in das Gewöhnliche hineinblitzende Abhandlungen. Niemand aber hat ihn errathen, Niemand als Mathilde. Die hat ihn in sich getragen, hat ihn erkannt, ist mit leuchtenden, überfließenden Augen seinem schaffenden Genius gefolgt und weiß, was die Idee seiner Schöpfungen, der Ariadnefaden seines Geistes ist.

»Lieber Arthur,« sagte Mathilde im Augenblick, da sie in den Wagen stieg, »ich bin Ihnen Wahrheit für die mir bewiesene Freundschaft schuldig. Ich liebe Ernst, ich werde ihn ewig lieben. Auf dem Altar dieses meines reinsten Empfindens opfere ich mich selbst, mein Wesen und meine Zukunft. Das Schicksal, vielleicht nur das Gesetz, trennen mich von Ernst.«

Arthur wollte reden.

»Sagen Sie mir nichts, mein Freund, nichts dafür, nichts dawider. Große Gefühle erfordern große Entschlüsse. Ernst ist gebunden, ich bin frei; so will ich in dieser ersten Wohlthat die erste Pflicht erkennen. Wer ihn geliebt, liebt Niemand mehr. Ich werde ihn ewig lieben.«

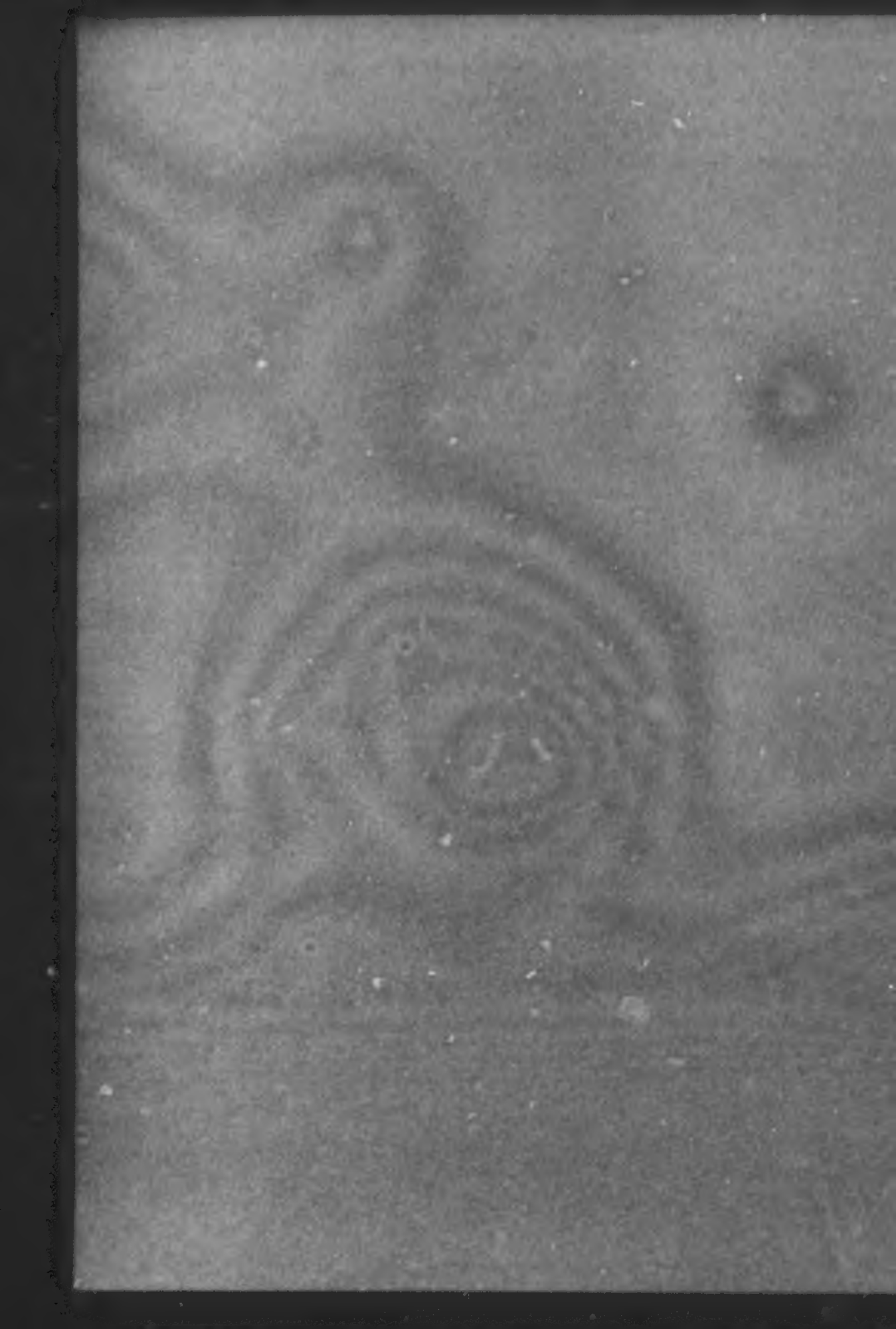
Sie winkte ihren Leuten zur Abfahrt, drückte Arthur aus dem Wagenschlag heraus die Hand und . . .

Kennt euch, ihr Dichter, ihr zartfühlenden Frauen, ihr liebebedürftigen, nach Wahrheit strebenden Gemüther:

Mathilde hat Wort gehalten.

Berichtigungen.

Seite	8	Zeile	4 v. o.	lies um, statt am.
»	10	»	7 l.	kleinen, st. kleinen.
»	14	»	22 l.	schuldlosen, st. schuldlosen.
»	21	»	8 l.	überreiztes, st. überreizte.
»	49	»	1	muß die erste Sylbe so wegfallen.
»	77	»	17 l.	finden, st. finden.
»	88	»	17 l.	Schätze, st. Schätze.
»	91	»	3 l.	wehnen, st. wehnnen.
»	119	»	11 l.	gestürzt, st. gestürzt.
»	131	»	5 l.	Seranze, st. Seranze.
»	160	»	5 l.	findet, st. findet.
»	185	»	8 l.	ihn, st. ihm.
»	204	»	20 l.	machen, st. macht.
»	209	»	5 l.	Mathilden, st. Mathilde.



Falkenberg.

Von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden," „eines Tagebuchs" u. s. w.

Braunschweig,

Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1843.

Universitäts - Bibliothek

1.

Es war ein regnigter Vormittag geweſen. Hertha, die am Morgen die reine Frühlingsluft in dem weitläufigen Garten ihres Vaters einathmen wollte, ſtand eben auf der Schwelle des Hauſes und ſah mit leuchtenden, wenn auch ernſten Augen hinüber nach der in Nebel eingehüllten Stadt. Jetzt theilten ſich die Wolken und ein einziger Sonnenſtrahl fiel, wie Glück verkündend, zuerſt auf den grünen Raſen vor dem Hauſe, dann auf die letzte Stufe der in den Garten hinabführenden Treppe.

Hertha ſchöpfte tief Athem, ſtrich ſich die braunen Locken aus der Stirne, ordnete das vom Winde aus ſeinen urſprünglichen Falten getriebene weiße Gewand und ſchlug den Weg nach der Pap[illegible], ihrem Lieblingsplatze, ein.

Indeſſen ſie ſinnig vorwärts ſchritt und bald

heitere, bald ernſte Gedanken in ihr auf- und abwogten, entfaltete ſich im Hauſe ſelbſt ein immer lebendiger werdendes Getreibe. Alles, was in den Gewächshäuſern an Blumen vorräthig geweſen war, lag abgeſchnitten im Vorzimmer des Grafen von Saldern. Eine Haushälterin trippelte mit einem mächtigen Schlüſſelbunde verſehen hin und her, gab rechts und links Befehle und fand, daß dieſes ſchlecht, jenes gar nicht ausgeführt war.

„So eilt Euch doch mit dem Tiſchdecken,“ rief ſie dem vorüberſtreifenden Johann zu. „Hört Ihr denn nicht, daß die Dielenuhr eben eilf ſchlägt, daß wir mithin kaum vier Stunden zum Beſchicken all der Dinge vor uns haben, die doch abgethan werden müſſen. Schon höre ich den Geheimerath, wie er in ſeinem Zimmer auf- und abgeht. Ehe wir's uns verſehen, kommt er heraus. Noch keine Guirlanden gewunden, noch kein Tiſch gedeckt!“

„Aber, Frau Gertrude, muß denn immer gezankt werden, ſelbſt heute, ſelbſt am Hochzeitstage unſers gnädigen Fräuleins?“

Frau Gertrude richtete bei dieſen Worten die kleinen ſtechenden Augen auf Johann, öffnete den Mund, wollte etwas ſagen, beſann ſich und ſchloß kopfſchüttelnd den Eßſaal auf, in dem ungewöhnliche Anſtalten zu einem großen Familiendiner gemacht wurden.

Indem ertönte auch die Glocke im Innern der herrſchaftlichen Zimmer. Johann entlief Frau Gertruden, um ſeinem Herrn behülflich zu ſein, und dieſe blieb einen Augenblick ſinnend, faſt wehmüthig vor dem Bilde der ſeligen Gräfin von Saldern, Hertha's Mutter, ſtehen. Es war ein Kniestück und ſtellte die ſchöne Frau in jener Lebensphaſe vor, die der Nachſommer des Weibes, oft aber ſeine Verklärung iſt. Die kleinen blitzenden Eitelkeiten haben in derſelben den halben Lichtern, den ſanften Tönen der Abendbeleuchtung, dem zarten Nebel Platz gemacht, hinter dem herdurch Frauenaugen um ſo lieblicher herausſchauen, als ſie durch Thränen lächeln. Frau von Saldern war in einer nicht glücklichen Ehe früh geſtorben: ihr Mann hatte

die einzige Tochter Hertha zuerſt unter Gertrudens Aufſicht großziehen, dann aber in einer Penſion unterrichten laſſen. Von dort in's elterliche Haus zurückgekehrt, feierte heute Hertha ihren Hochzeitstag.

Wie die Braut auf der freien Ausſicht der Pappelanhöhe ſtand, war ihr, als blicke ſie in die heiterſte Zukunft. Da kam kein ängſtlicher Gedanke, keine ſorgenvolle Betrachtung über ſie; da war nur das innerlichſte Vertrauen, die feſteſte Zuverſicht in ihr. Sie liebte, ſie wußte ſich geliebt; zwei Zauberblumen, zwiſchen denen kein Zweifel aufſchoß. Sinnend ging ſie die Anhöhe hinunter in ihres Vaters Studierzimmer. Er kam ihr mit einer gewiſſen gezwungenen Feierlichkeit entgegen, die ſie beklemmte, küßte ihr, die väterliche Küſſe ſeiten fühlte, die weiße Stirne und zog ſie dann vor eine Caſſette, die ſie zum erſtenmal offen ſah. Hier buſtete der Geheimerath, ſchnellte das ſammetne Kiſſen, das darauf lag, geſchickt mit den Fingern zur Seite und ſagte: »Dies, Hertha, ſind die Juwelen Deiner Mutter.«

Hertha, die selten diesen theuern Namen aussprechen gehört hatte, zitterte; es war ihr, als entstiege dem Kästchen ein eigenthümlicher Duft; sie sah nicht die schön geordneten prachtvollen Diamanten, sie fühlte nur den väterlichen Kuß und dachte an die todte, ihr fast unbekannte Mutter.

»Warum so stumm, Hertha?« fragte der Vater, »verdient dieses Geschenk keinen Dank?«

»Den besten,« antwortete sie rasch, »aber geben Sie mir mit ihm Ihren Segen!« — Sie hatte sich schwärmerisch vor ihm hingeworfen.

»Mädchenhafte Grillen,« murmelte der Geheimerath. Er wandte sich ab und seine Tochter stand schon wieder mit niedergeschlagenen Augen vor ihm.

»Was ich über Deine Heirath mit Edmund gesagt habe, ist gesagt. Ich ändere meine Ansicht nicht; ich hatte bessere, schöne Pläne. Du hast sie mit Deinem Eigensinn zerstört. Da ich dem Grundsatz, Dir Freiheit in Deiner Wahl zu lassen, gefolgt bin, so habe ich kaum noch ein Recht zur

Klage. Iſt ſie aber deswegen weniger gegründet? Wer iſt Edmund?«

»Der Edelſte, der Beſte ſeines Geſchlechts!«

»Illuſionen! — Wir Männer, liebes Kind, ſtechen immer von dem Ideal ab, das Ihr Mädchen in die Ehe tragt. Wäret Ihr weniger liebend und mehr urtheilsfähig, Ihr würdet glücklicher ſein!«

»Ich werde glücklich ſein!«

»Zum Glück gehört mehr als Liebe.«

Mit dieſen Worten drängte er ſie faſt zur Thüre hinaus, indem er Gertruden, die angeklopft hatte, das Juwelenkäſtchen mit der Weiſung übergab, die liebliche Braut mit ſeinem Inhalt auf's Sorgfältigſte zu ſchmücken.«

Hertha wiſchte ſich Thränen aus dem dunkeln Auge, ging einige Schritte langſam vorwärts, blieb dann ſtehen, fiel der hinterdrein ſchreitenden Gertrude um den Hals und rief mit kindlicher Heiterkeit: »Trudchen, was der Vater auch ſagen mag,

Edmund und dieſe Diamanten ſind gleich makellos. Sieh nur, wie ſie funkeln!«

Sie hatte ſich vor den großen Toilettenſpiegel in ihrem Zimmer geſtellt und neſtelte ſich eines der Ohrgehänge ein. »Trudchen, geſchwind den Kamm her; iſt der Kranz geflochten, iſt mein Kleid fertig?«

Auf alle dieſe in ſprudelnder Haſt geſtellten Fragen antwortete Gertrude nichts als: »Geduld, gnädiges Fräulein, Geduld.« Dann ſchob ſie Hertha den Lehnſeſſel unter und fing mit der ihrem Alter angemeſſenen Langſamkeit an, die dicken Haarflechten von den Nadeln zu befreien und ſie mit den in dem Käſtchen ruhenden Perlenſchnüren zu umwinden, ſo daß Gertrude, ganz in die Arbeit vertieft, gar nicht zu bemerken ſchien, daß Hertha hin und her rückte und die Zeit lang fand. Erſt, als der Kopfputz vollendet war und der bräutliche Spitzenſchleier ihr von den Schultern floß, wagte ſie es, ſich zu Gertruden mit der ſchelmiſchen Aeußerung zu wenden: »Trudchen, Du warſt heute einmal wieder recht ſchnell . . . . . .«

„Es iſt das letztemal, daß ich Sie ankleide, gnädiges Fräulein, und Gott weiß, wie mir das in's Herz dringt.“

Der alten Frau ſtanden Thränen in den Augen, aber ſie hatte kaum Zeit, ſie zu trocknen, denn ſchon meldete Johann durch die Thüre hindurch, daß er den Wagen des Bräutigams rollen höre, und in der That, eben bog er in die Allee, die von der Stadt in das Saldern'ſche Haus führte, ein.

Hertha war ſchnell in das ſchneeige Brautgewand geſchlüpft und ließ ſich, glühend in Erwartung, Freude und Rührung, durch Gertruden die Perlen mit dem Juwelenſchloß um den Hals ſchlingen, indeß Herz und Körper vorwärts in das Nebenzimmer ſtrebten, worin ſie bereits Edmund's Stimme erkannte.

„Edmund von Falkenberg war vor wenig Monaten in der Stadt, die Hertha bewohnte, als Fremder angelangt. Ohne bedeutenden Namen, nur von dem jungen Erbprinzen, der ihn auf

ſeinen Reiſen kennen gelernt hatte, auf's Aeußerſte bevorzugt, bahnte ſeine Perſönlichkeit ihm den Weg, erſt in den Staatsdienſt, dann zu Saldern's Hauſe und in ihm zu Hertha's Herzen. Der Geheimerath von Saldern, einer der hohen Staatsbeamten des Landes, hatte für ſeine einzige Tochter eine andere als dieſe Verbindung gewünſcht; indeß trat ihm hier Hertha's Neigung ſo entſchieden entgegen, daß er gezwungen war, nachzugeben. Geſtehen mußte er ſich auch, daß Falkenberg ſich äußerſt liebenswürdig zeigte. Eine faſt in's Verwegene hineinſpielende Heiterkeit, gepaart mit einem tiefgebildeten Geiſte, der ſich in das Reich der Abſtractionen mit ſeltner Sicherheit verlor, Hypotheſen auf Hypotheſen bauete und doch nie die Grenze der Wahrſcheinlichkeit verletzte, machten aus ihm eine ſo außergewöhnliche Erſcheinung, daß es weniger als Hertha's jugendlichen, allem Neuen offnen Gemüths bedurft hätte, um hier nicht allein angeregt, ſondern leidenſchaftlich hingeriſſen zu werden. Auch beſaß Falkenberg neben den Eigenſchaf-

ten, die ihn der Geſellſchaft wünſchenswerth machten, einen Anſtrich von Melancholie, die er zwar als Weltmann verbarg, die aber gerade das Band war, was Hertha am ſchnellſten an ihn feſſelte. Er mußte gelitten haben; über dieſe hohe gewölbte Stirne, auf der ſich die ſchwarzen Haare lieblich lockten, waren ſchwere Gewitterwolken gezogen. Seine Heiterkeit war nicht immer unwillkürlich; das fühlte Hertha und weil ſie es fühlte, weil ſie geheimnißvoll durch das Geheimnißvolle angezogen war, ſchmiegte ſie ſich nur inniger an das Gefühl. Sie konnte ihm ja wohlthun, konnte ihm die Familienverhältniſſe, die er als Waiſe zu entbehren beklagte, tauſendmal durch ihre Liebe erſetzen; wie hätte ſie anſtehen ſollen, den glänzenderen Verbindungen für dieſe zu entſagen? Falkenberg war ein Meteor; ſein vielleicht künſtlich angeregter Ariſtokratismus gab ihm in Haltung und Ausdruck etwas, das mehr errathen ließ, als was er ſagte. Er riß daher Hertha ſo durchaus hin, daß ſie zwar Schmerz, ihrem Vater entgegen zu handeln, em-

pfand, aber die Vorwürfe, die ſie ſich machte, wurden durch die Liebe zu eben ſo viel Schmeicheleien, die ihr Herz verführten.

»Wiſſen Sie wohl, daß kein weibliches Weſen mir ſo ſeelenvoll als Sie erſchienen iſt?« ſagte ihr Falkenberg, als ſie mit einander auf einem Hofballe tanzten. »Was ich früher ſah, waren fliegende Schatten, Abdrücke meiner Phantaſie; jetzt erſt erkenne ich die Wahrheit der Liebe.«

»Sie haben nicht geliebt?« fragte damals Hertha, und ihre Pulſe ſtockten.

Falkenberg mußte mit der gegenüberſtehenden Dame eine Figur machen und konnte nicht antworten. Zurückgekehrt auf ſeinen Platz, ſchien er zerſtreuet; Hertha fragte nicht zum zweitenmal.

Mit ihrem folgenden Tänzer, dem Baron Oscar, der ſie um einen Walzer erſucht hatte, kam ſie nun einmal gar nicht zurecht. Bald fand ſie die Muſik zu ſchnell, bald zu langſam, bald ſchien ihr der Saal ſtrahlend im Lichtglanz, bald flimmerte es ihr vor den Augen, und die Beleuchtung

gewann einen nebelhaften Schleier, durch den hindurch ſie nicht Oscar, der neben ihr in ſtiller Theilnahme ſtand, ſondern Falkenberg ſah, deſſen imponirende Geſtalt in einem ganz ſchwarzen Anzuge um ſo entſchiedener ſich abzeichnete, als er der Einzige war, der keine Uniform trug.

Ein andermal hatte ſie einer glänzenden Schlittenfahrt beigewohnt, bei der Falkenberg um die Gunſt, ſie fahren zu dürfen, gebeten hatte. Hertha, ganz in Pelze gehüllt, in den kleinen Schlitten gezwängt, der ſie in ſeiner Muſchelform barg, hörte rückwärts gebeugt Falkenberg's Geſpräch zu, der mit der einen Hand die Zügel des ſchnaubenden, mit vielen Schellen behängten Pferdes lenkte, mit der andern ſorgfältig bemüht war, die Bärendecke, unter der Hertha ſaß, zum Schutz gegen Wind und Kälte ihr wärmend umzuſchlagen. So hatten ſie nach und nach den fröhlichen Zug aus den Augen verloren und waren, immer langſamer fahrend, immer eifriger ſich in Wechſelrede vertiefend, auf einem öden Platz im Walde angelangt, auf dem

nichts als eine kleine Hütte ſtand. Falkenberg, des Wegs unkundig, klatſchte mit der Peitſche und alsbald erſchien ein allerliebſter Knabe an dem mit Papierſtreifen verklebten Fenſter und fragte: »Was ſteht der Herrſchaft zu Dienſten?«

»Wohin geht der Weg nach dem Förſterhauſe?« rief Falkenberg.

»Da müſſen Sie links und dann wieder rechts. Ein Stückchen geradaus, dann noch einmal links. Aber ſoll ich Ihnen nicht lieber ſelbſt den Weg zeigen?«

Falkenberg ging den Vorſchlag ein. Der Junge lief neben dem Schlitten her und ließ ſich bald in eine weitläufige Erzählung ein, aus der hervorging, daß ſeine Eltern Kohlenbrenner waren, er aber von nichts Anderm als von der Wonne träume: in die Schule gehen und lernen zu dürfen. »Könnte ich doch nur leſen,« ſagte der muntere Knabe, »dann würde ich mir ſchon ſelber helfen; ſo aber kann ich nur ein bischen malen.«

Bei dieſen Worten ergriff er einen kleinen

Stab, den er trug, und zeichnete auf den frisch gefallenen Schnee eine so wunderbar schöne gothische Kirche mit vielen spitzen Thürmen, daß Falkenberg ganz entzückt war und den Jungen mit liebevoller Rede ermunterte, zu ihm in die Stadt zu kommen, wo sie näher mit einander bekannt werden wollten. Später erfuhr Hertha, daß Falkenberg den Knaben förmlich adoptirt und ihn unter der Leitung eines geschick'en Zeichnenlehrers einer bessern Zukunft entgegengeführt habe. Solche und ähnliche kleine Begebenheiten, so unbedeutend sie an und für sich waren, trugen doch nicht wenig dazu bei, Hertha an Falkenberg zu ketten und ihr mit der Gewißheit seiner Liebe auch den Muth zu geben, eine Verbindung einzugehen, in die ihr alter Vater, wie er sagte, nur gezwungen eingewilligt hatte.

Der Hochzeitstag war herangekommen. Hertha trat in dem weißen Gewande, das ihr in reichen Falten um den schlanken Leib floß, neben Falkenberg an den Altar der Kapelle, die Johann mit Hülfe und Angabe Gertrudens auf's Festlichste mit

Blumen geſchmückt hatte. Die halbe Stadt drängte ſich an den Eingang, Alles wollte die ſchöne Gräfin Saldern ſehen, die im Gefühl ihres Glücks, wie eine ſiegende Königin, durch die Reihen ging, hier und da Bekannten freundlich zunickte und dann beſeligt und ſtill an Falkenberg hinanſah. Dieſer war höher, impoſanter geworden; er ſchien dem Geſchick herausfordernd gebieten, ihm ſeine höchſten Gaben abzwingen zu wollen. Was er für's Erſte erſehnt hatte, war erreicht; was darüber hinauslag, konnte ihm nicht fehlſchlagen; trug er doch in ſich den ſtreitenden unbezwingbaren Genius des männlichſten Willens.

Mit dieſer, den innerlichſten Triumph ausdrückenden Miene im Contraſt, lehnte an einem der Pfeiler ein eben nicht ſchöner, aber durch Haltung und Miene ausgezeichneter Mann, der ſchmerzlich der Ceremonie zuzuſehen und von ihr tief niedergedrückt zu ſein ſchien. Einmal ſogar mußte er ſich von plötzlichem Schwindel ergriffen, auf eine Bank ſetzen; dann aber raffte er ſich empor, ſeine Bruſt

arbeitete nach Luft, Thränen ſchwammen im Auge, als Hertha das ernſte Ja! feierlich ausſprach. Einen Augenblick ſchien es, als erblicke Hertha den Betrübten, als glitte ihr Blick freundlich ſorgend an ihm hinunter, aber ſchon war die Ceremonie beendet und der allgemeine Aufbruch, dies Rücken der Stühle, dies Scharren der Füße machte, daß ſich Niemand um ſeinen Nachbar bekümmern oder ein anderes Intereſſe als an dem jungen Paare nehmen konnte.

Nach dem großen Familiendiner wickelte Falkenberg Hertha mit Haſt in den rothſammetnen Silberfuchspelz, der ihm die erſten Tage ihrer Bekanntſchaft zurückrief, wo er ſie oft ſorgend vom Balle in den Wagen gehoben hatte, und entführte ſie in die neue bereitſtehende Wohnung. Die Häuſer flogen vorüber, die Laternen warfen einen matten Schimmer in's Innere des Coupé's; jetzt hielt der Kutſcher. Falkenberg war mit einem Sprunge den Wagentritt hinunter, umfaßte Hertha und trug ſie mehr, als er ſie führte, hinauf in die glänzend

erleuchteten Zimmer. Wie geblendet blieb Hertha am Eingange ſtehen; es zeigte ſich ein zierliches Boudoir, in dem der winterlichen Jahrszeit wegen ein Kaminfeuer flammte. Thüren und Fenſter waren mit Vorhängen von himmelblauem Sammet verhängt, der von weißen Perlenſchnüren gehalten wurde. Eine koſtbar gearbeitete, ſilberne Ampel verbreitete ein mattſchimmerndes Licht auf den mit bunten Blumen durchwirkten Teppich, der die Monotonie des Ganzen hob, indem er ſie unterbrach. Zwei Lehnſtühle am Kamin zeigten, daß Falkenberg Sitz und Stimme in dieſem Boudoir zu haben wünſche und doch war der Raum ſo klein, daß nur Liebende darin ſich behaglich fühlen konnten. Aus dieſem Boudoir ging man in das Schlafzimmer, von da durch eine Seitenthür in die Empfangsgemächer, die dann in Falkenberg's Behauſung führten.

»Wie iſt doch Alles ſo gar prächtig bei Dir,« ſagte Hertha aufathmend. — Die Einfachheit ihrer kindlichen Erinnerungen ſtritt mit dieſem aſiatiſchen Luxus.

»Prächtig?« erwiderte Falkenberg, indem er traulich vor ihr niederkniete und sie sich in einen der Lehnstühle im Boudoir gesetzt hatte. — »Du nennst prächtig, was Deiner nur würdig ist. Mußten meine Zimmer nicht der Ausdruck meiner Liebe für Dich, ein freudiges Willkommen sein?«

»Ach, Edmund,« antwortete Hertha, und ihre Locken fielen dabei über die weiße Hand, die den Kopf stützte, »kannst Du glauben, daß ich übergroßen Werth auf all' dies Schöne lege?«

»Werth nicht, aber es ist Deine Sphäre, die Sphäre, die Du bewohnst, die so voll reiner Harmonie, so voll sanfter Bewegung ist, daß ich jedes Stäubchen Dir aus dem Wege wischen, Dich auf Wolken wandeln sehen möchte.«

»Ich fürchte, Du stellst mich zu hoch, ich werde Deiner Erwartung keine Ehre machen.«

Sie hatte mit unnachahmlicher Grazie, halb scherzend, halb ernst, beide Arme um ihn geschlungen und sah ihn prüfend an.

»Du irrst,« erwiderte Falkenberg. »Ich kenne Dich

durch und durch. Glaubſt Du denn, daß ich Dich lieben würde, wenn Du nicht Du wärſt. Ich habe mein Theil Erfahrung; ich habe auf Klippen geſtanden, habe das brauſende Meer durchſchifft....«

Indem wurde heftig an der Glocke der Wohnung gezogen. Falkenberg war aufgeſprungen, er trat an die mit Vorhängen verhüllte Thür; er fragte durch ſie hindurch den ſich nahenden Diener: »was giebt's?«

»Einen Brief« ... der Diener ſprach ſo leiſe, daß die aufhorchende Hertha ihn nicht verſtehen konnte.

Alsbald war auch Falkenberg mit einem verſiegelten Schreiben wieder zurück in's Boudoir getreten; er lehnte ſich an den Kamin und las, indeß Hertha ihn ſchweigend betrachtete. Zuerſt überzog Purpurröthe dieſe bewegliche Phyſiognomie, dann flog es leichenartig darüber hin.

»Was haſt du?« fragte Hertha ängſtlich.

»Nichts, nichts, lieber Engel,« antwortete er abweiſend. Dann, nach einer zögernden Pauſe fuhr

er fort: »ich gehe auf zwei Minuten in mein Zimmer, um den Boten abzufertigen. Gleich, gleich bin ich wieder bei Dir.«

»Was er wohl haben mag?« fragte ſich Hertha beklommen. — Sie ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann ſtand ſie ſtill, ſie horchte, ob nichts im Nebenzimmer ſich rege. Es faßte ſie eine namenloſe Angſt: die äußeren Umgebungen floſſen zuſammen, ſie hatte das Gefühl, als ſei ſie ganz einſam. Haſtig ſchritt ſie durch die Gemächer, an Falkenberg's Thür blieb ſie ſtehen, ſie war nur angelehnt, durch die Spalte hindurch gewahrte ſie den Geliebten, wie er in tiefes Sinnen verloren mit verſchränkten Armen daſtand. Es zuckte Schmerz um den Mund, Schmerz in den Augen. Hertha wollte hinein, Falkenberg den Kummer nehmen oder ihn theilen, da ſchlug er ſich vor die Stirne, ergriff den Hut und als er zur Thür eilend auf Hertha ſtieß, ſagte er raſch aber wie auf der Folter: »liebes Herz, fünf Minuten, gönne mir fünf Minuten —«

Er lief durch's Zimmer, die Treppe hinunter und war wie ein Schatten entflohen.

Hertha blieb allein. Sie verſank nach einer tiefempfundenen Unruhe in eine Erſchöpfung, die ihr wohlthat. Als ſie ſich nach langem Sinnen aufrichtete, waren die Lichter tief herunter gebrannt und warfen geſpenſtiſche Schatten. Im Kamin war die Flamme verloſchen, ihr fröſtelte. Da plötzlich hörte ſie Falkenberg's Stimme, die Thurmuhr ſchlug Eins.

2.

Auf Hertha ruhte die ganze Friſche ihrer Liebe, wie glänzender Thau. Falkenberg's Liebenswürdigkeit entfaltete ſich vor ihr gleich einer Blume, deren Farbenſchmelz ſie in der Knospe nicht vermuthet hatte; er war beſtändig um ſie beſchäftigt, ſie mußte bei ihm ſein, wenn er arbeitete, oder er kam auf lange Stunden hindurch zu ihr, in ihr kleines Himmelreich, wie er ihr Zimmer nannte.

Immer wußte er ihr etwas Anregendes mitzutheilen, immer von etwas zu reden, was ſie als Mädchen nicht gewußt, als Frau noch nicht angeblickt hatte. Sie ſaß dann da, aufgelöſ't in Bewunderung; ihre Hände hingen an den Seiten des Lehnſeſſels hinab, die Füße waren graziös unter dem langen faltenreichen Gewande gekreuzt.

„Du kommſt mir wie Raphael vor,“ konnte ſie ihm ſagen; »der malte die ſchönſten Bilder auf thönerne Gefäße. Wie er, verklärſt Du die Wirklichkeit; mich ängſtigt dies Glück!«

„Wie kann Dich ängſtigen, was Dir befreundet, ja, was aus Dir ſelbſt hervorgegangen iſt,“ antwortete er ihr ſchmeichelnd. »Biſt Du nicht der Lichtſtrahl, der tief in mich gedrungen iſt?«

Falkenberg empfand in dieſem ehelichen Beiſammenſein die Freude, die Künſtler über ihre Werke empfinden. Bei ihm ward das Glück durch den Gedanken erhöht, daß er den zarten, weiblichen Thon nach und nach formen und daraus einen Charakter bilden könne, der ſeinen Zwecken ſchmeicheln,

öfters ſogar ihnen entgegenkommen werde. Auch beſaß Falkenberg Alles, was eine lebhafte Phantaſie zu feſſeln vermag; ſah doch ſein Geſicht aus, als habe er im Kampf mit Engel oder Dämon gelegen. Bald ſpielten göttliche Lichter auf ihm, bald war der Ausdruck Ermattung oder Melancholie. Seine Augen konnten füglich napoleoniſch genannt werden; das Feuer in ihnen kreuzte ſich mit dem Glanz des Genie's auf der Stirne. Seine Sprache war eben ſo poetiſch, ſo mollartig, ſo ſchmeichelnd als ſie abſtoßend, hart, epigrammatiſch ſein konnte. Im Allgemeinen liebte er das Nichtsthun; hatte ihn aber irgend ein tadelndes Wort als Viper in die verwundbare Eitelkeit geſtochen, ſo erzeugte er, durch aufgereizten oder verhaltenen Zorn, in Schrift und That Dinge, die ſeine Vorgeſetzten in Erſtaunen brachten. Die, die ihn näher zu beobachten Gelegenheit hatten, glaubten in ihm das falſche Princip des Hochmuths oder eine Verkennung ſeiner Zukunft zu bemerken. Es war ihnen, als läge Falkenberg vergraben im Labyrinth

eines nicht geregelten Gewiſſens. Auf eine Frage über ihn, antwortete ein gediegener Staatsmann: „Er hat weniger gedacht, als beobachtet: er hat gemachte Grundſätze. Sein hochfliegender Geiſt trägt ihn aus Zufall in das Gebiet der Wahrheit, aber er kann dieſe Wahrheit nicht lieben, weil ſie ihm nicht identiſch iſt. Er kommt mir wie ein Taſchenſpieler vor: er lebt mehr für den Effekt, als für das Reale.“

„Ein ächtes Kind des Jahrhunderts,“ ſetzte ein Anderer hinzu. „Er will das Glück ohne Anſtrengung, den Ruhm ohne Talent, das Gelingen ohne Mühe erreichen.“

Hertha ſtand im vollkommenſten Contraſt mit dieſer Individualität; ſie hatte alle Elemente einer Unirdiſchen in ſich. Die wogenden Gefühle legten ſich in ihr beſchwichtigend zurecht, ſie wußte, daß über ihr der Himmel throne, dem gehörte ſie. — Zwar liebte ſie die Erde, aber nicht ihretwegen, ſondern nur, weil ſie ihr Gelegenheit gab, ihre lie-

beüberſtrömende Seele in einen Ausdruck zu verwandeln.“

»Verlang' doch einmal etwas Großes von mir, liebſter Edmund,« ſagte ſie zuweilen. »Ich fühle mich gedemüthigt, daß Du allen meinen Wünſchen zuvorkommſt und mir gar nichts für Dich zu thun übrig bleibt. Soll ich nicht eine Wanderung barfuß für Dich zu einem Heiligenbilde unternehmen?«

»Um für meine Sünden Ablaß zu erbitten?« fragte er lächelnd.

»Nein! nur um Dir zu zeigen, daß die Oberflächlichkeit der weiblichen Wünſche, ihre faſt kindiſche Erfüllung, dieſes ewige »Tiſchchen decke dich« — nicht in die Tiefe meines Lebens gehören. Ich möchte eine Exiſtenz haben, wo ich der Bach wäre, der das liebliche Erdreich umſchlöſſe. So aber biſt Du der Bach, und das Stück Erde, das ich vorſtelle, iſt gar nicht der Rede werth. Wiegſt Du doch mein Daſein in einen ewig ſanften Schlum-

mer voll lieblicher Bilder. Da ich ſchlafe, kann ich nicht handeln.«

»Warum willſt Du geweckt werden?« fragte Falkenberg trüb.

»Um Dir meine Liebe zu beweiſen!«

»Du liebſt mich alſo?«

Sie hing ſchon mit Innigkeit an ſeinem Halſe. Hertha hatte in ſolchen Augenblicken etwas unbeſchreiblich Rührendes. Die Heuchelei, die Lüge, ſelbſt nur die Gefallſucht waren ihr fremd; ihre Natur war rein, wie das Waſſer des Baches, den ſie vorſtellen wollte. Zwar erkannte ſie, daß das Leben eine Aufgabe ſei, aber das verwirrte oder ängſtigte ſie nicht, ſie trauete der innern Stimme, die, gleich der Magnetnadel, das Rechte andeutete; ſie trauete noch viel mehr ihrer unbedingten Liebe zu Falkenberg, die ihr ein Schild für jedes Ungemach, eine Schutzwehr für all' die Kugeln ſchien, die die Erfahrungen in unſern kräftigen Lebensbaum ſenden.

Der Frühling war außergewöhnlich ſchön. —

Hertha benutzte ihn, um in den freien Stunden, die Falkenberg ihr ließ, im väterlichen Garten sich neue Lieblingssitze zu schaffen. Wenn sie dazwischen zu ihrem Vater in's Zimmer trat, so fragte er halb im Ernst, halb im Scherz: „Nun, Hertha, hatte ich Unrecht?“

„Vollkommen Unrecht, lieber Vater. Sie können sich von meinem Glück gar keinen Begriff machen, es ist ganz überschwänglich ....“

„Das ist recht schön,“ erwiderte der Geheimerath kühl, ergriff ein Buch und schien Hertha's Gegenwart vollkommen vergessen zu haben. Das schmerzte sie zwar, verwunderte sie aber nicht. Sie war frühzeitig an diese fast affectirte Gleichgültigkeit gewöhnt worden; dann eröffnete die Leidenschaftlichkeit, mit der Falkenberg seine junge Frau umfing, einen so hellplätschernden Quell der seligsten Freuden, daß sie kalt gegen das Uebrige ward. Was Wenige vermögen, ward ihm vermittelst seiner Eigenthümlichkeit leicht, er wußte über die kleinen Begebenheiten des Lebens einen Lurus der Ge-

fühle, Blicke und Worte auszugießen, der Hertha bald in die Fluthen des Beſitzes, bald in die Aetherräume der Schwärmerei trug. War es daher zu verwundern, daß ſie wie im Himmel lebte und nie, nie genug gethan zu haben glaubte? Der unendlichſten Liebe dahingegeben, wußte ſie weder etwas von dem gefallſüchtigen ſich Erbittenlaſſen der meiſten Frauen, noch von der Gewalt, die dieſe ſich über den Gatten anzueignen wiſſen. Ihr Gefühl war zu hoch, um die Zukunft berechnen zu können. Daß ein ſo auf die Spitze getriebenes Daſein enden würde, fiel ihr nicht ein, eben weil nichts mehr für ſie auf der Welt war als Falkenberg.

Wie Hertha eines Tages zur ungewöhnlichen Stunde nach Hauſe kam, war Falkenberg noch nicht heimgekehrt. Dies geſchah ungefähr drei Monate nach ihrer Heirath. Gewohnt, ſein Zimmer zu betreten, auch wenn er abweſend war, ſchlüpfte ſie in das weitläufige Gemach, das neben vielen Bücherſchränken einen ungeheuern, gerade in die Mitte geſtellten Schreibtiſch barg, und warf ſich ausruhend

in den tiefgepolſterten Lehnſtuhl, der mit ihr ein Stückchen fortrollte. So blieb ſie aufathmend, in ſich verſenkt, eine Weile ſitzen, dann richtete ſie den Kopf empor, ſtützte ihn mit der rechten Hand, ließ einige ihrer üppigen Locken durch die Finger laufen und horchte, ob der Gatte heimkehre. Es rührte ſich nichts; ſie war wieder aufgeſprungen, ſie fing, wie ſo oft ſchon, an, ſeine Papiere zu ordnen. Unverſehens rückte ſie an einem Briefbeſchwerer, auf dem ein Hund ruhte. Ein engbeſchriebenes Blättchen, das einen penetranten Patſchuli-Geruch verbreitete, guckte urplötzlich ganz neugierig aus ſeinem geheimen Schlupfwinkel hervor.

Hertha war ehrlich; ſie hatte nichts von der ſchleichenden Evanatur, die wohl einmal bis in das innerſte Mark der fremden Geheimniſſe dringt, ſie begriff nicht, wie man das, was uns nicht gehört, ſich aneignen, es wie die Spinne mit vielen Fäden umziehen kann; ſie ehrte, was ſie auch nicht verſtand. Ganz harmlos, ohne irgend etwas Anderes, als das Ordnen der Papiere im Sinne zu ha-

ben, mit dieſen links und rechts ſich hin und her-bewegend, hatte Hertha das parfümirte Billet ergriffen. Es war vom Liegen unter dem Briefbeſchwerer voll kleiner Falten, die ſie ſorgfältig mit der Hand glatt ſtrich. Dennoch ſtockten Hertha's Pulſe, ihre Wangen glühten, ſollte ſie leſen? Sie ſah ſich ängſtlich um, es war ihr, als ſtände Jemand hinter ihr. Schauer überrieſelten ſie, Ahnungen durchzuckten ſie, Helle wechſelte mit Finſterniß, Liebe mit Eiferſucht; ſie warf das Papier von ſich und floh in die entfernteſte Ecke des Zimmers. Nein, ſie wollte nicht leſen, ihre edle Natur ſträubte ſich, etwas zu thun, vor dem ſie einſt ſich zu ſchämen haben würde. Aber das Wort: Theurer! (das ihr von einer weiblichen Hand zu ſtammen ſchien) brannte ihr im Gehirn; ſie trat wieder zum Schreibtiſch, ſie zitterte, ſchwankte, fühlte ſich linkiſch, klein, demüthig, ſchob leiſe das Papier an ſeinen Platz, ſtieß einen Seufzer aus, fragte ſich abgebrochen: »liebt er mich?« und lief Falkenberg, der eben eintrat, entgegen.

Falkenberg hatte ſie nicht beobachtet. Schien er doch ganz mit ſich beſchäftigt. Er war todtenblaß. Sein Anzug hing um ihn, wie wenn er ihm nicht gehörte. Das Auge war ſtarr, ſeine Lippen bebten, das Haar war in Unordnung. Als er an Hertha herantrat, die ihn mit der ganzen Glorie der weichſten Holdſeligkeit empfing, war es, als wenn Lucifer in's Morgenroth der Unſchuld tauche. Schatten und Licht, Hingebung und Leidenſchaft floſſen zuſammen.

Hertha, die ſich an Falkenberg's Hals mit Beklemmung gehangen, ſtreichelte ihm die Wange mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit, ſtrich ihm das Haar aus dem Geſicht, zog ihn auf einen Stuhl, und rief mit gefalteten, bittenden Händen:

„Darf ich Deinen Schmerz nicht theilen, willſt Du mir in meiner Angſt um Dich nicht helfen?“

Er preßte ſie krampfhaft an ſich und ſchüttelte ſprachlos mit dem Kopfe; dann lehnte er ſich erſchöpft zurück, ſchloß die Augen und glich ſo völlig einem Todten, daß Hertha leiſe weinend ſich an

seine Knie lehnte und still für sich hin zu beten anfing.

Nach einer kleinen Weile richtete sich Falkenberg in die Höhe; er sah auf Hertha, die in andächtiger Stellung auf seine Pulsschläge horchte, fuhr mit der Hand über die Augen, stemmte beide Ellenbogen auf die Lehne, bog sich über die holdselige Frau und sagte matt:

„Vergieb, Hertha, ich habe Dich in einen Kreis gezogen, in welchem Du in anscheinend glücklichen Verhältnissen viel Gift trinken wirst. Ich kann Dir Deine Schmerzen nicht mehr vorenthalten, Du mußt mit mir diesen Kampf durchfechten, mußt Deine Liebe mit Deinem Herzblut bezahlen. Willst Du, wirst Du können?“

Düstere, fast rothe Lichter flimmerten in seinen Blicken. Aengstlich zwar, aber im Gefühl ihrer Liebe schon siegreich rief Hertha: „was quälst Du mich, sprich, was soll ich thun?“

Er hatte sie nahe zu sich gezogen, legte ihren Kopf auf seine Wange und sprach ganz leise, ganz

tonlos das modernſte Bekenntniß aus, das nur von den Lippen eines jungen Weltmannes kommen kann:

»Ich habe Schulden!«

Von einer ungeheuern Furcht befreit, an den Brief unter dem Beſchwerer denkend, dieſen nun außer Zuſammenhang mit Falkenberg's Zuſtand ſehend, ergriff Hertha eine ſo rein menſchliche Freude, daß ſie mit beiden Händen Falkenberg's Geſicht erfaßte, ihm lebhaft Stirn und Wange küßte, ſich vor ihm niederwarf und ſichtlich erleichtert ſagte:

»Was haſt Du mir für Angſt gemacht? — Schulden haſt Du, nur Schulden! wie viel? Wir wollen gleich Anſtalt treffen, das ſoll Dich nicht wieder drücken. Bah! was iſt Geld? es iſt etwas ganz Erbärmliches um's Geld! ich für meinen Theil lege gar keinen Werth darauf, ich bin wie die Lilie auf dem Felde, die nährt der liebe Gott; warum nicht auch mich, warum nicht beſſer mich, als ſie? Lieber, lieber Engel, nur geſchwind gebeichtet, wie viel Geld haſt Du nöthig?«

»Viel,« antwortete Falkenberg, »ſehr viel.«

Er hielt einen Augenblick inne, er wollte den Effekt ſeiner Worte ermeſſen, er ſah nichts als ein kindlich heiteres erwartungsvolles Geſicht. Hertha war voll Leben und Kraft; nichts war kleinlich in ihren Contouren, nichts gewöhnlich in ihrer Seele. Falkenberg fühlte ſich beruhigt.

»Liebe Hertha, wenn ich nicht Morgen vorläufig dreitauſend Thaler habe, ſo bin ich meines Dienſtes verluſtig.«

»Dreitauſend Thaler,« rief ſie und ſchlug beide Hände in einander. »Und um dreitauſend Thaler quälſt Du mich und Dich! Habe ich nicht zwanzigtauſend Thaler mütterliches Vermögen, iſt das nicht Dein Eigenthum?«

»Das iſt recht ſchön, liebes Herz, aber Du vergiſſeſt, daß Dein Vater das Capital beſitzt und Du durch das Teſtament Deiner Mutter nur die Zinſen haſt.«

»Ja, das habe ich wirklich vergeſſen,« antwortete Hertha, ſchon etwas kleinlaut geworden, »indeß

geholfen muß werden. Der Vater zwar, der darf nichts von dieſer Geldnoth wiſſen, der würde ſehr böſe werden, aber der Onkel Wolfsburg, der leiht mir gleich das Geld. Soll ich anſpannen laſſen?«

Falkenberg hatte nicht Zeit, ſeiner Empfindung nachzuhängen. Hertha's Liebe überſtürzte ihn ganz wohlig mit der Wonne, endlich ſeine Qual loszuwerden.

»Meine Engelsfrau,« rief er triumphirend, »Du willſt zum Onkel Wolfsburg auf's Land, Du willſt für mich handeln, mich retten, weißt Du wohl, daß dieſer Augenblick reinſter Freude jahrelange Schmerzen aufwiegt? Ach, ich verdiene Dich nicht, ich bin Deiner nicht werth!«

»Du liebſt mich,« ſagte ſie plötzlich ganz ernſt, »das bleibt mir . . . .«

Sie hielt inne, ſie dachte an den Brief; eine neue Gedankenwelt geſtaltete ſich, aber in der Gährung, die ſie empfand, ſchien es ihr, als träte ſie nirgends mehr auf. Sie fiel Falkenberg in die

Arme. »Du liebſt mich,« ſagte ſie noch einmal ohne Athem.

Er richtete ihr blaſſes Angeſicht in die Höhe; ſie ſah aus, wie eine Blume, die der Sturm durchwühlt hat. Er küßte ihre Stirne, ſchweifte mit dem Blick in die Ferne und ſagte mit männlich ſonorer Stimme: »Gutes Herz, nur von der, die der Mann liebt, kann er Gaben empfangen. Du kennſt noch nicht die Bedeutung des Lebens, die ſtummen Himmelszeichen regen noch nicht vor Dir ihre Lippen. Wenn erſt die Ereigniſſe vorüberlaufen, wirſt Du wiſſen, ob das, was Du Liebe nennſt, Liebe iſt.«

Hertha ſaß bald im Wagen. Sie flog auf der Landſtraße dem Gute ihres Onkels, des Herrn von Wolfsburg, zu. Unterwegs legte ſie ſich zurecht, wie ſie ihm ſchmeichelnd ihr Anliegen vortragen wolle. Als Mädchen, als neckendes, ſchäkerndes Mädchen, war ſie oft bei ihm geweſen; ſie hatte ihn lieb gehabt, nicht etwa, weil er ihr Verwandter, der Bruder ihrer Mutter war, ſondern

weil er ſo viele ſchöne Hühner, Kalekuten und Tauben hatte. Böſe Zungen behaupteten von ihm, er brüte die Eier ſelbſt aus. Er liebte das Federvieh leidenſchaftlich, und hatte über das Federvieh die Menſchen vergeſſen. Verheirathet war er nicht geweſen, dazu hatten ihm allerdings die Hühner, Puter und Tauben keine Zeit gegönnt; indeß zeigte er doch eine unverkennbare Zärtlichkeit für Hertha, die ihm die jüngſte, in zweiter Ehe geborene Schweſter lebhaft zurückrief. Wenn ſie zuweilen zu ihm auf's Land mit Gertruden für einige Tage kam, ſo hatte der Onkel immer etwas Ueberraſchendes für das kleine Mädchen veranſtaltet, entweder eine Kindergeſellſchaft, wo ſie mit ihren Geſpielen im Holze herumjagen konnte oder auch eine Kahnfahrt auf dem See, der an den Garten ſtieß, und das war ihr eigentlich das Liebſte geweſen; denn die prächtigen ſchneeweißen Schwäne, die dem Nachen in majeſtätiſcher Ruhe nachzogen, die weckten in ihr die erſten ernſten Betrachtungen, und ſie ſagte ſich ſelbſt leiſe: „vorwärts, auf-

wärts!« was sie mit wunderlicher Sehnsucht erfüllte.

Im Wagen fielen ihr ihre Kindheitserinnerungen wieder ein; sie sah Gertruden, den Onkel, sich selbst; sich selbst in noch kurz abgeschnittenen Haaren, die in kleinen Ringellocken ihr um den Hals flossen, mit dem weißen bis an die Knöchel reichenden Kleide, das sie sich oft zu Gertrudens Aerger zerriß. Den Onkel in einem großblumigen Schlafrock, dürr und lang, mit niedergetretenen Pantoffeln und einer kleinen rothen Mütze, die ihm die spärlichen Haare bedeckte; Gertrude endlich, die gar nicht genug von all' den schönen Hühnern reden konnte, die der gnädige Herr aus den vier Weltgegenden sich verschrieben habe und gegen die die gewöhnlichen Wolfsburger Hühner ordentlich spießbürgerlich und anstandslos aussähen.

Hertha lächelte; es war ihr, als käme Dämmerung nach dem Abendroth, als versänke sie in lautlose Betrachtung, als müsse sie die Hände falten und rückwärts nach dem Kindheitselysium bli-

cken, dem ſie entſchlüpft war. Sie überſah ihr kleines, erſt durch Falkenberg zur Bedeutung gewordenes Leben. »Was willſt Du?« rief es in ihr. »Vorwärts, aufwärts,« antworteten die Kindheitsſtimmen. »Den Platz, den ich eingenommen habe, den will ich ausfüllen,« dachte ſie, »mir, meinem Herzen will ich Genüge leiſten, in meinem vollſten, beſten Sinne will ich nach Einheit ſtreben; das ſei meine Aufgabe.« —

Sie fühlte ſich wunderbar geſtärkt, ſie zweifelte gar nicht an dem Gelingen ihres Vorhabens: das beengende Gefühl der Erwartung war von ihr gewichen; ſie ſtand in der Verklärung der Gewißheit. — Die Hunde kläfften, als ſie in's Gitterthor einfuhr, der weiße Lieblingspfau des Onkels ſchlug ein Rad, Hühner und Puter gluckten. Nun ging's um den Raſenplatz herum und nun hielt der Wagen vor der ſteinernen Haustreppe. Die Thüre war verſchloſſen. Hertha's Bedienter ſchellte, es ließen ſich ſchwere Tritte hören, dann ward geöffnet.

„Iſt der Onkel zu Hauſe?“ fragte Hertha den ſchon ergrauten Jäger, der eben aus einem Nachmittagsſchlummer zu erſtehen ſchien.

„Der gnädige Herr iſt im Hühnerhof,“ antwortete der Jäger.

Hertha ſprang aus dem Wagen und ſchickte ſich an, den Onkel aufzuſuchen. Von der Hofſeite war das kleine Wolfsburger Schloß höher als von der Gartenſeite. Vorne nahm ſich der erſte Stock wie die bel-etage aus, hinten war dieſe ganz zur ebenen Erde. Aus ihr trat man durch einen Saal in den Garten, der links den Hühnerhof und rechts den Ententeich in ſich ſchloß. Wie Hertha in den Garten ſchritt, ſchien ihr die Luft mit lauter heitern Elementen durchzogen; ihr Herz ſchlug, die Natur, die vor ihr im reichſten Schmuck lag, kam ihr elektriſch vor. Sie ging raſch in die Allee hinab, dem Hühnerhof zu, aus dem der Onkel ihr entgegentrat.

Der Onkel war, wie geſagt, ein langer, hagerer Mann mit freundlich blitzenden Augen und einem

etwas grimaçirenden Munde. Der »Halbmond«, der ſeinen Kopf mönchsartig zierte, endete an den Ohren, wo er ſich in einigen, langen ſchon ganz ergraueten Haaren verlor. Sein Blick war klar, faſt gelblich; er glich der Winterſonne, die leuchtet, ohne zu erwärmen. Seine Bewegungen waren die eines Edelmannes, der ſich über der Maſſe durch das angeborne Recht erhaben glaubt. Der Anzug war nachläſſig; braungebrannte Hände bewieſen, daß er ihre Bedeckung für überflüſſig hielt. Die Fußbekleidung war ſchwerfällig.

»Sieh da, mein Nichtchen,« rief er Hertha entgegen. »Denkſt Du noch an den alten Onkel und an ſeine Hühner?«

»Wie ſollte ich nicht, lieber Onkel! Sie waren ja immer engelsgut gegen mich.«

»Warum iſt denn der Herr von Falkenberg nicht mit Dir gekommen, er hat mir noch keinen Beſuch gemacht.«

»O, Herzensonkel, das müſſen Sie ihm nicht übel nehmen, er iſt immer ſehr, ſehr beſchäftigt.«

»So« — ſagte der Onkel, und blickte Hertha prüfend an. »Was hat er denn zu thun?«

»Sie wiſſen, er arbeitet im Kabinet des Erbprinzen.«

»Wie ſiehſt Du denn aus im Eheſtande? haſt Du Dich verändert?«

»Es geht mir gut, beſter Onkel, dennoch komme ich mit einer Bitte.«

Der Onkel, der bis jetzt freundlich geweſen war, nahm eine ganz ernſthafte Miene an, lehnte ſich rückwärts auf den Stock, den er in den Sand ſtieß und ſah Hertha verſtummt in's Geſicht.

Dies plötzliche Schweigen beſing ſie unausſprechlich. Der Muth fing ihr an zu ſinken, die Luft erſchien ihr ſchwül. Nach einer Sekunde hatte ſie ihre Faſſung wieder errungen.

»Ja, lieber Onkel, ich komme mit einer recht großen Bitte. Ich brauche Geld.«

Hier ward das Geſicht des Onkels zum blickloſen Statuenausdruck.

»Geld?« brachte er endlich hervor. »Aber, Hertha, ich meine, Du hätteſt ſehr viel Geld.«

»Das habe ich auch, aber Sie wiſſen, ich kann über meine Capitalien nicht disponiren.«

»Was willſt Du denn von mir?« fragte Herr von Wolfsburg ganz ängſtlich.

»Ein Anleihen, liebſter, beſter Onkel, ein Anleihen von dreitauſend Thalern.«

Sie waren bei dieſen Worten in den Gartenſaal getreten. Der Onkel warf ſich wie aufgelöſ't auf einen Stuhl. Helle Schweißtropfen hingen an ſeiner Stirne, Hertha blieb vor ihm ſtehen. Sie war von plötzlichem Schreck ſo befallen, der ſich durch den Gedanken an Falkenberg faſt bis zur Leidenſchaft ſteigerte, daß ihr Auge vom erhöhten Licht wie verklärt, an den Flammen der Seele angezündet zu ſein ſchien.

»Lieber Onkel, darf ich auf Ihre väterliche Güte bauen?«

»Aber, Kind, ich verſtehe ja die ganze Geſchichte nicht. Erzähle mir doch erſt, was Du willſt.«

Hertha, der dieſe Worte einige Hoffnung gaben, ſetzte ſich zu ihm. Sie hatte ſeine beiden Hände ergriffen.

„Mein beſter Onkel,“ ſagte ſie ſchmeichelnd, „ich bin durch den Rauſch des Eheſtands verführt, in die Hände einer Modehändlerin gefallen, habe mir hier eine Garnitüre Rococoſpitzen, dort einen türkiſchen Shawl gekauft, und fühle mich nun gepeinigt durch den Gedanken, ein immer demüthigendes Geſtändniß vor meinem Vater oder meinem Mann zu machen.“

„Du biſt alſo auch vom Hochmuthsteufel beſeſſen,“ antwortete der Onkel, „willſt auch die Prinzeſſin ſpielen und dafür ſoll ich Dir das ſchöne koſtbare Geld geben? Nein, Hertha, das thue ich nicht. Biſt Du unverſtändig geweſen, ſo magſt Du's büßen; es wäre ganz unrecht von mir, wenn ich dazu die Hand bieten wollte.“

„Lieber Onkel, ich verlange kein Geſchenk, nur ein Anleihen.“

„Geſchenk, Anleihen! bleib mir mit dergleichen

vom Halſe. Brauchſt Du Geld, ſo wende Dich an Deinen natürlichen Protector, Deinen Vater, von mir kriegſt Du nichts . . . . .«

Er war aufgeſtanden und trommelte ungeduldig auf die Fenſterſcheiben. Hertha trocknete ſich die Augen, zog ihren Shawl feſter um ſich, athmete tief und ſagte beklommen:

»Adieu, lieber Onkel!«

»Du biſt böſe, Hertha, Du wirſt mir dieſe Stunden aber einmal danken. Schulden, liebes Kind, darf Niemand machen, am allerwenigſten eine Frau, das führt zu Calamitäten, die ganz unberechenbar ſind. Aus dem Grunde allein gebe ich Dir kein Geld, Du mußt erſt in die Lehre.«

Hertha lächelte ſchmerzlich; ſie wollte reden, ſtatt deſſen aber ſandte ſie einen jener Gedanken zum Himmel, die ſich mit Flammenzügen auf die Stirne prägen.

»Die jetzige Erziehung iſt ganz fehlerhaft,« brummte der Onkel weiter; »ſie erdrückt die Praxis des Lebens, Ihr armen Kinder ſeid von der Eman-

cipation ergriffen, die lawinenartig über Euch ſtürzt. Wenn ich Dir nicht zu Hülfe komme, ſo wirſt auch Du im Uebel des Jahrhunderts untergehen.«

Sie machte eine abwehrende Bewegung.

»Hör', Kind,« ſagte er etwas weicher geſtimmt, »dreitauſend Thaler kann ich Dir nicht geben, das iſt gegen meinen Grundſatz, mit der Bitte mußt Du zu Deinem Vater; aber wenn Dir mit einem kleinen Geſchenk gedient iſt . . . . .«

Er trat an ſeinen altmodiſchen Schreibtiſch, ſchloß ihn auf, klimperte und kramte im Gelde, nahm zwanzig Goldſtücke, wickelte ſie in Papier und wollte ſie Hertha reichen. Dieſe aber trat einige Schritte zurück.

»Lieber Onkel, ich habe mich mit Vertrauen an Sie gewandt, ich glaubte an Ihr gutes Herz. Ich habe mich geirrt; Sie können oder wollen mir nicht helfen, das iſt zwar ſehr hart (hier ging ihre Stimme in Thränen unter), aber Geſchenke brauche ich nicht.«

»Pſt — « ſagte der Onkel, »die hat einen ver-

zweifelten Hochmuth! Nun, deſto beſſer; für die zwanzig Louisd'or, die ich geben wollte, kaufe ich mir morgen arabiſche Hühner.

Er ſteckte das Geld fröhlich ein und Hertha rollte auf der ſtaubigen Landſtraße der Stadt wieder zu.

Im Wagen überſah ſie die ganze Situation. Es war ihre erſte bittere Erfahrung, der erſte hämmernde Schlag, der die Säulen ihres Glaubens erſchütterte. Bis dahin hatte ſie das Leben lieblich, gedankenvoll angeſehen; jetzt auf einmal verzog es die Miene. Sie empfand Heimweh nach ihrer Kindheit, Heimweh nach Ruhe. Die Wellen rauſchten, Gedanke und Beſinnung ſanken, dann tauchten einige Erinnerungen freundlich empor. Ach! wir Alle tragen in uns einen ineinandergeſtürzten herrlichen Tempel voll Glauben und Vertrauen; wir bemühen uns, in dieſen Bau große Raphael'ſche Himmelsbilder zu tragen, Altäre zu errichten, Weihrauchwolken aufſteigen zu laſſen und ſo vergebens. Es kommt eine Zeit des Untergangs,

der Zerſtörung für uns Alle; wer aus dem Schutte ſich aufrafft, wer mit eigenen Händen den Bau von Neuem beginnt, der leiſtet zwar etwas, aber die Jugendkraft iſt hinunter, die Begeiſterung iſt zerſtört.

„Die Tante wird mir helfen,“ dachte Hertha ſeufzend, „die iſt ja engelsgut, warum habe ich nicht früher mich an ſie gewandt!“ Sie rief dem Bedienten zu, nach der Gräfin Ilmenrein zu fahren.

Die Gräfin Ilmenrein war in der ganzen Stadt als eine ſehr fromme, gottesfürchtige Frau bekannt. Sie hatte ſich von der Welt ſeit dem Tode ihres Mannes zurückgezogen, man konnte ihr aber täglich zur Vesperzeit in der Kirche oder auf dem Wege zur Kirche begegnen. Hier theilte ſie Almoſen aus, ſprach mit dieſem oder jenem Armen und ging dann langſam in den Chorſtuhl, der eigens für ſie bereitet war. Dort blieb ſie regelmäßig eine Stunde, eingewickelt in einen langen Shawl, das Geſicht von einem großen Hute be-

ſchattet, das Gebetbuch mit langen knöchernen Fingern bald durchblätternd, bald aufmerkſam darin leſend.

Als Hertha an ihrem Hauſe vorfuhr, war die Tante noch nicht aus der Kirche heim: eine Magd, mit einer großen Herrnhutermütze angetvan, empfing ſie mit einer kurzen, faſt ſchnippiſchen Verbeugung und ließ ſie in ein Zimmer treten, das einem klöſterlichen Sprachgemach ähnlich ſah. Es hatte eine in's Graublaue verſchwimmende Tapete und bot außer einem großen in Holz geſchnitzten Crucifix nur wenige Stühle dar. Hertha fühlte ſich geängſtigt; ſie hatte die Tante ſeit ihrer Verbindung mit Falkenberg vernachläſſigt, wie ſie denn überhaupt Alle die vernachläſſigt hatte, die Falkenberg nicht angenehm waren. Von der poetiſch-idealiſchen Atmoſphäre ihres Boudoir's bis zu dieſem nüchternen Zimmer war allerdings ein jäher Abſturz. Sie empfand das, wie wenn ſie einen elektriſchen Schlag erhalten hätte; es war ihr, als wäre ſie aus den Fluthen des leuchtenden Mittel-

ländiſchen Meeres plötzlich in die Eisſchollen von Spitzbergen gerathen. Die Magd trippelte um ſie herum, und da Hertha nicht mit ihr ſprach, fing ſie, die gelben Wachskerzen auf dem Kamin anzündend, von der »gnädigen Gräfin« ſelbſt zu reden an.

»Sie geht tagtäglich in die Kirche, hört alle Predigten und nimmt jeden Sonntag das Abendmahl,« ſagte die Magd ungefragt. »Die Kirche, die eingeweiht iſt, iſt halb von dem Gelde der gnädigen Gräfin erbaut. Unſer Haus iſt ein geweihter Fleck, auf dem Niemand ungetröſtet ſteht,« fuhr ſie fort.

»Möchte ſie wahr reden,« dachte Hertha ſeufzend und ſetzte ſich ſinnend auf einen der harten Stühle.

Das Almenrein'ſche Haus trug einen eigenthümlichen Charakter, der halb Geheimniß, halb Oſtentation war. Die Luft war mit einem Wachholdergeruch erfüllt, der an die feuchte Kirchenluft erinnerte. Eine bis in's Kleinliche hineinſchwei-

fende Regelmäßigkeit, eine gewiſſe Gedankenarmuth, eine wahrhaft drückende Schwermuth bildeten die Elemente, in denen der Frohſinn und der Lebensmuth keine Nahrung finden konnten: unwillkürlich ſagte man ſich, daß die Liebe, die man hier genöſſe, verlehen, der Troſt, den man hier ſchöpfen könnte, ungeduldig machen würde. Konnten doch die ewig betenden Lippen endlich bei irgend einem monſtröſen Unglück nichts Anderes hervorbringen als: es iſt zum Heil! Die ſchillernde Ewigkeit mit ihren Genüſſen, die Menſchen, wie dieſe, ſich durch ein gottſeliges Leben zu erobern hoffen, iſt am Ende nichts weiter als ein raffinirter Egoismus, es iſt das Ich, das ſich jenſeit des Grabes ſanft betten will.

Die Gräfin Ilmenrein hatte ihren Mann hundertfältig mit ihrem gottſeligen Benehmen zur höchſten Ungeduld aufgeſtachelt; mit einem ewig frommen Geſicht hatte ſie beſtändig Einwendungen gegen ſeine Wünſche zu machen gewußt, hatte ſich als Opfer ſeiner Männlichkeit dargeſtellt und ſich

ſo ſehr in der Rolle einer ſanftmüthigen Unerbittlichkeit gefallen, daß ſie ihm die Tugend verleidet, die Religion haſſenswerth gemacht hatte. Ein groſſes Crucifix, das ſich im Schlafgemach ſeiner Gattin befand, ward ihm das Symbol ſeines Geſchicks; denn auch hier ward in der Fülle der Jugend und Schönheit die Liebe dem Wahn geopfert, da ſeine Gattin, kälter als das Eiſen, Pflichten ſah, wo ſie hätte Hingebung ſehen ſollen.

„Das Glück, meine theure Eliſabeth, liegt nicht in der Ausübung der Religionsformen, ſondern in der Idee des Chriſtenthums,“ hatte er ihr öfters geſagt. Sie wollte ihn eines Beſſern überzeugen. „Das Chriſtenthum befiehlt uns die Kreuzigung unſers Fleiſches,“ — antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen.

Almenrein fühlte ſich ſehr unglücklich, um ſo unglücklicher, da er vor der Welt die tugendhafteſte Frau beſaß und kein Grund zur Klage da war. Gingen ſie zuſammen in die Welt, ſo war Almenrein gewiß, daß ſich ſeine Frau als die Ge-

ſchmackloſeſte in ihrem Anzuge unter den Frauen auszeichnete. Seine männliche Eitelkeit litt ungemein und da er ſie endlich nicht mehr beherrſchen konnte, ſo ſagte er bei der Heimfahrt: Liebe Eliſabeth, Du ſiehſt in Geſellſchaft wirklich ſo aus, als wollteſt Du für alle darin verübten Sünden beim lieben Gott eine Fürbitte einlegen. Warum tanzeſt Du denn nicht? —«

»Ich werde nie den Fuß dazu anrühren.«

»So? auch wenn ich Dich darum bäte, daß Du Deinen hübſchen Hals nicht ewig mit einer Mantille bedeckſt?«

»Ich müßte Dir's abſchlagen, ich darf nicht aus Gehorſam ſündigen.«

»Sündigen, Eliſabeth! Ich glaube, daß Du gerade deshalb ſündigſt, weil Du mich verletzeſt.«

Aber ſie gab nicht nach. Ihre Antworten glichen dem dürren metallenen Ton einer kleinen Betglocke, ſie griff vollends dem unglücklichen Mann die Nerven an; er ſchwieg endlich, ſchwieg auf ewig von ihr abgewandt, verwundet in ſeinem

Stolze durch die odiösen Tyranneien, die sie still an ihm in ihrer Gottseligkeit übte. Nach und nach verwandelte sich das Haus in ein Kloster. Ilmenrein, der sich fremd in ihm fühlte, floh es. Das Gesicht seiner Frau hatte kalte Farben angenommen, ihre Augen waren hohl geworden. In der Stadt hieß es, sie müsse viel durch ihren Mann leiden, sie sei ein Engel an Güte und Wohlthätigkeit, er verdiene sie nicht. Dieser Unglückliche ward endlich von der Tugend seiner Frau auf's Aeußerste verfolgt, zur Unregelmäßigkeit gezwungen; er ging früh aus und kam spät heim. Ohne Unterlaß ließ sich die Gräfin Ilmenrein am Morgen nach seinem Befinden erkundigen.

„Die gnädige Frau läßt den Herrn Grafen fragen, ob er mit ihr speisen wird?“ hatte der Bediente den Auftrag zu sagen.

„Ich fahre auf's Land, ich bin versagt, ich lasse mich entschuldigen,“ war die tagtägliche Antwort.

Elisabeth betete und weinte, dabei blieb es. Sie glaubte vollkommen ihre Pflicht erfüllt zu ha-

ben. Zuweilen paßte ſie dem Augenblick auf, wo ihr Gatte ausfuhr und ſtellte ſich ihm in den Weg.

»Willſt Du heute nicht den Abend bei mir bleiben?« ſagte ſie ſo freundlich als möglich.

Er blieb; aber ſtatt ihn zu erheitern, erbitterte ſie ihn. Sie ſprach ihm von der Sünde, von Gott, von der Ewigkeit; ſie verſuchte, ihm aus der Bibel vorzuleſen, er ſprang auf und ſchlug die Thüre zu. Nichts iſt demüthigender als der Religionszwang, der dem zu Bekehrenden das Verdienſt ſeiner Handlungen und ſeiner Gedanken zu nehmen ſich bemüht.

Nach Scenen ſolcher Art ſahen ſich die Gatten immer ſeltner. Eines Abends ward der Graf Ilmenrein blutend in ſein Haus zurückgebracht. Er hatte in einer Spielgeſellſchaft Händel bekommen und war von einem Trunkenen mit einem Tiſchmeſſer tödtlich in die Seite verwundet, kaum noch im Stande zu reden. Eliſabeth, vor ſeinem Bette knieend, betete und rief: »O, wie kann man ſeine Seele dem Böſen alſo anheimfallen laſſen!«

Ilmenrein richtete ſich bei dieſen Worten geiſterartig in die Höhe. »Du wirſt darüber jenſeit zur Rechenſchaft gezogen werden,« ſagte er tonlos.

»Was habe ich gethan, um dieſe Worte zu verdienen, ſchluchzte Eliſabeth. »Bin ich Dir nicht ein treues Weib geweſen, hat je mein Ohr andere, als Deine Worte vernommen! Welcher Pflicht bin ich untreu geworden, was habe ich Dir verſagt?«

Das Glück, antwortete der Sterbende mit fürchterlich ergreifender Stimme. »Das Glück,« wiederholte er ſanfter. Du weinteſt, wenn Du mich hätteſt erheitern; mißverſtandeſt mich, wo Du mich verſtehen ſollteſt.«

»Sollte ich mein Seelenheil opfern?« fragte ſie zagend.

»Du mußteſt zwiſchen Deiner Bigotterie und mir wählen; Gott wird Dich richten.«

»Ich habe Dich geliebt, ſagte ſie und ergriff ſeine kalten Hände.

»Geliebt? nein, Eliſabeth, Du haſt nur Deinen Gott geliebt. Die Liebe unterwirft ſich Lau-

nen, ſchöpft Freuden aus Schmerzen, opfert ihren Glauben, die Welt, die Eitelkeit, löſcht ſich aus und betrachtet das Alles als ſelige Nothwendigkeit. Du ſiehſt, daß Du die Liebe nicht gekannt haſt...“

Hier trat der Todeskampf ein. Ilmenrein verlor die Sprache. Seine Frau in kalter Furcht holte Crucifix und Gebetbuch, doch war Alles zu ſpät, ſie wurde Wittwe, ohne Gattin geweſen zu ſein. Seitdem trieb ſie nur emſiger ihren Gottesdienſt, ging nur häufiger in die Kirche, fiel nur willenloſer den ſie umgebenden Geiſtlichen in die Hände. Hertha wußte das nicht. Der Onkel Ilmenrein war geſtorben, da ſie noch Kind war; man hatte ihr die Tante als eine gottſelige Frau geſchildert, ſie fand das auch beſtätigt, denn immer, wenn ſie bei ihr zum Beſuch war, traf ſie ſie mit heiligen Dingen beſchäftigt. Heute nun wollte ſie der Tante Herz erproben. Sie bebte in kindlicher Befangenheit, wie die Thüre im untern Stockwerk ſich aufthat und ſie der Tante Ilmenrein Kleid auf der Treppe rauſchen hörte.

Die heilige Frau trat ein. Sie trug ein in Sammet gebundenes Gebetbuch in der Hand und nahm ſich im Halbdunkel des Zimmes wie ein Schatten aus. Demüthig küßte ihr Hertha das Kleid.

»Liebſte Tante, ich bin ſehr glücklich, Sie zu ſehen.«

»Ich habe für Dich gebetet, meine Tochter,« antwortete ſie in ſalbungsvollem Ton.

»Da thaten Sie ein gutes Werk, denn ich bedarf des Troſtes.«

»Troſt, Hertha, bedarf auch der Glückliche; vor Allem aber Muth der, der in der Welt lebt. Was führt Dich zu mir?«

»Der Wunſch, Sie zu ſehen, liebſte Tante.«

»Sonſt nichts?« fragte die Gräfin Ilmenrein mißtrauiſch und blickte Hertha mit ſtechenden Augen an. Sie hatte das Gebetbuch auf den Kamin gelegt und ihren großen Hut abgeſetzt; ihre Formen erſchienen nur eckiger, nur dürrer. Eine innere warnende Stimme rief der unglücklichen jun-

gen Frau zu: »auch hier wirſt du ungehört bleiben«; dennoch drängte ſie der Gedanke an den leidenden liebenden Gatten gewaltſam zum Entſchluß.

»Ich komme allerdings mit einer Bitte,« ſagte ſie mit glühenden Wangen; »Sie müſſen mir nicht zürnen. Der Wunſch, meinem Mann im Aeußern zu gefallen, das Beiſpiel der Anderen, meine Unerfahrenheit haben mich in Ausgaben geſtürzt, die ich zwar bereue, die aber doch beſtritten werden müſſen. Ich habe Schulden gemacht . . . . .«

Die dürre Tante lächelte ironiſch. Hertha konnte den Blick und das Lächeln, das über ſie glitt, nicht ertragen, ſie fiel mehr, als ſie ſich ſetzte, auf den hinter ihr ſtehenden Stuhl und rief wie außer ſich:

»O, liebe Tante, haben Sie Mitleid mit mir. Sie waren ja auch verheirathet, ſie wiſſen ja auch . . . . .«

»Schweig,« fiel hier die fromme Frau ein, »ſchweig, Sünderin, Weltkind, was redeſt Du! Soll ich Dein irdiſch Treiben befördern, willſt Du dem Böſen anheimfallen? Gott wende Dich zu,

nicht der Erde. Wirf den Tand von Dir, löſe Dich von der Sinnenluſt los, nur ſo kannſt Du auf Vergebung hoffen. Statt Deinen Mann zu berücken, gewinn ihn für den Himmel.«

»Ach, liebe Tante,« antwortete Hertha faſt ungeduldig, »es kann in dieſem Augenblick gar nicht vom Himmel die Rede ſein. Ich muß durchaus dreitauſend Thaler haben, muß ſie heute Abend haben, ſonſt bin ich verloren.«

Sie ſprach dieſe Worte mit fieberhafter Haſt.

»Unglückliches, verirrtes Kind,« rief die Gräfin Ilmenrein, ſo weit iſt es mit Dir gekommen, ſo tief biſt Du geſunken, und Du glaubſt, ich würde die Hand bieten, um Dich der gerechten Strafe, die Deiner wartet, zu entziehen? Nein, Hertha, erſt muß das wahre Licht über Dich kommen.«

Sie war aufgeſtanden und rauſchte pathetiſch im Zimmer auf und ab.

»Ich werde büßen,« erwiederte Hertha demüthig, »Sie aber ſind zu edel, um mich der Welt preiszugeben, Sie werden mir helfen.«

»Durch Gebet, durch nichts Anderes. Ich darf Geld, daß ich für die Kirche bestimmt habe, nicht in den Sumpf des Lasters werfen.«

Hertha weinte heftig. »Wer wird mich retten?« rief sie händeringend. »Ach, ich hatte alle meine Hoffnungen auf Sie gesetzt, ich war gewiß, ein christliches Gemüth, wie das Ihre, würde mich nicht verlassen. Wohin soll ich mich flüchten?«

»In den Schooß der Kirche. Laß die Demüthigungen der Welt über Dich kommen, dann wirst Du dem Heiland nahe sein!«

Hertha sah, sie hatte mit einem Fels zu thun. Die Gräfin Ilmenrein hielt sich an den Buchstaben, nicht an den Sinn der Religion. Die menschlich theilnehmenden Gefühle waren in ihr dem kältesten Glaubensdespotismus gewichen.

Seltsamer Zauber einer Idee, eines Gefühls! weil Hertha Falkenberg liebte, schien ihr nichts unmöglich. Sie wandelte wie im Traum die Ilmenrein'sche Treppe hinunter, schickte ihren Wagen und ihre Leute mit der Weisung zu ihrem Manne,

ſie würde bald nachkommen, und verlor ſich eilenden Schrittes in eine kleine Nebengaſſe, die in einen Hof und in eine drei Treppen hoch gelegene Wohnung führte. Dort wohnte ein in der ganzen Stadt als Wucherer bekannter Iſraelit, deſſen bleiches Antlitz dem Metall, mit dem er zu thun hatte, nicht unähnlich ſah. Lachend hatte ihr Falkenberg einmal die Wohnung des Juden Abraham mit der Weiſung gezeigt, daß ſie, falls ſie Schulden habe, ſich an keine beſſere, als an dieſe Quelle wenden könne. Damals war das Scherz geweſen, jetzt ſollte der Scherz Wahrheit werden. Eben ſo ſchnell, als Hertha der Gedanke gekommen war, ward er auch ausgeführt. Sie flog die Stiegen hinauf, brachte mit ſtockender Stimme ihr Anliegen vor, zitterte vor Wonne, als die dreitauſend Thaler in Papier gegen eine Verſchreibung auf dem Tiſche lagen und war mit ihnen wieder zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, ehe Abraham Zeit hatte, ihr mit der Lampe vorzuleuchten.

3.

»Wie Edmund ſich freuen wird,« jubelte Hertha, »wie er ſanft träumen wird. — Sie ſtand vor ihrem Hauſe und zog an der Glocke. Statt eines Dieners öffnete Falkenberg ſelbſt. Er war zerſtört in der ganzen Erſcheinung.

»Was bringſt Du?« fragte er matt.

»Rathe,« antwortete ſie neckiſch, indem ſie ihm das Packet Caſſenſcheine vor die Augen hielt.

»Hertha, Engel,« rief er von plötzlichem Entzücken übermannt, ergriff ſie mit erſtarkten Armen, trug ſie leicht wie Flaum die Treppe hinauf, ſtieß mit dem Fuß die Boudoirsthüre auf, überſchüttete ſie mit Küſſen, drehte ſich mehrmals mit ihr im Kreiſe herum, ſo daß ſie, immer das Päckchen in der Hand haltend, laut lachend ſagte: »Aber Edmund biſt Du toll!« und legte ſie endlich ſanftkoſend auf

den Divan, indem er ſich vor ihr niederwarf und ihr Hut und Mantille fortzog.

Der wahnſinnigen Freude folgten aber bald Schmerzensausrufe. »O, meine Peri,« ſagte er und küßte ihr die Händchen, nachdem er ihre Erzählung mit angehört hatte, »welche Angſt litteſt Du meinetwegen. Wie haſſe ich mich, wenn ich denke, daß Du bei dem Onkel und der Tante vergebens warſt, und endlich bei Abraham allein Gehör fandeſt. Du — bei Abraham! wie kann ich Dir die ſchmerzenden Erinnerungen von der Stirne wiſchen, wie Dir meine Liebe beweiſen ....«

»Engels-Edmund, die Liebe beweiſ't ſich nicht, ſie lehrt uns glauben.«

»Und Dein Glaube ſoll ein ewiger ſein, meine Hertha. In dem Leben, das hinter mir liegt, wünſchte ich mir zwei Dinge: einen großen Zweck im Staatsdienſt und eine Frauenſeele, die mich ertrüge, mich duldete, liebte, verſtünde, die nie fragte, warum dieſe oder jene Handlung, ſondern die ſich völlig in mich hineingedacht.«

»Und was Du da ſagſt, iſt's nicht eingetroffen, habe ich je einen Zweifel in mir, frage ich etwa: warum? folge ich Dir nicht, wohin Du mich ziehſt?«

»Ja, Herz, und ich bin glücklich durch Dich, und zugleich bin ich tief unglücklich. Mich treibt eine unſichtbare Macht ewig im Fieberzuſtand des Handelns umher. Kaum, daß mein nie raſtendes Schickſal mich an Deine Bruſt geworfen hat, ſo kommt es, dieſer weichen, ſanften Bruſt Laſten und Opfer aufzubürden. Heute ſchicke ich Dich in die ignobele Atmoſphäre eines Abrahams, morgen ....«

»Schweig' doch vom leidigen Gelde, lieber Edmund. Du machſt aus meiner Handlung einen Berg, indeß ſie nur ein Sandkorn iſt. Du thäteſt viel geſcheiter, mir den Thee kommen zu laſſen.«

»Ach, Hertha, ich verdanke Dir ein großes Glück, aber Du mußt es mir durch die Gewährung einer Bitte erhöhen.«

»So ſag ſie.«

»Du wirſt zürnen!«

»Habe ich je gezürnt?« antwortete ſie zärtlich, und ließ ihren Kopf auf ſeine Schulter fallen.

»O nie, nie,« rief er und preßte ſie an ſich, »Du biſt wandellos in Deiner Liebe, unendlich in Deinem Reichthum. Du haſt eine nie ſtrauchelnde Seraphsnatur. Du weißt aber auch, zu was ich mich berufen fühle, warum ich mich dem Erbprinzen unentbehrlich mache. Wir müſſen noch heute in eine Soirée. Meine Hertha macht ſich ſchön für mich und Andere, ſehr ſchön,« ſetzte er ſchmeichelnd hinzu. »Du haſt mich einmal in dem Guipurenkleid und dem Roſenkranz im Haar entzückt, thue es auch heute!«

»Ja, ich zieh' mich an, gleich an,« rief Hertha in kindiſcher Freude. »Aber wohin führſt Du mich denn?« fragte ſie etwas bedächtiger.

»Eva,« antwortete er, und drohte mit dem Finger. »Kannſt Du Deine Neugier nicht zähmen?«

Sie küßte den aufgehobenen Finger, klingelte

der Kammerfrau, und ſah Falkenberg liebevoll nach, als er das Zimmer verließ.

»Nur für ihn ſchön!« wiederholte ſie ſich, aber ſie geſtand ſich doch, daß ſie auch für Andere ſchön in dieſem friſch duftenden, wunderbar hübſchen Anzug war, der in drei weiten hauchartigen Röcken beſtand, die, einer kürzer als der andere, die zarte Geſtalt nur zarter erſcheinen machte. Eben war ſie fertig, ordnete noch die langen, kaſtanienbraunen Locken, zog die weißen Glacéehandſchuhe an und zupfte an den Engageanten, als Falkenberg eintrat. Die Kammerfrau entfernte ſich; Hertha, im Gefühl, zu gefallen, ging ihm raſch entgegen, drehte ſich graziös rechts und links, ließ ſich das Halsband richten, ſchlang beide Arme um den Gatten und fragte: »nun, Edmund, wohin führſt Du mich?«

Er war ſichtlich verlegen. Ich verlange viel, aber Rückſichten, die Du kennſt, beſtimmen mich, Dich zu bitten, mit mir zu Fancy Werdenfels zu fahren.«

„Zu Fanny Werdenfels,“ rief Hertha wie erstarrt. „Ach Edmund, verlange nicht das Unmögliche von mir; was würde mein Vater, die ganze Stadt, mein eigen Gewissen sagen?“

„Ist Dein Gewissen stärker, als Deine Liebe, Hertha?“ entgegnete Falkenberg düster. „Bedenke den Einfluß, den die Werdenfels ausübt, die Carrière, die ich noch zu machen habe, bedenke besonders, daß die weichen Herzen nicht urtheilen, sondern glauben. Du wirst nicht annehmen wollen, daß ich etwas positiv Unrechtes von Dir verlangen werde!“

„Was Du verlangst, ist Unrecht,“ sagte sie mit mühsam verhaltenen Thränen. Ihr Gesicht ward weiß wie ihr Spitzenkleid, ihre Gestalt war zusammengesunken, die Wimper senkte sich so tief, daß sich die Augen wie geschlossen zeigten. Sie wollte sich setzen, Falkenberg hielt sie in seinen Armen.

„Siehst Du, daß Du zürnst?“ sagte er traurig. „Hast Du denn vergessen, was ich vorhin

von meinem Schickſal ſagte? Willſt Du nicht der Sühnengel meines Lebens ſein?«

Augenblicklich war Hertha verwandelt, ſie ſtrahlte. »O, Edmund,« rief ſie, »das will ich; aber eben deswegen gehe ich nicht zur Werdenfels; ich kann nicht, darf nicht!« —

»Nun, ſo gehe ich allein,« ſagte er trotzig und wie außer ſich.

Sie hielt ſich beide Hände vor die Augen. »Edmund,« rief ſie, »zürne nicht, vergieb, vergieb . . .« aber er war ſchon im Vorzimmer und ehe ſie ihm nacheilen konnte, hörte ſie den Wagen fortfahren.

Sie ließ ſich langſam ausziehen. Die Kammerfrau, die ſonſt ſehr geſchwätzig war, ſprach kein Wort, ſondern ſah nur ängſtlich von der Seite auf die Gebieterin, die mühſam mit Thränen kämpfte. Als Hertha das Nachthäubchen aufhatte und der matte Schimmer der Lampe ihr nichts als tiefe Einſamkeit zeigte, warf ſie ſich lautweinend in ihre Kiſſen. Er, er hatte Unrecht gegen ſie, er hatte

ſie hart behandelt, und das an welchem Tage! Sie weinte lange, lange, ſie wußte nicht, ob ſie über ihn, über ſich weine, es war ihr zum erſtenmal, als habe ſie das hohe, unermeßliche Glück, das ſie geträumt hatte, nicht gefunden; ihr Jubellied war zum Weheruf geworden. Nach einer Weile ward ſie ruhiger, ſie verfiel in einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Traum; die Vorfälle des Tages zogen noch einmal vorüber. Es ſchien ihr, als träte ſie bei Abraham ein; ſie ſah das ſpähende, unſichere Auge, das die Wimper verloren hatte, die ſcharfgezeichnete Naſe, die ſchmalen, lächelnden Lippen. Das kalte, dunkle Gemach mit den hoch in der Mauer angebrachten Fenſtern hatte ihr Abraham in ſeinem ſchwarzſeidenen Ueberrock im Lehnſtuhl gezeigt. Dann ſah ſie ſich halb träumend mit ihrem Geldſchatz in der Hand durch die Straßen eilen. Wie war ihr denn? Begegnete ihr nicht Oscar von Truchſal, derſelbe, der ihrer Trauung mit ſo großem Schmerze beigewohnt hatte? — Er hatte im Mondlicht geſtanden, ſie im Schatten.

Ob er ſie wohl erkannt hatte? Sie ſeufzte unwillkürlich. Oscar hatte ſie geliebt, als ſie noch Kind war, er war weit fortgezogen und liebte ſie dennoch. Sie war ihm überall, ſelbſt in Italien, als das ſchönſte Bild erſchienen, gläubig vertrauend hatte er ſich zu ihr zurück in die Heimath gewandt. Aber da war Falkenberg gekommen, der Hertha ſo umſponnen hatte, daß Oscar weit, weit in den Hintergrund trat. Er hatte lernen müſſen, die Zuckung, die die Wunde verurſacht, in ſich zu verbergen. Nicht ein Wort, nicht eine Klage, nicht ein Zittern! Seine Seele wölbte ſich zum Sarg, in den er ſorgfältig irdiſches Weh vergrub. War's ein gut Gewiſſen, war's Stolz, was ihn ſo ſtark machte?

4.

Verſetzen wir uns in einen der ſchönſten Punkte der Schweiz. In den erſten Märztagen, im Augenblick, wo die Sonne ſchon mit Liebkoſungen den Schnee von der Ebene küßt, ſtand ein junger, eben den Studien entſchlüpfter Mann auf der Freyburger Drathbrücke und ſah in die Fluthen der Saane, die ſich hier tobend tief im Thale vorwärts wühlt. Links auf der Höhe gelegen erſchien die Stadt und das Jeſuitenſtift; rechts vertieſte ſich das Auge in die Gipfel der Schweizerberge. Unzählige Funken glitzerten und ſchillerten in dem ſchäumenden Saanewaſſer, das die kühle Morgenluft nach Süden jagte. Hier und da tauchten kleine Inſeln hervor, die Schneemaſſen auf den Bergen zogen ſich wie ein lichter Streif am Horizonte hin; näher heran ſchoſſen die kleinen Thürmchen der alten Kirche in

die lichtblaue Luft und vermählten ſich mit den phantaſtiſch aufgehäuften Wolken.

Noch immer ſtand der junge Mann mit verſchränkten Armen auf der Brücke. Bald ſah er ſehnſüchtig nach der Straße hinauf, und ſein Blick ſtreifte dabei die im Zähringer Hof kunſtreich angelegte Terraſſe; bald wandte er ſich und ſchien in den coloſſalen Contouren der Berge Erholung zu ſuchen. Jetzt zuckte er zuſammen: eine Amazone im dunkeln Reitanzug, mit einem ſchwarzen Filzhut, unter dem heraus eine Fülle langer Locken quoll, zeigte ſich zuerſt in der Ferne, dann näher. Sie ritt ein engliſches Racepferd, das ungeduldig in's Freie zu kommen mit gewaltigem und doch leichtem Fußtritt das Steinpflaſter berührte; ihr voran ſprang ein ſpaniſcher Windhund, ihr nach folgte ein Reitknecht. Als ſie auf der Brücke war und die volle Morgenſonne ihre goldenen Strahlen über ſie goß, hob ſie den Kopf und glitt mit dem blitzenden Auge an dem Harrenden vorüber. Purpurröthe bedeckte wie im Nu das Antlitz, ſie

machte eine raſche, faſt ungeduldige Bewegung, ließ wie im Traum die Reitgerte fallen und hielt dann, um dem Reitknecht Zeit zu gönnen, vom Pferde herabzuſpringen. Aber ehe dieſer aus dem Sattel war, hatte der junge Mann die Peitſche ergriffen und reichte ſie der Amazone hin. Sie dankte ſchweigend, mit einer Miene, die halb Erſtaunen, halb Trotz ausdrückte, dann trieb ſie das Pferd an, das zu ſteigen verſuchte und dicht an Falkenberg herandrängte. Wie der Blitz war er in die Zügel gefallen, aber ſchon rief ſie mit einem durchaus engliſchen Accent: »voulez vous bien lâcher mon cheval!« Er ließ dennoch das unruhige Thier nicht, er ſtreichelte es über die Mähnen, er ſah bittend zu ihr hinauf. »Mais, Monsieur, cela ne se fait pas,« rief ſie wiederum mit einer komiſch ernſten Pantomime, indem ſie die Reitgerte hob. Vor dieſer Bewegung und vor dieſem Tone erbebte der junge Mann, er ſtotterte einige Worte, und dahin flog ſie, als wolle ſie in der Luft zerſtieben.

Edmund von Falkenberg war durch Zufall, da er ſeine Eltern früh verlor und nur von einem Vormund abhing, auf einer Reiſe durch die Schweiz nach Freyburg gekommen und war dort länger, als er wollte, geblieben. Der junge Mann hatte ſich in der Jeſuitenatmoſphäre, in der man ſtatt Grundſätze Gift und ſtatt Gift Grundſätze hat, um ſo mehr behagt, als er alsbald ein inniges Freundſchafts-bündniß mit einem der Lehrer des Stifts geſchloſſen und durch dieſen in Kreiſe geführt wurde, die ſeiner Phantaſie ſo verführeriſch erſchienen, weil ſie ſeinem Hochmuth ſchmeichelten. Im Jeſuitenſtift zu Freyburg, auf jener Bergſpitze, die den Kloſter-bau in die Wolken hebt, wird am zarten Jünglings-herzen ſo lange gehämmert, bis die Form äußerlich glänzend, innerlich hohl iſt. Das Scheinweſen theilt ſich den Lebensorganen, wie der Schmelz der Höflichkeit den Sitten mit. Sie iſt die Maske, un-ter der ſich die Zwecke verbergen, die Kraft, die in's Geheime ohne Lärm und ohne Aufſehen kämpft. Gleich Barken werden hier die Jünglinge von den

Lehrern an's Schlepptau genommen, aber wohin sie geführt, was sie auf dem Meere beginnen sollen, erfahren sie erst, wenn der Bohrwurm sie leck gemacht hat.

Jesuit sein, heißt einen Theaterkönig vorstellen, heißt sich zu jeder Rolle erniedrigen oder erhöhen, heißt sich vermummen, sich auslöschen und verschwinden, heißt Antwort haben auf Alles, heißt berechnen, heißt voraussehen, heißt tausend Formen annehmen und immer Recht behalten. Von Jesuiten umgeben sein, heißt in das subtile Gespinnst der Welt seine Fäden schlingen, heißt Zwecke haben, Mittel erfinden, heißt Gott im Munde und Lucifer im Herzen haben, heißt nicht mehr wissen, was gut oder schlecht, was Recht oder Unrecht ist, heißt Egoist sein, aber Egoist mit lieblich verführerischen Farben, mit lächelndem Munde, mit feiner bezaubernder Dialektik.

Falkenberg sog in Freyburg hastig jede Lehre, jeden Grundsatz ein: er war wie die dürstende Erde, die trübes Wasser und krystallreine Bäche verschlingt.

Bald auf den Punkt gekommen, wo er an einem ungeheuern Ehrgeiz und an einer Alles niedertretenden Unersättlichkeit erkrankte, wo er Kunst und Wissenschaft, diese duftenden Blüthen, als Mittel erblickte, die Krebsschäden der Gesellschaft wohl aufzuhalten, nicht sie zu heilen, fragte er sich, wohin eine aussergewöhnliche Entwickelung führe, wenn nicht zu der Höhe, wo er König des Gedankens sein würde. In seinem Herzen schied er die Menschen in zwei Theile, in herrschende und in dienende Geister. Der dienenden seien zahllose, sagte er sich, der geistigfreien — wenige. Die Ersteren kamen ihm wie auf Pferdeskeletten reitend mit Larven bedeckt vor, die Zweiten erschienen ihm in der Verklärung mit glänzenden Sternen an der Stirne. Früh personificirte Falkenberg in seinem Egoismus und seinem Unglauben: den Misbrauch des Gedankens. Seine ungewöhnlichen Anlagen, entwickelt durch tiefes Studium und durch fieberhafte Träume, überlieferten ihn den Eindrücken und mithin auch den Irrthümern des Lebens. Statt

ſich gewiſſen Wahrheiten hinzugeben, ſtatt ſich an's Kreuz des Glaubens mit jener Harmloſigkeit zu ſchlagen, die der Gottmenſch uns lehrt, ſtatt ſich der Liebe und Aufrichtigkeit zu weihen, ſtürzte er ſich in den Strom der Complicationen. Wiſſen ſchien ihm Können; Schauen war ihm Leben, aber das nicht Anderer, ſondern ſeinetwegen. Sich ſetzte er in den Mittelpunkt; ihm ſollte die Welt dienen. Mit dieſen Gedanken ſah er ſich um nach einem Staatsdienſt, wo er von allen jeſuitiſchen Lehren die am ſchnellſten in's Leben treten laſſen könnte, die Einfluß auf das Oberhaupt des Staates gewinnt. Thatenluſtig ſah er ſich umher, ſehnſüchtig blickte er aus dem Stübchen ſeines jeſuitiſchen Freundes, wo Pläne geſchmiedet und wieder verworfen wurden, über die Berge hinüber nach einer Zukunft, die noch keinen Körper angenommen, aber die wie Feuer ihm im Kopfe brannte.

Gerade zu der Zeit, wo Falkenberg in Freyburg träumte und brütete, hatte ſich eine Engländerin

mit ihrer Tochter daſelbſt niedergelaſſen. Die Mutter war kränklich und verließ ſelten das Haus; die Tochter ſah man alltäglich früh Morgens, nur von einem Reitknecht begleitet, über die Drathbrücke der Berner Hauptſtraße zureiten. Ihre Schönheit war nicht ſowohl durch die Formen, die vielleicht zu zart waren, als durch eine Phyſiognomie bedingt, deren anſcheinende Ruhe eine große Seelentiefe verrieth. Der Blick, von langen Wimpern beſchattet, zeigte eine faſt fieberhafte Lebhaftigkeit; ſie hob ihn meiſt langſam und ſah dann wie aus einer andern Welt in dieſe hinein. Wie alle Frauen, die ſehr ſtarkes Haar haben, war ſie blaß, aber vollkommen weiß. War ſie zu Pferde in dem enganſchließenden Anzuge ſchon reizend, zeichneten ſich ihre Contouren in der Bläue der Luft auf eigenthümlich zarte Weiſe, wie viel ſchöner war Arabella Smithſon, wenn ſie andächtig der Kirche mit niedergeſchlagenen Augen im einfachſten Gewande zueilte. Sie ging täglich in die Kirche, die dem heil. Nicolaus geweiht iſt, wohnte der

Meſſe bei, oder betete, wenn auch keine Meſſe war. Zuweilen auch ſchlüpfte ſie den bedeckten Gang, der in die Jeſuitenkirche führt, hinauf und hielt Zwiegeſpräche mit dem allgemein gefeierten, von aller Welt heimgeſuchten Bruder Anſelmus, Falkenberg's Freund und Lehrer, zu dem ſie großes Vertrauen hatte. Die Mutter, die früh ihren Mann verlor, litt an einem unheilbaren Uebel, das Arabella in ſeiner Tödtlichkeit erkannte und, von Liebe und Furcht getrieben, durch öfteres Kirchengehen und durch Hinneigen zu dem Katholicismus zu beſchwichtigen hoffte. Ach, ſie glaubte, Gott würde ein Einſehen thun und ſie vor dem Verlaſſenſein ſchützen! Wie feurig gelobte ſie, die durch den Puſeyismus ſchon erhitzte Proteſtantin, Bekehrung, mit welchem Eifer drang ſie in die katholiſche Lehre, wie demüthig bot ſie ſich und ihr Leben als Pfand dar, wenn Gebet und Kirche ihr die Mutter erhalten wollten. Ganz entflammt von dem Gedanken, war ſie in der den Engländerinnen eigenen Selbſtſtändigkeit bald ſo weit gegangen, der immer mehr

kränkelnden Mutter ein tiefes Geheimniß aus ihrer geiſtigen Richtung zu machen, ſich aber immer mehr und mehr in das gefährliche Element der Excentricität zu tauchen, wo die Gefühle ſo erhaben werden, daß die Wirklichkeit vor ihnen erblaßt. Dieſe myſtiſchen Schmerzen, die Schmerzen des Kloſters, die in der ſchweigſamen Zelle entſtehen und ſterben, dieſe grandioſen Entſagungen, dieſe dornigten Kaſteiungen, alle dieſe großen, aber vom Hauche des Fanatismus herbeigeführten Thaten umloderten Arabella wie züngelnde Flammen. Ihr Drang, ſich darzubringen, war ſo unwiderſtehlich, daß ſie von ihm, wie von einem umnebelnden Dufte eingehüllt war. Statt Mißtrauen gegen den Bruder Anſelmus zu haben, ſtatt ſtille zu ſtehen und ſich zu fragen: aber das, was er ſagt, iſt's auch wahr, gründet ſich dies nicht auf Gewinnſucht, jenes ſich nicht auf Irrthum? warf ſie ſich immer heftiger in den Glauben: durch ihren Uebergang zur katholiſchen Kirche die Mutter von einem gefürchteten Tode loszukaufen. Auf Alles ſtreuete ſie gött-

liche Funken, über Alles wußte ſie Gedanken ohne Maß auszuſtrömen.

Angeregt durch den Bruder Anſelmus, der Falkenberg viel von Arabella Smithſon erzählte, wollte dieſer das ſeltſame Mädchen ſelbſt kennen lernen, aber ſo ſehr er ſich bemühte, immer entſchlüpfte ihm die Gelegenheit. Auf der Drathbrücke im Augenblicke, wo das Pferd ſtieg, glaubte er gewiß zum Ziel zu gelangen; die Worte, die faſt drohend ſein Ohr trafen: cela ne so fait pas, Monsieur! hallten lange in ihm wider. Noch immer ſah er Arabella mit dem ſtrengen Geſichte, mit den ſchwarzen Augenbrauen, mit der edlen Stirne, dem ſeidenen Haar und dem großen dunkelſtrahlenden Auge die Reitgerte heben, ſie war ihm wie eine Königin erſchienen, die gewohnt iſt, mit Sklaven zu verkehren. Er ging nun täglich vor ihren Fenſtern vorüber; ſaß ſie hinter dem halbaufgezogenen Rouleau, ſo war er gewiß, daß es, indem er den Blick hob, ſchnell niedergelaſſen ward; ſtand ſie auf dem Balkon und ſah über die Lehne

hinüber auf die Straße, ſo erlebte Falkenberg, daß ſie ſich trotzig bei ſeinem Anblick umwandte. Dieſer neckiſche Widerſtand unterhielt ihn zuerſt, reizte ihn nachher. Er ließ durch den Bruder Anſelmus fragen, ob er die Mutter beſuchen dürfe, die Antwort lautete ungünſtig.

»Miſtriß Smithſon empfängt Niemand,« ſagte der Bruder Anſelmus.

Eine Weile ward Falkenberg von ſeinem Vorhaben durch die Nähe des jungen Erbprinzen von C***, der mit ſeinem Begleiter, dem Baron Oscar von Truchſal, im Jeſuitenſtift zu Freyburg verweilte, abgezogen. Es that ſich hier ihm auf einmal eine Zukunft auf, wie er ſie geträumt hatte, er konnte hoffen, eine Rolle zu ſpielen, einen Staatsdienſt zu gewinnen, ſich aus dem Chaos des Ungeordnetſeins in das Licht der Thätigkeit zu drängen. Er ließ nichts unverſucht, ſich dem Erbprinzen bemerklich zu machen, aber auch hier trat ihm ein Widerſtand in Geſtalt Oscar's entgegen. Hatte am Morgen der Bruder Anſelmus dem Erbprinzen

von Falkenberg's geiſtiger Befähigung geſprochen, ſo ſäete Abends Oscar mit Gründen aller Art Zweifel in die noch ſchwankende Meinung. Indeß dauerte dieſer Kampf nicht lange; ein an ſich unbedeutender Vorfall entſchied in der Neigung des Erbprinzen für Falkenberg.

Es iſt in Freyburg Sitte, daß man Sonntags in's Grüne zieht und an irgend einem öffentlichen Orte entweder trinkt oder tanzt. Auch die Zöglinge des Jeſuitenſtifts nehmen zuweilen Theil an ſolchen Feſtlichkeiten, ob ihnen auch, um weiteren Exceſſen vorzubeugen, kein Geld gereicht wird. Statt deſſen erhalten ſie eine Art Zahlpfennige, die im Innern des Stiftes geprägt und dort ausgegeben, das Geld erſetzen, indem in der Anſtalt ſelbſt mit ihnen alle nur denkbaren Artikel gekauft werden können, während ſie außerhalb derſelben aber nicht gangbar ſind. Die Jeſuiten haben dadurch eine Gewalt und eine Controle mehr über ihre Zöglinge. Natürlich, daß ſich auch der Erbprinz dieſem Geſetz hatte unterwerfen müſſen. An einem der Sonn-

tage nun war halb Freyburg hinaus auf die grünenden Berge gezogen; man hatte Zelte aufgeſchlagen, bunte Flaggen wehten in den Lüften: zwiſchen dem Geläute der Heerden tönte die fröhliche Tanzmuſik auf der Wieſe; man drängte ſich ſchaarenweiſe, hier die Bauern, dort die Bürger tanzen zu ſehen. In einem dichtgedrängten Haufen ſtand eine Harfenſpielerin und erregte Erſtaunen durch ihren Geſang und durch ihre Schönheit. Sie war phantaſtiſch gekleidet und erinnerte an jene moskowitiſchen Zigeuner, die vor einigen Jahren Europa durchzogen und bald Sympathie durch ſchmachtende Töne oder Antipathie durch bachantiſche Tänze erregten. Um s Haar hatte ſie einen dunkelrothen Turban geſchlungen, das Mieder, vorne mit Ketten geſchnürt, war vom grellſten Gelb, der Rock ganz kurz, zeigte außergewöhnlich kleine Füße. Sie ſtand wie in Verzückung verloren und ſang in fremder Weiſe und fremder Sprache. Auf einmal fiel des wunderbaren Mädchens Blick auf den Erbprinzen, der an den Arm Falkenberg's

gelehnt zuhörte. Sie hielt inne, übergab raſch die Harfe ihrem Begleiter und lief durch die Menge hindurch auf den Prinzen zu.

»Soll ich Euer Durchlaucht wahrſagen?« rief ſie, indem ſie auf eine etwas theatraliſche Weiſe das Knie beugte. — Aller Augen richteten ſich auf den Prinzen, er war ſo jung und unerfahren, daß er hoch erröthend ſie abwehrte und ganz leiſe antwortete: »Ein andermal, ein andermal!« Er ſuchte dabei in den Taſchen und zog einen Beutel heraus, den er im Begriff war, der Harfenſpielerin in das dargereichte Metalltellerchen zu ſchütten, als er mit Schrecken die ungangbare jeſuitiſche Münze gewahrte. Man beobachtete die Scene. Die Zuſchauer ſchickten ſich ſchon, da ſie die Lage der Jeſuitenzöglinge kannten, zum Lachen an. Der Erbprinz biß ſich vor Schaam und Zorn die Lippen. Falkenberg war ſeinen Bewegungen gefolgt, hatte vorausgeſehen und errathen; raſch war ſein Beutel geöffnet, und ehe die neugierigen auf ſie gerichteten Blicke nur erkennen konnten, wer der Spendende

gewesen war, lagen mehrere Silberstücke in der Harfenistin Händen. Sie dankte, indem sie nach orientalischer Weise die weiße Hand an die Stirne und auf das Herz legte, dann rief sie: »Euer Durchlaucht Glück ist um so sicherer, da ich neben dem fürstlichen Stern zwei Augen schimmern sehe, die die treuesten Trabanten sind, die je den Jupiter begleiteten.«

Schalkhaft verbeugte sie sich gegen Falkenberg, und als dieser mit einem Scherz antworten wollte, zog ihn der Erbprinz behende aus der gaffenden Masse auf einen Rasenplatz und sagte hastig: »Sie haben mir da einen capitalen Dienst erwiesen, lieber Falkenberg. Was hätte ich ohne Sie dem Mädchen gegenüber mit meinen Rechenpfennigen angefangen; es war eine desperate Situation! Aber woher kannte mich die Harfenistin und wie kam sie darauf, Sie einen Trabanten zu nennen?«

»Daß das Mädchen wußte, wer Euer Durchlaucht sind, ist wohl nicht zu verwundern, da der wahre Adel auf dieser Stirne thront, und was den

Trabanten und meine Augen betrifft, ſo möchten ſie allerdings in Ergebenheit den künftigen Jupiter umleuchten!«

War's jugendliche Eitelkeit, war's wirklicher Aberglaube, der Erbprinz mußte noch oft dieſer ſeltſamen Scene gedenken. Er brachte ſie in Zuſammenhang mit einem Traum, den er gehabt, und da Oscar viel kälter als Falkenberg und daher auch wenig demonſtrativ war, ſo zog er ſehr bald den letztern erſterm vor. Falkenberg jubelte, der Boden brannte unter ſeinen Füßen, ſchon ſah er ſich am C***'ſchen Hofe, ſchon entwarf er einen Lebensplan, machte ſich im Geiſte dem Erbprinzen unentbehrlich, ſtieg von Würde zu Würde und verwechſelte, wie alle ehrgeizigen Gemüther, das Mögliche mit dem Wahrſcheinlichen. Indeß war der Aufenthalt des Erbprinzen in Frenburg erſt in einigen Monaten zu Ende, erſt in einigen Monaten konnte Falkenberg hoffen, jenes Terrain zu betreten, das ihm ein anderes, ſeine Kräfte anſpornendes Leben verhieß. Oft ſprach er darüber mit dem

Bruder Anſelmus, der ihm dann wohl zu ſagen pflegte: die menſchliche Natur iſt voll Schwächen; heftige Leidenſchaften regen ſich überall. Nur zwei unter ihnen ſind der Achtung werth, die erſte iſt die Liebe zu Gott, die allerdings erſt dann mächtig wirkt, wenn ſie, mit den Formen der Religion bekleidet, ſich zum Zweck des Lebens aufwirft, und die zweite iſt die Liebe zum Volk. Die Fürſten müſſen einſehen lernen, daß ſie des Volkes wegen, nicht aber die Völker ihretwegen da ſind. Eingefleiſchte Adlige, die den höchſten Werth auf die Geburt und den niedrigſten auf die Ariſtokratie des Geiſtes ſetzen, können nur nachtheilig wirken. Wenn aber Männer wie Sie, die die Mittelſtraße zwiſchen Adel und Bürger bilden, die alle Kreiſe kennen und das Drückende der Armuth mit dem Wohlgefühl des ſich Losringens verbinden, die Zügel des Staats ergreifen, ſo kann daraus nur das Beſte hervorgehen.

Und als Falkenberg mit lodernden Blicken fragte: »Wie ſoll ich mir eine ſolche farb- und einflußreiche

Zukunft ſchaffen?« ſo antwortete Anſelmus: »Zuerſt gewinnen Sie den Erbprinzen und dienen Sie ſeinen Zwecken. Werden Sie anſcheinend ſein Geſchöpf, geben Sie ſich für einen willenloſen, ganz ihm anheimgefallenen Menſchen aus, dann aber, wenn dieſe Ueberzeugung Wurzel gefaßt, wenn er nach Fürſtenweiſe ſich über Alles ſetzt, dann treten Sie leiſe, leiſe aus ſeinen Kreiſen und ziehen ihn hinüber in die Ihrigen. Magnetiſiren Sie ſeine Gedanken, werfen Sie ſich als Beherrſcher ſeiner Handlungen auf. Es kommt in der Welt nicht auf Grundſätze oder Charakter, es kommt auf Zwecke an; ſie ſind es, die ſelbſt bedenklichen Mitteln den Freibrief ertheilen, und welcher Zweck iſt erhabener, als der der Religion, die in ihrem Gewande wiederum die Liebe zu unſern unterdrückten Mitmenſchen birgt!«

Hatte der Bruder Anſelmus alſo in Falkenberg's Gehirn die Begriffe des Rechts und des Unrechts durch einander geworfen, hatte er dieſer Sache die Färbung des Erhabenen und jener den

Anſtrich des Verwerflichen gegeben, ſo ſprach er ihm dann auch von Arabella, von dem Feuergeiſt, der in ihr wohne, von ihrem Durſt nach Glauben und Wiſſen, von dieſer chamäleontiſchen Natur, die bald wie der Gletſcher, ſelbſt von der heißeſten Sonne, nicht geſchmolzen wird, und bald wie ein raſender Bergſtrom ſich eigene Wege bahnt.

»Sie kommt mir wie eine Somnambüle vor, die wunderbare Dinge in dem halb wachen, halb traumartigen Zuſtand thut. Sie verſchmäht alles Gewöhnliche, liebt den Luxus, was bei ihrer Jugend verzeihlich iſt, liebt das Schöne, die ſchönen Pferde, die ſchönen Gegenden, die ſchönen Hunde, die ſchönen Blumen ..... vertrauen Sie nur, Falkenberg!«

»Ich?« antwortete dieſer. »Wo hat ſie mich denn geſehen?«

»Auf der Drathbrücke und wenn Sie an ihrem Hauſe vorübergehen und ſie auf dem Balkon iſt!«

»Sie hat mich alſo doch bemerkt,« dachte Falkenberg und ging nun wieder langſam vor dem

Smithſon'ſchen Hauſe vorbei. Arabella ſaß am Fenſter; weil ſie Falkenberg mehrere Wochen nicht hatte vorüber gehen ſehen, empfand ſie eine ſo reine Freude, daß darüber das Rouleau nicht niedergelaſſen ward, ja! es war ihm, als flöge ein holdſeliges Lächeln über das blaſſe Geſicht. Das ermuthigte ihn ſo, daß er ſie nun durchaus nicht allein ſehen, ſondern auch ſprechen wollte. Am andern Morgen ſtand er am Eingang in die St. Nicolaus-Kathedrale, im Augenblick, als Arabella die Stufen hinaufſchritt. Ihr Geſicht drückte Trauer aus; er zog den Hut ſo tief als möglich und grüßte, wie man Königinnen begrüßt. Sie beugte ſich ein bischen vor, ſah ihn ganz feſt an und ging in die Kirche. Dort betete ſie lange, lange nachdem die Orgelklänge verhallt und die Kirche leer geworden war. Falkenberg ſtand hinter einem Pfeiler, er ſah dies ſchwärmeriſche Auge, das ſich zu einem Gnadenbild hinauf hob und dann thränenſchwer niederſank, er ſah dieſe ganze Geſtalt in faltenreichem Gewande, wie ſie der Andacht und der Bitte

dahingegeben war. Sie glaubte sich allein: gleichsam als habe sie diesen Augenblick ersehnt, um sich ihrem Gefühl zu überlassen, fing sie an zu weinen, aber so weich, so unendlich weich an zu weinen, daß auch Falkenberg's Blick feucht davon ward.

Wie sie aufstand und aus der Kirche trat, hatte er demüthig die Thüre ergriffen und sie für sie geöffnet. Mit dem verweinten Gesicht im Einklang, sagte sie: »Ich danke Ihnen, o, ich danke sehr — «

Die Stimme war eben so sanft, als die Worte auf der Drathbrücke drohend und kalt gewesen waren. Falkenberg wagte mit wahrer Herzensbeklemmung wie auf eine Frage zu antworten:

»Sie sind betrübt!«

»Der Mutter wegen,« sagte sie und schlug den Schleier nieder.

»Wer sie lieben und es ihr sagen dürfte!« dachte er seufzend.

Er wurde ganz träumerisch, Wünsche kamen und gingen, Hoffnungen standen auf und starben. Erbprinz, Zukunft und Anselmus schwanden vor

Arabellen, die er nicht ſah, der er aber immer zu begegnen hoffte, die ſich ihm aufdrängte im Traume, die ihn anblickte mit dem großen Auge und ihm ſagte: »ich danke Ihnen, o, ich danke ſehr.«

War's ihm zu eng in der Bruſt, ging er hinaus in's Freie. Dieſe himmelhohen Platanen, dieſes Moos, das die Stämme bedeckte, dieſe Waldblumen, die farblos und doch voll Duft verborgene Schmerzen vorſtellen, die waren ſeine Vertrauten, vor ihnen weinte er, vor ihnen ſprach er von Arabellen. »Biſt Du's,« rief er einmal ſo laut, daß er vor ſeiner eigenen Stimme erſchrak, »kommſt Du, mich zu tröſten, haſt Du Mitleid mit mir?« —

Todtenſtille herrſchte, er horchte. Auf einmal rauſchte es ganz leiſe; der Mond hatte ſich erhoben und ſtand wie eine Wolke in der Mitte des flammenden Abendroths. Falkenberg richtete ſich in die Höhe, er blickte um ſich, er hielt den Athem an, als er plötzlich Arabella gewahrte, die mit dem Bruder Anſelmus den Rückweg nach der Stadt

einſchlug. Zehn Schritte von Falkenberg blieben ſie im eifrigen Geſpräche ſtehen.

»Sie glauben alſo, daß ich meine Mutter durch den Uebergang zur katholiſchen Kirche retten kann?« fragte Arabella's Stimme.

»Ich glaube, daß Gott außergewöhnliche Thaten ſegnet; in der Hinſicht geſchehen noch täglich Wunder.«

»Bruder Anſelmus,« antwortete ſie mit Heftigkeit und lehnte ſich dabei an einen Baum, der nicht zwei Schritte von Falkenberg entfernt war, indem der Luftzug kleine Blätterſchatten über ihr himmliſch blaſſes Geſicht trieb. »Bruder Anſelmus, ich bin vielleicht nicht ſo tugendhaft, als Sie glauben. Wenn Gott mir meine Mutter nicht erhält, wenn ſie wirklich ſtirbt, . . . ich wüßte nicht, was aus mir würde. Ich habe mit einem großen Stolze zu kämpfen, ich fürchte weder die öffentliche Meinung, noch verachte ich ſie, aber nach England kann ich, wenn ich katholiſch werde, nicht zurückkehren. Ich verabſcheue jeden Zwang, auch den in

der Religion: es giebt Tage, wo meiner Mutter Tod mir unausbleibbar ſcheint, dann liebe ich Gott nicht, ich haſſe ihn.«

»Fräulein Arabella,« antwortete Anſelmus drohend, »was Sie da ſagen, iſt ſchrecklich, Sie ſprechen im Fieber. Wenn Ihre Mutter ſtirbt, ſo werden Sie in dieſem Tode einen Wink mehr finden, in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zu flüchten. Ueberdem werden Sie ſich verheirathen . . . .«

»Nie,« ſagte ſie, »oder nur dann, wenn ich liebe. Ich kenne das Gefühl nicht; aber ich weiß, was es heißt, ſich ſelbſt vertreten. Zwiſchen der Tyrannei eines Mannes und der Gewalt eines Prieſters liegt ein Drittes.«

»Was denn?« fragte der Bruder Anſelmus äußerſt nüchtern.

Arabella ſchwieg, aber es blitzte ein kleiner ſehr zierlich gearbeiteter Dolch in ihren Händen.

»Sie ſind voller Romanideen,« ſagte der Geiſtliche unwillig, und verfolgte mit ihr den Weg zur

Brücke. Falkenberg war aufgesprungen, seine Bewegung war außerordentlich. Nie war ihm Arabella zauberhafter als mit dem Dolch in der Hand im aufgehenden Mondlicht vorgekommen, er wollte sie gewinnen, gleichviel wodurch. Er blieb den ganzen Abend vor Arabella's Hause; er lauschte jeder Bewegung; Lichter flackerten im Balkonzimmer, zuweilen glitt ein Schatten an der Zimmerwand hin. Gegen Morgen that sich die Hausthür auf, ein gallonirter Bedienter stürzte an Falkenberg vorüber. »Ach, Herr von Falkenberg, sind Sie's,« rief eine Stimme vom Balkon herab; »o, bitte, bitte schnell den Arzt, holen Sie den Arzt« .... Kaum waren die Worte gesprochen, so war auch Arabella wieder verschwunden, aber wie eilte Falkenberg die Straße hinab dem Bedienten nach, wie glücklich pries er sich, den Arzt zu finden, wie trieb er diesen unbarmherzig aus dem süßen Morgenschlummer in die Kleider. Er blieb dann wieder vor dem Hause und wartete, bis der Bediente mit dem Recept in die Apotheke lief.

»Wie geht's?« fragte er ängſtlich. »Schlecht, ſehr ſchlecht,« war die Antwort. »Miß Arabella iſt außer ſich, ſie will mit ihrer Mutter ſterben.«

Falkenberg eilte zum Bruder Anſelmus, er ſandte dieſen zu Arabellen. Der Tag und die Nacht vergingen in ſchmerzlicher Unruhe. Am zweiten Morgen war Arabella's Mutter geſtorben.

Als Falkenberg drei Wochen nach der feierlichen Beſtattung ſich bei der Verwaiſten melden ließ, ward er angenommen. Sie ſaß in tiefe Trauerkleider gehüllt an einem Tiſchchen und zeichnete das Bild ihrer Mutter. Sie ſtand nicht auf, ſie machte nur mit der Hand eine Bewegung und deutete auf einen ihr gegenüberſtehenden Stuhl, der Schmerz verſagte ihr die Worte. Falkenberg fand ſie verändert, faſt war die erſte Jugendblüthe aus dem Geſichte gewichen, denn dieſe, wie der Hauch auf der Traube, ſchwindet vor der geringſten Berührung. Aber es lag in dieſer Hinfälligkeit ein unendlicher Zauber; ihr Blick war tiefer aber durchdringlicher, das Auge weniger ſtolz aber ſchwer-

müthiger, der Mund beweglicher, aber das Lächeln zarter geworden. Als ſie mit Falkenberg zu reden anfing, ſchien es ihm, als ſähe er in ihr zwei Weſen, das ehemalige und das jetzige, aber ſtatt weniger ſchön, war ſie harmoniſcher, ideeller geworden. Die Schönheit iſt wie ein Tempel, in dem Gleichgültige nur den äußern Pomp ſehen, man muß ſich in das Kunſtwerk zu vertiefen wiſſen, um den unſichtbaren Gedanken des Erbauers zu errathen.

Falkenberg kam nun öfter und immer öfter: er zeichnete mit ihr, er las ihr vor, er athmete zum erſtenmal in einer weiblichen Umgebung, er fühlte zum erſtenmal, daß, wo die Berechnung aufhört, die Liebe anfängt. Eine heftige Leidenſchaft hatte ihn augenblicklich von ſeinen Zukunftsplänen entfernt; er fehlte gleichſam ohne Bewußtſein, die That von geſtern wurde mit einer That von heute zugedeckt. Er gab darin in nichts der übrigen Jugend nach; iſt dieſe ſchuldig, ohne haſſenswerth zu ſein, zeigt ſie Bizarrerie, ohne an-

zustoßen, wird sie von Menschen beklagt, die am meisten über sie klagen könnten, wie sollte sie nicht glauben, daß eine schöne Gestalt und ein gewandter Ausdruck Haupteigenschaften sind, die zu Privilegien aller Art, namentlich aber zum Mißbrauch verhelfen.

Falkenberg liebte Arabella, oder vielmehr er ließ sich den Strom hinabgleiten. Erst als er mehr erhalten hatte, als er wollte, als die Genußsucht im Arme der Befriedigung schlief, als die Blume entblättert und die Leidenschaft todt war, trat er in sein Zimmer, schlug sich vor die Stirne und rief: »Wenn sie mich nur nicht wirklich liebt!«

Also erst, nachdem das Opfer gefallen war, dachte er an Arabella's Herz. Er bereuete, aber es war nicht mehr Zeit zum Bereuen, er mußte die Folgen tragen. Er ließ sich mithin lieben, lieben wie eine Arabella lieben kann: er war sogar gerührt über ihre Verzweiflung, er glaubte sogar, daß es Pflicht sei, den Abgrund, den er zu graben angefangen hatte, immer tiefer zu höhlen, daß

Arabella heroiſch ihm ihren Ruf aufopferte, beläſtigte ihn zuerſt, mißfiel ihm nachher. Wenn ſich eine Fürſtin hingiebt, ſo iſt's der Rede werth, aber eine Waiſe, ein mittelloſes Mädchen (es fand ſich nach dem Tode der Mutter wenig oder gar kein Vermögen), wer denkt daran! Was bei der Erſten eine Tugend iſt, iſt bei der Zweiten Schamloſigkeit. Die Eine opfert eine Stellung, zum wenigſten einige Anbeter, die Andere iſt von Wenigen gekannt und opfert nur ſich. Es iſt wahr, Falkenberg dachte daran, Arabella zu heirathen; aber er mußte erſt eine Carrière machen, mußte erſt erwerben, ſich ſelbſt feſtſtellen, eine Frau konnte nur ein Hinderniß ſein, und dann, war's nicht in Arabella's Intereſſe, ihn nicht zu heirathen? Was konnte ſie von ihm erwarten, welches Glück lag noch in der Zukunft? Sollte er ſie ewig mit einem trüben Geſicht empfangen? Er war es ſich, er war es hauptſächlich Arabellen ſchuldig, ſie nicht zu heirathen.

Man wird ſich wundern, daß der Bruder An-

ſelmus ſich nicht mehr bei Arabellen zeigte, aber das hatte ſeine guten Gründe. Gleich nach dem Tode der Mutter hatte er den Uebergang zur katholiſchen Religion Arabellen zur Pflicht gemacht. Dieſe hatte ihn erſt ironiſch, dann poſitiv zurückgewieſen, hatte ſich losgeſagt von ihm, hatte ſich überhaupt frei, überhaupt ſelbſtſtändig erklärt. Da war denn Anſelmus zuerſt ſelten, dann gar nicht gekommen: mit einer gewiſſen ſataniſchen Freude hatte er Arabellens Verhältniß zu Falkenberg beobachtet, hatte in ihm die Nemeſis erblickt, und nichts gethan, um, wenn nicht zu retten, doch zu warnen.

5.

Arabella war ein Opfer ihrer Unerfahrenheit geworden. Je tiefer ſie in ihre Liebe verſank, deſto kühler ward Falkenberg. Im Anfang ihrer Bekanntſchaft hatte Arabella ihm einen energiſchen Widerſtand gezeigt. Sie hätte nicht geſchickter ſeine Leidenſchaft anzünden, nicht enger die Schlinge zuziehen können, als eben durch dieſen Widerſtand, der ſeine Eitelkeit reizte. Aber als der Widerſtand nachließ, als das unglückliche Geſchöpf nichts mehr hatte, als Thränen, als ſie ſtundenlang ſchweigſam zu ſeinen Füßen lag, als ſie Würde, Stolz, Selbſtgefühl, Alles hingab, um nur Liebe zu ſein, da ſagte ſich Falkenberg noch einmal, indem er ſich ſtupid ſchalt, »wenn ſie mich nur nicht wirklich liebt!«

Er ſann auf Mittel, Arabellen einen neuen Le-

benskreis zu ſchaffen, er wollte ſie von ſich entwöhnen; er kam ſeltener, er wurde kälter; das Alles natürlich in ihrem Intereſſe, denn er war es ihr ſchuldig, ihr nicht täglich ein verwirrtes, verſtimmtes Geſicht zu zeigen, er war in dem Wörterbuch der männlichen Anſichten ſchon ſo weit vorgerückt, um an die Stelle des Verraths, das ſchöne Wort: Aufopferung zu ſetzen.

Zuerſt hatte Arabella geklagt und geweint, dann aber war ſie ſtill und immer ſtiller geworden. Sie war nicht umſonſt Engländerin, ſie wäre eher geſtorben, als für ſich noch ein Wort zu ſagen, als Falkenberg noch mit einem Blick an ſeine Verſprechungen zu erinnern, aber es ſchwoll in ihr wie Rache, ihr ganzes Weſen war verwandelt; es geſchah Falkenberg, den Blick zu ſenken, weil die Flammen ihres Auges ihn trafen; es geſchah ihm auch, zu bereuen, daß er ſie zu tief in ſeine hochfahrenden Zukunftspläne hatte blicken laſſen; da aber dieſer Fehler nicht wieder gut zu machen war, ſo leitete er wenigſtens Arabellens Aufmerkſamkeit

auf den jungen Fürſten, indem er es veranſtaltete, daß ſie ſich wie von ungefähr begegneten. Insgeheim, im tiefſten Gedankengange, da wo die ungeſtandenen, formloſen Ideen ſchlummern, hoffte er, der Erbprinz würde ihm die Laſt, die ihn drückte, abnehmen. Wir wollen nicht den Stab über Falkenberg brechen, daß er alſo dachte; wir wollen ihn deswegen noch nicht einen Verbrecher nennen, weil er aus jugendlichem Leichtſinn das ſtarre Moralgeſetz, das: büße, wenn du gefehlt haſt, zu umgehen, ſich einer Strafe zu entziehen hoffte, die alle ſeine Hoffnungskeime zu zertreten drohte. Er wollte frei ſein, aber auch Arabelle nicht elend machen, er wollte, daß Alles ſich ſo füge, wie es ſeinem Ehrgeiz wohlgefällig war. Er verfehlte alſo nicht, den Erbprinzen auf Arabella aufmerkſam zu machen, wenn ſie ihm in der Kirche begegnete; er wußte ganz geſchickt des Erbprinzen Neugierde zu reizen, ihm von der Waiſe zu reden, die ſo allein und doch ſo ſtolz war; des Prinzen Einbildungskraft, eine Einbildungskraft von noch nicht zwan-

zig Jahren, loderte auf, es loderten Gefühle empor, die bis dahin ſchlummerten, es regte ſich Selbſtbewußtſein, wenn Falkenberg wie von ungefähr Arabellens Bewunderung für den Prinzen hervorhob. Daß er ſie kannte, ſchob er allein auf ihren Wunſch, von dem Erbprinzen zu hören. Fürſten ſind leichtgläubig, ſelten, daß ſie mit eigenen Augen ſehen; Hofmeiſter und Beamte ſorgen frühzeitig für fein geſchliffene Brillen, durch die hindurch die Gegenſtände entweder zu klein oder zu groß, zu entfernt oder zu nahe erſcheinen. Es gelang Falkenberg, den fürſtlichen Freund glauben zu machen, daß Arabella ein ungewöhnliches Intereſſe an ihm nähme. Kleine Züge von ihr, die aus dem Gefühl für Falkenberg hervorgingen, wurden zu Gunſten des Erbprinzen entſtellt, erzählt oder erfunden. Und indeß dieſer im Geiſte ſchon Arabella immer näher rückte, fühlte das arme halb gebrochene Herz ſich wie eine Taube, der man den Flügel zerſchmettert hat. Ihre Wohnung bewies die Schwermuth ihrer Gedanken. Was früher in

ihr an Blumen, an Ordnung, an Eleganz geduftet hatte, trug jetzt den Stempel des Verlaſſenſeins und der Zerſtörung. Die Pinſel, mit denen Arabella zuerſt das Bild der Mutter, dann das Falkenberg's gemalt hatte, lagen vertrocknet auf dem Zeichnentiſch; daneben ſtand der Farbenkaſten, und der Staub darauf zeigte, daß ſchon lange keine Farben mehr auf dem Porzellanteller, der verkehrt, gegen die Wand lehnte, gerieben waren. Etwas weiter nach dem Fenſter hin war die Harfe in eine Ecke gedrängt, mehrere Saiten waren geſprungen, die Pedale waren in Unordnung. Arabella's Album enthielt Skizzen aller Art, aber die, welche ſie an Falkenberg erinnerten, hatte ſie herausgenommen. — Arabella, in Trauerkleidern, bildete den vollkommenſten Contraſt mit ehemals; ſie hatte langſame Bewegungen bekommen, die Bewegungen des Schmerzes. So wie ſie jetzt ausſah, ſah ſie wie der Todesengel aus, den man auf Gräbern mit der umgeſtürzten Fackel findet. Meiſt ſaß ſie in nachdenkender Stellung auf einer kleinen Ottomane,

die mit Sammet überzogen war, und lehnte den Kopf rückwärts in die Kiſſen. Sie horchte, ob Falkenberg käme; wie oft horchte ſie und er kam nicht, aber wenn er kam, ſo fand ſie noch ein Lächeln; ſie hoffte leiſe, ihn wiederum zu feſſeln. Auch zeigte ſich Falkenberg zuweilen gerührt, zuweilen dankbar; er ging nicht plötzlich von den flammenden Wünſchen zu der kalten Aſche der Gleichgültigkeit über, es blitzten und züngelten Funken in ihm, es kamen Augenblicke der Zärtlichkeit, Augenblicke, wo es ihm ſelbſt war, als liebe er Arabella. Dann eilte er plötzlich, unberechnet von der größten Kälte zu der feurigſten Leidenſchaft. Er kniete vor ihr, er weinte, er bedeckte ihre Hände mit Küſſen.

»Sprich, ſprich, Edmund,« rief ſie mit dem Laut der tiefſten Seelenqual, »was haſt Du, was überſchüttet Dich bald mit Gluth, bald mit Kälte?«

»Ich muß Dich verlaſſen.«

»Du willſt fort,« ſchluchzte ſie, »bedenkſt Du, was Du ſagſt?«

»Ich werde wiederkommen.«

»Ich hoffe es nicht. Laß mich mit Dir gehen, wohin Du willſt, wie Du willſt, nur laß mich bei Dir bleiben.«

»Es iſt unmöglich.«

Falkenberg ſetzte ſich, ſchlug die Hände übereinander und verſank in Träume.

»Du hörſt mich nicht,« rief ſie. »Er hört mich nicht,« wiederholte ſie dumpf. Es entſtand eine Pauſe, in der Arabella Falkenberg mit der Todesangſt ihrer Ahnungen anſah. Als er aufſtand, um ſeinen Hut zu ergreifen, warf ſie ſich vor die Thüre.

»Wohin gehſt Du?« — Dieſe unſchuldige Frage, die in den Tagen der Liebe ein Zauber iſt, erſchien ihm wie eine Tyrannei.

»Ich habe Dir keine Rechenſchaft abzulegen,« antwortete er kalt.

Sie bezwang ſich. »Ich fragte nur, ſagte ſie ſanft, »um Dich in Gedanken begleiten zu dürfen.« — Ihre bittende Miene, der Ausdruck des

Gesichts, der die ganze Fülle der Liebe in der Angst des Herzens zeigte, wirkten so heftig auf Falkenberg, daß er sie an seine Brust drückte und unter tausend Liebkosungen sagte: »Wie kannst Du glauben, daß ich Dich lassen werde? Vertraue mir, sieh' keine Gespenster, wir werden noch schöne Tage haben.«

»Ja, ja, ich glaube Dir,« rief sie entzückt und öffnete die Balkonthüre, um Falkenberg den im Abendroth flammenden Himmel zu zeigen. »Du wirst Arabella nicht verlassen, Du bist mein Schutz, mein Leben, meine Stütze. Du verdankst mir etwas, Du verdankst mir das Glück, sagtest Du das nicht? und wie Du's sagtest, versprachst Du mir nicht ein Gleiches, nicht vor dem Priester, aber vor Gott, nicht mit einem Schwur, aber durch einen Blick?«

Falkenberg schwieg: er drückte sie an sich, suchte sie zu beruhigen, ermunterte sie zu neuen Arbeiten, durchblätterte das Album, fragte nach den Skizzen und ging endlich abgekühlt und nüch-

tern mit dem unmuthigen Gedanken: »wie werde ich ſie los?« — Arabella blieb auf dem Balkon, wartete, bis er aus dem Hauſe trat, horchte auf ſeine Tritte, verfolgte ihn mit den Augen, und als er um die Straßenecke bog, war es ihr, als ſtürze ſie in einen Abgrund.

6.

»Ich wette, Oscar, daß Sie immer noch an die kleine Hertha Saldern denken, Sie ſind in Wahrheit ein ſeltenes Beiſpiel von Beſtändigkeit!«

»Die Treue iſt vielleicht weniger ein Verdienſt als eine Eigenſchaft,« antwortete Oscar dem Erbprinzen. — Sie ſaßen in Freyburg zuſammen vor dem Kamin, deſſen Flammen eine ſeltſame Beleuchtung in die eingetretene Dämmerung des Zimmers brachten; Oscar ſtöberte im Feuer, der Erbprinz ſah ihm mit jugendlicher Heiterkeit tief in die Augen.

»Sie werden auf eine ſtarke Probe geſetzt werden, lieber Oscar, denn, wie Sie wiſſen, befiehlt mir der Herzog eine Reiſe nach Italien.«

»An die ich mit Freuden denke,« antwortete Oscar.

»Auch, wenn ſie uns ein ganzes Jahr fern hält und Falkenberg uns begleitet?«

»Auch dann,« antwortete Oscar mit feſter, ernſter Stimme. »Sie wiſſen, daß ich Falkenberg nicht liebe, ja kaum ihn achte; das iſt jedoch ein Grund mehr für mich, mich nicht von Ew. Durchlaucht zu trennen. Habe ich weniger Feinheit als er, ſo habe ich mehr ſelbſtloſe Liebe« . . .

»Sie thun ihm Unrecht, Oscar,« entgegnete der Erbprinz. »Ich verſichere Sie, daß Falkenberg einen ehrenwerthen Charakter, ein großes Herz hat.«

»Für ſich und ſeine Zwecke,« erwiderte Oscar mit Bitterkeit.

»Sehen Sie, das iſt nicht ſchön, daß Sie ihn mit ſo viel Parteilichkeit anſehen,« rief der Erb-

prinz. »Das nimmt ſich wie Eiferſucht, wie Gehäſſigkeit aus. Was haben Sie gegen ihn?«

»Er flößt mir kein Vertrauen ein.«

»Auf was iſt dieſes Mißtrauen gegründet? Geben ſeine hieſigen Freunde ihm nicht das beſte Zeugniß? Wiſſen wir nicht, daß er, wenn auch von keiner durchaus vornehmen Familie herſtammt, doch von guter Herkunft iſt? Und wenn, wie wir das annehmen müſſen, das Aeußere der Widerſchein der Seele iſt, was ſpricht mehr für ihn als dieſes? Wo finden Sie ein edleres Geſicht, eine freiere Haltung, wer iſt, wie er, mehr zum Cavalier, im höchſten Sinn des Worts, gemacht?«

»Sind das Dinge, die beim Charakter in Anſchlag kommen,« fragte Oscar unwillig, aber ſogleich ſchwieg er, denn ein Blick in den Spiegel zeigte ihm, daß er in der Hinſicht allerdings nicht mit Falkenberg rivaliſiren konnte. In der That war Oscar's Gemüth von mehr als einer Lebenserfahrung getrübt, und bot daher nicht mehr die Elaſticität, die ein Zauber der Jugend iſt. Beim

erſten Anblick erſchien er um zehn Jahr älter, als er war; wer ihn aber näher beobachtete, entdeckte bald, daß er nur geſtreift, nicht verwelkt war. Was ihn liebenswürdig machte, war ſeine unerſchöpfliche Güte; er hatte dabei einen geraden, richtigen Verſtand, der ihn wohl auf Augenblicke ein ſcharfes Urtheil haben, der ihn aber auch nie eine Ungerechtigkeit begehen ließ. Daß er gegen Falkenberg nicht ſo offen und hingebend ſein konnte, als es der Erbprinz bei ſeiner Vorliebe für dieſen wünſchte, war natürlich. Falkenberg umgarnte den Prinzen, hatte mit dieſem Geſpräche, die Oscar nicht erfuhr, ja, führte ihn zuweilen in den Freiſtunden vom Jeſuitenſtift hinab in die Stadt, ohne daß Oscar das Wohin ſich deuten konnte, und darin lag allerdings ein Eingriff in ſeine Rechte, ein Grund zu geheimer Unzufriedenheit. Der Erbprinz fühlte das zwar, konnte aber nicht umhin, Falkenberg viel unterhaltender, als Oscar, zu finden. Dazu kam die eingeleitete Neigung des Fürſten zu Arabellen. In der Jugend iſt von dem Wahn, ge-

liebt zu ſein, bis zu der Ehrlichkeit, ſelbſt zu lieben, nur ein Schritt. Eben, als der Erbprinz mit Oscar von Falkenberg zu reden angefangen hatte, war er mit dieſem aus der Stadt unter dem Vorwand eines Spaziergangs heimgekommen. Des Spaziergangs Grund war aber kein anderer, als Arabellens Andacht in der Kirche zu belauſchen. Seit ſie mit dem Bruder Anſelmus zerfallen war, beſuchte ſie nicht mehr die Hauptkirche, ſondern ſtahl ſich zu ungewöhnlichen Stunden in eine kleine Kapelle, die den Namen der Gnadenmutter trägt. Dort blieb ſie in Gedanken vertieft ſtundenlang auf einer Bank ſitzen und blätterte mechaniſch im Gebetbuch. Diesmal hatten der Erbprinz und Falkenberg ſie in einem Augenblick überraſcht, wo ſie von einer Strahlenglorie umgeben zu ſein ſchien. Man ſah nur den Kopf und einen Theil ihres weiß gewählten Gewandes, auf das die bunten Fenſterſcheiben wunderbare Lichtreflexe warfen. Bald war ſie wie mit Purpurgluth übergoſſen, bald hüpften Regenbogenfarben über ſie hin, zuweilen

auch verhüllten Wolken die hellſtrahlende Sonne, und dann nahm ſich Arabella wie in Nebel verſchwindend aus. Der Erbprinz war hingeriſſen von dieſem wunderbaren Anblick; bis dahin hatten ſeine Studien und ſeine Weltpflichten ihn zu keinem wärmern Gefühl kommen laſſen; was er in der Heimath geſehen hatte, war gleichſam wie die Springfluth an ſeinem Strande zerſchellt, jetzt erſt in dieſer poetiſchen Einſamkeit, angeregt durch Falkenberg's Erzählungen fühlte er, daß er ein Herz zu verſchenken und ein Herz zu empfangen habe. Lange jedoch wünſchte er kein anderes Glück, als Arabella täglich von weitem zu ſehen, ſeine Einbildungskraft eilte nicht ſeiner Liebe voraus, er hatte genug Liebe, um von der Liebe allein zu leben. Auch ahnete er nicht, daß hinter dieſem unſchuldigen Sehen ein ſchuldiges Begehren ſchlummern könnte; zwiſchen dem Gedanken, Arabellen zu ſehen und ſich ihr zu nähern, lag noch ein weites Feld, ſo weit, daß es den Ocean hätte bergen können. Er bereitete ſich vor, mit Falkenberg in

die Kirche zu gehen, wie man ſich auf eine Wanderung zu einem Heiligenbilde vorbereitet; zuweilen war es ihm, als müſſe er ſein Gefühl vor Oscar, vor der ganzen Welt ausſtrömen, und dann hatte er wieder Augenblicke, wo er ſeine Schätze tief in ſich vergrub.

Indeß war dieſe erſte Freude bald erſchöpft; er wollte mit dem Despotismus verzogener Kinder Arabella nicht allein ſehen, ſondern ſprechen; er wollte in das Heiligthum ihres Zimmers dringen, er wollte ihr ſeine Liebe ſagen, er wollte .... geht die Leidenſchaft nicht wie das Inſekt mannichfache Verpuppungen durch, iſt ſie nicht bald beſchäftigt, ſich ein Grab zu bauen, bald bedacht, in die Wolken zu ſteigen?

Falkenberg gerieth in einige Verlegenheit, als der Erbprinz in ihn drang, ihm eine Unterredung mit Arabella zu verſchaffen. Wie ſollte er dieſe zu einem Schritt bewegen, der völlig gegen ihre Anſichten war? Durfte er ihr in dieſem Maße die Abnahme ſeiner Liebe geſtehen, mußte er nicht ſu-

chen, wenigſtens ihre Achtung zu erhalten; konnte er das, wenn er ihr von des Erbprinzen Neigung ſprach? Und doch tanzte der Gedanke, den Erbprinzen auf dieſe Weiſe ſich auf ewig zu verpflichten, mit Flammenſchrift vor ſeinen Augen. Abends, wenn er in ſein ſtilles Zimmer trat, ſtand der Verſucher vor ihm; Morgens, wenn er erwachte, war ſein erſtes Denken: der Erbprinz und Arabella und Arabella und der Erbprinz. Es war eine Qual ſonder gleichen, und dazwiſchen ſtreucte ſich ein Funken Mitleid, den Arabella für Liebe nahm. Falkenberg kam endlich zum Entſchluß.

»Ich ſpreche mit ihr, ſie muß vernünftig ſein,« ſagte er ſich und trat bei ihr ein. Arabella war gerade beſchäftigt, einige Saiten auf ihre Harfe zu ziehen: ſie ſaß mit dem Rücken der Thüre zugekehrt und ſah ihn nicht. Er ſchlich auf den Fußſpitzen näher, legte beide Hände auf ihre Augen und küßte ſie innigſt.

»Es iſt mir heute wie in den Tagen unſerer erſten Bekanntſchaft,« rief er raſch, indem er ſich

neben ſie ſetzte, »ich fühle mich glücklich, Du mußt mir einen Gefallen thun.«

»Den thue ich Dir gern, wenn ich kann,« antwortete ſie mit einer gewiſſen Kälte, die ihn ſtutzen machte.

»Du gewährſt alſo bedingungsweiſe?« fragte er bitter.

»Warum ſollte ich nicht? Das Leben iſt ein Handel.«

»Und Ihr Frauen ſeid die gangbarſte Waare,« fügte er ironiſch hinzu.

Arabella maß ihn mit einem Blick, in dem faſt Verachtung lag. Sie antwortete nicht, ſondern fuhr fort, Saiten aufzuziehen.

»Ich ſehe mit Vergnügen, daß Du wieder Muſik treiben willſt, Bella, Du richteſt Dir Deine Harfe ein. Da kommt Dir die Nachricht, daß der Erbprinz von C***, mit dem ich, wie Du weißt, befreundet bin, Dir ſeine Aufwartung machen will, gewiß nicht ungelegen.«

»Sehr ungelegen,« ſagte ſie. »Du ſollteſt be-

greifen, daß ich mich in meiner Lage von der Welt getrennt habe und daß, wie die Sachen ſtehen, mich nichts mehr mit ihr in Verbindung bringen kann. Die Zeiten der Achtung ſind vorüber.«

»Aber nicht die der Bewunderung, die Du nicht von Dir weiſen ſollſt. Der Erbprinz hat Dich geſehen. Du kennſt die ſtrenge Regel des Stifts, die Unmöglichkeit, am Tage anderswo als in der Kirche oder auf den Spaziergängen zu ſein, erlaube mir ihn einmal, nur einmal Dir des Abends zuzuführen. Der Portier iſt gewonnen, es hängt nur von Dir ab, den Prinzen ganz insgeheim zu empfangen.«

»Und Du willſt ihn mir zuführen, und Du bieteſt die Hand dazu, mich in ſeinem Auge verächtlich erſcheinen zu laſſen. Weiß er, was ich Dir bin?«

»Niemand weiß das,« antwortete er raſch, in der Hoffnung, das würde ſie beſtimmen.

»Da es Niemand weiß, ſo ſoll's auch der Prinz nicht erfahren. Was aber würde er von

Arabella Smithſon denken, wenn ſie in der nächtlichen Stunde einen Unbekannten empfinge?«

»Er würde denken, daß Du weniger kalt als die meiſten Engländerinnen biſt.«

»Jeſuit!« ſagte ſie mit funkelndem Auge. Sie trat nahe an ihn heran, legte ihre beiden Hände bleiern auf ſeine Schultern, ſtarrte ihm in's Angeſicht und fragte: »Biſt Du meiner ſatt? Die Wahrheit, Edmund, die Wahrheit, ſag' die Wahrheit!« —

Es war ein fürchterlicher Augenblick, Falkenberg ertrug ihn nicht; er wurde ſo bleich wie der Mond, der eben am Himmel heraufſchwamm; er ſchwankte und fiel rücklings in einen Seſſel.

»Schwächling,« ſagte ſie mit eiſerner Ruhe. »Du willſt ſündigen und haſt nicht die Kraft dazu.« Sie reichte ihm ſpöttiſch ein Glas Waſſer. »Stärke Deine Nerven und — entſchuldige Dich!« rief ſie.

»Du biſt ungerecht,« ſagte er ſchmeichelnd. »Warum geräthſt Du in Zorn, wenn ich Dir in

wohlgemeinter Absicht eine Freude bereiten will. Der Erbprinz ist sehr liebenswürdig.«

»Mag er alle Liebenswürdigkeit der Welt besitzen, ich werde ihn nicht sehen.«

»Du sollst ihn sehen!«

»Ich soll,« rief sie, »ich soll?? Wer hat je Arabella Smithson gezwungen, wer führt diese Sprache mit ihr? Bin ich Dir unterthan?«

Sie zuckte mit der Achsel, schob heftig an zwei Stühlen und setzte sich auf den dritten.

Falkenberg schwieg, um sich zu fassen. Arabella's Widerstand reizte ihn, es reizte ihn der Anblick des schwachen Weibes, das diese Sprache mit ihm führte. Als er zu ihr hinüberblickte, hatte sie gleichgültig ein Buch ergriffen.

»Ist das das letzte Wort, das Du mir zu sagen hast?« fragte er.

Sie schlug das Buch zu, richtete den ganzen Körper kerzengerade in die Höhe, maß Falkenberg noch einmal mit dem schwarzen Auge, das Feuer sprühte, und sagte fest: »Das letzte.«

»Nun, ſo ſei Gott Dir und mir gnädig!« rief Falkenberg. Aber ſie las ſchon wieder anſcheinend in ihrem Buch, obwohl es innerlich in ihr auf- und abwogte.

»Es ſei,« ſagte ſich Falkenberg auf der Straße. »Der Würfel iſt gefallen, nicht ich bin verantwortlich, ſie ſelbſt. Ihr Starrſinn macht mich los von jeder Verantwortung.«

Er ging zum Erbprinzen. »Euer Durchlaucht ſind Arabella Smithſon heute Abend willkommen. Aus Vorſicht gehen wir den verdeckten Gang hinunter, biegen dann links und ſchleichen uns durch das kleine Gäßchen in die Hinterthüre. Hier iſt der Schlüſſel.«

Der Jeſuit hoffte Arabella zu überraſchen, hoffte, daß ſie eingeſchüchtert durch den Moment keine Scene machen, daß ſie den Erbprinzen empfangen werde. Welche glänzende Dinge ſah er ſchon in der Zukunft!

Es war ein trüber Abend. Der Mond war untergegangen, es fröſtelte. In der Stadt lag der

Schatten und das Schweigen, die Saane allein ſchwatzte und lärmte, indem ſie hie und da von Schleuſen aufgehalten, ſich in kleinen Waſſerfällen brach; auf der Höhe zeigten ſich, wie an einer Feſtung, alterthümliche Thürme, die von den Jahrhunderten ſprachen; es ſind Reſte beſſerer Zeiten, die das hundertarmige Ungeheuer, Induſtrie genannt, verſchont hat. Der Epheu lief an den Wänden hinan, die Spätblumen ſchloſſen ſchmachtend ihre Kelche. Leiſe ſtiegen der Erbprinz und Falkenberg die Treppe hinab, die vom Jeſuitenſtift in die Stadt führt; ſie redeten nicht mit einander, Jeder von ihnen war in tiefes Nachdenken verſunken. Jetzt hatten ſie die Seitengaſſe erreicht und jetzt ſtanden ſie vor der Hinterpforte, die in Arabella's Haus führte. Falkenberg ſchloß behutſam auf; das getreue Windſpiel, das den Hof bewachte, rührte ſich nicht, es rührte ſich nichts im Hauſe, keine Bewegung war ſicht-, kein Laut hörbar.

»Sollte Arabella ſchon zur Ruhe gegangen ſein?« fragte ſich Falkenberg zögernd.

Er trat mit dem Erbprinzen zugleich auf den weitläufigen Vorplatz, er war dunkel; ſie erklimmten die Treppe, ſie knarrte. Das Balkonzimmer war leer; Falkenberg taſtete umher, er ſtieß auf ein Feuerzeug und ſchlug Licht an. Das Zimmer trug die ſichtbaren Spuren der Zerſtörung; Papierſchnitzel lagen am Boden; die Tiſche waren abgeräumt, die Harfe und der Farbenkaſten fehlten. Wo die Ottomane geſtanden hatte, fanden ſich Bücher aufgethürmt, nachläſſig waren die ſonſt zierlich vertheilten Möbeln in die Mitte des Zimmers gerollt, einige vertrocknete Blumenſtöcke lagen umgeſtürzt auf der Erde.

Beklommen trat Falkenberg an Arabella's Schlafgemach. Er klopfte leiſe, dann, als er keine Antwort erhielt, ſtärker, endlich klinkte er die Thüre auf, auch hier war das Zimmer leer. Kein Zweifel, daß Arabella dieſe Wohnung oder ſogar Freyburg verlaſſen hatte; warum? ſein Gewiſſen mußte es ihm zuflüſtern, als er mit etwas ängſtlicher Miene dem Erbprinzen ſagte: »Das wunder-

liche Mädchen ſcheint einen gewaltſamen Entſchluß gefaßt zu haben. Sie hat ſich vor Euer Durchlaucht und vor ſich ſelbſt gefürchtet. Sie hat vielleicht Recht gethan.«

Unter dieſer anſcheinenden Gleichgültigkeit barg Falkenberg ein unruhiges Herz. Er war nicht kalt genug, um ſich ſchnell über Arabellens Verſchwinden zu beruhigen, er fühlte ihre Schmerzen, er ging ſogar ſo weit, ſich Vorwürfe zu machen, allein die Stunden kamen und zerfloſſen, wurden Tage und Wochen, und immer blieb dieſelbe Ungewißheit. Nur daß Arabella Freyburg und die Schweiz verlaſſen, war ausgemacht. Die angeſtellten Nachforſchungen bewieſen, daß ſie den Weg nach Zürich eingeſchlagen, dann aber, daß ſich ihre Spur verloren habe.

7.

Der Erbprinz, Oscar und Falkenberg hatten nach einiger Zeit die italieniſche Reiſe vollendet und kehrten in die heimathliche deutſche Reſidenz zurück. Feſte drängten ſich an Feſte; die Reſidenz war in ſteter Bewegung; es ſchien, als wolle man dem jungen Fürſten die Heimath nicht allein lieb, ſondern auch glänzend machen. Wie das auf- und abwogte in den Salons, wie ſie ſich drängten, die ſchönen Frauen, wie Alles auf das Eine hinauslief, dem Prinzen zu gefallen.

Der Geheimerath von Saldern gab ein Feſt, ſchöner als alle Feſte, und des Feſtes funkelnder Stein war Hertha, die eben ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte und ſchüchtern den Erbprinzen auf der Marmortreppe des erſten Stocks empfing.

»Ein Prachtmädchen,« ſagte ein gepuderter Herr im ſchwarzen Frack.

»Eine Madonna,« lispelte ein ſchmachtender Huſarenofficier, »auf Ehre, eine Madonna!«

»Es iſt wahr,« bemerkte ein junges Mädchen hinter ihrem Fächer hervor, »Hertha Saldern zieht ſich vortrefflich an, und was hat ſie für eine Taille!«

»Bleib mir mit der Taille zu Hauſe,« erwiderte eine eben verheirathete junge Dame. »Iſt's ein Verdienſt, dünne zu ſein, wenn man, wie Hertha, ſeidene Corſetts trägt und obendrein Kleider von Palmyre bekommt?«

Hertha ſtreifte eben vorüber.

»Sie hat einen viel zu kleinen Fuß,« ſagte das junge Mädchen.

»Und rothe Hände,« ergänzte die junge Frau.

»Wie ſie der Hofmarſchallin ſo raſch entgegengeht.«

»Zeigt zu großes Empreſſement, hat noch nicht den richtigen Takt.«

Das Orcheſter fiel hier den Redenden donnernd

in's Wort. Der Erbprinz trat auf Hertha zu, verbeugte ſich, und dahin ſchwebten ſie im Glanz der Lichter, umwogt von den Tönen der Strauſſiſchen Muſik. Es war ein ſchöner Anblick, dieſes Paar und dieſes Feſt. Die Frauen, die nicht Theil am Tanze nahmen, ſaſſen auf einer Erhöhung, die rings an den Wänden hinlief. Die Männer in dichten Schaaren, mit glänzenden Uniformen angethan, ſtanden in Gruppen an den Eingängen, oder in der Mitte des Saals, deſſen Centrum ein kleiner Springbrunnen von wohlriechendem Waſſer, reich mit Blumen geſchmückt, ausmachte. Statt der Fenſter waren überall Spiegel angebracht, die die Kron- und Wandleuchter hundertfach widerſtrahlten. Die Wände waren weiß, der Fußboden mit wundervoller Holzmoſaik ausgelegt. Und auf ihm wirbelten und glitten Tänzer und Tänzerinnen, und dazwiſchen rauſchten die Worte wie fallende Blätter.

Nach dieſem Balle, dem Oscar beiwohnte, ſchrieb er ſeiner ältern und einzigen Schweſter

Marie, die Kloſterdame im Stifte Werder und unverheirathet war, folgenden Brief:

„Ich bin nun wieder nach faſt zweijähriger Abweſenheit in die alten gewohnten Kreiſe getreten. Alles iſt ſo wie ſonſt, und doch iſt Alles anders. Du weißt, mit welchem Bilde im Herzen ich vor zwei Jahren aus dieſen Räumen ſchied. Hertha war fünfzehn Jahr; ſie war in der Penſion und ich ſah ſie nur Sonntags, aber es waren meine Sonnentage. Wie lieb ich den Blondkopf hatte, wie viel ſtille Seufzer es mich koſtete, fort von hier zu müſſen! . . . Freyburg und Italien haben nichts an mir geändert, ich glaube, daß ich zu den Naturen gehöre, die der Lava gleichen: es drückt ſich Vieles in ihnen ab und verwiſcht ſich Nichts. Als ich hier mit dem Erbprinzen wieder einfuhr und vor dem Saldern'ſchen Hauſe vorbei in's Thor mußte, wie klopfte mir das Herz! Auf dem Balkon ſtand eine Geſtalt, die ich gleich für Hertha erkannte. Sie war viel größer ge-

worden und ihr Haar war dunkel, aber es waren dieſelben kindlichen Züge von ſonſt, daſſelbe Vorbiegen des Kopfes beim Grüßen, dieſelben graziöſen Bewegungen. Fortwährend mit ihr beſchäftigt, habe ich nun, das fühle ich, die Contouren unſeres Verhältniſſes ſo kühn umriſſen, daß der Farbenkaſten der Wirklichkeit nicht ausgereicht hat; ich habe Hertha zwar ſehr freundlich für mich geſonnen gefunden, aber von der Freundlichkeit bis zur Liebe . . welch ein Rieſenſchritt! Du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich nicht um Hertha's Hand bitten werde, bis ich ihres Herzens gewiß bin. Es wäre mir ein Leichtes, jetzt gleich mit dem Geheimerath von Saldern zu reden, indeß will ich Hertha's Beſitz nicht erbitten, er ſoll mir freiwillig als das Süßeſte werden, was mir der Himmel beſcheiden kann. Ich will alſo warten, bis ihr Herz ſich zu dem meinen findet. Daß ich aber Sorge empfinde, daß es mir iſt, als ſei meine Zukunft aus Thautropfen gewebt, die

der Windeshauch zerstört, daß ich Falkenberg's, Du kennst ihn aus meinen Briefen, unbestreitbare Rivalität fürchte, und doch zu stolz bin, sie zu bekämpfen, wie sollte ich Dir das verheimlichen wollen, Dir, die mich kennt, die Freud' und Leid mit mir theilt und die ich wieder zu sehen mich herzlichst sehne. Hör', liebe Seele, thue mir den Gefallen und krieche für einige Wochen oder Monate aus Deinem Mauselöchlein in das meine. Du sollst es gut bei mir haben, ich wohne im Schloß und kann Dir — staune! — zwei Zimmer und eins für Deine Kammerfrau bieten, von den Kandelabern auf dem Marmorkamin, von den Fußteppichen und der Toilette à la Pompadour gar nicht zu reden. Ich scherze, als wenn Dich dergleichen lokken könnte, als wenn Du nicht den einfachsten Sinn, das liebereichste Herz hättest? Ich habe Dich nöthig, Marie, komm, komm so bald als möglich zu

Deinem Oscar.«

Und indeß Marie von Truchſal ihr Stift verließ und mit ſchlagenden Pulſen die Schloßtreppe hinauf zu Oscar in's Zimmer trat, hatte Falkenberg ſchon ſo tiefe Spuren in Hertha's Seele gegraben, daß alle Zukunftspläne zerriſſen in der Luft zerſtoben. Oscar zog ſich zurück, mit welchem Schmerz? Wer möchte das beſchreiben! Ich glaube, es giebt auf der weiten Erde kein größeres Leid, als auf eine Liebe verzichten zu müſſen, die uns Alles war. Todte zu beweinen iſt ſüß gegen den Jammer über Lebendige verzweifeln zu müſſen. Oscar verzweifelte nicht gleich, ſondern nach und nach, wie der Verurtheilte täuſchte er ſich und hoffte auf Gnade. Es war ihm, als träume er, als könne, würde Falkenberg Hertha nicht heirathen; ja am Hochzeitstage war er nahe daran, den Pferden in die Zügel zu fallen, den Wagen aufzureißen, Hertha an ſich zu ziehen und ſie im ſeligen Triumph in ſein Haus zu führen. Erſt als er die Kirche erblickte, als die Lichter auf dem Hochaltar flammten, als Hertha neben Falkenberg erſchien, begriff

er die ganze gräßliche Wahrheit; er mußte sich fest an den Pfeiler klammern, an den er gelehnt stand, seine Finger wühlten in seiner Brust, die Glieder zitterten ihm.

Gegen Abend dieses Schmerzenstages saß Oscar im Zimmer seiner Schwester. Er hatte sich ausgeweint, ja ausgesprochen; den heftigen Aeußerungen war Stille gefolgt. Marie hatte sich auf einen Fußschemel gesetzt, der ihm zunächst stand, und ihren Kopf auf seine Knie gestützt. Ihre Augen waren verweint. Wenn Thränen immer rühren, so rühren sie am meisten an Personen, die selten weinen. Marie gehörte zu letzteren; sie war nicht von denen, die aus Nervenweh weinen, sie weinte aus Seelenschmerz. Des Bruders Kampf brach ihr das Herz. Jetzt schien er beruhigter; es war die Müdigkeit, die den harten Angriffen folgt. Tödten diese? Der Schmerz scheint für den Menschen nothwendig; er rüttelt ihn wach, er haucht ihm ein neues Leben ein. Nie hatte sich Oscar so abgelöst vom Irdischen gefühlt, es kam ihm

vor, als höre er ſtatt des Geheuls des Sturms ein undeutliches Gemurmel, als verſänke er und Marie in ſanften Schlummer. »Komm,« ſagten ſüßtönende Stimmen, »komm in die beſſere Heimath, wir haben geweint, wie Du, wir haben geliebt, gelitten, entſagt, nun aber iſt uns wohl, wir haben überwunden. Komm, was zögerſt Du? Haſt Du nicht Stunden, wo die Einſamkeit Dich zermalmt, Stunden der Traurigkeit, wo Deine Seele ſich ausſtrömen möchte? Wir wollen Dir Balſam für dieſe Erdenſchmerzen reichen ....«

Mariens Kopf bog ſich tiefer auf Oscar's Knie und Oscar's Geſicht ſank leiſe auf der Schweſter Angeſicht....

Ein Geräuſch im Vorzimmer ſtörte ſie; es wurde hin und her gegangen, Thüren wurden auf- und zugeſchlagen, Worte rauſchten und tönten, wie heftiges Fragen und Antworten. Und dazwiſchen rief eine Stimme in fremdem Accent: »Ich muß den Herrn von Truchſal ſprechen, führen Sie mich zu ihm!«

»Was iſt das?« fragte Oscar heftig, indem er ſich und mit ſich Marie aufrichtete. Wie er ſich der Thüre näherte, ſprang dieſe auf. Eine weibliche Geſtalt, in Pelze gehüllt, flog herein. Sie war athemlos, ihre Lippen bebten.

»Herr von Truchſal,« rief ſie, »darf ich Sie ſprechen!«

Oscar hatte Marien gewinkt, ſie verließ zagend das Zimmer. Er ſammelte in der Haſt ſeine Erinnerungen, es zuckte in ihm, als jetzt die Wahrheit vor ihm aufblitzte.

»Miß Arabella,« ſeufzte er. . . .

»Wer nennt mich ſo,« fiel ſie ihm gebieteriſch in's Wort. »Hier und überall bin ich Fancy Werdenfels. Laſſen Sie die Todten ruhen. Sprechen wir von den Lebendigen. Iſt Falkenberg verheirathet?«

»Seit heute,« antwortete er verwundert.

Arabella ſchrie laut auf. »Es iſt nichts,« fuhr ſie nach einer ſchrecklichen Pauſe fort. »Es war der erſte heftige Angriff, er iſt überwunden. Ich

muß Falkenberg ſprechen! Verhelfen Sie mir dazu, Herr von Truchſal.«

»Morgen, Miß Arabella,« erwiderte er beſchwichtigend. »Gönnen Sie ſich Ruhe. Laſſen Sie ſich in's Gaſthaus zurückgeleiten, ſchonen Sie ſich.«

Sie lachte faſt ſpöttiſch. »Wer weiß denn das Morgen? Wer bürgt mir für ſein, für mein, für Ihr Leben? Nein, Herr von Truchſal, noch heute!«

Vor Oscar's Augen loderte es wie rothes Feuer. Auch ihn ergriff der Wahnſinn der Hoffnung; der Gedanke, daß nicht Alles dahin ſei.

»Laſſen Sie mich ihm ſchreiben,« ſagte Arabella. . . .

Er deutete auf Mariens Schreibtiſch. Sie ſetzte ſich. Ihre Hand flog ſo unſicher auf dem Papiere hin und her, daß die Handſchrift unkenntlich war. Jetzt faltete ſie den Brief zuſammen, couvertirte ihn, ſchrieb die Adreſſe, ſiegelte . . . .

»Wo iſt Ihr Diener?« fragte ſie, vor ſich hinſtarrend.

Oscar ſchellte, nahm ihr den fertigen Brief ab, trat zur Thüre, ſagte aus ihr heraus: »dem Herrn von Falkenberg,« und trat wieder an ſie heran. Sie war beſchäftigt, aus einer Brieftaſche Papiere herauszunehmen und ſie zu ordnen.

Es verging eine Stunde, eine bange, lange Stunde. Weder Oscar noch Arabella ſprachen; beide waren in tiefſtes Nachdenken verſunken. Die Straſſen wurden öder, die Athemzüge lauter. — Arabella trat an's Fenſter. Unter Hunderten hätte ſie Falkenberg erkannt, wie ſollte ſie ihn nicht raſch die Seitengaſſe heraufkommen ſehen!

»Er kommt!« rief ſie dumpf. Sie deutete mit dem Finger auf eine Geſtalt im Tuchmantel, und ſagte athemlos: »bringen Sie ihn mir!«

Als nach zehn Minuten die Thüre in der Truchſaſ'ſchen Wohnung aufging, ſtanden ſich Arabella und Falkenberg im einſamen Zimmer ſchauernd gegenüber. Eine Weile betrachteten ſie ſich ſprach-

los, dann ſchritt Falkenberg auf ſie zu, ſchlug nach gewohnter Art die Arme übereinander und fragte mit dem ganzen Aufwand ſeiner Kraft: »Que veux tu?«

»Höre mich,« antwortete ſie möglichſt gelaſſen, »Du ſollſt Richter in Deiner eigenen Sache ſein. Du ſollſt haben, was Du Dir ſelbſt als verdient zuerkennſt; ich bin gekommen, Gerechtigkeit zu üben.«

Falkenberg ſah ſie bittend an, ſie wandte ihren Blick von ihm.

»Ich bin Dir Rechenſchaft über mein Verſchwinden in Freyburg ſchuldig. Es wird eine lange Erzählung werden. Aber zuerſt ſag': Habe ich Dich geliebt? Hat meine Zärtlichkeit vor einem Opfer gezittert, war meine Liebe die wahre, die einzige Liebe? Und Du? Haſt Du mich genug mit Bitterkeit gekränkt, giebt es einen Schmerz, den ich nicht Deinetwegen ausgekoſtet hätte? Weh über die Stunde, wo ich Dir zuerſt auf der Brücke begegnete. Wehe über den Augenblick, wo dieſer

Mund zuerſt zu Dir ſprach, denn von der Minute an fiechte meine Jugend und ſtarb, eine Jugend von achtzehn Jahren, eine ſchöne, eine reine Jugend! Wußteſt Du, was ich litt, konnteſt Du in Deinem marmorkalten Herzen abmeſſen, daß hier, hier in dieſer Bruſt kein Augenblick des Glücks war? Und wenn ich Dir ſage, daß ich nicht eine Sekunde glücklich war, ſo denke nicht, daß das Rache, oder gar Undankbarkeit iſt, nein, es iſt nur Wahrheit. Es hat keine Stunde gegeben, wo die Reue nicht in meiner Bruſt genagt hätte; wie eine Schlange glitt und ſchlang ſie ſich in jede Deiner Liebkoſungen. Und dann .... daß ich's geſtehe .... nichts konnte mir Achtung vor Dir einflößen, und die Liebe ohne Achtung iſt der Tag ohne die Sonne; er treibt keine Blüthen.«

»War ich denn glücklicher?« rief Falkenberg, wie auf glühenden Kohlen.

»Aber ich liebte Dich,« entgegnete ſie, »ich liebte Dich ſo, daß ich nichts als meine Liebe vom Schickſal verlangte. Ich litt und ſegnete Dich,

gab hin und war ſtolz auf meine Thränen. Und Du? .. Du träumteſt von Verrath, von Flucht, von Verlaſſen, Du ſchmiedeteſt Pläne, Du wollteſt mich benutzen. Hörſt Du, für Deinen Ehrgeiz benutzen. ... Du dachteſt, wenn man geſättigt iſt, kann man die Tafel aufheben. Du warſt darin, wie in Allem, ein vortrefflicher Schüler des Bruders Anſelmus.«

Sie hielt einen Augenblick inne. Falkenberg war wie zur Bildſäule geworden.

»Du kannteſt Arabella Smithſon nicht,« fuhr ſie fort, »Du wußteſt nicht, daß ſie Dich erreichen würde, wo und was Du auch ſein mögeſt.«

»An dem Tage, wo Du mir den Erbprinzen ankündigteſt, hatte ich Briefe aus England bekommen, die mich ſchleunig, einer bedeutenden Erbſchaft wegen, dorthin riefen. Zuerſt wollte ich den folgenden Tag abwarten, und mit Dir die Sache überlegen, aber Dein: Du ſollſt ihn ſehen, beſtimmte mich, heimlich, ohne Abſchied, die Reiſe anzutreten. War ſie doch ein Probierſtein Deiner

Liebe, konnte ich doch durch ſie abmeſſen, ob Dir geleiſtete Verſprechungen heilig waren! Ich blieb länger in England, als ich wollte: zuweilen, wenn ich des Erbprinzen und Deinen Namen in der Zeitung las, wenn ich Dich im Geiſte auf die Alpen begleitete, wenn ich Roms Herrlichkeiten durchphantaſirte, träumte ich, Dich zu erreichen, Deine Knie zu umſchlingen, Dir zu ſagen, Du haſt mich arm geliebt, ich kann Dir's vergelten, jetzt wo ich reich bin.«

Falkenberg ſchlug erwartungsvoll die Augen auf.

Sie fuhr fort: »Ich erbte mit dem Gelde auch den Namen Werdenfels, ich rang mich los von der Vergangenheit, ich hoffte, daß Namen und Vermögen die Vergeltung, die Du mir ſchuldig warſt, Dir ſüß machen würden, ich kannte Deinen Ehrgeiz. Alle dieſe Hoffnungen beſtürmten mich ſo, daß ich Deine Liebloſigkeit verſchmerzte. Ich wußte Dich mit dem Erbprinzen heimgekehrt, ich rüſtete mich alſo zur Abreiſe. Wie ich in Oſtende lande, finde ich das erſte deutſche Blatt und in ihm die

Nachricht Deiner Verlobung mit der Gräfin Saldern.«

Hier ſchlug ſich Falkenberg vor die Stirne; ſie ließ ihren großen, glühenden Blick über ihn gleiten, dann ſagte ſie:

»Edmund von Falkenberg, ich bin gekommen, um Rechenſchaft von Dir zu fordern. Was gebietet Dir die Ehre?«

»Spanne mich nicht auf die Folter, Arabella,« rief Falkenberg aus gepreßter Bruſt, »ich bin verheirathet. . . .«

»Seit heute,« entgegnete Arabella prüfend.

»Nimmermehr,« antwortete Falkenberg raſch, ihrem Gedanken begegnend. »Nimmermehr,« rief es in ſeinem Herzen; »nimmermehr,« ſeufzte Hertha's Geſtalt, die ihm wie im Nebel vorſchwebte.

»Nimmermehr?« wiederholte Arabella, und ihre Augen flammten. »Du ſagſt das, und haſt doch eine Vergangenheit, und giebſt doch vor, eine Ehre zu haben?«

Sie ſchwieg. Falkenberg faß zuſammengeſun-

ken vor Arabella da, und dieſe rang mit einem Entſchluſſe. Dann fuhr ſie mit der Hand nach dem Gürtel, riß einen kleinen Dolch hervor, und ihn vor Falkenberg's Geſicht haltend, ſagte ſie mit ſchwankender Stimme: »es ſei! Ich will Gericht halten. Was das Geſetz nicht beſtraft, das kann unter meinen Händen ſterben. Ich thue ein gutes Werk, ich kenne Dich, ich weiß, daß Du nach mir noch Viele unglücklich machen würdeſt; Du biſt nicht von denen, die ſtehen bleiben, es treibt Dich vorwärts . . . .«

Sie hob die Hand. Falkenberg rührte ſich nicht, er ſah ihr feſt in's Auge, er trotzte ihrer Demüthigung und ihrer Drohung. Arabella ertrug dieſe Kälte nicht: die ganze Gewalt ihres Unglücks fiel über ſie, ſie warf den Dolch ſo heftig von ſich, daß er weit von ihr in die Wand ſchoß, ſank auf beide Knie und ſchluchzte laut. Aber da Falkenberg ſchwieg, gewann der Stolz die Oberhand, die Weichheit entfloh, und mit einem Ausdruck,

der den ganzen verzweifelten Kampf ihres Innern offenbarte, ſtieß ſie die Worte heraus:

»Lebe, aber zu Deiner Qual!«

»Arabella,« entgegnete Falkenberg mühſam, »glaube mir, ich mache mir mehr Vorwürfe, als Du mir ſelbſt je machen könnteſt, Dein bloßer Anblick ſpannt mich auf die Folter . . .«

»Auf die Folter,« wiederholte Arabella mechaniſch.

»Weiß ich etwa nicht, daß ich an Dir ein Verbrechen begangen habe? Ich habe das Bewußtſein meiner Schuld.«

Es herrſchte Todtenſtille. Man hörte nur das Pickern der Pendüle, die auf dem Kamin ſtand. Arabella hatte beide Hände vor's Geſicht gelegt, jetzt ließ ſie ſie hinab in den Schooß gleiten. — »Falkenberg,« ſagte ſie leiſe, »ich will nicht mehr Arabella ſein. Sie iſt todt, hören Sie? todt. Ich habe mein Geſchick durchmeſſen. Ich bin nichts mehr für Sie, nichts . . .« es entfuhr ihr ein Weheruf. »Statt aller Gerechtigkeit will ich das

Eine: ich fordere, hier im Schatten Ihres Glücks leben zu dürfen!«

Und als Falkenberg, vor diesem Ton erbebend, einen Versuch machte, ihre Hand zu ergreifen, trat sie einige Schritte zurück: »Eine Berührung wäre ein Fleck mehr auf diesem Kleide; nur bin ich gesonnen, hier zu bleiben.«

Sie wartete auf eine Einwendung, aber Falkenberg blickte nicht einmal auf. Er fühlte wohl, daß alle Worte der Welt in dieser Lage nichts bedeuten würden. Nach einer Weile, in der sie ihre Thränen niederkämpfte, fuhr sie mit fester Stimme fort: »Es giebt nichts, an das sich der Mensch nicht gewöhnt. Meine brennendsten Schmerzen sind ausgelitten, was kommt, ist wenig gegen diesen Augenblick.«

Sie griff nach der Glocke, schellte und sagte dem eintretenden Bedienten: »Leuchten Sie dem Herrn — «

Und das eiserne Gitterthor der Vergangenheit fuhr krachend in's Schloß.

8.

Seit drei Monaten war von nichts Anderm in der Reſidenz als von Lady Fancy Werdenfels die Rede. Man zerbrach ſich den Kopf über die ſeltſame Erſcheinung. Daß ſie immenſe reich ſei, meinten die Einen, ginge ſchon aus dem Train, den ſie mache, hervor. Die Andern entgegneten, reich könne ſie ſein, indeß würden ſie es doch den Damen ſehr verdenken, ihr Haus zu beſuchen; die Antécédens der Lady ſeien gewiß nicht günſtig. Und wenn man einwarf, daß man nichts von ihnen wiſſe, ſo hieß es, das eben ſei der Beweis, daß die Sache einen Haken habe. Auffallend war es, daß die Baroneſſe Fruchſal Fancy öfters beſuchte, indeß ſtand ſie in der öffentlichen Meinung ſo feſt, daß ſie keine Rückſicht zu nehmen brauchte. Deſto mehr gab Frau von Falkenberg, die nicht zu

ihr ging, Anlaß zu Vermuthungen aller Art. Der Geheimerath von Saldern sei pointilleus, sagte man: er wolle dem regierenden Herzog zu Liebe dem Erbprinzen gegenüber ein Gegengewicht bilden.

»Dem Erbprinzen?« fragte ein junger Mann. »Ist es denn wahr, daß er der Werdenfels auf eine so auffallende Weise den Hof macht?«

»Nur zu wahr. Er hat wirklich nur Augen für sie. Indeß muß man der Werdenfels die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie eine seltene Tenüe bei ihrer Jugend hat.«

»Also ist sie eine geborne grande dame?«

»Ob sie so geboren ist, weiß ich zwar nicht, aber ich versichere Sie, ihr Anstand ist wahrhaft königlich.«

»Wollen Sie mich heute Abend bei ihr einführen?«

»Gern. Sie können sich auf's Beobachten legen.«

Die beiden jungen Männer, die dieses Gespräch mit einander führten, waren zwei neue Kammer-

junker. Am Abend dieſes Tages verſammelte ſich, wie meiſt immer, ein Theil der Geſellſchaft bei Fancy Werdenfels. Ihr Haus war ein Muſter des modiſchen Geſchmacks; Alles, was der Luxus erfunden hat, fand ſich in der prachtvollen Einrichtung wieder, die mit der im herzoglichen Schloſſe wetteiferte. Freilich waren mehr Männer, die das Haus beſuchten, als Frauen, und das kränkte die ſtolze Engländerin, indeß hoffte ſie mit ihrem immer höher ſteigenden Einfluß auf den Erbprinzen erzwingen zu können, was ihr nicht freiwillig ward. Sie excellirte in dem Talent, die Honneurs zu machen. Indem ſie ſich völlig ungezwungen bei ſich bewegte, Jedem nur ſo viel Rückſicht gab, als nöthig that, und im Allgemeinen ſich ausnahm, als ſei ſie bei ſich ſelbſt zu Gaſte, fanden auch die, welche das Haus beſuchten, ſich ſo wenig genirt, daß ſich bald eine Partei bildete, und Fancy Werdenfels als eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Frauen der Reſidenz galt. Bei ihr ſtand indeß die Individualität viel höher als der Rang: der Rang war

ihr der Rahmen, der das Bild einſchloß, wie ſollte ſie nicht den Rahmen für ſehr gering und das Bild für ſehr hoch halten? — Sie ſah Männer aus allen Claſſen, einen Theil des Hofs, Gelehrte und Künſtler: ſie wußte immer etwas Anregendes hervorzuſuchen. Als Engländerin war ihr Geſchmack gebildet und ihr Urtheil gereift; in der Muſik war ſie Deutſche. Beethoven ſchien ihr der Inbegriff der Gröſſe, eine Offenbarung deſſen, was Menſchenſtimmen nicht ausdrücken. An ihre Bemerkungen über ihn knüpfte ſie allgemeine Reflexionen über das Leben, das ſie ſtets von der ernſten Seite nahm.

»Ob ich es gleich für ein ſicheres Zeichen eines Mattherzigen halte,« ſagte ſie, »wenn einer über das Leben klagt, ſo muß ich doch erklären, daß es kälter als Eis, trotz ſeiner wärmſten Ergießungen, iſt. Zur Zeit des innern Wachsthums kennt man dieſe Gefühle nicht, dann aber erwacht man aus dem traumähnlichen Schlummer und fühlt ſich von der Gehäſſigkeit, wie von einer Schlange, um-

wunden, bis das Gift, das in den Adern kreis't, an den Wahn erinnert.«

Und als der Erbprinz, an den dieſe Worte gerichtet waren, mit dem Fauteuil hinter den Divan rückte, auf dem Fancy mehr lag als ſaß, fuhr ſie gegen ihn gewandt zu ſprechen fort:

»Das Leben iſt eine Handlung, kein Zuſtand: mehr Drama als Roman. Von Einzelnen werden nicht ſo ſehr Geſinnungen und Begebenheiten, ſondern Charakter und Thaten gefordert. Jeder Tag hängt ſich wie eine verſtärkte Eiſenplatte mit ſeinen Erfahrungen an dem Magnet der innern Kraft: die kalten Waſſerſtröme wirken wie auf glühendes Metall gegoſſen, ſie machen den Willen ſtählern, und die dunkle, ungewiſſe Zukunft wirkt wie das Eintauchen in den Styx: es macht die Empfindung wundenfeſt.«

Der Erbprinz warf mit einer ihm ſchön ſtehenden Schüchternheit ein: »Wie kommen Sie bei Ihrer Jugend zu dieſem Ernſt?« Worauf ſie, nach-

dem ſie einige Sekunden wie in eine andere Welt geblickt hatte, erwiderte:

»Ich nehme das Leben, wie es ſich bietet, und ſuche in mir zu bilden: Gleichgültigkeit, Kühnheit, geiſtiges Selbſtvertrauen, Achtung vor dem Schickſal ohne Furcht, äſthetiſches Gefühl ohne Angſt und Klarheit in der Anſchauung von Menſchen und Dingen. Auf Rührung habe ich nie viel gehalten ....«

Hier fuhr der Erbprinz auf und ſagte, wie wenn er eine Klage ausſtieße: »Sie kommen mir allerdings oft ungerührt und deshalb hart vor.«

»Ich bin nicht hart,« erwiederte Fancy, »aber ich bin auch nicht weich. Die Gedanken, die ich mittheile, ſind Erfahrungen, die ich mir errungen habe. Großes Unglück iſt leicht, denn die Nothwendigkeit ſpannt alle Kräfte, und der tröſtende Entſchluß wird durch Verzweiflung geboren; aber fürchterlich iſt es, an kleinen Schmerzen, wie an einem hektiſchen Fieber, langſam hinzuſterben.«

»Glauben Sie mir,« rief hier der Erbprinz

lebhaft: »Es giebt ein wirkliches Glück im Leben, vor dem Ihre künſtlich aufgezogenen Zugbrücken ſich ſenken würden.«

»Und dieſes Glück iſt?« fragte Fancy mit einer ſeltſamen Ironie um den Mund.

»Die Liebe,« antwortete der Prinz.

Fancy blickte ſchwermüthig zur Erde, dann rief ſie wie aus tiefem Sinnen erwachend: »Möchten Ihre Träume von jugendlich reiner Liebe nicht zerſtört werden, möchten Sie ſie hinübertragen in einen ſchönen, glücklichen Tag. O, daß Sie das Leben mit der Erfahrung verſchone; daß die heiligſte Empfindung gemeinen Zwecken dienen muß und daß der ſpießbürgerliche Verſtand die gewaltig klopfenden Pulsſchläge nach einer prüfenden Sekundenuhr berechnet!

Sie ſtützte bei dieſen Worten ihren Arm auf den Divan und ſchien in peinliche Erinnerungen vertieft; nach einer Weile erhob ſie ſich und ging auf den eintretenden Falkenberg zu.

»Sie kommen allein?« fragte ſie faſt ſtrafend.

»Ein leichtes Unwohlſein . . .« ſtotterte Falkenberg.

»Ich ſah Frau von Falkenberg heute Morgen in der Allee, ſie ſah wie das Leben aus,« entgegnete Fancy. »Euer Durchlaucht können das bezeugen,« fuhr ſie fort, »ſind auch Sie nicht Frau von Falkenberg begegnet?«

»Sie war blühender, denn je.«

»Euer Durchlaucht unterſtützen mich gewiß in dem längſt ausgeſprochenen Wunſch, die liebenswürdige Frau bei mir zu ſehen?«

»Wie ſollte ich nicht,« entgegnete er raſch, »da Frau von Falkenberg überall eine Zierde und hier eine Nothwendigkeit iſt,« ſetzte er leiſe hinzu, indem er Falkenberg ſcharf anſah.

Dieſer verbeugte ſich und war froh, daß die hereintretende Marie von Truchſal ihn der Antwort überhob. Er fühlte ſich den ganzen Abend über in einer unglücklichen, ſehr gedrückten Stimmung. Daß er durch ſeine Stellung zum Erbprinzen gezwungen wurde, ſeine Frau bei

Fancy Werdenfels zu produciren, demüthigte ihn eben so, als es ihn schmerzte. Aber er war nun einmal in Fancy's Gewalt, sie konnte ihn, wenn sie wollte, vor dem Erbprinzen vernichten, wenn sie sich auch dann selbst den Todesstoß gab: sie konnte ihn aus der Residenz verdrängen, ihn und Hertha unglücklich machen: daß sie's nicht that, war's Großmuth oder noch nicht ganz verloschene Liebe? Was war überhaupt ihr Zweck, warum dieser Glanz, dieses Jagen nach Ehre, indeß in ihrem Innern Trauerflöre hingen? War sie ehrgeizig? Wollte sie Falkenberg beweisen, was er verloren hatte? Strebte sie vielleicht so hoch, daß sie an eine rechtmäßige Heirath mit dem Erbprinzen dachte? Alle diese Fragen kreuzten sich in seinem Hirn, als er sich in Fancy's Boudoir gesetzt hatte, und dort dieselbe Harfe, denselben Farbenkasten, dasselbe Album erkannte, das er einst in so stürmisch glücklichen Tagen gekannt hatte. Er fand keinen Leitfaden, unruhig blickte er umher, da rauschte es an den Portièren, und eine Stimme,

die er für Fancy's erkannte, ſagte ganz leiſe: »Ach, liebe Marie, es iſt etwas ganz Eigenes um dieſes Herz. Sie haben mich in der heftigſten Kriſis meines Lebens geſehen, Sie ſind damals gütig, ſchonend mit mir umgegangen, Sie haben nicht gewollt, daß ich mich der Verzweiflung, und mehr als das, den unedlen Gefühlen hingäbe; Sie haben mich getröſtet, daß ich es je vergäße! Aber ich bin Ihnen eine Wahrheit ſchuldig; der Erbprinz . . . .«

Mariens Stimme unterbrach hier Fancy's Worte. Sie ſagte raſch:

»Um Gotteswillen, was reden Sie, wohin verirrt ſich Ihre Phantaſie: laſſen Sie uns in die Geſellſchaft zurückkehren . . . .«

»Nein,« antwortete Fancy, »Sie müſſen mich hören . . . .« Sie ſchlug die Portière auseinander, war aber ſichtlich betroffen, als ſie Falkenberg erblickte. »Wie kommt mein Boudoir zu dieſer Ehre?« fragte ſie ſpöttiſch.

»Ich blätterte in den Büchern,« ſagte er verlegen.

»Und was fanden Sie?« —

»Mathilde — Ulrich — Thomas Thyrnau.«

»Himmel,« rief Fancy, »eine ganze Bibliothek Romane. Die Buchhändler überschütten mich.«

Das Gespräch spann sich fort. Oscar gesellte sich zu den Sprechenden, auch der Erbprinz erschien. Seit einiger Zeit hatte sich Letzterer von Falkenberg ab- und Oscar wieder zugewandt. Falkenberg empfand das mit peinlicher Unruhe. Seine Gesinnung für Oscar ward dadurch nicht wohlwollender; überall, bei jedem neuen Plan, den er dem Erbprinzen vorlegte, trat Oscar dazwischen: er widerstrebte ihm, er arbeitete ihm entgegen. Die Geschäfte, an denen der Erbprinz in einzelnen Branchen schon entscheidenden Antheil nahm, waren verwickelt; es handelte sich um Grenzangelegenheiten und Erbfolge. Hatte am Morgen Falkenberg dem Erbprinzen referirt, hatte er ihm klar dargethan, daß seine Ansicht die richtige sei, so war er gewiß, daß Oscar einige Stunden später den Erbprinzen für seine Meinung gewann. Dieses

Schwanken reizte Falkenberg auf's äußerſte; es reizte ihn der Gedanke, daß er entweder ſich Oscar'n unterordnen oder ihn überflügeln müſſe. Dazu das quälende Gefühl, daß der Feind ſein früheres Verhältniß zu Fancy nothwendig kenne, und mithin eine Gewalt mehr über ihn in Händen habe. War alſo der beiden Männer Stellung im Cabinette des Erbprinzen von jeher gezwungen geweſen, ſo ward ſie nach und nach durch tägliche Reibungen unerträglich. Oscar, ſeine moraliſche Ueberlegenheit fühlend, trat Falkenberg unerſchütterlich feſt, faſt ironiſch gegenüber; ſein ſcharfer Verſtand unterſchied in Falkenberg das Gemachte vom Wirklichen. Je mehr ſeine Achtung ſank, deſto ſchroffer ward er, deſto unerbittlicher ließ er ſeine Meinung und deſto verletzender gelten. Hätte ihn nicht das Verſprechen, das er Fancy geleiſtet hatte, gebunden, wer weiß, ob er nicht dem Erbprinzen die volle Wahrheit geſagt hätte, doch hielt ihn noch eine andere Rückſicht, die auf Hertha. Sie war nun einmal Falkenberg's Gattin; was er ihm

that, that er auch ihr, und ihr wehe thun schien ihm um so größeres Unrecht, als er sie im innersten Herzen mit der Liebe umfaßte, die Mitleiden ist. Konnte sie auf die Länge glücklich bleiben? Er fragte es sich träumend, wenn er sie harmlos an Abgründen spielen sah, er fragte es sich auch, wenn er unversehens auf Spuren traf, die ihm ein nahendes Gewitter dünkten. Er hatte sie in der Dämmerung aus einem Gäßchen schlüpfen und eiligst mit verwirrten Gesichtszügen ihrem Hause sich zuwenden sehen; er hatte auch erfahren, daß sie mit der Gräfin Ilmenrein entzweit war, und daß diese in mystischen Ausdrücken über ihre Nichte geredet hatte; es beklemmten ihn diese Zeichen kommender Schmerzen, und doch konnte er sie nicht verscheuchen.

»Ich bin wie gefesselt,« sagte er zu Marie, die von Fancy kommend zu ihm in's Zimmer trat, ich höre die Donner über uns rollen, und kann mich nicht von der Stelle bewegen. Spreche ich meine ganze Meinung über Falkenberg dem Erbprinzen

gegenüber aus, so dünkt ihm das entweder Eifersucht, oder auch, ich trete Hertha zu nahe. Spreche ich über Fancy, so liegt auch darin wieder ein Unrecht; kurz, es ist ein Wirrwarr, der mich unglücklich macht.«

»Und zu ihm kommt ein neuer,« entgegnete Marie, indem sie einen Stuhl neben den Schreibtisch zog, und sich liebevoll an ihren Bruder schmiegte. »Ich glaube, nicht zu viel zu sagen, wenn ich Dir versichere, daß Fancy dem Erbprinzen gefällt.«

»Das wäre entsetzlich,« rief Oscar.

»Warum entsetzlich,« sagte Marie, mit ruhigen Blicken auf ihn. »Fancy hat, trotz ihrer Leidenschaftlichkeit, ein edles Herz, sie hat's bewiesen. Würde sie nicht D i r gefallen?«

»Mir? — Still, still Kind, es giebt Dinge, die Du nicht begreifst. Fancy's Besitz wäre für Jeden ein Unglück. Nach dem, was sich zugetragen, und was wir versenkt haben, kann ich am wenigsten daran denken, mich Fancy anders als

brüderlich zu nähern. Auch weißt Du, was hier im Innerſten pulſirt!«

»Du biſt ein Schwärmer,« ſagte Marie, »aber ein liebenswerther,« — dann ſich umſehend, ob ſie in dem dunkeln Zimmer wirklich mit Oscar allein ſei, bog ſie ſich nahe an ihn heran, und flüſterte mehr, als daß ſie's ſprach: »Merkſt Du denn die Gefahr des Staates nicht, Thor; weißt Du nicht, daß der Erbprinz ſelbſt an eine Heirath denkt?«

»Der Erbprinz Fancy heirathen,« rief er und ſchlug ſich vor die Stirn. »Marie, um Gotteswillen, woher kommt Dir der Gedanke?«

»Aus ſehr natürlichen Gründen,« antwortete ſie. »Da er ſie nicht zu ſeiner Geliebten machen kann, ſo wird er ſie zu ſeiner Frau machen wollen!« —

»Und Fancy?« fragte Oscar mit bleichen Zügen.

»Fancy liebt nicht,« ſagte ſie ernſt, »aber ſie iſt ſtolz. Wenn Du ihr nicht entgegenkommſt, ſo

wird ſie ſich blenden laſſen. Du ſollteſt das Leben leichter nehmen, und nicht das Unmögliche von ihm verlangen!«

»Das thue ich auch nicht, liebe Marie, aber ich ſuche ſo viel Harmonie als möglich hinein zu bringen, denn ich finde, daß der größte Schmerz innerer Zwieſpalt iſt.«

»Was wäre denn dieſer Zwieſpalt?« fragte ſie raſch.

»Das beſitzen, was ich nicht liebe, und das lieben, was ich nicht beſitze.«

»Armer, armer Oscar,« ſagte Marie ſanft, »und in all' dieſes verhüllte Weh gelingt es mir nur hier und da einen Tropfen Balſam zu gießen. Wie mich das ſchmerzt!«

Sie ſchlug ihren Arm um ihn, und ſah ihm tief in das treue Auge. Fancy beurtheilte ſie mit der reinſten, jungfräulichſten Unſchuld. Die Pläne ihres Bruders waren ihr nicht unbekannt; ſie combinirte gern, und mußt' es wohl, da man älteren

Perſonen gewöhnlich mehr Verſtand zutraut, als ſie vielleicht nur Gemüth haben.

Oscar lächelte zu ihren, wie Politik klingenden Vorſchlägen. »Kannſt Du ſie denn gar nicht ein bischen lieb haben?« hatte ſie gefragt.

»Liebes Herz,« antwortete er, »zwiſchen dem Lieben und dem Liebhaben iſt gar ein großer Unterſchied, und Du wirſt mir zugeſtehen, daß Fancy keine Frau zum Liebhaben iſt.«

»Sie iſt zum Anſpruch an die Liebe geſchaffen, ja, zum äußerſten Anſpruch. Wenn ſie mir gegenüber eine geringe Erwartung hätte, wenn ich aus der Ehe mit ihr einen Vertrag, aber kein Feuermeer machen, wenn ich das Glück, das ich geträumt, bei Seite ſetzen und mich ihr kühl entgegentragen könnte, dann wäre Alles leichter, aber — es würde ſie unglücklich machen!«

Marie ſchlug die Augen nieder. Sie fühlte wohl, daß Oscar Recht hatte. Mit Hertha wäre er glücklich geworden; mit Fancy konnte er es auch dann nicht ſein, wenn er ſelbſt mit beiden

Füßen über den Abgrund sprang, in dem tief versenkt ihre Vergangenheit mit Falkenberg ruhte. Sie stellte im Geiste die beiden Frauen gegenüber, sie prüfte mit schmerzlicher Wahrheit . . . hier namenlose Freudigkeiten einer Seele, die die Unschuld wie reine Quellen durchfluthet, und dort die Lavaströme der durchwühlendsten Leidenschaft. Für die Eine wäre jedes Opfer ein Genuß gewesen: für die Andere wuchs aus jeder Freude eine Stachelpalme.

Das ist der Unterschied zwischen einem reinweiblichen Gemüthe, das nur heitere und klare Blicke auf das Leben richtet, und einem, das im Nebel der Leidenschaften hier und dorthin schwankt und unfähig ist, wahr und fest zu sagen: das ist Recht, das ist Unrecht. Das Eine beseligt, das Andere zerreißt. In dem Einen schwimmen kleine, bewohnbare Inseln, an denen man zu jeder Zeit landen kann; in dem Andern ragen Felsenriffe und Sandbänke hervor, man zerschellt sich an ihnen.

9.

Am folgenden Morgen ſtand Hertha in einem Zimmer, das nach engliſcher Art mit Albums und Keepſeaks, die auf den Tiſchen umherlagen, geſchmückt war. Ein Buch, in rothes Leder gebunden, zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich; die Anfangsbuchſtaben: A. und E. verſchmolzen ſich in einer Chiffre. Etwas beklemmt, aber doch ahnungslos, ſchlug ſie es auf; die erſte Seite zeigte eine Landſchaft, auf der zwei Drathbrücken zwiſchen Bergen hervorguckten. Darunter ſtanden die Worte: »gedenke des Tages, wo ich Dich zuerſt erblickte!«

Zitternd wandte Hertha das Blatt. Wie ihr war, wußte ſie ſelbſt nicht, aber es flog ihr eine Ohnmacht über die Augen, als ſie die St. Nikolauskirche und auf ihren Stufen eine weibliche Ge-

ſtalt und Falkenberg erkannte. Es war nur eine Skizze, doch hätte Hertha unter Hunderten dieſe Geſtalt, dieſe leicht hingeworfene Form, dieſen Mantel und dieſe Bewegung mit der Hand erkannt. Sie fing am ganzen Leibe an zu beben, es tanzte ihr vor den Augen, es brauſ'ten Erinnerungen heran, die ſie nicht abzuwehren wußte. War Falkenberg nicht lange in Freyburg geweſen, trug der Brief, den ſie unter dem Briefbeſchwerer gefunden und — nicht geleſen hatte, nicht die Aufſchrift »Freyburg«? War dies nicht Falkenberg's Handſchrift, jenes nicht eine Scene aus ſeiner »heiligen« Jugendzeit, wie er es nannte?

Jetzt erſt beſann ſie ſich, wo ſie war. Bei Fancy Werdenfels! Ja, ſie hatte es über ſich gewonnen, ihrer Liebe auch dieſes Opfer zu bringen. Sie ſtand im Vorzimmer bei Fancy Werdenfels.

Schweigend hatten an dieſem Morgen Hertha und Falkenberg am Frühſtückstiſche ſich gegenüber geſeſſen. In beider Seelen hatte die Erinnerung des vergangenen Abends gepocht, in beider Seelen

wühlte und brannte der Vorwurf und der Zwiespalt. Hertha brach zuerſt das Schweigen.

»Ich bin ſehr unglücklich,« ſagte ſie.

Dieſes Wort rührte Falkenberg unausſprechlich. Er war aufgeſprungen, küßte ſie und rief: »Du haſt ganz rothe Augen, Hertha, Du haſt alſo geweint, und obendrein haſt Du nicht geſchlafen. Das iſt nun meine Schuld, und ſo bitte ich: vergieb mir!«

»Bitte mich nie um Vergebung,« entgegnete ſie ſanft, indem ſie ihn neben ſich zog, »das demüthigt mich. Du haſt in meinem Herzen ewig Recht, aber — Deine Verhältniſſe bringen Dir zuweilen ein Unrecht auf. Ich habe mir das über Nacht zurechtgelegt.«

Sie ſah unbeſchreiblich lieblich aus, als ſie das ſagte. Es war wirklich, als wenn ihr verſöhntes Innere aus allen Poren mit himmliſchen Lichtſtrahlen bräche.

»Ich bin ſo froh, daß ich Dir das ſagen kann,« ſprach ſie weiter, »und fühle mich ſo ſtark« —

ihre Stimme brach, ſie zitterte, ſah weg, ermannte ſich wieder, und ſagte nochmals, aber leiſe — »ich fühle mich ſo ſtark, daß ich denke, ich fahre heute früh zu Fanev Werdenfels. Mein Vater hat mir zwar geboten, die Soirée'n nicht zu beſuchen« — . . . ihre Stimme ging wieder in Weinen über . . . »aber eine Morgenviſite verpflichtet mich zu nichts. Den Gefallen darf ich Dir thun. Iſt's ſo Recht?«

»Ach, Alles iſt Recht, was Du thuſt,« rief Falkenberg, »aber wie Du's thuſt, darin liegt Deine Eigenthümlichkeit. Das ſtempelt Dich zum Engel!«

Hertha ließ ſich um Ein Uhr ankleiden, um zu Fanev zu fahren. Falkenberg wohnte ihrer Toilette bei. »Sie ſoll ſehen,« dachte er, »daß ich bei dem Tauſch nicht verloren habe.«

Er gab Hertha ſelbſt den Shawl um, rückte an der weißen Feder, die ihr von dem roſa Hüthchen auf die Schulter floß, half ihr die Handſchuhe an, ſah, ob die Pelzſtiefel warm genug ſeien, und küßte ſie dann ſchwärmeriſch auf die weiße

Stirne. »Segen über Dich und Dein Thun,« ſagte er. »Du glaubſt nicht, wie peinlich meine Lage dem Erbprinzen gegenüber geweſen wäre, wenn Du bei Deinem Nein, die Werdenfels betreffend, beharrt hätteſt. Es iſt nur zu deutlich, daß er ſie liebt. Weil er ſie liebt, will er ſie pouſſiren.«

»Pouſſirt ſie denn das, wenn ich zu ihr fahre?« fragte ſie lachend.

»Freilich, lieber Engel. Du zeigſt ihr dadurch, daß Du ſie achteſt, zeigſt es ihr nicht allein, ſondern auch der Welt und dem Erbprinzen, was mir wichtig iſt.«

Sie fuhr zu Fancy Werdenfels, bei der ſie ſich melden ließ. Man hieß ſie ausſteigen und in ein Zimmer treten. »Lady Werdenfels wird ſogleich erſcheinen,« ſagte der galonirte Bediente, indem er die Thüre hinter ſich zuzog. So ſtand und harrte die aufopfernde Seele, ſo ſtand ſie, leichenblaß über das, was ſie ſah. Sie wollte aufſchreien, die Laſt zerſprengte ihr die Bruſt, aber da ſah ſie

auf einmal Fancy vor ſich im reizenden Morgennegligée, mit den leuchtenden Augen und den pechſchwarzen Locken, die ihr an den Wangen hinabfloſſen. Sie war wunderbar ſchön, als ſie ſo daſtand, ſchön durch ihre eigene Schönheit! Das Zimmer ſtrahlte im Sonnenglanz, und doch ſchien es, als ginge aller Glanz von Fancy aus.

Hertha hatte ſich feſt vorgenommen, ſehr freundlich zu ſein, ſie wollte den Widerſtand, den ſie den Soiréen leiſten mußte, wieder gut machen durch erhöhte, faſt liebevolle Höflichkeit, ſie wollte auch Falkenberg Freude machen durch dieſes Entgegenkommen, aber nun war Alles wie umgewandelt in ihr. Sie war kalt wie der Marmor, erſtarrt wie das Eis, das die Sonne nicht wegzuſchmelzen vermag. Sie konnte nicht das ſagen, was ſie wollte, ſie fühlte, daß die Worte ihr in der Kehle ſtecken blieben; ſie erhob ſich bei Fancy's Eintritt langſam, ſie folgte ihr mechaniſch in das kleine Boudoir, aber ſprachlos, verwirrt, ſo daß Fancy ſie verwundert anſah, und endlich

fragte: »Iſt Ihnen unwohl?« — »Sehr,« antwortete Hertha gedankenlos, denn ſie wollte mit Aufwand aller ihrer Kraft ſagen: »Sehr wohl.« aber ſie konnte nicht, es bebte, es ſchwankte, es weinte, es klagte in ihr mit tauſend Stimmen: »treulos, treulos!« — Nach fünf Minuten erhob ſie ſich wieder, ſie wuſte weder, was Fancy geſagt, noch was ſie ihr geantwortet hatte, ihre Seele lag zwiſchen eiſernen Preſſen, und ihre Gedanken floſſen zu lauter kleinen tanzenden Schneeflocken zuſammen.

»Sie wollen ſchon gehen?« fragte Fancy erſtaunt.

Hertha nickte mit dem Kopfe; es wandelte ſie eine ungeheuere Luſt an, Fancy zu ſagen: »Und Sie waren in Freyburg, und Sie liebten Falkenberg,« aber ſie bezwang dieſe Luſt, denn eben als ſie an der Thüre ſtehend geiſterartig zurück auf Fancy zuſchreiten und ſie mit dem Blick der Verzweiflung meſſen wollte, meldete der Bediente Herrn von Truchſal! Oscar trat ein, er verbeugte ſich erſtaunt, Hertha hier zu finden. Das verſtörte

Wesen befremdete ihn noch mehr, als dies Hiersein, bald sah er auf Fancy, bald auf Hertha, aber diese schwankte, hielt sich, diesen Blick nicht ertragend, an einem Stuhl, der ihr zunächst stand, und sank kraftlos zusammen. — Man brachte sie in den Wagen, er kam wie ein Leichenzug vor ihrem Hause an. Hertha stieg mühsam aus, suchte und fand ihr Schlafzimmer, warf Muff und Boa von sich, und fiel in unaussprechlichem Schmerz auf ihr Bett. Sie hatte keine Thränen, die Unglückliche; sie sah stundenlang auf eine Stelle, sie öffnete nicht, als Falkenberg klopfte. »Er ist treulos,« sagte sie sich, »treulos!« Sie wiederholte das Wort wohl hundertmal, es enthielt für sie Alles, Alles, was sie sich an Weh vergegenwärtigen konnte. Dann kamen einzelne Betrachtungen. Was Falkenberg ihr gesagt, erschien ihr jetzt wie eine Versuchung. Der nie gekannte Funke der Eifersucht zündete; im Nu war die Reizbarkeit ihrer Liebe in Mißtrauen, ihre Hingebung in kühle Verständigkeit, ihr Hoffen

in Furcht umgewandelt. Ein bitterer Haß gegen Fancy erfüllte ihr Wollen und Denken. So wie aus der Dämmerung verwirrende und erschreckende Gestalten aufsteigen, und nur durch undeutliche Wünsche nicht zu billigende Befriedigungen stürmisch gefordert werden: so wurde Hertha's Gemüth ohne Leitstern auf der empörten Woge einer unklaren Leidenschaft umhergeworfen, und die aufgeregten Gefühle verlangten nach irgend einer That, um gewissermaßen durch die innere Anschauung wieder zur ruhigen Ueberzeugung zu kommen. Welches Opfer sollte sie fordern? wohin konnte sie sich mit ihrem Schmerze wenden? wie würde sie schnell genug für den Triumph der Rache ihr Lebensglück verkaufen? Wie? kein Rath? keine Entschließung? immer noch Zaudern? Und die Leidenschaft läßt zu, daß die hocherzürnte Aufwallung so fruchtlos verschäume?

Gute Hertha, die Wurzeln Deines liebevollen, hingebenden Wesens haben tief ihren Boden gefaßt, Du brauchst nicht zu zagen, wenn der Sturm

in Deinen Wipfeln tobt. Schau, es erſcheint das Doppelgeſtirn der Ueberlegung und der Gerechtigkeit. Die empörten Wellen legen ſich, als ſchwebe der Geiſt der Liebe über ihrer Fläche. Wie? hätte Dich bloß ein blinder Trieb gefaßt? Wäre Deine Kraft größer, als Deine Verſuchung? Heil Dir, ſie iſt es! Rechte nur mit Deinen leichtgläubigen Gefühlen, die durch ihre Schwäche an dem innern Heiligthum einen Verrath begingen. Darfſt Du es denn nicht wagen, mit Jeder in die Schranke zu treten? Was wäre Deine Liebe, wenn ſie nicht die Frucht freier Wahl und freier Gunſt wäre? Wehe ihr, wenn ihre Palme durch die Vernichtung einer edeln Regung oder durch Verleugnung Deiner beſſern Natur errungen werden ſollte! Stolz mußt Du das hohe Gefühl Deiner Frauenwürde durch's Leben tragen, ſtolz die Gaben des Glücks verlangen, und noch ſtolzer ihr Verneinen ertragen.

Was Hertha vorhin blind annahm, das wollte ſie jetzt prüfend unterſuchen: die Antwort, die ſie vorher von der nahen Sekunde forderte, die will

ſie von der enträthſelnden Zukunft erwarten; die Summe der Kräfte, die ſie vorhin von ſich warf, die will ſie nun zur Löſung einer großen Aufgabe, zur erringenden Klarheit verwenden. »Gott, wie Du willſt,« rief ſie; Thränen drangen aus ihren Augen, ſie konnte beten.

O Du, der Du zweifelſt an dem Daſein einer ewigen Weltordnung, einer ewigen Liebe und einer unendlichen Gnade, hätteſt Du fühlen können, nur Eine Sekunde, die glühenden Pulsſchläge des jungen Weibes, die alle wie Töne einer beſſern Welt, »mein Gott, mein Gott!« riefen.

Um fünf Uhr klopfte Falkenberg zum zweitenmal, aber heftiger. »Was machſt Du denn, Hertha,« ſagte er, »Du kommſt nach Hauſe, ich klopfe, Du antworteſt nicht, willſt Du denn nicht aufmachen?«

Sie raffte ſich auf, und öffnete. »Was iſt Dir geſchehen, Herz, was hat man meiner Taube gethan?«

Der Ton dieſer Stimme war ſo gutmüthig,

ſein Auge flammte ſo vor Liebe, daß Hertha's Verdacht zerfloß. Sie ſchlang beide Arme um Falkenberg, und ſagte mit der ganzen Naivetät ihrer kindlichen Seele: »Nicht wahr, Du biſt mir treu?«

»Hertha, ich beſchwöre Dich, ſage mir, was Du haſt, was Dich ſo traurig, ſo unruhig macht?«

»Ach, Edmund, ich ſah bei Fancy Werdenfels ein Album . . .«

Falkenberg lachte. »Und deswegen weinſt Du und ſchließeſt Dich ein. Biſt Du eiferſüchtig?«

»In einem Grade, daß ich eine Nebenbuhlerin tödten könnte!«

»Das iſt erhaben,« lachte Falkenberg. »Willſt Du Dich etwa im Schießen üben?«

»Vor Dir verſtummt Alles,« ſagte ſie, »aber ohne Dich ſind die Gedanken fürchterlich.«

Er wollte reden. »Nein, rede nicht,« rief ſie. »Ich will an Dich glauben, ohne Zeugniß, Deinen Blicken, Deinem Lächeln, Deiner ganzen geliebten Geſtalt vertrauen!«

Sie ließ das kleine Diner in ihrem Schlafzim-

mer ſerviren, bediente Falkenberg ſelbſt, entfaltete ihren ganzen neckiſchen Liebreiz, und rief nach einigen Stunden ſüßer Tändelei: »Nein, Niemand wird Dich, wie ich bezaubern ... ich hoff's, weil Niemand Dich ſo liebt, als ich,« ſetzte ſie hinzu.

Ihre eiferſüchtigen Gedanken erſchienen in Falkenberg's Nähe wie Nebel, die die Sonne zerſtreut. Falkenberg ſtreichelte ihr ſanft die Wange, und ſagte: »Du biſt heute unglücklich geweſen, weil Du an den Schein geglaubt haſt. Jetzt, wo Du getröſtet biſt, erzähl' mir, wie's bei der Werdenfels war?«

Hertha erzählte, ſie verſchwieg ihm nichts, nicht ihren Schmerz, nicht ihren Verdacht, nicht ihre Angſt. Dann horchte ſie, ob Falkenberg antworten würde; ſie hatte ſich ihm gegenüber geſetzt und betrachtete mit Andacht ſein Antlitz, ſeine Locken, ſeine Stirne. Wie eine Pflanze vor dem Morgenſtrahl, ſo öffnete ſich ihr Herz vor ſeinem Blicke; ſah ſie doch in ihm nicht allein den Mann, der ihrer Seele eine Freiſtatt geboten hatte, ſondern

auch ein beſſeres, höheres Weſen, ein Weſen, deſſen innerer Reichthum ihr unermeßlich ſchien.

Aber Falkenberg ſchwieg; er ſaß da, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſo, als hätte er durchaus ihre Nähe vergeſſen; erſt zogen über ſein Antlitz geheimnißvolle Schatten, dann ergriff er Hertha's Hand, verſuchte zu reden, kämpfte mit der innerſten Bewegung, ſprang von ſeinem Sitze auf, ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, blieb vor ihr ſtehen, wiſchte ſich die Tropfen von der Stirne und ſagte: »Ich fürchte, Hertha, Du haſt dennoch kein Vertrauen zu mir?«

Sie lächelte wehmüthig, dachte aber dabei an Falkenberg's Verſchwinden am Hochzeitsabend. Der Stachel war in ihr Herz gedrungen, ihre heitere Hingebung war geknickt.

»Nun denn,« fuhr Falkenberg fort zu reden, »ſo weiß meine Hertha auch, daß ich ſie liebe, ſie ewig lieben werde. Was kümmert Dich das, was jenſeit dieſer Liebe liegt. Meine Seele öffnet ſich

vor Dir, aber meine Verhältniſſe gehören mir nicht unbedingt.«

Sie ſah ihn traurig an, er bemerkte den Blick nicht. Nach einer Weile fiel ſie ihm zitternd in die Arme, und ſagte kaum hörbar: »Ich will die Schmerzen hinabwerfen; ſie mögen in der Tiefe ruhen. Oben darauf wollen wir Freuden ſtreuen!«

Er ſaß noch lange neben ihr, als ſie ſich ſchon zur Ruhe begeben hatte. Sie hielt ſeine Hand; ihre Wangen glühten. »Darf ich denken, daß Du glücklich biſt?« fragte ſie.

Er bedeckte ſie mit tauſend Küſſen. »Nun denn,« ſagte ſie erleichtert, »ſo iſt Alles gut. Meine ganze Kraft ruht in Deinem Glück.«

Hertha ſank in einen tiefen Schlaf. Als der Morgen grauete, war Falkenberg ſchon wieder auf. Eine gewaltige Unruhe jagte ihn, er fühlte wohl, daß Oscar die Schleuſe war, die ſich hemmend vor ſeinen Lebensſtrom legte. Sie mußte zerſchmettert werden, wie? das lag freilich noch chaotiſch in ihm. Doch gab es ein Mittel: es war das, dem

Erbprinzen durch Thatſachen ein tiefes Mißtrauen gegen Oscar einzuflößen. Er ſann hin und her. Es waren ihm bedeutende Anträge von dem Nachbarſtaate, gewiſſe Urkunden betreffend, gemacht worden, die, ausgeliefert, alle Anſprüche auflöſen und die Erbfolgeſtreitigkeiten mit einem Schlag vernichten würden. Dieſe Urkunden befanden ſich in Oscar's Händen! Wie ihrer habhaft werden! Ein Gedanke jagte den andern, ein Plan verdrängte den andern ... es waren ihm Schätze geboten worden, und er konnte Oscar vernichten! Brütend trat er an's Fenſter; es hatte Alles einen grauenhaften ernſten Anflug; links hatte man vom Hauſe aus die Ausſicht in's Land hinein, rechts zog ſich ein Wald hin, der mit ſeinen hohen majeſtätiſchen Gipfeln ſich wie ein düſterer Traum darſtellte. Kein Lärm auf der Straße, keine Bewegung, nichts als das nahe Seufzen des Sturms. Falkenberg fürchtete ſich vor ſich ſelbſt; es überfiel ihn eine Angſt, als ſei er wahnſinnig. Er trat wieder vor Hertha's Lager, er küßte ſie wach. —

So wie ſie die Augen aufſchlug, legte ſich ſeine Unruhe. Die Morgenſonne ſtrahlte durch die blauen Gardinen, das Ganze gewann den Anſtrich des Lebens.

»Hertha,« ſagte er, indem er ſich mit einer faſt nervöſen Leidenſchaft in ihre Arme warf, »Deine Liebe iſt meine Rechtfertigung und meine Verklärung. Sie führt mich immer wieder in den Himmel zurück, wenn es mir iſt, als träte ich in die Finſterniß. Lichtblau, goldigſtrahlend iſt Alles in Dir, ich ſollte mit Dir nur auf den Knien reden.«

Sie lächelte ſanft und ſchwermüthig. »Was haſt Du?« fragte ſie beſorglich.

»O, der Erdennoth,« ſeufzte er. »Denke Dir, Hertha, daß, indeß Du im ſüßen Schlummer lagſt, ich an . . . Eſelsfelle denken mußte.«

Hertha lachte. Falkenberg fuhr fort: »Ja, Eſelsfelle, beſchriebene Pergamente, Urkunden! Du weißt, Truchſal beſitzt das geheime Archiv und genießt obendrein das Vertrauen des Erbprinzen.

Nun aber bin ich faſt gewiß, daß er dieſes Vertrauen ſchändlich mißbraucht.«

»Ach, Edmund,« fiel Hertha ein, »verkenne ihn nicht. Er gehört zu den Edelſten, wenn .... er Dir auch im Wege ſteht,« ſetzte ſie leiſe hinzu.

»Das iſt es,« rief Falkenberg, »das iſt es. Wenn Truchſal ſeinen Platz neben dem Erbprinzen behauptet, iſt an kein Glück für mich zu denken. Was ich auch unternehme, immer widerſtrebt er. Und wäre es nur das, handelte es ſich bloß um mein Intereſſe, ſo würde ich es noch hinnehmen, aber es handelt ſich um das Wohl des Staats. So lange gewiſſe Urkunden im Archiv ſind, laufen wir Gefahr, daß er ſie ausliefert, und daß dadurch die Erbfolgeangelegenheit eine Wendung nimmt, die dem Erbprinzen bei ſeinen jetzigen Wünſchen ſehr gefährlich werden könnte.«

»Wenn ich Dir einmal Unrecht zu geben wage,« erwiderte Hertha mit einiger Befangenheit, »ſo iſt es in Deiner Anſicht über Truchſal. Ich kenne ihn von frühſter Jugend auf; ſo oft ich mit ihm in

Berührung kam, fühlte ich, daß er Einer von den Wenigen iſt, bei dem das Gute vorwärts ſchreitet. Er gab mir immer die Gewißheit, daß er ein Fels im Meer, ein würdiger, wahrer Charakter ſei.«

»Du urtheilſt nach Dir, nicht nach dem, was wirklich iſt.«

»Meine Zuverſicht in Truchſal könnte jedem andern Manne gegenüber Thorheit ſein. Bei ihm iſt ſie gerechtfertigt.«

»Und wenn ich Beweiſe, untrügliche, unumſtößliche Beweiſe ſeiner amtlichen Treuloſigkeit hätte?«

Hertha ward ganz bleich. Sie ſchüttelte das matte Haupt. Es ſchwebte um ſie, wie ein melancholiſcher Hauch; Freude und Zuverſicht waren dahin, an ihre Stelle waren Ernſt und Beklommenheit getreten. Dennoch konnte ſie nicht an Truchſal's Verwerflichkeit glauben.

»Ach,« ſagte ſie, »warum will mein Engel den Glauben an das Gute ſo in mir erſchüttern?«

»Weil Du nicht über, ſondern im Leben ſtehen mußt. Leiden heißt leben, ſich enttäuſcht ſehen,

heißt uns die Wahrheit achten. Ich versichere Dich, Hertha, daß Oscar ein Verräther ist. Er geht mit dem Gedanken um, jene Urkunden für Gold auszuliefern. Um das zu verhüten, will, muß ich sie in Verschluß nehmen.«

»Thue das,« antwortete sie beklommen.

»Um sie zu bewahren, muß ich sie haben,« fuhr er fort.

Hertha erschrak vor dem unheimlichen Feuer seiner Augen. Er ging unruhig auf und ab, kreuzte die Arme übereinander, blieb wieder stehen, sah sie groß an, und schlug den Blick wie beschämt nieder.

»Könnt' ich Dir helfen?« sagte sie endlich mit zitternder, kleinlauter Stimme.

Falkenberg fühlte das unendlich Rührende dieser Frage. Weil sie sein Innerstes durchbohrte, lachte er auf, und sagte nichts, als: »Kindskopf!« Das reizte Hertha, dringlicher zu werden. Sie schmiegte sich an ihn: »Rede, vertraue, Edmund!«

Er nahm es noch immer wie Scherz, und sagte: »Du gehst öfter zu Marie Truchsal, Du

weißt, wie vertraut die Geſchwiſter zuſammen ſind, wie Oscar entweder in ihrem Cabinette oder ſie in dem ſeinen weilt. Geſtern lagen die Urkunden unter einem Wuſt Papieren auf dem Tiſche, ich erkannte ſie ganz deutlich an dem Siegel, das daran herunter hängt. Sie werden auch heute noch da ſein. Willſt Du ſie von Marien, die ihren Werth nicht kennen wird, erbitten?«

Hertha zitterte am ganzen Leibe. Ihr innerſter Menſch rief ſtöhnend: »Ich verſtehe Dich! Aber das kann ich nicht, das zieht mich herab in die niedrigſte Sphäre! — Doch hatte Falkenberg einen Blick, dem ſie nie widerſtand, der ſie, wie das Schlangenauge den Vogel, blendete, der alle Begriffe verwirrte, und nur den ſtärkſten in ihr wach ließ, den ihrer Liebe. Vor dieſem Blick ſank auch diesmal ihre Furcht, denn Falkenberg murmelte: »Hertha« — und die plötzlich zürnende Stimme ward in der gewaltigen Aufregung ſchauerlich — »Hertha, wenn Du mich wirklich liebſt, wenn Dein aufopferndes Herz nichts

Gemachtes iſt, wenn Du wahr biſt und treu, ſo wirſt Du hier nicht die Subtilitäten Deines Verſtandes gelten laſſen!«

Sie glitt wie ein Marmorbild in ihre Kiſſen zurück.

»Es handelt ſich für's Erſte nicht einmal um die Urkunden ſelbſt, ſondern nur um eine Abſchrift,« fügte er beruhigend hinzu. »Wenn wir eine Abſchrift beſitzen, können wir getroſt Oscar's Walten und Schalten beobachten, haben etwas als Gegenwehr, und brauchen den lauernden Feind im Buſch nicht zu fürchten. Iſt meine Hertha ruhiger?« fragte er ſie zärtlich, und richtete ihr bleiches Antlitz mit ſeinen Händen empor.

Sie nickte lächelnd, aber innerlich vernichtet.

»Nun denn, an's Werk,« ſagte er wie im Triumph, und drängte einen Kuß auf die abwehrenden Lippen. Aber Hertha begegnete ſeiner Liebkoſung nicht, ſie wandte ſich ganz leiſe, ganz ſanft abwärts. Es ſenkte ſich Finſterniß in ihre

Seele, ſie mußte unwillkürlich ſagen: »Warum nicht die offene, die gerade Fehde!«

Sie bildeten in dieſem Augenblick einen ſeltſamen Contraſt. Sein ernſtes mit ſchwarzen Haaren beſchattetes Geſicht, mit dem etwas tiefliegenden, aber feuerſprühenden Auge glich den ſpaniſchen Bildern, indeß ſie die Raphael'ſchen Madonnen zurückrief. Er war entſchloſſen, ſeiner Sache gewiß, männlich feſt ... ſie war ſanft, zagend, hin und her ſchwankend, wie der Halm, den der Sturm niederbeugt, und den die Sonne wieder aufrichtet. Er war die Gewalt, ſie war die Liebe. Er trat nieder, ſie ordnete, was er zertrat.

»Wir haben keine Zeit zu Discuſſionen,« wiederholte Falkenberg. »Sammle Dich, ſei mein ſtarkes, mein geliebtes Weib.«

»Oscar ein Verräther!« dachte Hertha. Sie ſchüttelte mit dem Kopf, dann fügte ſie hinzu: »Es iſt ſchrecklich, daß man in der Welt nicht ohne verwundet zu werden, leben kann! Wo iſt meine

Harmloſigkeit, meine Jugend, der Friede, der mich ſonſt umgab?«

Dämmernd ſtieg in ihr eine verhängnißvolle Zukunft auf. Was ihr ſonſt traulich und lieb war, ward ihr heute trübe. Der Teppich, auf dem ſie wandelte, und der ſich noch geſtern ſo lieblich unter ihre Füße geſchmiegt hatte, brannte; es warfen die blauen Gardinen Leichentinten. Wenn Ein Gedanke das Leben verklärt, ſo verdirbt auch Ein Gedanke es wieder.

Stumm trat Hertha an's Fenſter. Sie lehnte die glühende Stirn an die kalten Scheiben; ſie träumte von dem weiblichen Märtyrer der Geſchichte, von Charlotte Corday, von allen Aufopferungen, deren Frauen fähig ſind. Denſelben Nachmittag lagen die Urkunden auf ihres Gatten Schreibtiſch.

10.

Der Regen hatte den grünenden Wald erfriſcht. Die goldenen Sonnenſtrahlen trockneten die naſſen Perlen von dem knoſpenden Laube. Die Vögel hüpften zwitſchernd aus ihren Verſtecken hervor. Das war ein Waldleben, zauberhaft und wonnig! Muntere Rehlein lauſchten mit klugen Augen durch die niedern Büſche, der Specht arbeitete um die Wette mit den fernher klingenden Axtſchlägen der Holzfäger, und mancher einſam wandelnde Fußgänger unterbrach ſein luſtig gepfiffenes Wanderliedchen, um den im tiefen Waldesgrunde rufenden Kuckuck zu fragen: »Wie lange leb' ich?«

Des Kohlenbrenners Frau, die ihren Sohn in der Stadt als angehenden Maler auf Falkenberg's Verwendung untergebracht hatte, ſtand nachdenklich an ihrer Thüre. Sie blickte den Weg hinan und

ſpähete, ob ihr Sohn ſich nicht blicken ließe. Der freie Plaß im Walde, auf dem die Köhlerhütte gebaut war, war ſeit der Zeit, wo Falkenberg und Hertha im Schlitten davor gehalten hatten, um ein bedeutendes freier geworden. Früher war die Köhlerhütte aus Lehm aufgeworfen, jetzt war ſie zu einem freundlichen Hauſe aus rothen Ziegelſteinen angewachſen, das von beiden Seiten und nach hintenhin von einem Gemüſegarten eingeſchloſſen war. Im nahen Stalle grunzten zwei rundliche Schweine, und eine Ziege meckerte dazwiſchen, gleichſam als wolle ſie erzählen, was ſie Alles im Haushalte zu leiſten habe. Zuerſt verſorgte ſie ihn mit ihrer etwas unſchmackhaften Milch, dann lieferte dieſe Käſe, ſo vortrefflich, daß Hertha davon durch den Knaben ſich zuweilen einige bringen ließ, endlich fuhr die Ziege den Klee, den ſie leidenſchaftlich liebte, in einem kleinen Wagen ſelbſt ein, und meckerte wieder dazu, beſonders wenn ſie, von der Köhlerfrau angetrieben, den Stall in der Nähe witterte.

Das Wohlsein der Leute war einzig Hertha's Werk; sie hatte es beim Onkel Wolfsburg durchgesetzt, daß er ihnen den Platz im Walde, der ihm gehörte, geschenkt, und ihr und ihnen beim Aufbau des Hauses behülflich gewesen war. Ja, sogar ein paar Hühner und Tauben hatte Hertha dem Geflügelonkel für ihre Schützlinge abgeschwatzt, und dabei ganz ihren kleinen Groll, die dreitausend Thaler betreffend, bei Seite gesetzt. Wenn sie sich einmal von der schwülen Luft in der Residenz erholen wollte, so ließ sie anspannen, und fuhr zu Frau Katharina in den Wald. Die gute Frau empfing sie auch immer mit vielen Knixen, und wischte sich manche Freudenthräne aus dem Auge, wenn die schöne junge Frau ihr von dem Sohn, als von einem angehenden großen Maler, sprach. »Nicht allein Häuser, Bäume und Kirchen kann er machen,« erzählte sie dem heimkehrenden Kohlenbrenner, der hinter einem Napfe dampfender Kartoffeln und einer Kanne Bier saß, und ihr mit staunendem Munde zuhörte, »auch Menschen und

Heilige malt er. Die gnädige Frau ſagt, daß Franz einſtmals in der Reſidenz das Altarbild in der Kirche zu machen kriegen wird, das wird denn doch eine große Ehre für uns und beſonders für mich ſein, die ich den Jungen erzogen habe.«

Sie ſchritt dabei im Zimmer auf und ab, langte hier einen zinnernen Teller und dort einen hölzernen Löffel herunter, und ſtellte ſich dann wieder ſelbſtzufrieden vor die Thüre, um zu ſehen, ob Franz nicht aus der Stadt heraus zu ihnen käme. Sie hatte auch nicht gar zu lange geſtanden, ſo ſah ſie ihn mit raſchen Schritten auf ſich zukommen. Es war ein ſchlanker Burſche geworden, der in dem Jahr, daß er unter Falkenberg's Aufſicht in der Reſidenz geſtanden, viel gelernt hatte. Indeſſen hing ſein ganzes Herz an der Köhlerhütte, und wo er nur konnte, müßigte er ſich eine Stunde ab, um die Mutter zu ſehen. Der Abendhimmel hatte ſchon auftauchende Sterne, als diesmal Franz in der heimathlichen Umgebung anlangte. »Wie geht's, Mutter,« rief er Katharine von weitem

zu, daß ſie ordentlich vor der ſüßen Stimme zuſammenſchrak. Sie ſtreckte ihm beide Arme entgegen. »Und der Vater?« fragte er weiter. »Iſt eben von der Arbeit heim, hat gegeſſen und ſchläft.« — »Nun, ſo können wir uns in die Vorſtube ſetzen und plaudern.« —

»Aber auch eſſen,« ſagte Katharina, indem ſie den Sohn in's Haus zog. Sie hatte bald einen Eierkuchen gebacken, langte Ziegenkäſe, kräftiges, wenn auch ſchwarzes Brot und ein Stückchen Butter hervor, das ſie für den Sohn aufbewahrt hatte, und ſaß ihm dann mit leuchtenden Blicken gegenüber.

»Nun erzähl' mir was aus der Reſidenz,« ſagte ſie traulich, indem ſie die Lampe heller flackern machte.

»Erzähl' mir lieber von Dir, Mutter, denn in der Reſidenz iſt es zwar dem Scheine nach recht ſchön, aber es iſt mir oft, als zerſchnitte mir Alles das Herz, und als hätte ich geſcheiter gethan, bei Dir zu bleiben.«

»Was das faſelt!« ſagte Katharina. »Der Menſch iſt doch nie zufrieden mit dem, was er hat.«

»Ach, ſchilt nur nicht, Mutter. Das kommt von den Bildern, die ich male. Wie ſoll ich mich auf der Erde zurecht finden, wenn ich lauter Engel darzuſtellen habe? Da kommen mir, wenn ich aus meiner Stube trete, die wirklichen Menſchen gar zu nüchtern vor.«

»Das iſt ſündhaft, Franz, denn unter den Menſchen giebt es welche, die es wohl mit den Engeln aufnehmen können.«

»Da haſt Du Recht, Mutter,« erwiderte Franz. »Und ich beſonders ſollte nicht zweifeln an der Göttlichkeit in dieſer Welt, denn wie viel ward mir des Guten. Herr von Falkenberg iſt zwar der, der mich zuerſt in der Reſidenz unterbrachte und für mich ſorgte, aber ich habe noch einen andern Wohlthäter, und den habe ich ſo lieb, aber ſo lieb, daß ich es Dir gar nicht ſagen kann, liebe Mutter.«

Katharina horchte hoch auf, ſprach aber kein Wort, um Franz nicht zu ſtören.

»Er heißt Truchſal,« fuhr er fort, »und iſt etwas ſehr Vornehmes. Ich arbeitete neulich im Schloſſe, weil dort ein Bild hängt, das ich copiren wollte, da war er hinter meinen Rücken getreten, und ſah unverwandt bald das eine, bald das andere Bild an. Es ſtellt eine Madonna vor; ſie hat das Chriſtuskind auf den Knien, der kleine Johannes lehnt ſich an ſie. Joſeph blickt ſeitwärts; vor ihnen blühen wunderbare Blumen. Aber die ſind nichts gegen die Schönheit der Mutter-Gottes und um es nur gerade heraus zu ſagen, ſie iſt eben ſo ſchön, wie unſere gnädige Frau, und ſieht ihr auch ſehr ähnlich. »Wollen Sie Ihr Bild verkaufen?« fragte mich der Baron. »Ei, warum nicht,« antwortete ich raſch, denn ich dachte dabei an Dich, Mutter, und an die Freude, die ich haben werde, Dir eine Kuh kaufen zu können. Und nun kommt er täglich, lobt oder tadelt, betreibt die Arbeit, und ſteht, wenn ich male, als wenn er es

ſelbſt lernen wollte. Dabei hat er mich neulich zu ſeiner Schweſter gebracht, und wie ich dann wieder nach Hauſe kam, hing ein neuer Anzug über den Stuhl, und in der einen Taſche ſteckten fünf Louisd'or.«

»Du allmächtiger Gott,« rief Katharina, kamen denn die auch von ihm?«

»Ja wohl, und hier haſt Du das Geld,« ſagte Franz ganz kurz, und legte die Goldſtücke vor ſie hin. Sie aber wehrte mit der Hand. »Nein, bei Leibe nicht, Kind,« rief ſie, »die mußt Du behalten. Aber von dem vornehmen Herrn erzähle mir noch etwas. Iſt er alt?«

»Nicht älter als Herr von Falkenberg, aber viel, viel freundlicher. Und ſeine Schweſter ſollteſt Du ſehen, Mutter, wie ſie ihn herzt und küßt und ihn ein über das andere Mal mit Blicken betrachtet, die ich auch malen will. In wenig Tagen iſt das große Treibjagen angeſetzt, da kannſt Du ihn, wenn Du nicht in die Stadt willſt, ſehen. Er kommt hier ſicher am Wege vorüber, und Du

brauchst Dich nur hinzustellen, so sieht er Dich auch. Ich werde es ihm sagen, daß Du da hinkommen willst, um ihn zu sehen, nun aber muß ich heim. Die Sterne funkeln schon, und über zehn Uhr darf ich nicht fortbleiben.«

Er war aufgestanden, und Katharina leuchtete ihm aus der Thüre. Kaum aber war sie in die Stube zurückgetreten, als sie es an der Thüre pochen hörte. Wie sie öffnete, stand ihr Sohn wieder vor ihr. »Erschrick nur nicht, Mutter,« sagte er mit etwas verstörtem Gesichte, »ich glaube, es ist ein Unglück geschehen. Auf der Landstraße liegt ein umgestürzter Wagen ohne Deichsel, und darunter stöhnt es, wie Menschenstimmen.«

Katharina ließ sich kaum Zeit, in die hölzernen Schuhe zu fahren; eiligst war sie mit Franz an der kaum hundert Schritte weit vom Hause bezeichneten Stelle. Beide rückten und rüttelten am Wagen, der vom Sturz zertrümmert und einer jener Einspänner war, denen man im südlichen Deutschland täglich begegnet. Es gelang ihnen,

ihn aufzurichten, und darunter hervor einen Mann zu ziehen, der ohne Bewußtſein dalag. Er blutete heftig aus einer Kopfwunde, und hatte die Augen geſchloſſen. Katharina und Franz nickten ſich einander zu, gleichſam als wollten ſie ihn durch ihr Sprechen nicht erſchrecken, und alsbald hatte ihn Franz bei den Schultern und Katharina bei den Beinen gefaßt. So trugen ſie ihn ſo ſanft wie möglich in's Haus, legten ihn auf eine Bank, und Katharina fing an, ihm leiſe und zart die Wunde zu waſchen. Darüber ſchlug der Fremde die Augen auf, ſah ſich verwundert um, ſtützte ſich mit der Hand auf den naheſtehenden Tiſch, und fragte matt: »Wo bin ich?«

»Bei armen Leuten,« ſagte Katharina, »die es gut meinen. Jetzt aber gönnt Euch Ruhe, lieber Herr. Mein Sohn läuft in die Stadt und holt Euch den Arzt.«

»Das hat er nicht nöthig,« entgegnete der Fremde mit faſt barſchem Ton, »ich bin ſelbſt ſo eine Art Doctor, und ſo viel ich davon verſtehe, iſt

meine Wunde nicht gefährlich. Will der junge Bursche aber da etwas Uebriges thun, so mag er sich um das Pferd umsehen, das mir plötzlich durchging und das der Deichsel wegen, die es mit fortschleppte, wohl nicht weit gelaufen sein kann.«

Franz war auch gleich bereit, Nachsuchungen zu halten. Es dauerte nicht lange, so fand er das Thier ruhig im Walde stehen, die Deichsel lag neben ihm, und es hatte seine Extravaganzen über seine Freiheit vergessen. Willig ließ es sich beim Zügel ergreifen und bis an die Hütte bringen, wo er es anband. Er trat dann nochmals ein, fand den Fremden zwischen Vater und Mutter sitzen, holte ihm noch die Bagage aus dem zertrümmerten Wagen, und eilte endlich, da es spät geworden war, in die Stadt zurück. Der Kohlenbrenner und Katharina traten dem Fremden ihr großes Bett mit blumigten Gardinen ab, und behalfen sich für diese Nacht, so gut es gehen wollte, in der Vorstube, bis die fröhliche Märzsonne den Mann zu seinem Geschäft und Katharina zu ihrer Wirth-

schaft rief. Sie unterließ es nebenbei nicht, etwas die Effecten des Fremden zu betrachten, die aus einem Koffer, einem Nachtsack und einem großen ledernen Portefeuille bestanden, und stellte auf ihre Hand allerlei Betrachtungen an, die aber plötzlich durch Wagengerassel unterbrochen wurden. Wie sie an die Thüre sprang, stieg Hertha aus.

»Du allmächtiger Gott,« rief Katharina, »wie kommen wir in so früher Stunde zu der Ehre dieses Besuchs?«

Hertha aber schüttelte der guten Frau die Hände, sagte, sie müsse den Onkel Wolfsburg besuchen, und habe Katharina einen Guten-Morgen wünschen wollen, und trat sogleich in das Haus, das ihr so bekannt wie ihr Eigenthum war. Hier erblickte sie im Hereintreten das am Zaune angebundene Pferd, und gleich darauf die Effecten des Fremden. Fragend wandte sie sich zu Katharina, und diese erzählte dann weit und breit den gestrigen Abend, den Besuch des Sohns, die Geschichte des Bildes, das er male, die Aehnlichkeit mit

Hertha und endlich die Dazwischenkunft des Fremden, der daneben noch immer in tiefem Schlafe lag. Hertha's Augen blickten durch etwas geschwollene Augenlider auf Katharina, die nicht ahnte, welche Gefühle in der Brust der jungen Frau bei dem Gedanken wogten, daß Oscar so rührend ihrer und ihres Schützlings gedächte, und doch empfand sie in dieser stillen Behausung ein Wohlsein, das ihr das Getreibe der Stadt nicht mehr gab. Der Wald mit seinem dürren Laub oder mit seinem frischgrünenden Moose war ihr Jahr aus, Jahr ein, ein Vertrauter gewesen; er hatte ihr manche heilige Freude der Kindheit geboten, manchmal die Brust geweitet, er hatte auch ihre stillen Thränen gesehen, und immer waren ihr die hohen Eichen wie Freunde erschienen, die ihre schützenden Arme über sie beugten. Sie hatte aber heute nicht Zeit, ihren Betrachtungen nachzuhängen, denn die Thüre öffnete sich, und es trat der Fremde mit einer schwarzen Binde über dem rechten Auge und einem durchaus blassen Gesichte ein,

prallte aber erſtaunt zurück, als er Hertha's glänzende Erſcheinung in dieſer einfachen Umgebung erblickte. Seine Blicke wurzelten auf der reizenden Frauengeſtalt, und dieſe ſchlug die Augen ſo lange nieder, bis Katharina fröhlich plaudernd ihr ſagte: „Ew. Gnaden können nun ſelbſt ſehen, ob der Herr da gefährlich verwundet iſt?“ — Da ermannte ſie ſich, und faßte den Fremden ſcharf in's Auge. Er war zwar ſchon hoch in den dreißigen, hatte aber ſchwarze, dicke Haare, die ſich ihm um eine edelgeformte Stirne legten. Die Augen, die auffallend klein waren, traten tief in ihre Höhlen zurück, ſendeten jedoch aus ihnen ſcharfe, faſt ſprühende Lichter hervor. Dabei war die Geſichtsfarbe olivenartig, und der Mund hatte überaus ſchmal geſchnittene Lippen, die beim Oeffnen perlweiße Zähne zeigten. Er trat näher und ehrerbietig an Hertha heran, und dieſe ſetzte ſich wieder, indem ſie ihn des Unfalls wegen ausfragte. Seine Antworten waren kurz, aber zeigten den Mann von

Welt. »Sie kommen weit her?« warf ſie von ungefähr hin.

»Ich bin viel gereiſ't,« antwortete er ausweichend.

»Und reiſen? . . .« »Vorläufig in die Stadt, die wir in weiter Ferne vor uns ſehen.«

Das Geſpräch ward hier unterbrochen, da Katharina ein ländliches Frühſtück auftrug, doch knüpfte es ſich bald wieder durch eine Frage an, die Hertha überraſchte.

»Kennen Sie Herrn von Falkenberg?« fragte der Fremde.

Hertha erröthete bis an die Stirn. »Ich kenne ihn,« antwortete ſie leiſe.

»Und iſt er verheirathet?«

»Seit einem Jahr,« entgegnete ſie, ſchon feſt geworden.

»Mit Arabella Smithſon?« ergänzte der Fremde, aber er bekam keine Antwort. Hertha war in ein lautloſes Träumen verſunken, dem ſie willenlos nachgab, das ſie wie in einem Nachen an

fremde Geſtade brachte, und ihr doch eine unausſprechliche Schwermuth in die Seele goß. Sie war aufgeſtanden; der Fremde hatte ſeine Hand an die ſchmerzende Stirne gelegt. Freundlich rieth ſie ihm, in die Stadt zu fahren, und ſich dort im Gaſthaus pflegen zu laſſen. »Soll ich einen Wagen ſchicken?« fragte ſie mit ihrer reinen biegſamen Stimme.

Der Fremde nahm das Anerbieten dankbar an, und Hertha rüſtete ſich zur Abfahrt, als der Fremde nochmals von Falkenberg zu reden anfing. Es ſchien ihm wichtig, viel über ihn zu wiſſen, aber das eben mißfiel Hertha, die ſich ſchon in einer gereizten Stimmung befand. »Sie werden, wenn Sie ihn kennen, Ihre Neugier durch ihn ſelbſt befriedigen können,« ſagte ſie, als ſie in den Wagen ſtieg und nach der Stadt zurückzufahren befahl.

»Wer iſt denn die Dame, die ſo trotzig iſt?« fragte der Fremde Katharinen, die mit ihm im Vorzimmer ſtand.

»Ei, das ist ja unsere gnädige Frau von Falkenberg,« antwortete sie verwundert, daß er das nicht wisse.

Der Fremde schien betroffen, beschäftigte sich dann mit dem Ordnen seiner Effecten, holte Papier aus dem Reiseportefeuille, und schrieb, indeß Katharina hin und her trippelte und endlich den Wagen ankündigte, den sie von weitem kommen sah. Da ging der Fremde in die Schlafkammer, und als er wieder hereintrat, war er äußerst sauber gekleidet; was aber Katharina höchlichst verwunderte, war ein langes schwarzes Tuchkleid und lange weite Aermel, die er trug. Dazu hatte er eine eigenthümliche, vierkantige Mütze in der Hand und zwei kleine weiße linnene Streifen zeigten sich an der Halsbinde, auf die Brust herniederhängend, angebracht. Er schlug ein Kreuz über Katharina, murmelte einen Segensspruch, und ließ ihr als Andenken ein vom Papst geweihtes Amulet zurück, dann gebot er ihr, die Effecten in den Wagen zu tragen, fragte den Kutscher nach dem besten Gast-

haus in der Stadt, und reichte Katharinen nochmals aus dem Wagen heraus die Hand. Abends las Hertha im Fremdenblatt den Namen: Bruder Anſelmus aus Freyburg in der Schweiz.

Ein ſchwerer Seufzer wand ſich aus ihrer Bruſt, es war ihr, als zucke es durch ſie, wie an dem Tage, wo ſie bei Fancy Werdenfels geweſen war. Die Vergangenheit Falkenberg's lag vor ihr aufgedeckt. Das, was ſie mit gläubigem Sinne ohne Fragen hingenommen hatte, ſah ſie jetzt kalt mit dem Verſtande. Die Geburtsſtunde des Zweifels und der Betrachtung war an ihr vorübergegangen. Was dem Manne der höchſte Genuß iſt, Aufklärung myſtiſcher Gefühle, einfache, klare Anſchauung, iſt der Frau, die nicht in der äußern, ſondern nur in ihrer eigenen Traumwelt lebt: tiefſter Schmerz. Hertha ſchien ſich plötzlich äußerſt reich an Ueberlegung, aber an dem Beſitz ihrer Jugend äußerſt arm zu ſein.

11.

War es Thorheit, daß Fancy bis zum Augenblick, wo sie Falkenberg in Oscar's Zimmer gesehen, in sich den Hoffnungsstrahl für eine bessere Zukunft bewahrt hatte? Die Unglückliche hatte es nicht gewagt, sich ihr Elend in allen Tiefen zu gestehen. Ihre Reise nach Deutschland, ihre Ankunft in Falkenberg's Wohnort waren Proben, auf die sie den Treulosen stellen wollte. Ganz insgeheim hatte sie sich mit dem Gedanken geschmeichelt, daß er, durch ihre Nähe gerührt, keine Kraft haben würde, ihr junges Leben zu knicken. Wie der Verurtheilte, so hatte sie »Gnade, Gnade,« rufen wollen. So lange er noch vor ihr stand, so lange sie noch diese Gestalt sah, so lange schien es ihr, daß er ihr zu Füßen fallen, sie an sich drücken und mit ihr entfliehen müßte. Aber als die Thüre sich hin-

ter ihm schloß, als sie sich im Gasthof allein fand, als die Sonne kam und wieder schwand, der Horizont sich röthete und dann ergrauete, als Alles still ward und sie nichts vernahm, nichts als das bange Athmen in ihrer Brust, da fühlte sie's: es war aus mit ihr, aus!

Sie litt zuerst fürchterlich, litt, wie man leidet, wenn man das Leben liebt. War's doch noch Zärtlichkeit .... sie warf sich in die Mitte dieses Schmerzes, sie zerriß ihre Wunden, sie nährte sich von ihren Thränen. Ja, es giebt einen Ehrgeiz selbst im Schmerze, einen Stolz, der den Tod des gebrochenen Herzens mit wahnsinniger Freude sich vom Himmel erbettelt. Für solch eine Bitte ist Gott taub, er will, daß wir uns demüthigen, uns ausheilen, stille halten und schweigen.

In der ersten Zeit ihres Aufenthalts in der Residenz sah Fanny Niemand, als Marie und Oscar. Sie suchte die Einsamkeit. Sie ging ganze Tage hinaus in die herzoglichen Waldungen, sie horchte dem Sturme, der heulend durch die kahlen

Bäume ſtrich. War es ihr doch, als hörte ſie eine Stimme, die der geheimſten in ihr eine klagende Antwort gab. Wenn die weißen Wolken am Himmel jagten, ſtand ſie auf, breitete die Arme aus und wartete, ob nicht eine ſich herunterließe, ihr ſüßen Troſt von Oben zu bringen oder ſie hinwegzuführen. Sie erzählte ihnen den Verrath, den ſie erlitten, die Freuden, die ſie verloren hatte. Zuweilen war es ihr, als träte Falkenberg hinter einem Geſträuch hervor, als ſänke er ihr in die Arme; ſie klagte ihm ihre Klage, vergab ihm ihren Schmerz, drückte ihn an ſich leiſe, leiſe, oder auch heftig, heiß, wie's ihre Natur forderte, wie ſie's ſo oft in Wirklichkeit gethan. Nach und nach ward ihr Schmerz ruhiger. Mariens Umgang that ihr wohl. Man muß allein geweſen ſein, um zu wiſſen, wie ſüß es iſt, Freundeshand zu faſſen. Und wer war zarter, liebevoller, hingebender als Marie? Wenn ſie dieſe in ihrem innerſten Kern faßte, ſo geſchah's, weil Fancy ſelbſt eine uneigennützige Natur war. In dem Fieber ihrer erſten

zerſtörten Jugend hatte ſie viele große Gefühle geträumt; ſelbſt die einfachſten, die friedlichſten Beziehungen waren in ihrem Herzen Leidenſchaften geworden: ſie begriff, daß man ſich vergeſſen konnte in Anderen, und ſtaunte nicht, wenn Marie ängſtlich im Walde ſie mitten im Schnee aufſuchte; ſie hätte im gleichen Fall Gleiches gethan. Sie ſprach mit ihr von beſſern Tagen, ſagte ihr die Schmerzen dieſes Lebens, ward nie müde, ſie zu ſagen, und wußte auch, daß Marie nie müde ward, ſie zu hören. Im Gegentheil, Meiſterin im Tröſten, wußte dieſe ſelbſt den Faden zu leiten. Kannte ſie doch auch jene Pfade, die das tiefſte Leiden wandelt ... ſie zog ſie nicht ab von ihnen, ſie grub nur Kanäle um ſie, um Fancy's Schmerz, wie ſtrömende Waſſer, darin in tauſend Arme zu vertheilen. Bald auch zeigte ſich ein heilſamer Einfluß; im Zauber der Mittheilung faßte Fancy wieder Wurzeln im Leben. »Ach, Marie,« konnte ſie ſagen, »Alles ſtirbt zwar, und doch lebt das, was ſtirbt, wieder auf. Es giebt in Freyburg eine Linde,

die der Blitz vor hundert Jahren traf, man glaubte sie verloren. Jetzt grünt sie frischer, denn je, wie wenn sie in dem Feuer des Himmels neue Kraft gesogen hätte. Der Winter kommt und geht; der Hügel, der unter seinen Tritten fröstelte, bedeckt sich mit zartem Grün, Hymnen werden angestimmt und gesungen, Alles ist Auf- und ist Niedergang.«

Der Schmerz, der Worte findet, ist fast kein Schmerz mehr. So tief die Spitze in Fancy's Herz gedrungen war, so stumpfte sie sich dennoch ab. Sie dachte daran, sich ein Nest zu bauen, sich eine außergewöhnliche Existenz zu schaffen, ihre Phantasie unterstützte diesen Plan. Indeß hatte sie noch Tage, wo sie der Last ihrer Erinnerungen unterlag, wo alle ihre Wunden aufbrachen, wo sie zitterte und weinte. Dann duldete sie selbst Marie nicht, dann klagte sie sich der Schwäche und der Feigheit an. Wie ein edles Wild, das der Jäger getroffen, und das im Dickicht sein Leben aushaucht, so sank sie auf ihre schwellenden Divane. Aber der Zustand dauerte nicht lange, die Stille um sie

tröpfelte Balsam auf's Herz, der Stolz gab ihr den Stab in die Hand. War sie nicht schön, nicht reich? Sie wollte die Schönheit und den Reichthum geltend machen, und wär's auch nur, um Falkenberg den Stachel der Reue tief in's Herz zu drücken. Sie versammelte einen Theil der Gesellschaft um sich, sie gewann es über sich, Falkenberg wiederzusehen, ja, sie ward selbst gegen des Erbprinzen Huldigungen nicht unempfindlich. Es rührte sie an ihm, daß er sie nicht vergessen hatte; er war anders als sie, naiver, enthusiastischer, die Poesie seiner Gefühle war noch von keinem Nachtfrost getroffen worden. Unwillkürlich führte er sie in die Tage ihres ersten Erwachens zurück, in jene Tage, wo sie an alle Versprechungen des Glücks geglaubt hatte. Wenn sie seinem Worte lauschte, regte es sich in ihr wie Vorwurf oder doch wie eine Frage an das Schicksal: warum sie statt Falkenberg's nicht dieser fast weiblichen Seele begegnet, warum sie nicht glücklich geworden war? Sie ward nachdenkend, es entstanden gefährliche, bedeu-

tungsvolle Pauſen, Pauſen, in denen Falkenberg's Bild mit dem des Erbprinzen verſchwamm, denn, wie es oft bei Freunden der Fall iſt, hatte der Prinz in Ton und Bewegung viel von Falkenberg angenommen. Zuweilen war es ihr, als ſpräche ſeine Stimme, als ſei dies ein Ausdruck, jenes eine Bewegung von ihm. Durch dieſe faſt unmerkbaren Uebergänge ſtieg Fancy allmälig ihren Olivenberg hinunter und wandelte endlich im Thale, ohne daß ſie ſelbſt wußte, wie ſie herabgekommen war. Auch erſchien die Stunde, wo ihr Gedächtniß weniger nachſichtig wurde, wo es ihr in vollſter Wahrheit Falkenberg's Handlungsweiſe zeigte, wo ihr Gefühl ſich auf's äußerſte gegen erlittene Demüthigungen auflehnte. Die Bilder der Liebe ſtarben vor denen der verletzten Eitelkeit, ſie verachtete ihre Geduld, und rief ſich Falkenberg in den Augenblicken ſeiner Härte, ſeines Undanks zurück, wo ſie dennoch nur Liebe für ihn gehabt, noch Thränen um ihn vergoſſen hatte. Seine eiſerne Stirne, ſeine herben Worte, ſeine geheimen Machi-

winde verglich, und der ſicher die zarten Blüthen dieſes Gemüths tödten würde. Er ſtand vor ihr in poetiſcher Schönheit! Er hatte alle Grazien der Jugend! Seine Stirn war voll ſüßer Träume, ſeine Wangen glühten wie die einer Jungfrau. Vom Zauber ergriffen, das Sonſt mit dem Jetzt verwechſelnd, berührte ſie des Erbprinzen Hand, indem ſie einen flüchtigen Kuß auf ſie drückte. Wie der Blitz im Pulverthurme zündet, ſo wirkte dieſe unſchuldige Liebkoſung. Erblaſſend entwand ſich Fancy den ſie umſtrickenden Armen, und dankte Gott, als jetzt ein Gaſt eintrat. Sie nahm von dem Augenblick an eine ernſtere Stellung, dem Erbprinzen gegenüber, an, ſie zwang ihn, an wichtige Dinge zu denken, und vermied überhaupt ſorgfältig, mit ihm allein zu ſein.

Für den Erbprinzen war das eine ſchwere Prüfung: er liebte Fancy, liebte ſie, wie man in der Jugend liebt. Welches Gemüth würde auch nicht, in dieſem Alter, von dem Liebreiz einer ausgezeichneten Frau ergriffen ſein? Aber, als ſie ernſter

ihm gegenüber ward, als er in das positive Leben zurücktrat, als seine ganze Lage sich ihm mit bedauernswerther Schwere zeigte, als er den erzürnten Vater erblickte, und überall um sich die Stacheln der Nothwendigkeit sah, da fühlte er sich zum erstenmale tief unglücklich. Er litt, und weil er litt, ward er ungleich; Fancy erschien ihm wie jene mährchenhaften Gestade, die ewig locken, aber an denen man nie landet; das Glück zeigte sich, aber er durfte es nicht berühren.

Fancy von ihrer Seite gestand sich das Interesse nicht ein, das ihr der Erbprinz einflößte, sie ließ es im Schacht ihrer Seele liegen, doch hatte sie Träume, in denen eine Krone sie schmückte, hatte Stunden, wo es ihr war, als ob sie jetzt erst zu leben beginne. Liebte sie ihn? Nein, sie war nur zerstreut durch ihn, nur abgezogen von dem, was sie für ewig gehalten hatte, sie machte aus dem Erbprinzen einen Gegenstand ihres Hochmuths, er ward ihr eine Beschäftigung, ein Studium, er füllte ihre Tage — bis zur Ermüdung.

Daß es so war, erkannte sie ganz deutlich an einer Reise, die der Erbprinz unternehmen mußte und die ihn mehrere Wochen fern hielt. Fanny bereitete sich ehrlich darauf vor, ihn schmerzlich zu entbehren, ihn tausendmal zurückzurufen, und erstaunte, daß sie es so ruhig hinnahm. Ja, die Ruhe um sie war ihr wohlthuend, sie unternahm Vielerlei, las, schrieb, zeichnete und die Zeit ging hin, ohne daß sie ihre Schwere gefühlt hätte. Die Nachricht von der Rückkehr des Erbprinzen traf sie, ohne daß ihr Herz gepocht, ohne daß ihre Wangen geglüht hätten, sie gestand sich sogar, daß sie ihn herzlich gern länger hätte entbehren mögen, daß er sie in mancher lieben Arbeit stören würde, sie fuhr einmal mit der Hand über die Stirne und murmelte in sich hinein: »ich glaube wahrhaftig, daß Falkenberg mit meiner Liebe zu ihm mich oft recht drückend gefunden haben muß! — Drückend ist die Liebe, die nicht getheilt wird, es ist die Reise durch die Wüste, die unendliche Schwüle, die die Brust austrocknet, die Erschlaffung, die sich über

den ganzen Menſchen mit tiefem Weh ſenkt. Man möchte ſich ausruhen, und man wird vorwärts getrieben, man möchte ſich an Geſträuchen halten und die Geſträuche brechen.«

Liebte Fancy Falkenberg? Auch das glaube ich nicht, aber ſie liebte in ihm die Idee, die Erinnerung, die Jugend; er hatte eine Vergangenheit für ſich, er war Mann, und der Erbprinz war ein Kind. Darin lag das Geheimniß.

Mitten in dieſen Kämpfen überraſchte ſie eines Tages Oscar. Er war mit dem feſten Entſchluß gekommen, mit ihr zu reden, und ſie hatte ihm dieſen Entſchluß angeſehen, ſo wie er eintrat. Sie wollte aufſtehen, ihre Füße verſagten ihr den Dienſt. Sie bedeckte ihr Geſicht, und wartete, daß er reden würde.

Oscar ſetzte ſich. Es herrſchte eine feierliche Stille, nur ihre Seelen ſprachen. Endlich ſagte er: »Arabella ....«

Bei dieſem Namen, der ihr das verſunkene Glück und ihr ganzes Elend zurückrief, ſchrak ſie

zuſammen. Sie blickte Oscar mit dem Auge der Furcht und der Ungewißheit an.

»Ich komme im Namen des Herzogs,« ſagte er, »ich entledige mich einer ernſten, vielleicht einer traurigen Pflicht.«

»Sprechen Sie,« antwortete ſie mühſam.

»Vergeben Sie, wenn ich Sie an die Vergangenheit erinnere. Sagte ich Ihnen nicht, daß eine Zeit kommen würde, wo ſich Vieles ausgleichen und Alles Sie zur Nachſicht ſtimmen würde. Dieſe Zeit iſt da. Sie liebten, und wurden vergeſſen. Jetzt werden Sie geliebt, und .... lieben nicht wieder!«

»Wer hat Ihnen das geſagt?« rief Fancy mit einem tief verwundeten Stolz.

»Ich habe es geſehen,« antwortete Oscar.

»Ja,« ſagte ſie ſanft, und die Wahrheit ihres Innern ſiegte. »Sie haben Recht, ich liebe nicht; ich kann nicht mehr lieben, ich bin nur unglücklich.« — Sie zitterte heftig.

»Machen Sie das Uebel, das Sie angerichtet

haben, wieder gut. Heilen Sie Wunden, die Sie unwillkürlich ſchlugen.«

»Kann ich,« rief ſie, in dem Wahne, daß Oscar für den Erbprinzen reden würde.

»Sie können,« ſagte er, »aber es gehört Muth dazu. Retten Sie den Erbprinzen.«

»Wodurch?« fragte ſie raſch erglühend.

»Sie müſſen ihn verlaſſen.«

»Nimmermehr!«

»Mäßigen Sie ſich,« entgegnete Oscar. »Sie haben eine Seelengröße, die Ihnen verbietet, des Erbprinzen Schmerzen zu mehren. Sie glauben, daß Sie ihm etwas ſind, etwas ſein werden, Sie halten Ihre Nähe für heilbringend. Sie irren ſich. Er hat das Leben vor ſich. Sie haben es ſchon hinter ſich, ſein Daſein iſt voll Knospen, das Ihre hat viele, viele dürre Blätter.«

Sie ſenkte das Haupt. »Geben Sie mir ein Mittel, ein Opfer an, das ich für ihn bringen ſoll, beweiſen Sie mir, daß ich ihm ſchädlich bin, ich will, überzeugt, handeln, aber ich geſtehe Ihnen,

ſein Leiden drückt mich; würde es mich aber auch tödten, ſo würde ich es dennoch tragen . . . ſeinetwegen.«

»Ein ungeheurer Irrthum!« warf Oscar ein. »Was er nicht kann, dürfen Sie thun, Sie müſſen ihn dem Lande, ſeinem Vater, den Staatsgeſchäften wiedergeben. Seine Jugend zerfließt im Nichtsthun. Man tadelt ihn, ja, man tadelt Sie!«

»Was kann ich thun,« erwiderte Fancy gereizt.

»Ihn der Pflicht wieder geben, ihm entſagen.«

»Es wird ſein Untergang ſein!«

Oscar zuckte mit den Achſeln. »Glauben Sie doch nicht, daß man aus Schmerz ſtirbt. Erſt zwar wird er Sie verwünſchen, ſpäter aber wird er Sie ſegnen. Was erwarten Sie von der Zukunft? Sie wollen entweder hinabſteigen und des Erbprinzen Geliebte werden, oder Sie wollen hinauf, und ſeine Gemahlin ſein. Beides iſt unmöglich. Glauben Sie mir, ich ſag's mit ſchwermüthi-

ger Ueberzeugung: es iſt kein Glück denkbar zwiſchen Ihnen.«

Es entſtand ein Schweigen, in dem Fancy zwiſchen Oscar's Worten und ihrer Ueberzeugung zu ſchweben ſchien. Endlich ſagte ſie: »Ich hab's überlegt. Plötzlich kann das Band nicht zerriſſen werden, ich will es langſam löſen. Laſſen Sie mir Zeit. Wenn ich keine Liebe für den Erbprinzen habe, ſo habe ich doch Neigung, eine ſorgende Neigung . . .«

»Sagen Sie Eigenliebe. Ich leſe tiefer in Ihrer Seele, als Sie glauben. Sie dürſten nach Ehre.«

»Und wenn das wäre, wer dürfte den Stein auf mich werfen?«

»Eine Bevölkerung, ein Vater, Ihre Freunde! Glauben Sie mir, es giebt nur einen Weg für Sie, eine Verſöhnung, eine Ausgleichung. Verlaſſen Sie dieſe Stadt.«

»Ich kann nicht,« antwortete ſie zagend.

»Sie werden es können, überlegen Sie's mit

Ihrem edlen Geiſte. Es wird der Augenblick kommen, wo Sie die Nothwendigkeit dieſes Schrittes einſehen werden. Dann rufen Sie mich, Fancy. Meine Hülfe iſt Ihnen gewiß.«

Er ging, er ließ Fancy in der ſchmerzlichſten Aufregung; ſie fühlte wohl, daß er Recht hatte, daß es edler war, zu gehen, als zu bleiben, und dennoch! — Es giebt geheime Gedankengänge in uns, die Niemand ſieht, als Gott, Gefühle, die nebelartig in der Seele ſchwimmen, und die uns unwillkürlich weit, weit von dem abbringen, was wir für Recht anerkennen. Was den Zwieſpalt hervorbringt, das iſt: daß Herz und Moral oft Zwei und nicht Eins ſind, daß es ein Angebornes und ein Angelerntes, eine Freiheit in der Knechtſchaft und eine Knechtſchaft in der Freiheit giebt.

Der Erbprinz war unglücklich, unglücklich in ſeiner Liebe zu Fancy, unglücklicher noch in dem Gedanken, entweder poſitiv gegen ſeinen Vater auftreten oder ſeiner Neigung entſagen zu müſſen. Daß Fancy etwas anderes für ihn werden könnte,

als ſeine Gemahlin, das dachte er um ſo weniger, als er ſie geiſtig hoch über ſich anerkannte. Er liebte ſie nicht allein, er achtete ſie auch; weil er ſie achtete, verzehrte er ſich. Seine Wangen wurden bleich, ſeine Augen höhlten ſich. Er konnte ſtundenlang im Zimmer auf und abgehen oder ſich erſchöpft auf den Sopha werfen und vom Schlaf Vergeſſen fordern, aber wenn er einſchlummerte, todesmatt, ſo wachte doch ſeine Seele, wachte doch in ihm der tobende, der ſehnſüchtige Menſch, der: »Fancy! Fancy!« rief.

Falkenberg traf ihn in dieſem Zuſtande. Er hatte längſt das Ganze durchſchauet. Da es ſeinen Planen ſchmeichelte, wenn Fancy des Erbprinzen Gemahlin würde, ſo war er entſchloſſen, Alles zu wagen, um Alles zu gewinnen.

»Euer Durchlaucht verzehren ſich,« ſagte er theilnehmend.

Der Erbprinz warf ſich aufgelöſ't an ſeinen Hals.

»Vertrauen Sie ſich mir, ich will Sie retten.«

„Wie, wie?“ fragte der Gequälte angſtvoll.

„Geben Sie mir freie Hand; ich ſpreche mit Fancy, Sie ſoll die Ihre werden.“

Der Erbprinz ſchüttelte wehmüthig den Kopf.

„Mein Vater verſagt mir ſeine Einwilligung.“

„So lernen Sie ſie entbehren. Sie ſind majorenn; in wenig Jahren werden Sie der Natur nach regierender Herr, was bis dahin geheim gehalten worden iſt, wird alsdann veröffentlicht werden. Es iſt nicht das Erſtemal, daß Ehen auf dieſe Weiſe geſchloſſen wurden.“

„Falkenberg, Sie ſind entweder mein guter oder mein böſer Geiſt.“

„Ihr guter!“ ſagte Falkenberg beſchwichtigend. „Nur verſprechen Sie mir Eins. Reden Sie mit keiner Sylbe, mit Niemand über unſere Pläne; lernen Sie verſchwiegen und geduldig ſein.“

Der Erbprinz verſprach Alles, er hätte noch mehr verſprochen, wenn Falkenberg es verlangt hätte. Er hatte nur Einen Gedanken: Fancy; um dieſen Einen Gedanken drehte ſich Alles, in dieſen

Einen Gedanken fielen, wie in einen Brennſpiegel, alle Radien ſeiner Seele. Er liebte, er glaubte an das Erhabene in dieſem Gefühl, nichts hatte ihn bis jetzt enttäuſcht, nichts ihn Vorſicht oder Entſagung gelehrt; keine Reue hatte ſich in die duftende Knospe, wie ein nagendes Inſekt, geſetzt. Was er litt, vergrößerte ihn in ſeinen Augen, was er hoffte, quoll aus der Fülle ſeiner Seele.

Als er Falkenberg von ſich ließ, war es ihm, als ſtände er an den Pforten eines neuen Geſchicks. Er hielt immer fort den Becher in Händen; ſeine Lippe brannte immer heißer auf dem Rande, ſein Auge ſtarrte immer ſehnſüchtiger hinein auf den Zauberboden. Durch Morgennebel und Winterluft drang in ihn die Glut einer neuen Sonne. Er jubelte, zagte, hoffte und wartete.

12.

„Oscar! Ueberall Oscar! Nur er! Ueberall er!“

Das war der Refrain in Falkenberg's unruhigem, ſtets über die höchſten Plane brütendem Innern.

Er war bei Fancy geweſen, er hatte ihr mit den einſchmeichelnden Farben ſeiner ſchlagenden Ueberredungskunſt geſchildert, was er dem Erbprinzen gerathen, und was er ihm verſprochen, aber er war bei Fancy nicht glücklich geweſen, ſeine Farben hatten nicht gewirkt, er fühlte, daß ſein groſſer Nebenbuhler Oscar, die ungeheure Antipathie ſeines ganzen Daſeins, ihm entgegenarbeitete.

„Alſo auch hier iſt Oscar im Spiel,“ rief er, „nun beim Himmel, er ſoll nicht lange mehr ſo am Steuerruder ſtehen. Hinab in die Wellen, Du

kühner Bootsmann, der Du meine Schiffe in den Grund bohrst!«

Falkenberg ging zum Erbprinzen. »Lady Werdenfels,« berichtete er, »würde unstreitig die große ihr zu widerfahrende Ehre auf der Stelle zu schätzen gewußt haben, wenn nicht der Moralist Oscar ihr allerlei Scrupel heimlich eingeflüstert hätte. — Sie hat mich nicht undeutlich merken lassen, daß ihr Herz längst entschieden hat, daß aber die Rücksicht auf den Herzog sie zurückhält.«

»Wäre Oscar wirklich fähig, so eigenmächtig in meine liebsten Wünsche einzugreifen?« fragte der Erbprinz unmuthig.

»Sie haben immer noch eine viel zu hohe Meinung von ihm,« entgegnete Falkenberg ernst. »Sie können sich nicht überzeugen, daß er erst an sich und dann an Euer Durchlaucht denkt. Indessen werden wir dieser Machinationen schon Herr werden, nur ziehen Sie sich von ihm zurück, vertrauen Sie ihm nicht unbedingt, und .... hier ist ein Herz, das Ihnen eigen ist im Leben und

im Tode, und das ſich nur für Ihr Glück verbürgt.«

Der Gedanke, daß Oscar ſeinem Heil entgegenarbeitete, daß er Fancy ſogar den Schritt widerrathen hatte, wirkte ſo auf den Erbprinzen, daß er plötzlich in ihm einen Feind erblickte. Statt liebevoll und hingebend, was er früher geweſen war, ward er kalt und abſtoßend. Sonſt ritt Oscar täglich mit ihm ſpazieren, jetzt war es Falkenberg, der den Erbprinzen begleitete. Oscar ward immer ſeltener berufen, ward immer ferner gehalten: es kränkte ihn, aber er war ſich des Beſten bewußt, er hoffte auf ſchönere Tage, er glaubte an eine unfehlbare Rechtfertigung, an die Alles aufklärende, Alles ausgleichende Zeit.

»Du ſollteſt Dich vertheidigen,« ſagte ihm Marie.

»Worüber?« fragte er. »Doch nicht, weil ich dem Erbprinzen ergeben bin? Es ſind Wolken, die vorüberziehen. Die unvertilgbare Bläue des Himmels wird die Nebel ſcheuchen; wir müſſen

nur Geduld haben. Und .... habe ich denn nicht Dich?« —

Er ſah ſo glücklich verklärt aus, daß Marie ſich faſt beſchämt fühlte. Hertha, die eintrat, fand ſie ſo, Hand in Hand, auf dem großen Divan, vor dem mit Papieren ſchwer beladenen Tiſch. Die Arme war gekommen, jene Urkunden wieder an die Stelle, wo ſie gelegen, zurückzubringen. Sie drückten ſie wie Blei, es war ihr Alles unheimlich, fürchterlich; ihre That, der Verdacht, den ſie gegen Oscar hegte, ſelbſt Falkenberg's Betragen. Als Oscar ſich an den Flügel ſetzte, der in der Mitte des Zimmers, vom Schreibtiſch abgewandt, ſtand, als er wundervoll zu phantaſiren anfing und Marie zu ihm trat, und mit ihrer volltönenden Bruſtſtimme ſeinen Melodien folgte, da zerfloß ihr Herz, und indem ſie raſch die Urkunden unter die Papiere ſchob, rief es mit tauſend Stimmen in ihr: »Du haſt Unrecht gethan, tief Unrecht!«

Tags darauf war Concert am Hofe. Hertha hatte öfter in großen Verſammlungen geſungen;

heute, mit der beklemmten, schwer beladenen Brust, ward es ihr schwer. Sie konnte sich eines grossen Schreckens nicht erwehren, als so viele Köpfe vorgebogen, so viele Blicke auf sie gerichtet waren. Sie suchte Falkenberg, fand ihn mit dem Auge, haschte ein freundliches Lächeln, und fing nun, getragen von dieser Gewalt, an, ihre Arie zu singen. In der Mitte des Gesangstücks fiel ihr Blick plötzlich seitwärts auf Oscar, der unbemerkt eingetreten war. Sein Anblick erschütterte sie so, daß ihre Stimme zitterte, ihre Sinne sich verwirrten und sie mitten im Satze inne hielt. Man eilte auf sie zu, man wollte mit einer gewissen falschen Freundlichkeit sie am Singen hindern, aber Hertha entwand sich dem sie umstrickenden Mitleid; sie fing noch einmal zaghaft an, denn Oscar's Blick und ihre Gedanken brannten gleichzeitig in ihrer Seele. War diese, Oscar's innerste Neigung, sich nicht immer gleich geblieben? Hatte er andere Wünsche für sie, als die heiligsten? Gehörten ihr nicht alle seine stummen Gedanken, handelte er nicht be-

ſtändig ſo, wie ſie ſich die Liebe am ſchönſten dachte?

Nach ihr ſetzte ſich Oscar an's Clavier. Sie blieb neben ihm ſtehen; es war, als wenn er ihr in Tönen erzählen wollte, was er ihr in Worten nie geſagt hatte. Erſt ſtiegen einige Raketen auf, dann brauſ'te es, wie wenn der Rheinfall über das Inſtrument geſtürmt wäre, dann löſ'te er ſich auf in leiſe, liebevolle Klagen. Wer keine Vertraute hat, dem leiht die Muſik ihren Ausdruck und ihren Troſt; ſie horcht und antwortet, trägt und wiegt, ſchmeichelt und klagt. Hertha erkannte an den ernſten Akkorden, daß Oscar öfter gekämpft hatte; das rührte ſie, aber als die klagenden Melodien herangezogen kamen, als ſie ihr von den Wunden der Seele ſprachen, von jenen, die unſichtbare Hände ſchlagen, kam es über ſie wie Thränen. Sie bog ſich vor, lächelte ſchwermüthig, und ſagte faſt vorwurfsvoll: »Wie können Sie vor Fremden, in dieſer Geſellſchaft, ſo herzzerreißend ſpielen?«

»Für Sie,« antwortete er leiſe und unüberlegt.

Statt wegzuſehen, ſah ſie ihm tief in's Auge; ſo mögen Engel herab auf die Erde blicken. Aber das dauerte nur einen Augenblick, denn ſchon umſchwärmte die Geſellſchaft den Flügel, und Oscar ſuchte den entfernteſten Winkel, um ſich Hertha's ſüßen Blick zurückzurufen. Es war ihm unmöglich, ſich in die Form dieſer gewöhnlichen Geſpräche hineinzupaſſen; wenn man von der Poeſie getragen in jenen Räumen geſchwebt hat, die zwar noch nicht der Himmel ſind, aber doch hineinführen, ſo iſt die ſogenannte Welt mit ihren mesquinen Anſprüchen eine ſchreiende Diſſonanz, der man entfliehen muß. Das fühlte Oscar; nie war ihm ſo wohl und ſo weh, ſo träumeriſch, und doch ſo ſonnenklar geweſen. Für ihn war der Raum und die Zeit verſchwunden; die Fibern ſeines Herzens zuckten, es zuckten die Adern — im Geiſte blickte er noch einmal in Hertha's Auge, wiederholte ſich noch einmal die magnetiſche Empfindung, die ihn ge-

zwungen hatte, ihr das zu verrathen, was in ihm schlummerte, und wie er aufsah, stand sie vor ihm, erhitzt vom Tanz, aber unendlich freundlich. Ihre Stellung, ihr Ausdruck, ihr sich etwas vorbiegender Körper verriethen eine tiefe Bewegung. Sie war gekommen, ihm, wenn nicht die volle Wahrheit, doch ihre Zweifel an ihm .... nicht zu sagen, aber doch abzubitten. Sie fühlte sich strafbar, und dennoch wußte sie nicht, wie sie den begangenen Fehler wieder gut zu machen hatte. Alles das schwamm in ihrem Auge: die Bitte um Vergebung, das Versprechen auf Glauben, die versunkene Vergangenheit, die angstvolle Zukunft ... Oscar sah sie erstaunt an. Sie glitt auf einen Sessel, sie rief: »Ach, Sie wissen nicht, welche Nebel mich umlagern, wie ich so gerne fragen möchte ... es zerreißt mir das Herz ....«

Sie hielt inne, Oscar athmete kaum. War es doch, als wenn sie zwischen Klippen wandele; um nicht zu scheitern, durfte sie Falkenberg nicht verrathen, und wollte doch Oscar warnen. »Ver-

theidigen Sie ſich gegen mich,« rief ſie, »ſagen Sie mir, daß Sie wie ſonſt ſind, daß Sie den Erbprinzen lieben, dem Lande treu, dem Herzog ergeben ſind . . . .«

»Aber um des Himmels willen, was bedeutet das!« fragte Oskar.

»Ich habe genug geſagt,« ſeufzte Hertha, »ich kann nicht, kann nicht.« — Ihre Zunge ſtockte. Bei dem Gedanken an Falkenberg, den ſie über Alles liebte, war Mund und Herz wie eingefroren. Sie erhob ſich von ihrem Sitze, ſchlug die großen Augen angſtvoll zum Himmel, grüßte mit der Hand, und entſchwand.

13.

»Wie kann der Herzog von Linda wagen, einen Proceß gegen mich einzuleiten, wenn Alles für mich iſt, das Recht und die Beweiſe?«

Der Vater des Erbprinzen ging bei dieſen Worten auf und ab in ſeinem Cabinette, und blieb nach einer Pauſe vor Oscar, der mit einem Pack Papieren hineingetreten war, ſtehen.

Dieſer zuckte die Achſeln. »Es iſt mir zwar unbegreiflich, wie die Sache dieſen Gang nehmen konnte, indeß iſt das gewiß, daß ſich Schriften von äußerſter Wichtigkeit in den Händen der angreifenden Partei befinden,« ſagte Oscar.

Der Herzog begann wieder ſein Cabinett mit großen Schritten zu meſſen, ſchwieg aber diesmal länger als gewöhnlich. Nur zuweilen lugte er zu Oscar hinüber, ſchüttelte mit dem Kopf, und be-

gann endlich: »Sie, Truchſal, haben das geheime Archiv unter Verſchluß; Sie ſind alſo für daſſelbe verantwortlich. Wiſſen Sie von keinem Verräther unter uns?«

Er ſah ihn ſcharf an. Oscar blickte dem Herzog frei in die Augen. »Die auf die Sache bezüglichen Urkunden lagen in meinem Zimmer, auf meinem Tiſch — ſeit vorgeſtern, wo ich darüber zu referiren hatte; heute ſind ſie wieder ſorgfältig verſchloſſen.«

»Und dennoch,« fuhr der Herzog fort, »ſoll ſich eine Abſchrift der Urkunden ſeit wenig Tagen in den Händen des Herzogs von Linda befinden. Sie wiſſen, daß eine für uns bedenkliche Clauſel darin vorkommt, die leicht einer uns ungünſtigen Auslegung fähig wäre. Wie erklären Sie ſich dieſen Umſtand? Iſt wirklich Niemand in Ihrem Zimmer geweſen?«

»Niemand, als meine Schweſter.«

»O, für die ſtehe ich,« entgegnete der Herzog

lächelnd. »Besinnen Sie sich, Truchsal, haben Sie sich keiner Vernachlässigung schuldig gemacht?«

Oscar betheuerte dem Herzog, daß er sich vorwurfsfrei fühle; indessen blitzte es in ihm auf wunderbare Weise. Erst mußte er an Hertha's flüchtiges Wort denken, an die sonderbare Art, wie sie ihn ängstlich aufgefordert hatte, dem Lande und der Pflicht treu zu bleiben, dann brachte er diese Worte in Zusammenhang mit Mariens Bemerkung, wie todtenbleich Hertha an dem Morgen gewesen war, an dem sie die Geschwister überrascht hatte, endlich konnte er sich Falkenberg's Haß gegen ihn nicht verhehlen. Das Alles schwirrte nun um ihn in undeutlichen Zügen, vermengte sich mit schlummernden Erinnerungen, und verwirrte ihn so in seiner Klarheit, daß er äußerst nachdenklich ward, und dem Herzoge nur halb Rede stand, als dieser von der einen Angelegenheit auf die andere, auf des Erbprinzen Neigung zu Fancy sprang.

»Wird die stolze Engländerin nachgeben und unsere Stadt verlassen?«

»Sie wird es, so hoffe ich, wenn ihre Kraft nicht durch zu glänzende Versprechungen auf die Probe gesetzt wird,« antwortete Oscar, indem er weiter referirte, und sich dann empfahl. Er ging gleich zu Marie, erzählte ihr die Sache mit den Urkunden, theilte ihr den Proceß mit, der zu groſſen Verwirrungen Anlaß geben würde, und traf gegen Abend auf Falkenberg, wie dieser eben vom Erbprinzen kam. Auch mit ihm sprach er von der Angelegenheit des Tages. Falkenberg erblaſste.

»Daß ich das Aeußerste wagen und Alles daran setzen werde, um Denjenigen zu entdecken, der eine Abschrift von den Urkunden machen konnte, werden Sie begreifen,« sagte Oscar mit Beziehung.

»Ich begreife es nicht allein, ich rathe auch dazu,« entgegnete Falkenberg mit sichtlicher Verwirrung.

Für den folgenden Tag war ein groſses Treibjagen angesetzt. Nie war eine glänzendere Sonne über die Gebirge aufgestiegen. Sie schmückte die

Felſen mit Silberſchein, und drang tief in das Thal, wo es ſich frühlingsartig zu regen begann. Einzelne Lerchen ſchwirrten, und die Raben zogen aufwärts in langen ſchwarzen Schwärmen. Im Schloßhofe herrſchte das heiterſte Leben; die Dienerſchaft lief hin und her, die zuſammengekoppelten Hunde bellten wild und disharmoniſch, die Pferde ſcharrten mit den Füßen, und hoben zuweilen die Köpfe, als wollten ſie die Herrſchaft erſpähen. Jetzt erſchien der Herzog auf der Schloßtreppe, umgeben von einigen ſeiner Getreuen, und in demſelben Augenblick trat auch der Erbprinz in Begleitung von Falkenberg heraus. In geringer Entfernung von ihm zeigte ſich Oscar; er war im Jagdhabit, hatte die Jagdtaſche umgehängt und die Büchſe in der Hand, ſchien aber auf einen Wink des Erbprinzen zu warten. Dieſer begrüßte den Herzog, und indem er ſich auf ſeinen ſchnaubenden Araber ſchwang, wandte er ſich zu Oscar und ſagte: »Sie reiten mit.« Er verbeugte ſich ernſt, und rief nach ſeinem Pferde. Oben am Fenſter ſtand

Marie, und sah dem Zuge zu; ihr liebliches Gesicht, halb zwischen Gardinen versteckt, nahm sich wie ein Engelskopf auf einem Raphaelischen Bilde aus. Als Oscar vorbeiritt, hob er das Antlitz; sie legte neckisch zwei Finger auf den Mund, und warf ihm den letzten Gruß zu. Falkenberg ritt bald vor, bald hinter dem Zug, und versuchte mit Jedem, sogar mit Oscar zu scherzen. Kein Mensch auf der Welt konnte auf dieser Stirne die Wundenmale heftiger Kämpfe erblicken, und doch war er blaß, und sein Ringen nach Witz mußte dem Menschenkenner verrathen, daß er sich in jener nervösen Spannung befand, wo Lachen — Schmerz ist. Wie von ungefähr ritten die Jäger, denen sich eine Masse Bauern zum Treiben beigesellt hatten, langsamer, als sie vor Hertha's Wohnung vorüberzogen. Oscar hielt träumerisch sein Pferd zurück, und glitt mit dem Blick über die verschlossenen Fenstergardinen; dann spornte er sein Roß, daß es ausschlug, und hatte in zwei Sätzen die vorderen Reiter erreicht. Was in ihm vorging, wußte er

ſelbſt nicht, aber er fühlte ſich ſeltſam aufgeregt, er mußte zuſammengenommen an Vieles denken, an ſeine Mutter, die längſt geſtorben war, an Marie, die ihm ſo liebevoll zur Seite ſtand, an Hertha endlich, die ihm fern gerückt war und die er doch ſtill für ſich hin liebte, wie der Menſch ſeine Ideale liebt!

Am Eingange des Waldes wurde die Treiberſchaar vorausgeſchickt, und aus dem Bagagewagen ein reichliches Frühſtück hervorgeholt, das die Diener in größter Schnelligkeit ſervirten. Es herrſchte überall fröhliche Laune, ſelbſt der Erbprinz vergaß auf Augenblicke ſeine Träumereien und miſchte ſich in die Scherze. Falkenberg war unerſchöpflich, ſprach dabei den kalten Paſteten und dem Champagner auf's beſte zu, und ſchwur, rechts und links wettend, daß er den Eber erlegen und als ſieggekrönter Jäger zurückzukehren gedächte. Nebenher ſchien er es beſonders auf Oscar abgeſehen zu haben, der, ſtiller als die Anderen, gegen einen Baum gelehnt, der Scene zuſah. Er neckte ihn

vielfach, warf ihm seinen Ernst vor, und brachte es so weit, daß Oscar seinen Langmuth vergaß, und an ihn heran mit flammendem Gesichte trat. »Herr von Falkenberg, ein Wort,« — er zog ihn bei Seite. — »Ich rathe Ihnen,« sagte er leise und gereizt, »mäßigen Sie Ihre Scherze, Sie könnten es in wenigen Tagen bereuen. Man hat einen Vertrauten von Ihnen, den jungen Maler, den Sie erziehen lassen, bei Nacht und Nebel die Stadt verlassen, und sich auf Nachbarsgebiet zeigen sehen; noch mehr: man weiß, daß Sie selbst in dessen Wohnung waren und ihm Aufträge ertheilten. Das könnte denn doch leicht mit der Abschrift der Urkunden zusammenhängen. Ich warne Sie, vorsichtig zu sein.«

Falkenberg wollte aufbrausen. »Sparen Sie Ihre Heftigkeit,« sagte er weiter. »Thue ich Ihnen Unrecht, so wissen Sie, daß ich Ihnen zu jeder Zeit als Ehrenmann Rede stehe . . . habe ich Recht, nun so denke ich, es ist gut, daß Sie von

der Spur unterrichtet sind, die ich meiner eigenen Rechtfertigung wegen zu verfolgen habe.«

Falkenberg biß sich auf die Lippen. »Wir reden davon später,« sagte er mit einer concentrirten Wuth, und ging zu der Jagdgesellschaft zurück, aber sein Herz schlug fieberhaft, seine Wangen brannten. Er mußte sich mehrmals den Schweiß von der Stirne wischen; Oscar hatte den furchtbarsten Gifttropfen in Falkenberg's Blut fallen lassen, den der Rache. Wider Willen faßt und wie gedrängt von einer unsichtbaren Macht wurde Alles um ihn in die dunkeln Farben des Verdachts getränkt,; seine Sicherheit hatte ihn verlassen, seine Ruhe war Verzweiflung geworden.

»Da das Leben für mich ein Duell auf Leben und Tod wird, so ist es mir erlaubt, mich sicher zu stellen, wie und wo ich kann,« sagte er sich.

Es schlug zehn Uhr, und die Jäger saßen wieder auf. Je tiefer sie in den Wald drangen, desto schweigsamer wurden sie. Der Herzog ritt voran, ihm folgte der Erbprinz, dann kamen die Uebrigen,

unter die ſich Falkenberg und Oscar gemiſcht hatten. Auf einem freien Platz angelangt, berichteten die Treiber, der Eber ſei eingeſchloſſen. Man ſtieg von den Pferden, die Stallknechte führten die Roſſe ſeitwärts, dann vertheilten ſich die Jäger. Falkenberg poſtirte ſich zuerſt, ihm folgte im Dickicht Oscar. Die Luft war unheilig geworden, es rührte ſich kein Lüftchen; nur hier und da ſchwirrte eine Lerche, oder ein dürres Reis fiel, vollends abgeknickt, zur Erde. Während einer Viertelſtunde herrſchte das tiefſte Schweigen, Alles wartete geſpannt auf die Ankunft des gehetzten Thieres — jetzt fingen die Hunde an zu bellen, und nun erhoben auch die Treiber ihr wildes, einſchüchterndes Geſchrei. Falkenberg lud ſein Gewehr; die kahlen Bäume duldeten die Ausſicht auf funfzig Schritte, und ſo erblickte er ganz deutlich vor ſich Oscar, der ihm ſcharf in's Auge blickte. Der Tod hat keine blaſſere Farbe, als die, welche Falkenberg's Geſicht bedeckte, er ſtellte das Gewehr neben ſich, dann nahm er es wieder auf. Jetzt fiel ein Schuß,

und in dem Augenblick rauschte es sturmartig in den Zweigen, so daß Falkenberg, auf den Eber gefaßt, anlegte ..... er hatte sich zur Seite gewandt, und nur Oscar stand vor ihm: und neben ihm und um ihn Niemand, als Oscar .... es war ein schrecklicher Augenblick, ein Augenblick des Hasses, der Wuth, der Verzweiflung; blutroth tanzte es vor Falkenberg's Gesicht, und dann rauschte es und stöhnte dämonisch: »So schieß doch!« —

Fieberfrost schüttelte ihn, das Herzblut stockte. Schlangenartig wanden sich die Gedanken hier und dorthin, immer schneller, immer verwirrender ... Eine große Unschlüssigkeit kam über ihn, er hatte die Büchse ergriffen, er legte an ... Oscar's Augen brannten auf ihn; plötzlich schrie Falkenberg: »Aufgepaßt!« Und in demselben Augenblick flog der Eber rasend, von mehreren Schüssen getroffen, vorüber.

Als Falkenberg sich besann, war der Dampf verzogen, aber zwischen den Zweigen, da, wo Os-

unter die ſich Falkenberg und Oscar gemiſcht hatten. Auf einem freien Platz angelangt, berichteten die Treiber, der Eber ſei eingeſchloſſen. Man ſtieg von den Pferden, die Stallknechte führten die Roſſe ſeitwärts, dann vertheilten ſich die Jäger. Falkenberg poſtirte ſich zuerſt, ihm folgte im Dickicht Oscar. Der Tag war nebeligt geworden, es rührte ſich kein Lüftchen; nur hier und da ſchwirrte eine Lerche, oder ein dürres Reis fiel, vollends abgeknickt, zur Erde. Während einer Viertelſtunde herrſchte das tiefſte Schweigen, Alles wartete geſpannt auf die Ankunft des gehetzten Thieres — jetzt fingen die Hunde an zu bellen, und nun erhoben auch die Treiber ihr wildes, einſchüchterndes Geſchrei. Falkenberg lud ſein Gewehr; die kahlen Bäume duldeten die Ausſicht auf funfzig Schritte, und ſo erblickte er ganz deutlich vor ſich Oscar, der ihm ſcharf in's Auge blickte. Der Tod hat keine blaſſere Farbe, als die, welche Falkenberg's Geſicht bedeckte, er ſtellte das Gewehr neben ſich, dann nahm er es wieder auf. Jetzt fiel ein Schuß,

und in dem Augenblick rauschte es sturmartig in den Zweigen, so daß Falkenberg, auf den Eber gefaßt, anlegte ..... er hatte sich zur Seite gewandt, und nur Oscar stand vor ihm; und neben ihm und um ihn Niemand, als Oscar .... es war ein schrecklicher Augenblick, ein Augenblick des Hasses, der Wuth, der Verzweiflung; blutroth tanzte es vor Falkenberg's Gesicht, und dann rauschte es und stöhnte dämonisch: »So schieß doch!« —

Fieberfrost schüttelte ihn, das Herzblut stockte. Schlangenartig wanden sich die Gedanken hier und dorthin, immer schneller, immer verwirrender ... Eine große Unschlüssigkeit kam über ihn, er hatte die Büchse ergriffen, er legte an ... Oscar's Augen brannten auf ihn; plötzlich schrie Falkenberg: »Aufgepaßt!« Und in demselben Augenblick flog der Eber rasend, von mehreren Schüssen getroffen, vorüber.

Als Falkenberg sich besann, war der Dampf verzogen, aber zwischen den Zweigen, da, wo Os-

car geſtanden hatte, röchelte es ſchauerlich, und ein Blutſtrom machte ſich Bahn auf der ſchwarzen Erde; raſchelnd ſchlugen die Zweige zuſammen.

14.

Der Nebel, der den Tag über, wie ein Flor, über der Stadt gehangen hatte, löſ'te ſich gegen Abend in einen feinen, durchdringenden Regen auf. Die Straßen waren einſam, die Stadt lag in tiefem Schweigen; hier und da tauchte eine angeſteckte Laterne aus der Dämmerung empor. Marie hatte anſpannen laſſen; ſie wollte den ſtillen Abend, den ihr Oscar's Abweſenheit ließ, bei Fancy zubringen. Es waren für ſie ſüße und doch bittere Augenblicke, die ſie dort verlebte. Sie wohnte einem Kampfe bei, wie er wohl oft im Leben gekämpft wird, nur weniger ſichtbar, als hier, wo die Verhältniſſe zu einem gewaltſamen Entſchluſſe drängten. Fancy hatte, durch Oscar's Zu-

reden endlich fester geworden, einsehen lernen, daß ihres Bleibens in der Residenz nicht mehr war. Mehr, als sie es sich eingestehen mochte, wirkte Mariens sanfte Nähe auf sie. Mit der ihr eigenen Wahrhaftigkeit hatte diese ihr bei vorkommenden Selbstanklagen erwidert, daß zwar in ihnen eine anscheinende Größe läge, daß aber gerade diese einen versteckten Hochmuth berge. »Die öffentliche Meinung ist Alles für die Masse,« hatte Fancy mit Bitterkeit ausgerufen. »Sündigen ist nichts, aber eingestehen, daß man gesündigt hat, das ist Verbrechen!«

Freundlich lenkte Marie sie auf gemäßigtere Ansichten. »Die Achtung der Welt ist in meinen Augen das gesunde Band, das uns am leichtesten an unsere Verpflichtungen knüpft; es zerreißen, selbst wenn wir gefehlt haben, ist mit einer nicht zu berechnenden Gefahr verbunden, denn die Welt ist mächtiger, als der Einzelne; baut sie nicht Brücken, oder gräbt sie nicht Abgründe? Dennoch ist Lüge vielleicht schrecklicher, als Aufdecken. Wer

zwiſchen der Falſchheit oder dem poſitiven Auflehnen gegen das Geſetz zu wählen hat, der wähle letzteres. Indeß giebt es einen andern, wenn auch ſchroffern Pfad, einen, der der ſchönen Seelen würdig iſt, es iſt der der Buße nach dem Vergehen. Hat Leidenſchaft Sie beſiegt, ſo beſiegen Sie wiederum die Leidenſchaft. Gott allein wird vielleicht Zeuge dieſes Kampfes ſein, aber eben deswegen wird er Sie halten, Sie tragen, Sie nimmer und nie aus den Augen laſſen. Es giebt keinen nicht wieder gut zu machenden Fehler, — Alles Gute, was wir hienieden vollführen, bahnt uns den Weg zum Himmel; nur dürfen wir den Muth nicht verlieren. Und wer hätte Muth, wenn ihn Fancy nicht hätte!« —

Dieſe ſchüttelte ſchwermüthig das Haupt. »Die Reſignation ſcheint leicht, wenn man nicht leidet: im Alter mag ſie beſtehen, man hat ſein Theil gelebt, was nachkommt, iſt wenig, aber in der Jugend iſt Reſignation — Tod!« —

»Wunderliches Weſen,« ſeufzte Marie. »Sie

verwechseln Reſignation mit Selbſtbeherrſchung. Dieſe letztere iſt die ſittliche Verklärung jeder Lebensepoche. Es giebt Schmerzen, die einen heitern Ausdruck, die keine Thränen haben, aber ſind es deswegen weniger Schmerzen? Auch ich weiß, daß das Leben ſchwer und die Erfahrung bitter iſt. Was iſt aus den Verſprechungen der erſten Jugend, was aus dieſen vollen kräftigen Athemzügen, was aus dieſem Herzensüberfluß, aus dieſen Glaubens- und Hoffnungsſchätzen geworden? Damals glaubte ich nicht, daß die Tugend mehr im Unterdrücken unſerer Neigungen, als im Ausſtrömen derſelben beſtände.«

»Die Welt hat die Tugend ſo hart und ſo kalt gemacht,« warf Fancy ein.

»Denken Sie das nicht,« erwiderte Marie mit ſanfter Stimme; »Gott will, daß Glück — Tugend ſei.«

»Sind Sie glücklich?« fragte Fancy ungeſtüm.

»Erſt geſäet, dann geerndtet,« war die liebe-

volle Antwort. »Wenn ich leide, so bin ich doch voll Vertrauen. Gott hintergeht seine Geschöpfe nicht.«

Fancy erhob sich nach und nach zu einem Entschlusse. Sie warf den Stolz hinab, und behielt nur das Selbstbewußtsein. Sie wollte fort; sie fühlte, daß, wenn sie gegen den Erbprinzen gefehlt habe, sie diesen Fehler durch ein Opfer zurückerkaufen mußte. Fancy trat in jene Lebensphase, wo der Tag hinunter und die Dämmerung noch nicht da ist. Die Jugend warf noch einen langen, langen Schatten auf sie ... von der einen Seite starb das Herz an tödtlichen Wunden, von der andern Seite wollte es noch einmal tief aufathmen, noch einmal Licht und Liebe genießen. Das brausende Gefühl drängte sich der starren Vernunft entgegen, und diese langte mit ihrer eisernen Hand nach ihm, um es zu zerstören. War Fancy dem Erbprinzen gegenüber schuldig, gefallsüchtig, egoistisch? Ich glaube, sie lag nur im Kampf mit dem Stolz, der sich seine Ohnmacht nicht eingestehen wollte. Auch

weinte sie der Liebe nach: sie hatte sie in Falkenberg's Armen kennen gelernt, und nun gähnte sie das entfärbte Dasein in allen Verhältnissen an. Unter diesen Umständen mußte ihr der Exprinz wie eine Himmelserscheinung vorkommen, die herabstieg, um ihr die verlornen Schätze wieder zu geben; wenigstens war es eine vortreffliche Gelegenheit, noch einmal die Gluthen der Jugend in das heilige Taufwasser des Enthusiasmus zu tauchen. Bald aber hing sich der Reif der Ueberlegung an die Spätknospen des Geistes. Der Rausch war verflogen; ihre Lage war ihr im wahren Lichte erschienen, sie hatte sie erschreckt. Nur ein Gewaltstreich konnte ihre Ehre retten, sie mußte fort, aber wohin? Chaotisch lag die Zukunft in ihr, es gährte und brauſ'te in dieser leidenschaftlichen Seele; nie hatte sie bitterer ihre Einsamkeit gefühlt, nie tiefer den Fluch eines in seiner Bahn gewaltsam unterbrochenen Daseins empfunden. Sie erwartete Marie, sie hoffte von ihr tröstenden Zuspruch, rathenden Beistand. Marie ihrerseits

hatte viel über Fanny's Lage nachgedacht: an ihr Bild hatte sich das des Erbprinzen gereiht. Jetzt meldete ihr der Diener den Wagen; sinnend stieg sie die Schloßtreppe hinab, als sie den Erbprinzen, einen Jokey hinter sich, in den Hof trabend, erblickte. Er sah so ungewöhnlich erregt aus, daß sie erschreckt mit dem Fuß auf dem herabgelassenen Wagentritt stehen blieb, und ihn fragend in's Auge faßte. Im Nu war er vom Pferde herab und vor ihr. Er rang nach Fassung. Das heitere, sorgenlose Gesicht Mariens zerschnitt ihm die Seele; er wollte sie auf das Unglück, das auch sie, das Alle in Oscar getroffen, vorbereiten, und wußte doch nicht, was er ihr sagen sollte. Es war ein schrecklicher Augenblick; an seinen Zügen sah Marie, daß sich etwas Ungewöhnliches zugetragen habe. Stockend brachte er endlich die Schreckensnachricht hervor. Es sei ein betrübender Vorfall, wahrscheinlich sei Oscar's Gewehr losgegangen, indem er sich wartend mit der Brust darauf gestützt: er scheine mehr an einem star-

ken Blutverluſt, als an der Wunde ſelbſt zu leiden.

Marie war ſchon zurück in ihre Zimmer geeilt, um Alles zum Empfange des Verwundeten anzuordnen; kaum hatte ſie mit ſeltener Geiſtesgegenwart an das Nöthige gedacht, als auch die Jäger langſamen Schrittes herankamen. Zwei Diener trugen auf einer in der Eile verfertigten Tragbahre Oscar, der wenn nicht ſchon todt, doch mit dem Tode ſchon zu ringen ſchien. Sein Kopf folgte leblos den Bewegungen der Tragenden. Die Augen waren geſchloſſen, das Antlitz mit Leichenbläſſe überzogen, der Ausdruck der Züge zeigte ſchmerzliches Leiden. Der erſte Verband war bereits im Walde von einem Jäger vorgenommen; man hatte nach der Kugel geſucht, aber dieſe nirgends gefunden. Wahrſcheinlich war ſie tief in's Fleiſch gefahren. Sein eigenes Gewehr war entladen; Falkenberg, der zunächſt an dem Unglücksort geſtanden, war, erzählte man, der Erſte geweſen, der ihm Hülfe geleiſtet hätte! — — Als man Oscar

auf das Lager gebracht, und ein herbeigerufener Wundarzt die Wunde kopfschüttelnd untersucht hatte, warf sich Marie in Todesangst über den Unglücklichen. War es nun, daß der Hauch der Liebe auf Oscar wirkte, er schlug die Augen auf, dann aber schloß er sie wieder, und verfiel in den vorigen, ohnmächtigen Zustand. Falkenberg zog die unglückliche Schwester in ein entferntes Zimmer; auch der Herzog und der Erbprinz traten hinzu. Alle suchten Marie zu trösten, sie zu halten, sie von Oscar zu entfernen; sie fürchteten, daß der nahe Tod sie zu tief erschüttern würde; sie aber drängte sie Alle fort. »Was soll diese Schonung?« sagte sie. »An ihn müssen wir denken, nicht an mich. Für ihn habe ich Kräfte, Ausdauer, Muth und Geistesgegenwart; habe ich deshalb gelebt, um jetzt wie ein Kind mich zu geberden?«

Sie stand schon wieder vor Oscar's Lager; sie ordnete Alles selbst an, sie ließ den Chirurgen nicht von ihrer Seite, und duldete nur den jungen

Maler, der mit erhitzten Augen und scheuen Blicken auf Falkenberg sich mit den Dienern in's Zimmer gedrängt hatte. Der Herzog, der Erbprinz und Falkenberg entfernten sich, nicht ohne daß Letzterer seine Animosität gänzlich vergessen scheinend ihr wahrhaft rührende Versicherungen seiner Theilnahme gegeben hatte. Der Erbprinz war schweigsamer; stumm drückte er Oscar's schlaff herunterhängende Hand an seine Brust; man sah, er dachte an einen Abschied auf ewig, und so weich, so ganz der regsten Freundschaft hingegeben, war dieses edle, wahrhaft großartig angelegte Gemüth, daß es seine Liebe für den sterbenden Freund geopfert hätte, hätte ihm das das Leben wiedergeben können. Täglich kam er für mehrere Stunden, und pflegte den noch immer bewußtlosen Oscar. Zuweilen schien dieser Momente zu haben, wo er die Umstehenden erkannte, wo er reden wollte, indeß waren es nur Momente. Meistens lag er ohne Bewegung, mit geschlossenen Augen in dem dunkeln Zimmer, und zuckte nur, wenn Mariens

Stimme, wie durch eine weite Entfernung, zu ihm drang. Der Arzt wollte sich nicht äußern; so schwebte einige fürchterliche Tage der Tod über diesem Haupte, grub tiefe Furchen in das ernste, leidende Angesicht, und fuhr tausendfach mit eiskalter Hand in Mariens Herz, die nichts mehr dachte, nichts mehr fühlte, als das: für Oscar leben, oder mit ihm sterben!

Indeß sich in dem stillen Krankenzimmer nur einzelne Gestalten hin und her bewegten, Marie pflegte, der Maler Hülfe leistete, und Fancy ängstlich verstohlen im Vorzimmer lauschte, ging es in den herzoglichen Gemächern und in dem Cabinet des Erbprinzen desto lauter her. Der Proceß mit dem Herzog von Linda hatte in kurzer Zeit, kraft der Abschrift der Urkunden, die sich in seinen Händen befanden, einen so feindseligen Charakter angenommen, daß kaum mehr an einen Vergleich zu denken war. In diesen Verwicklungen nun bewegte sich Falkenberg in seinem eigentlichen Elemente mit schreckhafter Keckheit, nur den Kern der Geschäfte

im Auge, enthüllte er einen ſolchen Schatz von diplomatiſchen Feinheiten, daß der Herzog nach wenig Unterredungen ihm ſein volles Vertrauen ſchenkte, ihn mit Gunſtbezeugungen aller Art überhäufte, und ihm endlich ſeinen höchſten Wunſch, die Ernennung zum Geheimerath gewährte. Er triumphirte; Oscar war ſo gut wie todt, der Arzt ſprach von einer offenbar verletzten Lunge, und Falkenberg ſtand am Steuerruder! Wer konnte ihm jetzt noch ſchaden, wer ihm einen Platz ſtreitig machen, den er ſich durch eigenes Verdienſt errungen hatte?

Er ſaß ſchreibend in ſeinem Zimmer, umgeben von wichtigen Acten, als Hertha, ganz gegen ihre jetzige Gewohnheit, zu ihm hineinkam und ihm freudeſtrahlend um den Hals fiel. »Denke Dir,« ſagte ſie jubelnd, »ich komme aus dem Schloſſe, von Marie. Es iſt große Freude da. Oscar hat wieder Hoffnung gegeben; er hat Marie, Alle, die um ihn waren, erkannt, ja, was mehr iſt, er hat nach einem Geiſtlichen verlangt. Er glaubt ſich ſehr krank, aber der Arzt hat plötzlich wieder Muth

gefaßt, er meint, daß es zwar ein Wunder sei, wenn Oscar davon käme, aber daß er doch anfange, an das Wunder zu glauben. Der Erbprinz ....«

»Laß mich, Herz, verschone mich mit Deinen Geschichten,« rief Falkenberg fast zornig; dann setzte er, sich sammelnd, hinzu: »es soll mich herzlich freuen, wenn Truchsal sich bessert; vergieb, daß ich Dich so kurz abfertige, aber ich muß heute Abend noch beim Herzog einen Vortrag halten, und bin noch nicht zur Hälfte mit der Arbeit fertig.«

Mit Fassung fuhr er fort zu schreiben. Hertha hatte sich still in ihr Stübchen gesetzt, sie fühlte sich tief betrübt. Das Leben war anders für sie geworden, himmelweit anders. Sie ging mit fieberhafter Hast ihre Erinnerungen durch; sie sah Falkenberg im Glanz seiner Liebenswürdigkeit, und sah ihn dann allmälig ernster, düsterer werden. Alle ihre Kräfte waren dem blinden Glauben zugewandt gewesen: sie hatte sich jede Handlung zum

Beſten ausgelegt, hatte ſich zur enthuſiaſtiſchen Liebe, wie der Luftſchiffer in unbekannte Höhen gewagt, und war nun auf den erſchütternden Punkt der Wahrheit gekommen, auf den, wo die Liebe zwar noch in voller Gluth fortbeſteht, wo aber das Material der Achtung die Flamme nicht mehr nährt. Wie viele Thränen hatten dieſe guten, treuen Augen benetzt, wie viele Seufzer waren durch die verſchwiegenen Draperien ihres Boudoirs hindurch geſchlüpft! Gleich dem Salamander, ſo leidet das Herz in ſeiner Unſterblichkeit, leidet und .... lebt. Iſt Leiden Frauenbeſtimmung? Faſt ſollte man es glauben, wenn man um ſich die Beſten alſo aus bitteren Quellen trinken ſieht. Wer iſt denn glücklich? Wer hat ungeſtört ſeinen Seligkeitstraum ausgeträumt? Wen hat's nicht mitten im Fluge mit giftigem Pfeile getroffen?

Hertha hatte die Arbeit, mit der ſie ſich mechaniſch beſchäftigt hatte, fortgelegt; ſie ſah hinaus auf's Gebirge, das im vollen Mondlicht vor ihr lag, dann ließ ſie ſich rücklings auf die Lehne

ihres Sessels sinken. Es wogte in ihr, sie mußte tief aufathmen; flüsternde, eindringende Gebete stiegen auf und stiegen nieder .... plötzlich ward sie durch rasche Tritte im Vorzimmer aus ihren Träumereien gezogen. »Was ist das?« rief sie ängstlich, indem sie sich zur Thüre wandte. Eine schwarze Gestalt drängte sich an ihr vorüber in Falkenberg's Zimmer, sie hatte nicht sehen können, wer es war, aber seit der Geschichte mit den Urkunden erschreckte sie Alles, selbst das, was sie sonst unbemerkt ließ. — »Wer ist bei meinem Mann?« fragte sie den Diener, der Licht brachte. »Ein geistlicher Herr,« antwortete dieser, »er ist schon öfter gekommen.« — Hertha seufzte tief. Diese Besuche, die sie bemerkt, die Falkenberg immer in tiefer Erregung ließen, und über die er nie mit ihr gesprochen, kamen ihr so unheimlich, so gespenstisch vor, daß sie oft im Begriff gewesen war, ihn geradezu um ihre Ursache zu fragen, aber immer hatte sie das Zart-Weibliche in ihr, die Furcht, Falkenberg zu mißfallen, von jeder Erklärung zu-

rückgehalten. Auch war Falkenberg's Gemüthszuſtand eben nicht Vertrauen erweckend. Unmittelbar nach dem Unglück auf der Jagd war er ſehr heiter, ſehr liebenswürdig geweſen; er hatte ſie mit Liebkoſungen und Geſchenken überhäuft, hatte ſich gegen ſie, gegen ihre Verwandte, gegen den kränkelnden, aber immer kalten Schwiegervater in Aufmerkſamkeiten erſchöpft, dann hatten ihn die Geſchäfte in ihre gewaltigen Kreiſe gezogen, und Hertha hatte ihn oft Tagelang kaum zur Tiſchzeit geſehen. Auch nahm ſeine Heiterkeit ab, und ſeine krampfhafte Excentricität in dem Maße zu, als ſich Oscar's Zuſtand in die Länge zog. Mit Betrübniß bemerkte Hertha dieſe neue Falte in ſeinem Herzen, aber ſie wehrte ſich, daran eine tiefere Bedeutung zu knüpfen, ſie war ſogar mit Abſicht zu ihm mit der Freudenbotſchaft über Oscar in der Hoffnung geeilt, daß Falkenberg an dieſer Freude mit dem Edelmuth, deſſen ſie ihn fähig hielt, Theil nehmen würde. »Denn,« ſagte ſie ſich, »gut iſt er, wie Keiner,« aber ſie erſchrak faſt, da ſie das

laut für sich gesagt hatte. Die Thüre ihres Boudoirs ward gewaltsam aufgerissen, Falkenberg stand vor ihr. Es schien, als wenn alles Leben aus seinen Blicken gewichen wäre, er sah Hertha nicht an, er sah seitwärts.

»Mit wem sprachst Du denn eben?« fragte er, sich mühsam fassend.

»Mit mir selbst,« entgegnete sie schüchtern. »Ich dachte an Dich, stellte Dich mir vor, wie Du so engelgut sein kannst, und — sagte es in die Nacht hinein, da es mir die Brust zersprengt.« Sie zog ihn zu sich auf den Divan, legte seinen Kopf schmeichelnd auf ihre Brust, und strich ihm die Haare aus dem Gesicht. »Du überarbeitest Dich,« sagte sie weiter, »Du opferst zu viel dem Staate und Deiner Carriere. Du denkst nicht mehr an mich, die ich Dich so nöthig habe. Ist das Recht?«

Falkenberg sah gerade aus, antwortete nicht, und schien mit einer Vision zu kämpfen. Sie schwieg nun auch, erschüttert in ihrem Marke, ah-

nungsvoll, daß ein neuer Abschnitt beginne. Falkenberg hatte sich beherrscht; er that einen Athemzug, einen tiefen, vollen, schmerzensreichen Athemzug, und sagte: »Ich hatte Besuch, geistlichen Besuch; es war ein Bekannter aus Freyburg da: mehr als ein Bekannter, ein lieber, sehr lieber Freund. Er heißt Anselmus. Du mußt von ihm gehört haben. Seit mehreren Wochen predigt er in der Ursulinerkirche, und Deine Tante Ilmenrein hat ihre Kirche mit der seinen vertauscht. Es ist ein ausgezeichneter Mann, an dem ich nicht weiß, was ich mehr bewundern soll: die Kraft seines Worts oder die Stärke seiner Ausdauer. Er hat großen Einfluß als Lehrer auf mich ausgeübt, ich habe viel, viel von ihm gelernt . . .«

Hier seufzte Hertha, und Falkenberg sah ihr tief in's Auge. »Hertha,« sagte er unendlich weich, »Du verkündigtest mir vorhin, daß Truchsal wahrscheinlich dem Leben geweiht sei; Du weißt aber nicht, wie tödtlich dieser Mann in meine Schicksalsfäden greift.«

Sie drückte ſich erblaſſend an ihn; ſprechen konnte ſie nicht.

»Ich ſage tödtlich, und ſo magſt Du hören, warum es ſich handelt. Du ſelbſt erzähltest mir, daß Oscar einen Geiſtlichen zur Beruhigung ſeines Gewiſſens begehrt habe. Zum Glück für mich ſchickte die Schweſter eiligſt zu dem berühmten Redner, der hier in der Stadt ſchon manche Thräne getrocknet hat. Oscar kennt ihn, wie ich, von Freyburg her; wüßte er aber, daß Anſelmus vielleicht ein eifrigerer Freund als ein discreter Geiſtlicher iſt, er hätte ſich nicht an ihn gewandt. Ich fange jedoch an, an die Gewalt des Zufalls, an ſeine alle Plane durchkreuzenden Neckereien zu glauben. Oscar hat dem Anſelmus ſein Herz ausgeſchüttet, er hat hauptſächlich von mir geredet, er hat ihn gefragt, ob ein an den Pforten des Todes Wandelnder Recht thäte, aus Liebe zum Vaterlande, aus Liebe zum Fürſten, die volle Wahrheit, ſelbſt wenn ſie zerſchmetternd wirke, zu ſagen? Anſelmus hat keinen Rath ertheilen wol-

len, insofern sich Oscar nicht ganz enthülle. Da hat dieser mit hohler schrecklicher Stimme, die durch die zerschossene Lunge wie Röcheln pfiff, angehoben, er wolle eine Geschichte erzählen, eine Geschichte ....«

Hertha fuhr sich mit eiskalter Hand über die Stirn. »Du folterst mich, Edmund, mache es kurz,« bat sie.

»Auf der Jagd habe er im Dickicht immer mir zunächst gestanden, immer habe er meine Augen erblickt, immer das Büchsenrohr gesehen, das auf ihn angelegt gewesen sei ....«

Hertha war vom Divan auf die Knie gesunken. Aus unsagbarer, nicht zu beschreibender Angst barg sie ihren Kopf in die Kissen, wie wenn sie nicht weiter hören könne. Sie blieb lange so liegen, und Falkenberg saß stumm neben ihr. Nur zuweilen legte er seine Hand auf ihr Haupt. Seine Züge drückten den innersten Kampf aus, er schloß mehrmals die Augen, dann riß er sie wieder

auf. Endlich ſiegte er über das Convulſiviſche ſeiner Bewegungen. »Hertha,« ſagte er laut. —

Bei dem Ton der geliebten Stimme ſchien ſie zu ſich zu kommen, ſie richtete ſich auf, ſtrich ſich die langen Locken aus dem Geſicht, blieb aber auf den Knien liegen. Ihr Ausdruck war vollkommen der einer Somnambüle.

»Ich habe Dich erſchreckt. Oscar iſt im Fieber,« ſagte Falkenberg, »aber er kann im Fieber ſterben, und wenn er dem Herzog oder dem Erbprinz ein Wort von dieſen — Phantaſien mittheilt, ſo bin ich in einer kritiſchen Lage. Du mußt mir helfen —«

Sie nickte mit dem Kopf. »Beſinne Dich, Hertha. Die Zeit drängt.«

Sie erhob ſich, ſetzte ſich matt zu ihm, ſah ihn lange an, und fragte tonlos: »Was ſoll ich?«

»Sei mein ſtarkes, mein großes Weib, meine Ebenbürtige, meine Heldenſeele! Du mußt zu Oscar, Du mußt ihn bitten, beſonnen zu ſein. Was ſind das für Träume! Wohin kann das

führen? Dein Wort, Dein Anblick wird auf ihn wirken.« —

Sie hatte ihn mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Schrecken angesehen; es war, als schleudere jedes Wort Falkenberg's Blitze in ihre Seele; dann fuhr sie zusammen. Lange kämpfte sie mit einer ohnmächtigen Athemlosigkeit, die sie kaum sprechen ließ. Immerfort langte sie mit der Hand nach dem Herzen, als habe sie dort den Todesstoß empfunden. Falkenberg wollte ihr zu Hülfe kommen . . . »Laß mich allein,« sagte sie todesmatt, nach manchem Kampf, nach vielem Hin- und Herreden seinerseits — »es soll Rath geschafft werden, nur laß mich allein . . .«

Falkenberg ging. Wie die Thüre sich hinter ihm schloß, wie Hertha nun wirklich allein war, empfand sie eine furchtbare Beengung. »Luft, Luft,« war das einzige, was sie denken konnte. Sie riß das Fenster auf, sie starrte lange in die Nacht hinein. Statt sogleich in den waltenden Moment sich zu senken, flog ihre Seele durch den

ganzen Raum dieſes herzzerreißenden Drama's. Im Nu umfaßte ſie die Vergangenheit und die Zukunft, ihr Glück und ihre Verzweiflung, ihre Liebe und ihre Verachtung; wie dürre Blätter rauſchten die Erinnerungen um ſie; tauſendfältig ward ihr Herz durch verzweifelte Reue, durch unausſprechliches Mitleid, durch Ahnungen der ſchrecklichſten Kataſtrophen zerriſſen. Sie ſah endlich Falkenberg in dem blutigen Lichte ſeiner ganzen Gewiſſenloſigkeit. Einige Minuten hindurch rang ſie mit dem Haß, der an die Pforten ihrer Seele ſchlug, ein Schwindel ergriff ſie beim Anblick dieſes Abgrundes, der ſich vor ihr aufthat .... ſie kam ſich wie im fürchterlichen Rauſch vor, der Kopf drehte ſich in verwirrenden Gedanken, ihre Arterien ſchlugen bis zum Zerſpringen ... »Mein Gott!« rief ſie endlich, »nur die Unglücklichen wiſſen, wie weit die Liebe trägt. Giebt es Grenzen für ſie, iſt ſie nicht die höchſte, größeſte Kraft der Seele?« Sie ging, ruhiger werdend, im Zimmer auf und ab; Oscar lebte ja noch. Gott hatte

Falkenberg's Verbrechen nicht Wahrheit werden laſſen, Gott wollte ihn retten durch ſie .... ſie ſollte das Werkzeug ſeiner unendlichen Gnade werden. Sie ſtand gerade vor ihrem Tiſch, der eine Ecke des Boudoirs einnahm, und auf dem rechts ihrer Mutter Miniaturbild und links Falkenberg's Medaillon lag; Falkenberg zeigte ſich in ihm mit dem ganzen Schmelze einer noch unentweihten Jugend; wie das Auge ſo heiter, ſo erwartungs-, ſo zukunftsvoll auf ihr ruhte, wie es ihr zu ſagen ſchien: »Du biſt mein Genius, verlaß mich nicht« .... Faſt bewußtlos drückte Hertha ihren Mund auf das kalte Glas, dann riß ſie an der Glocke. »Anſpannen,« rief ſie .... und ohne Falkenberg zu ſehen, ohne ſich von ihren Gefühlen von Neuem beherrſchen laſſen zu wollen, nur das Eine, das Größeſte im Auge, ſtieg ſie gefaßt in den Wagen.

15.

Als Hertha in Mariens Zimmer eintrat, fand ſie dieſe mit vieler Sorgfalt gekleidet. Sie ſchien Jemand zu erwarten. »Sind Sie es?« ſagte ſie gezogen, als ſie Hertha erblickte.

»Ja, ich bin es, und ich komme,« entgegnete ſie raſch, wie wenn ſie ſich vor ihrer eigenen Schwäche, vor irgend einem Schwanken in ihr gefürchtet hätte, »ich komme, Sie, liebe Marie, zu bitten, mich zu Ihrem Bruder zu führen: ich habe mit ihm zu reden.«

»Das iſt nicht möglich,« entgegnete Oscar's Schweſter. »Erſtlich iſt mein Bruder äußerſt ſchwach, und das Sprechen wird ihm ſchwer, und dann erwarte ich von Minute zu Minute den Herzog, von dem er ſich eine Unterredung erbeten hat.«

»O, mein Gott, o, mein Gott!« rief es in Hertha, indem ſie wie vom Fieberfroſt geſchüttelt wurde, »iſt es ſchon ſo weit gekommen! Dann muß ich Ihren Bruder ſehen,« ſagte ſie laut, »gleich auf der Stelle ſehen, dann iſt gar keine Zeit zu verlieren!«

Und ohne Mariens Erſtaunen zu bemerken, ohne nur einem andern Gedanken, als dem an Falkenberg's dringende Gefahr Raum zu geben, ſtürzte ſie ſich in Oscar's Zimmer, ſpähte mit blaſſen, verſtörten Zügen umher, ob ſie allein mit ihm ſei, und als ſie Niemand als den todtenähnlichen Kranken auf dem Sopha erblickte, trat ſie raſch zur Thüre zurück, verriegelte dieſe, und näherte ſich dann erſt dem Unglücklichen. Er ſtreckte ihr die magere Hand entgegen; ſie ergriff ſie mit convulſiviſcher Heftigkeit; ſie zitterte an allen Gliedern, es war ihr, als müſſe ſie vor Oscar auf die Knie ſinken, ſeine Hände mit Thränen bedecken, und ausrufen: »Retten Sie Falkenberg!« Doch hielt ſie an ſich, ſchob leiſe einen Stuhl an Oscar's

Canapé, ließ ſich zögernd darauf nieder, und indem ſie ihn ſchaudernd betrachtete, ſagte ſie: »armer, armer Oscar!«

Er lächelte mühſam; ein matter Strahl der Freude drang durch das Auge auf das leidende Geſicht, die Wangen rötheten ſich, er verſuchte, ſich aufzurichten, doch war's nur der erſte Augenblick der Ueberraſchung; gleich darauf trat die Wirklichkeit wieder heran, Falkenberg's Bild ſtand an Hertha's Seite, das Erlittene, Schwergeduldete machte ſich Bahn, er zog ſeine Hand zurück, ſtarrte vor ſich hin, und ſagte nichts, als: »Frau von Falkenberg, Sie hier an meinem Lager!« —

»Als Bittende,« unterbrach ſie ihn leiſe, »als Tiefbetrübte. Ich weiß, daß Sie den Herzog erwarten, daß Sie ihm wichtige Eröffnungen zu machen haben . . . .«

»Eröffnungen?« warf er ein.

Sie aber mit immer ſteigender Todesangſt brach jetzt zuſammen. »Ich weiß Alles, Alles; ich kenne Ihre Anklagen, Ihren Verdacht . . .«

»Kein Verdacht,« rief Oscar, »die Wahrheit ....« Sein Geſicht flammte. »Armes, bejammernswerthes Weib, »ſo weit alſo iſt es gekommen, daß Ihr Gatte wie ein giftiger Wurm ausgeſtoßen und zertreten werden muß.«

»Sein Sie großmüthig,« ſtöhnte Hertha, jetzt wirklich auf die Knie geſunken.

»Gegen wen? Gegen meinen Mörder?« — Hertha zuckte zuſammen. Nach einem kleinen Schweigen fuhr er fort: »Das ginge noch, aber Großmuth üben auf Koſten des Landes, ihn immer tiefer in alle Combinationen eindringen, ihn immer höher ſteigen laſſen, indeß er Alles mit Füßen tritt, das Vaterland und fremde Ehre .... nein, ſein Ziel iſt geſteckt!«

Oscar ſchöpfte Athem aus der wunden Bruſt, Hertha hatte ſich zurück auf den Seſſel neben ihn geworfen, ſie war wie gelähmt. —

»Ich habe viel, viel nachgedacht,« ſagte er weiter, »glauben Sie es mir, ich leide, daß ich Ihr Herz alſo zerreißen muß. Ich hätte früher

reden können, aber ich wußte, meine Worte würden tödtlich sein, so schwieg ich, im Kampf mit meinem innersten, besten Gefühl.«

»O, so schweigen Sie noch länger, verderben Sie mich nicht in ihm,« schluchzte Hertha.

»Kann ich?« fragte Oscar; muß ich an Hertha's edle Gesinnung erinnern, muß ich von meiner Ehre reden? Daß Falkenberg's Kugel diese Brust traf, es könnte Zufall sein, obwohl ich Beweise habe, daß es kein Zufall ist, aber daß die Urkunden von meinem Tische verschwanden, daß sich von ihnen eine Abschrift in dem Ministerium des Herzogs von Linda befindet, das ist so ehrenrührig, so verletzend, daß ich es nicht allein dem Staat, sondern mir selbst, mir vor Allem schuldig bin, den Dieb zu entdecken. Schon deuten einzelne Spuren auf Wege, die zu dieser Entdeckung führen. Der junge Maler leugnet zwar, aber ich habe ihm das Geständniß unter Bitten und Liebkosungen abgepreßt, daß er ein Packet bei Nacht und Nebel aus der Stadt trug.«

Hier bedeckte sich Hertha das Gesicht mit beiden Händen. Dann raffte sie sich empor; es war, als wenn sie größer, fester würde, sie stand vor Oscar . . .

»Ich kenne den Dieb,« sagte sie mit einer Stimme, in der ihr Herz pulsirte, ich nenne ihn, wenn Sie mir versprechen, dann — — — über Falkenberg zu schweigen. Wollen Sie das, wollen Sie Großmuth üben, einen dichten Schleier über den Vorfall auf der Jagd werfen, — schweigen, schweigen, wie das Grab schweigt . . . .«

Oscar sah sie bestürzt, dann staunend an. »Wohlan,« sagte er bitter, »ich schenk' Ihnen den Mörder, aber wer ist der Dieb? Wer hat die Documente entwendet? Wenn Sie Wahrheit reden, wenn Sie mir gestatten, diese Wahrheit zu entdecken — so — falle ein Vorhang über Falkenberg's Verbrechen.«

»Sie schwören mir, daß Sie dem Fürsten nur Eines von beiden sagen wollen?«

»Ich schwöre es!«

Hertha ſammelte ſich zu dem kühnſten Entſchluß, den ſie im Leben gefaßt. Sie war plötzlich zu einer lichtvollen Klarheit gelangt, blickte zu Boden, und hauchte mehr, als daß ſie es ſagte: »Der Dieb war ich!«

Entſetzt fuhr Oscar in die Höhe. Er wollte ihr nicht glauben, er beſchwor ſie, ſich keinem falſchen Wahn, keiner zu übermenſchlichen Aufopferung hinzugeben, er ſprach von ihrem alten Vater, von der Achtung der Welt; ſie ſchüttelte nur den Kopf, und erzählte abgebrochen, aber klar die Art, wie ſie die Documente von Oscar's Tiſch genommen, und ſie dann wieder hingelegt habe. Sie war beſeelt von dem Gedanken an Falkenberg's Rettung, und ſah es kaum, wie Oscar immer dumpfer, immer kälter wurde. Er konnte nicht mehr an Hertha's Schuld zweifeln, die Beweiſe lagen am Tage, ſie ſprach ganz ſelbſtſtändig, ganz überlegend, ſie entſchuldigte ſich nicht, ſie ſah aus wie Jemand, der mit ſich vollkommen abgeſchloſſen hat. In dieſem Augenblicke klopfte Marie an die

Thüre; Hertha schloß sie auf, ein leises Zittern überglitt sie, sie wollte ohne Abschied hinaus, aber Oscar's Stimme rief noch einmal:

»Frau von Falkenberg!«

Sie wandte sich; er reichte ihr schweigend die Hand; sie legte die ihre hinein, ohne daß sie Oscar's Druck empfunden hätte. Alles war still, ernst, feierlich, kein Wort ward gehört, kein Blick wurde gewechselt. Im Vorzimmer traf sie auf den Herzog, der sie anreden zu wollen schien, sie wich ihm aus, sie ging langsam die Treppe hinab, stieg langsam in den Wagen. »Wohin?« fragte der Diener.

»Nach Hause,« erwiderte sie tonlos.

Erst in ihrem Boudoir fand sie sich wieder. Falkenberg stand vor ihr. Sie erzählte ihm den ganzen Vorfall, er schlug verzweifelnd die Hände in einander. Diesen Ausgang hatte er nicht erwartet; er mußte das Schlimmste für sich und Hertha fürchten, und überhäufte diese mit Vorwürfen: daß sie den Heroismus der Liebe geübt und mit ihrem weißen Gewande seine Schuld zugedeckt habe, das

fühlte er nicht, oder wollte es nicht fühlen. Der Boden wich unter seinen Füßen, der Hoffnungsbogen war vom Himmel gestürzt.

Am andern Morgen erhielt er seine Entlassung. Bitter lachend reichte er sie an Hertha. »Dein Werk,« sagte er. Sie versuchte, ihm mildere Gedanken beizubringen, ihn von der Unmöglichkeit, anders gehandelt zu haben, zu überzeugen, er schob alle Schuld auf sie. Sie nahm auch das noch hin; sie behandelte ihn wie einen unglücklich Gereizten, den der Schmerz wüthend gemacht hat. Emsig betrieb sie die Anstalten zur Reise; ihres Bleibens in der Stadt war nicht mehr. Falkenberg war durch die Fürsprache Oscar's dahin begnadigt, daß ihn keine härtere Strafe als die Verbannung traf. Die veruntreuten Urkunden brachten ihm das Vermögen ein, das auf den Preis der Auslieferung gesetzt war. Aber den Ehrgeizigen konnte dieser Besitz nicht befriedigen. Unmuthig ließ er Hertha die Anstalten zur Reise treffen.

»Wohin?« fragte die Arme.

»Nach Italien,« antwortete er dumpf und brütend.

16.

Falkenberg's jetzt so großes Vermögen erlaubte ihm, seine Frau und sich mit Luxus und Behaglichkeit zu umgeben. Sie blieben den ersten Winter in Rom, wo Hertha ein großes Hôtel bewohnte und um sich einen Theil der höhern Gesellschaft, namentlich aber Künstler, versammelte. Sie fand überall Achtung und Vertrauen, eben weil ihre Persönlichkeit, ihre ausgezeichnete Schönheit, ihre Bildung, wie eine Glorie sie umstrahlten; aber Achtung und Vertrauen zogen sich um sie, nicht um Falkenberg. Ihr richtiges Urtheil, das sie in den Gesellschaften feine, weibliche Beobachtungen anstellen ließ, brachte ihr auch hier nur Schmerzen, wühlte auch hier nur tiefer in der einmal empfangenen Wunde: denn Alles, was die

Gesellschaft ausmacht, was spricht und schweigt, was ausgeht und zu Hause bleibt, was impertinent und höflich, vergoldet oder bronzirt ist, was heute spottet und morgen anbetet, heute verleumdet und morgen in den Himmel erhebt, Alles das weiß in weniger als einer Woche, wer der oder der ist, woher er kommt, wohin er geht, wie viel Ahnen, wie viel Geld, wie viel Ehre er hat. In kürzerer Zeit, als der Augen Auf- und Niederschlag erfolgt, mit größerer Schnelle, als die Elektrisirmaschine Schläge ertheilt, wird das gesellschaftliche Räderwerk mit seinen Millionen Zungen, mit seinen Millionen Ohren, Armen und Füßen zum Richter, verdammt oder erhebt, macht glücklich oder elend. Falkenberg vermochte also nichts in dieser römischen Welt, aber Hertha vermochte noch etwas. Sie hatte die Privilegien der Schönheit, — Falkenberg ward »der Mann seiner Frau«: ihretwillen besuchte man ihn, oder lud ihn ein. Der Wechsel seines Schicksals, seine zertrümmerten Hoffnungen, seine hochfliegenden Plane, die ihm

hohnlachend den Rücken gedreht hatten, änderten Charakter und Stimmung. Sonst war er liebenswürdig gewesen; jetzt ward er bitter und einsilbig. Er hatte versucht, sein böses Geschick zu bewältigen, und im Augenblick, wo sich der Abgrund aufthat, hatte er innere Kämpfe, die das Edle in ihm neben dem Gemeinen beurkundeten. Seine falsche Stellung, die immer falscher der Gesellschaft gegenüber wurde, führte Unglücksfälle herbei, die nach und nach das ganze Gebäude dieses häuslichen Heerdes wanken machten. Er hatte das richtige Urtheil, die Gewalt eines fast dämonischen Geistes verloren; daher die Unmöglichkeit, Subtilitäten geltend zu machen, die früher seine Hauptkräfte gewesen waren. Sein Muth sank unter den ewig wiederholten Schlägen, die sein Ehrgeiz erlitt, er fühlte sich entsetzlich unglücklich.

Hertha's Gegenwart war unter solchen Auspicien wie natürlich immer dunkler geworden; sie ahnete beständig ein neues Unglück, sie wußte nicht, woher es kommen, wie es sie treffen würde, aber

es war in der Luft, überall. Nach und nach gelangte sie dahin, daß sie sich selbst vollkommen vergaß. Sie suchte Falkenberg zu überzeugen, daß im engen häuslichen Kreise das Glück wohne. Da die Welt voll Härte und Ungerechtigkeit war, warum die Welt nicht vermeiden? Fand er nicht bei ihr Liebe, Bewunderung, Frieden? So stark war sie, daß sie ihn glücklich machen wollte, er, der mit sich zerfallen war. Ihre Kraft wuchs ihr aus den auf den Weg gerollten Felsstücken; sie hatte den ganzen Heroismus ihres Schicksals. Falkenberg ließ sich überreden; er schloß sein Haus und lebte eine Zeitlang nur für Hertha. Das waren Hertha's letzte Lichtmomente, aber in diesen Lichtmomenten ging auch der Stern ihres Lebens unter. Falkenberg war einer jener excentrischen Charaktere, die Alles mit Hast betreiben, die nie an demselben Ort bleiben, die abreisen, sobald sie angekommen sind, deren Leben ewiges Geklapper, ewiger Kraftaufwand ist; vielleicht war's auch das Gefühl, vor sich selbst fliehen zu müssen, das ihn

ſo raſtlos machte; er erſehnte ein ungeheures Unglück oder ein großes Glück, wie er ſagte; das Leben war ihm Aſche, todte Aſche. Er verließ Rom und ging nach Neapel. Dort feſſelte ihn eine Zeitlang die grandioſe Umgebung, die Flammen des Veſuvs, das Leuchten des Meers. Der Toledo und die Chiaja unterhielten ihn; die Lazzaroni's machten ihn lachen. Er ließ ſich öfters in's Meer hinausrudern und gab ſich für Stunden einer träumeriſchen Exiſtenz hin.

In dieſer Zeit gebar ihm Hertha einen Sohn. Im erſten Augenblicke des Entzückens drückte er das Kind mit faſt fanatiſcher Liebe an ſich; dann ward er plötzlich düſter, legte es in die Wiege zurück und ſagte mit leiſer Stimme: »Es iſt unglücklich, es hat keine bürgerliche Stellung!« — Die höchſte menſchliche Freude war für ihn ein erneueter Schmerz, ein grimmiger Widerhaken, der ſeine zerriſſene Seele noch mehr zerriß. Hertha hingegen fand in dieſem Glück einen Troſt, der Falkenberg oft ungeduldig machte. Für ſie war

das Muttergefühl der Höhepunkt aller Gefühle; in ihm geſchah es ihr, Falkenberg wenigſtens auf Augenblicke zu vergeſſen. Das war ein neues Unglück. Das Haus behagte ihm nicht mehr; Hertha nährte ihren Knaben ſelbſt, ſie war abſorbirt, zuweilen kränkelnd. Weniger als das hätte genügt, um Falkenberg wieder die Geſellſchaft ſuchen zu laſſen. Er machte die Bekanntſchaft einiger Franzoſen und fing an zu ſpielen.

Zuerſt gewann er ungeheuere Summen. Einige Monate vergingen. Die Freiheit ward ihm immer lieber; er bezog ein entlegenes Zimmer und überließ Hertha die bel-étage. Oft, ſehr oft kam er nicht zu Tiſche, noch öfter war er zerſtreut, ungleich, ironiſch. Sie verſuchte, ihm Vorſtellungen zu machen, er wies ſie kurz und beſtimmt zurück; dem unbedingteſten Vertrauen war eine Todtenſtille gefolgt. Erſt litt Hertha unausſprechlich für ſich, dann litt ſie auch für ihren Knaben. Sie ſah vollkommen ein, daß durch Falkenberg's Schuld an keine bürgerliche Stellung zu denken ſei. Von Tag

zu Tag ward die Ahnung von einem über sie hereinbrechenden Unglücke deutlicher. Mit Angst blickte sie auf sein von durchtobten Nächten durchfurchtes Angesicht. Seine angenommene, forcirte Heiterkeit, seine Witzeleien waren ihr schrecklicher, als sein brütendes, trauriges Wesen. Er hatte großes Geschick für's Spiel und war, was die Franzosen sagen: un beau joueur. Sein Vermögen rollte auf dem grünen Teppich, er verlor oder gewann mit wunderbarem Anstand und ward bald eine Berühmtheit in Neapel, besonders für die, die wie er zu schnell das Leben abgeschäumt hatten und nun im Spiel neue gewaltsame Empfindungen schöpften. Man fetirte ihn in den Spielhäusern und im Clubb: er gab monatlich einmal bei sich ein großes Diner, das alle Leckerbissen der Welt bot. Bei solchen Gelegenheiten erschien Hertha, aber da sie sich vollkommen allein unter Männern sah, begriff sie, daß — wenn Falkenberg einen neuen Plan verfolgte, dieser neue Plan ihm eben nicht größere Achtung zuzog. Von der gewagten

Höhe seines Spiels wußte sie nichts, jedoch ahnete sie, daß er in Geldverlegenheiten verwickelt sei. Früher hatte er ihr theilweise die Casse überlassen; seit einiger Zeit bezahlte er ihr ein Monatsgeld, das für alle Bedürfnisse hinreichen mußte. Sie war so einfach erzogen, daß die ihr auferlegten Entbehrungen für sie fast ungefühlt vorübergingen; auch empfand sie täglich mehr, wie ein Blick von Falkenberg, ein freundliches Wort ihr lieber als alle Schätze der Welt waren. Je seltner sie solche erhaschte, desto mehr dürstete ihre Seele darnach. Vielleicht hoffte sie sich selbst unbewußt, daß ein Mann nicht Jahrelang so viel verschwendete Liebe annehmen könne, ohne sie einmal vollkommen zu erwidern; sie wartete also auf den ersten rückkehrenden Strahl dieser Liebe, die alle Knospen des Herzens erschließen würde.

Falkenberg hatte indeß so viel gespielt und so viel verloren, daß er nahe daran war, ein Bettler zu werden. Der letzte Abend hatte ihm fünfzigtausend Franken gekostet; wenige Tage und das

Elend bot ihm die dürre Knochenhand. Da fiel ihm in ſeiner Todesangſt Hertha's Juwelenkäſtchen ein; es war zum wenigſten hunderttauſend Franken werth. Er rieb ſich vor Entzücken die Hände. »Das wird die Löcher ſtopfen,« rief er ganz heiter.

Gegen ſeine Gewohnheit trat er zum Frühſtück bei ihr ein. Sie ſaß mit dem Kinde auf dem Schooß auf dem Balkon und betrachtete die Morgenbeleuchtung. Einige Orangenbäume beſchatteten ſie. Sie war kräftiger und ſchöner geworden; ihre Haare ſchlugen ſich in dicken Flechten nach hinten zu einem Knoten. Zwar war ſie blaß, aber es war nicht die farbloſe Bläſſe der Krankheit, es war die des Nachdenkens und der Ergebung. Sie hatte viel erlebt, viel gelitten; weil ſie es ernſtlich meinte, hatte ſie es würdig ertragen; es hatte ſich abgelagert in ihr und geſichtet.

Ein Schimmer der reinſten Freude fiel auf ſie, als ſie Falkenberg erblickte. »Sieh nur dieſe Morgenbeleuchtung, die ſich ohne das leiſeſte Wölkchen mit dem tiefen Blau des Himmels vermählt. Ita-

lien hat einen Duft der Schönheit, den Deutschland nie erreicht,« rief ſie ihm entgegen.

»Du biſt engelgut, Hertha, mir das zu ſagen, aber ich weiß doch, daß Du Dich heimwärts ſehnſt,« entgegnete er ſchwermüthig.

»Quäle Dich nicht mit Schattenbildern,« ſagte Hertha lebhaft. »Warum zweifelſt Du an meiner Liebe? Hier an dieſem Herzen iſt meine Heimath, hier fühle ich den Pulsſchlag meiner Jugend.« — Sie klopfte ihm ſanft auf die Bruſt und er ſchlang — zum erſtenmal ſeit langer Zeit — den Arm um ſie.

»Wollen wir nach Sorrent?« fragte er freundlich.

Sie ſchlug vor Freude in die Hände. »Ja, nach Sorrent,« rief ſie entzückt, »ich habe oft zu ihm hinüber vom Balkon aus geblickt, durfte Dich aber nicht in Deinen Beſchäftigungen ſtören.«

Der Knabe ward Gertruden, die Hertha auf der Reiſe begleitet hatte, anvertraut, und nun ging es ſchnell die Treppe hinab, in eins der Böte, die

beſtändig ſegelfertig am Ufer liegen. Falkenberg war ganz der alte: ſie hatte ihn wiedergefunden mit ſeinen Liebenswürdigkeiten, mit ſeinem hinreiſſenden Humor, mit ſeinen tändelnden und ernſten Worten. Im Nu war die Gegenwart hinunter: die Vergangenheit erſtand, die ſüße, beißbeweinte, unvergeßliche Vergangenheit. Wie ſie jubelte und ſcherzte, ſich anſchmiegte, und auch wohl einmal trotzte, dieſe gute, leichtgläubige Hertha, wie ſie ſich im Boot ihm zu Füßen ſetzte, und neckend von Caſtellamare aus auf ihrem Eſel voraneilte, und ſich hinter dicken Orangenſtämmen barg! — Plötzlich blieb ſie vor einem Gebäude ſtehen, das ſich vor ihr, mit einer hohen Mauer rings umſchloſſen, ausbreitete, und aus dem jetzt eben ein feierlicher Kirchengeſang tönte.

»Dürfen wir hinein?« fragte ſie den Führer.

»In die Kirche, ja, aber nicht in's Kloſter,« entgegnete er; »es iſt ein Carmeliterkloſter, und die Regel iſt ſtreng.«

Falkenberg und Hertha traten in die Kirche.

Der eine Theil war für die Landbewohner bestimmt; der andere gehörte den Nonnen. Eine Balustrade trennte die Carmeliterinnen von den Betenden; das Chor, das sie aufnahm, war mit einem Vorhang versehen, dennoch konnte man sie bei ihrem Ein- und Austritt beobachten. Sie gingen paarweise, langsam über eine Gallerie, welche die Kirche von dem Kloster trennte, und dieser Augenblick war für alle Anwesenden von ergreifendem Interesse. Das Hochamt hatte begonnen und die Nonne, welche die Orgel spielte, erregte Falkenberg's Bewunderung. Die Composition schien Rossini anzugehören, wenigstens fanden sich in ihr alle modernen leidenschaftlichen Regungen wieder, die dieser Componist in seinen Werken niederlegt. Durch eine seltsame Laune aber ging die Nonne plötzlich in ein klagendes englisches Lied über. Wie ein Vogel im Käfig flatterte sie auf den Noten hin und her, bald ihre Gefangenschaft preisend, bald sie beweinend. Es schien, als wolle sie von einer Vergangenheit erzählen, die Lust und Schmerz,

Entzücken und Elend enthalten hatte; dann kam sie langsam in die Gegenwart zurück. Rossini's Geist schwebte über der Orgel; die Schwingungen wurden melancholischer, die Melodien nahmen einen tiefsinnigen, wühlenden Charakter an, bis endlich das Amen! aus den Kehlen aller Nonnen angestimmt, das Hochamt beendete. Aber inmitten dieses Amen! hatte eine helle Stimme getönt, heller als die anderen; sie war tief in Falkenberg's Brust gedrungen. Rief sie ihm doch eine verschollene Zeit zurück, eine Zeit des Wahnsinns, der Liebe und des Glücks! Die Stimme schien ihm zu sagen: »Ich bin hier, aber mich deckt das Leichentuch des ewigen Gelübdes. Du sollst mich hören, mich erkennen, aber Du wirst mich nicht wieder sehen!«

Lange blieb Falkenberg auf seinen Knien liegen; er sah dem Zuge der Nonnen nach; er erblickte ganz deutlich Arabella-Fancy, so sehr die Falten des groben Gewandes und die dichten Schleier sie unkenntlich machten, er wollte ihr nach

..... Hertha hielt ihn am Arme zurück. »Wie biſt Du doch ſo ergriffen,« fragte ſie beſorglich.

Er faßte an ſeine Stirne, überzeugte ſich, daß Hertha nichts bemerkt habe, und führte ſie hinaus in's Freie. Dort bat er ſie, ſeiner unter den Orangenbäumen zu warten; ein Bild in der Kirche habe ihn lebhaft angeſprochen, er wolle es noch einmal ſehen. Er trat in den Kloſterhof zurück, und ließ ſich bei dem Beichtvater der Carmeliterinnen melden. Ein großartiges Gefühl, wie der Tod, ergriff ihn, als er vor dem ehrwürdigen Herrn ſtand. Er erkundigte ſich, ob Arabella Smithſon ſich unter den Nonnen befände.

Der Geiſtliche ſann hin und her; »Arabella Smithſon? ... er wußte ſich nicht zu orientiren.«

»Vier und zwanzig Jahr alt, und Engländerin,« ſagte Falkenberg haſtig.

»Hier haben die Dienerinnen des Herrn weder ein Alter, noch ein Vaterland,« entgegnete der ſtrenge Her. Falkenberg fühlte ſich von Grauen erfüllt. Endlich fand ſich der Geiſtliche in ſeinem

Gedächtniß zurecht. Vor acht Monaten sei Arabella angelangt, und habe nach sechs Monaten ihr Noviziat vollendet. Sie sei eine der eifrigsten Nonnen. Ihr Vermögen habe sie theilweise dem Kloster, theilweise dem Bruder Anselmus in Freyburg, der sie bis nach Sorrent begleitet, übergeben. Mehr erfuhr er nicht. Träumend kam er zu Hertha zurück. Der Tag war ihm mit Leichenduft erfüllt, er verlangte nach Hause. Hertha war den Wechsel in seiner Stimmung gewohnt, der heutige fiel ihr nicht auf. Dazu war er liebevoll, freundlich, anschmiegend; ihr armes Herz hatte zu lange jeder Liebkosung entbehrt, um nicht hingerissen von diesem Scheinglück zu sein. Abends hatte Falkenberg seine Heiterkeit wiedergefunden. »Laß Dich von Gertruden einmal schmücken, ich habe Dich so lange nicht schön gesehen,« bat er.

»Gefalle ich Dir denn nicht immer?« entgegnete sie schmollend.

»Immer, aber wir sind Menschen. Wir bedürfen der Anregung. Geschwind, mach' Dich schön.«

Hertha lachte, und trat eine halbe Stunde darauf in himmelblauem Flor mit Rosen geschmückt zu Falkenberg. »Und Deine Diamanten?« fragte er zögernd. »Hole doch das Kästchen.«

Sie saßen beide auf dem Sopha. Das Kästchen ward aufgeschlossen. Der eigenthümliche Geruch hatte sich erhalten. Tändelnd nahm Falkenberg die Rivière heraus, und schlang sie um Hertha's Stirne, dann hakte er ihr die Ohrringe ein, und schmückte sie mit den Perlenschnüren.

»Wie eine Königin siehst Du aus,« sagte er kosend. Plötzlich nahm er eine nachdenkende Stellung an, und schien in sich verloren.

»Erst so heiter, und nun so ernst?« fragte Hertha ängstlich.

Er schlug die großen durchbohrenden Blicke zu ihr auf. »Ich dachte,« sagte er langsam, ob die Liebe einer Frau wohl so weit ginge, daß sie Alles, selbst ihre Diamanten opfern könne.« — Er lachte bitter. Hertha, die ihn nicht verstand, fühlte sich verletzt: sie schwieg. Dann nahm sie langsam

die Steine, ließ ſie durch die Finger laufen, und ordnete ſie behutſam im Käſtchen.

»Glaubſt Du, daß die Liebe einer Frau ſo weit geht?« fragte er, ſanfter geworden.

»Sie geht weiter,« ſagte ſie, und lehnte ſich an ihn.

»So gieb mir den Kaſten!« — Sie fuhr auf, ſah ihn groß an, und ſagte: »Wie magſt Du ſo ſcherzen!«

»Ich ſcherze nicht, Hertha. Ich bitte Dich um dieſen Beweis Deiner Liebe. Ich bin in Geldverlegenheit . . . für kurze Zeit . . .« ſetzte er tröſtend hinzu. »Auf dieſe Juwelen zahlt man mir Geld.«

»Es iſt nicht der Diamanten wegen, aber weil ſie meiner Mutter gehörten, wie . . . ſie einſt unſern Kindern gehören werden,« ſagte ſie. »Ich habe noch die tauſend Thaler, Du weißt, das Reiſegeld vom Onkel Wolfsburg, als wir von der Heimath Abſchied nahmen, mein Vater kalt blieb, und nur der gute alte Onkel aufthauete. Nimm die . . .«

Sie eilte an ihren Tisch und legte Falkenberg das Geld mit beidseligem Gesichte hin.

Er war aufgestanden, und lehnte mit der Stirne an den Fenstern der Balkonthüre. Es kochte in ihm vor Unmuth über sich und über Hertha. In diesem Augenblicke wäre er einer Gewaltthat fähig gewesen, doch faßte er sich und sagte: »Wenn ich Dich um Deine Juwelen bitte, so geschieht es, weil ich sie nöthig habe. Ich stehle, wo ich befehlen könnte.«

Sie war todtenblaß geworden. »O, Edmund,« rief sie. »auf welchen Wegen wandelst Du? was geht in Dir vor? nach welchem Geist handelst Du?«

»Willst Du predigen,« warf er hin. »Glaubst Du, daß das die Bestimmung des Weibes ist?«

Aber als er sah, daß sie immer bleicher ward, streuete er Worte wie Blumen vor sie hin, umstrickte sie mit tausend Liebkosungen, beruhigte sie ganz, tauchte mit ihr unter in alle Wonnen der Liebe, schmeichelte ihre Sorgen, ihre Schmerzen,

ihre Zweifel hinweg und gab ihr dafür das Hochgefühl seiner höchsten, einzigen Neigung. Wie klein hätte sie sich geglaubt, wenn sie nur einen Blick für ihre irdischen Schätze gehabt hätte! Sie drang Falkenberg die Juwelen auf, sie war nicht ruhig, bis er Alles, Alles genommen hatte. Lächelt nicht, Ihr Frauen! Sie hatte viel für Falkenberg vermocht. Das letzte Opfer — ihre Juwelen — ob sie es wohl für das größte gehalten hat? — Manche unter Euch — gewiß!

17.

An dem Tage, wo Falkenberg sich so plötzlich von einem Orte, der seine Höhe und seinen Sturz gesehen hatte, entfernen mußte, war der Erbprinz zu Nancy getreten.

»Zeit meines Lebens,« sagte sie, »habe ich mit feindlichen Mächten zu kämpfen gehabt, die theils in, theils außer mir hauf'ten. Bald war's die

Phantasie, die mich fortriß, bald war's der Ehrgeiz, der mich hinaus in die Welt stieß. Ich wollte Alles anders, als Andere; ich glaubte einen Freibrief zu haben, den ich anwenden dürfte auf das Heiligste. Hätte mich Falkenberg wahrhaft geliebt, hätte ich mich mit der Unbezwinglichkeit meines angebornen Charakters ihm anschmiegen und meine Leidenschaftlichkeit an seiner Kraft auflösen können, ich wäre gerettet gewesen. Statt dessen fiel ein Bittropfen nach dem andern in meine Seele und es floß endlich ein Wermuthsstrom über sie, der alle Blüthen zu tödten drohte, wenn — Sie nicht gewesen wären. Nein — sehen Sie mich nicht so bodenlos traurig an. Ihre Hingebung that mir wohl, und wenn ich mich nicht losreißen konnte von hier, wenn ich nicht den Befehlen des Herzogs folgte, so war's, weil mir das Bleiben süß schien.-

Der Erbprinz schwieg. -Wer wagt es,- fuhr Fanny nach einer Pause fort, -über Menschen und Verhältnisse so abzuurtheilen? Sie nennen meine Handlungen Ihnen gegenüber kalt, Sie klagen mich

der Härte und der Gewissenlosigkeit an. und Sie ahnen nicht, was es heißt, gegen das Gefühl seiner Erniedrigung anzukämpfen. Wie, weil ich einmal gesunken war, hieß das, daß ich nie wieder aufstehen würde? Sie sind zu jung, um nicht gut zu sein: so begreifen Sie, daß Fehler neben guten Eigenschaften bestehen können. Gott allein hat das Recht, einen Urtheilsspruch über mich zu fällen. Menschen können nur Eins üben: Vergebung!-

Es war das letztemal, daß diese beiden Menschen in Berührung kamen. Fanny verließ die Residenz, ohne daß man wußte, wohin sie sich wandte. Kurz darauf schloß der Erbprinz zum Jubel des Landes eine Verbindung mit der Prinzeß von Linda, die alle Grenz- und Erbfolgestreitigkeiten endeten. Er ging seinen Weg mit stummen Muth aber mit blutenden Füßen. Das Schicksal will, daß Kronen durch Herzen bezahlt werden. Im bürgerlichen Leben kann die Liebe Zweck sein, im öffentlichen und fürstlichen ist sie ein Traum, eine Laune, hier und da eine Leidenschaft, nimmer et-

was Bleibendes. Die Ehre, das iſt der Denkſtein des Fürſten, das Wohl des Landes, das iſt ſein Lorbeer. Jede Sphäre hat ihr Schickſal und ihren Schmerz. Es iſt nichts ſo zart und nichts ſo ſtark, nichts ſo groß und nichts ſo klein, als — das Herz.

Die Juwelen zu Gelde gemacht, erfuhr Falkenberg, daß ſich in Nizza eine Maſſe Fremder aufhielt, die mit großen Summen verſehen, ein hohes Spiel ſpielten. In Neapel war ſeines Bleibens ohnedies nicht, ſo beſchloß er, nach Nizza zu gehen. Sein Ton, Hertha gegenüber, war wieder einſilbig, trocken, oft befehlend geworden. Die neue Reiſe erſchreckte die Arme, obwohl ſie für ihre Angſt keinen Ausdruck fand.

In Nizza blühten die Mandelbäume, die Anemonen und Veilchen hatten Duft und Farben, die Wieſen waren von den bunten Blumen wie überſäet. Das entzückte Hertha ſo, daß ſie wieder zu leben anfing. Nizza war ganz für ſie geſchaffen, es war eine Idylle, die ſie plötzlich für das kär-

mende, volkreiche Neapel schadlos halten wollte. Der liebste Punkt war ihr das Château de St. André, das in geringer Entfernung von der Stadt auf einem Felsvorsprung lagert; das Schloß stand leer, da der Besitzer in Savoyen lebte und die zerbrochenen Fensterscheiben contrastirten mit den mit Fresken und Goldleisten verzierten Sälen. Aber auch am Meere war Hertha gerne, da, wo ihr Niemand begegnete und sie allein war mit sich und ihren Gedanken. Sie nahm dann wohl ein Buch mit, und Gertrude ging neben ihr mit dem Kinde auf dem Arme. Es war ein überaus schöner Knabe, der Falkenberg zum Sprechen ähnlich sah. Das Meer magnetisirte Hertha. Dies Kommen und Schwinden der Wellen, dies Auftauchen und wieder sich Ueberstürzen, dies Seufzen und dies Donnern beschwichtigten sie wunderbar. Sie sah in diesen auf- und niedersteigenden Wogen, in dieser krausen Oberfläche und in dieser endlosen Tiefe — ihr eigenes Leben, sie sagte sich: was ist all' dies Streben, all' dies Müden, all' dies Jagen? nichts

als Schaum. Aber im Grunde liegt in köſtlicher Perlmutterſchaale die glänzende Perle der Liebe, die muß ich bewahren!

Falkenberg hatte im Anfang großes Glück. Er gewann faſt dreimalhunderttauſend Franken. Mit dieſer Summe beſchloß er eine Bank zu errichten. Wer kann das Leben eines Spielers ſchildern? Bald iſt er König, bald iſt er Bettler, bald iſt er im Himmel, bald iſt er in der Hölle. Und glaubt Ihr, daß er das Geld liebt, das an ſeinen Händen klebt, das ihm zufliegt und wie Waſſer zerrinnt? Nein, er liebt nur die brauſende, wühlende, verzweifelnde, nervenerzitternde Empfindung: er liebt nur ſein Hangen und Bangen, ſein Hoffen und Zagen. Das Gold iſt für ihn Symbol Alles deſſen, was ſein leidenſchaftliches Herz erſehnt und nicht erreicht, es iſt ſein Gott, ſein Teufel, ſeine Liebe, ſeine Religion, ſein Glaube, ſeine Poeſie ... wie ein wahnſinniger Bootsmann hat er ſich auf's offene Meer im zerbrechlichen Kahn gewagt; ehe er zerſchellt wird, kämpft er, kämpft wüthend, bald

mit den Wellen, bald mit ſeiner eigenen unbezwinglichen Kraft ....

Es waren viele Fremde in Nizza, und täglich kamen neue. Hertha bewohnte ein kleines Quartier, außerhalb der Stadt; ſie ſah Falkenberg ſelten. Hatte er gewonnen, ſo kam er in der beſten Laune von der Welt und begleitete ſie hier und da auf ihren Spaziergängen. Dann war ſie glücklich. Verlor er, ſo zeigte er ſich entweder gar nicht, oder er war brütend, barſch und ungleich. Sie hatte nach und nach die ganze Wahrheit errathen, und ſich in ihr Geſchick ergeben. Was konnte ſie auch gegen die Gewalt dieſes Mannes, ſie, die nichts wußte, als zu lieben! —

Eines Tages ſaß Falkenberg wieder am grünen Tiſch. Es hatten ſich viele Spieler verſammelt; die Bank war im Nachtheil. Am Abend vorher ſchon hatte ſie hunderttauſend Franken verloren und heute blieben nur fünfzigtauſend. Ein Engländer, der beſtändig auf die Nummern pointirte, gewann ſo unerhört, daß Falkenberg zum er-

ſtenmal ſeine Geiſtesgegenwart zu verlieren ſchien. Er ward immer blaſſer, lächelte aber immer greller.

Zwiſchen den Geſprächen, die unter den Anweſenden geführt wurden, drehte ſich eins lange um einen kranken Deutſchen, der in Nizza angelangt, den dort anweſenden berühmten Arzt conſultiren wollte. Unwillkürlich mußte Falkenberg an Oscar denken; das machte ihn immer dämoniſcher.

»Messieurs, faites votre jeu! Rien ne va plus« — mehr hörte man zuletzt nicht in dem ſchlechterleuchteten Saale ... die hohlen und doch gewichtigen Worte fielen wie plätſchernde Tropfen in die ſchweigende Tiefe. Zuweilen, wenn die Bank immer bedeutender verlor, lachte Falkenberg hell auf, ſpielte aber dann gleich weiter.

Es mochte Mitternacht ſein, als eine kranke, gebückte Geſtalt an den Roulettiſch trat. Unbemerkt ſah der Fremde dem Spiele zu. War es Krankheit oder innere Erregung, zitternd hielt er ſich am Rande des grünen Tiſches feſt. Die Bank war dem Bruche nahe. Immer dünner ſchmolzen die Summen des Croupiers zuſammen. Es entſtand eine fürchterliche Pauſe. Der mit beiſpielloſem Glück gewinnende Engländer hielt einen Au-

genblick inne, als wollte er den Bankhalter das ganze Gewicht dieſer Pauſe fühlen laſſen. Dann ſetzte er auf noir. In dieſem Augenblick legte der bisher unbeachtete Fremde zu dem Einſatz des Engländers eine kleine, bleierne Kugel und ſagte: »il faut venir en aide à la fortune de Monsieur de Falkenberg.«

Falkenberg ſprang heftig vom Sitze auf, faßte den Eingetretenen in's Auge, ſchwankte, taumelte, fuhr mit der Hand über die Augen, lächelte, ſetzte ſich wieder und ſagte humoriſtiſch: »c'est drôle cela!«

Mit einer faſt convulſiviſchen Haſt hatte er das Rad in Bewegung geſetzt. »Messieurs, faites votre jeu,« ſagte er mit unmerklich zitternder Stimme: »Le jeu est-il fait? . . . Rien ne va plus.«

Es wurde ganz ſtill im Saal: Falkenberg gewann, gewann die Summe und die Kugel. Sie rollte langſam, fataliſtiſch auf Falkenberg zu: er nahm ſie, prüfte ihr Gewicht in der Hand, erhob ſich, ſah ſich groß, ſtolz, feſt, faſt trotzig um, ſprach nicht, grüßte nicht, ſchritt durch die ſcheu zurückweichende Maſſe der Thüre zu, ſandte einen letzten

Blick auf den in ſich zuſammengeſunkenen, tiefgebückten Fremden, der ihm nach wollte, und .... fünf Minuten darauf zitterten die Fenſter von der Detonation eines Piſtolenſchuſſes, — Falkenberg hatte geendet.

Um zwei Uhr in der Nacht brachte man Falkenberg in das Haus ſeiner Frau. Sein Geſicht hatte den Ausdruck jener Ruhe angenommen, die dem Tode ohne vorhergegangene Krankheit eigen iſt. Die Kugel war dem Unglücklichen durch's Herz gegangen.

Hertha vergoß wenig oder keine Thränen; aber wenn man ihr ſpäter, wo ſie nach Deutſchland zurückkehrte — und ſich ausſchließend der Erziehung des Kindes widmete, auf den Knaben deutend, ſagte: »Ganz das Ebenbild des Vaters!« überflog es das blaſſe leidende Antlitz mit ſtiller, glühender Freude.

Der Fremde aber, der ſo plötzlich Falkenberg's Schickſal den Ausſchlag gegeben hatte, war Oscar.